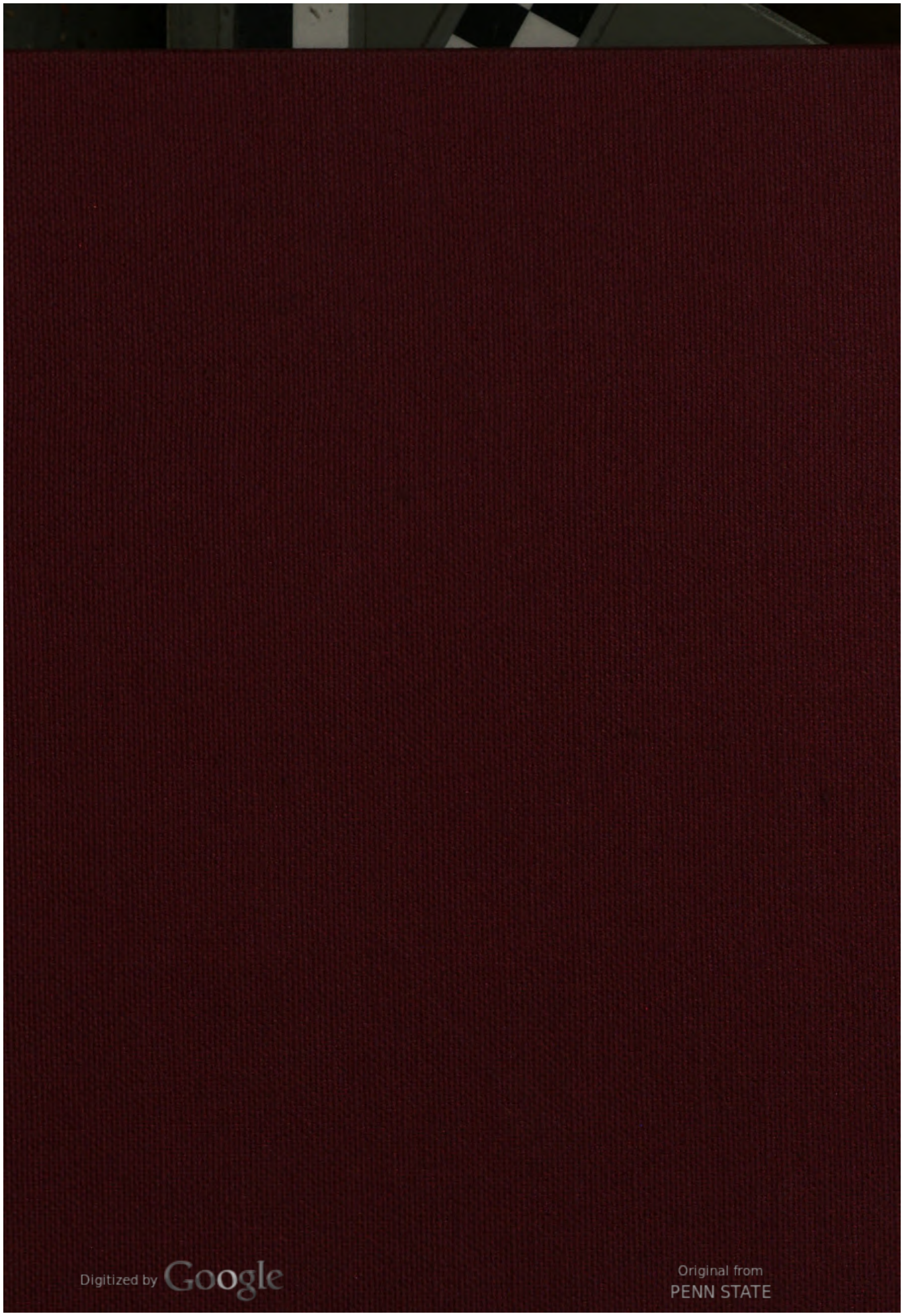

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-27 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Herausgeber:

Ludwig Thoma und Hermann Hesse

Fünfter Jahrgang 1911

Vierter Band

(Oktober bis Dezember)

MÜNCHEN 1911

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des vierten Bandes 1911

Hauptteil

Politik

	Seite
A., Mr. Repington	244
Karl Augst, Der Dardanellenstreit	417
Dr. Hans Barth, Guerra! Guerra!	241
Karl Bleibtreu, Das türkische Heer	499
Otto Corbach, Äußere Politik und öffentliche Meinung	376
Alexis Freiherr von Engelhardt, Rußland wieder an einer Wende	332
Adolf Grabowsky, Gustav Landauer	50, 83
Professor Otto Harnack, Vom alten Reichstag zum neuen	449
Conrad Haußmann, M. d. R., Am Schluß des Marokkostreites	1
Bei der Reichstagseröffnung	81
Schluß!	201
Die berliner Hochspannung	289
† Die nervöse Reichstagsperiode 1907 bis 1912	414
Rechtsanwalt Wolfgang Heine, M. d. R., Ein Skandal	129
Heinrich Hutter, Aufmarsch, Wahlkampf und Taktik	451
Dr. Oskar Friedrich Luchner, Hat das Kongogebiet eine Zukunft? (Eine Unterredung mit Herrn de Meulmeester, Generalkommissär des Kongostaates)	121
Dr. Freiherr von Mackay, Der jungtürkische Verfassungsstaat, seine Probejahre und Zukunftsaussichten II	248
Balfour-Bonar Law	369
Englands Weltpolitik unter Sir Grey	489
M. R., Der Prinzregent und das Zentrum	373
Dr. Ernst Müller-Meiningen, Der bayerische Sturm!	329
G. H., Perris, Sir Edward Grey und die Julikrisis	409

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Julius Sachs (Wien), Das Kretaproblem im Rahmen der türkischen und der griechischen Politik 41
Englands Hand! 163
Die Konferenzidee zur Lösung der orientalischen Frage 204
Der Tripoliskrieg 421
Die elfte Stunde in Persien 454
Ludwig Thoma, Kongo 161
Deutschlands Demütigung, Gedanken eines Unpolitischen 292

Volkswirtschaft

Ludwig Sinzheimer (München), Der Kampf gegen den neuen Feudalismus 6

Wissenschaft

Hans Dominik, Angewandte Photographie in Wissenschaft und Technik 380
Exzellenz Generalleutnant von Hoffmeister (Heidelberg), Das Höhlenkloster Sumela, südlich Trapezunt 90
Professor Dr. Hugo Koch, Franziskaner 504

Kunst und Kultur

Friedrich Daab, Preußische Jugendpflege 338, 385
Hermann Hesse Vom Schriftsteller 184
Schöne Bücher 296, 345
Hans Kyser, Georg Büchner 210
Paul Mahlberg, Spielzeug 458
Hermann Nötzel, Hektor Berlioz 511
Professor Dr. Levin L. Schücking (Jena), Die Herkunft unserer Philologen 171
Margarete Siebert, Kleist und Goethe 255, 301
Dr. Herbert Stegemann, Kunst, Literatur und Kritik . . . 12, 56
Hermann Uhde-Bernays, Hugo von Tschudi 426

Erzählungen

W. M. Harteweld, Das Stück Seife. Frei aus dem Russischen übertragen von Dr. Karl Nötzel 223, 266
Hermann Hesse, Pater Matthias 347, 390, 431

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Adolf Köster, Der verlorene Ton 463, 516
Hans Joachim Freiherr von Reitzenstein, Erbsünde 468
Otto Rung, Luftpilot Jacquelin (Schluß) 19
Dr. Herbert Stegemann, Das Grab des Dichters 309
Otto Stoessl, Der Kinematograph 63, 99, 139
Ludwig Thoma, Lottchens Geburtstag. Lustspiel in einem Akt 134, 177, 217

Rundschau

Politik

Dr. Rudolf Breitscheid, Technikerstreik 229
Max Brod, Das kriegerische Paris 188
Otto Corbach, Die chinesische Revolution 147
Amerikanische Politik 523
Gaiserich, Das bayerische Junkertum im Dienste des Zentrums . . 400
Julian Marcuse, Bauernelend 403
Dr. Karl Nötzel, Die russische Revolution 526
Dr. R. Prévôt, Frankreichs koloniale Handelspolitik 357
Julius Sachs, Ein neuer Erfolg des britischen Imperialismus . . 150
Der Balkan und der Tripoliskrieg 276
Der spanisch-französische Marokkokonflikt 317
Otto Seidl, Die ungarische Wahlrechtsfrage 474
Ludwig Thoma, Vom verflossenen Zentrum 361

Volkswirtschaft

Dr. Alfons Goldschmidt, Wasser 34
Wolken 73
Olet 111
Mixtum oeconomicum 153
Das wirtschaftliche China 190
Reine Werke 231
Die Havensteinpredigt 279
Depositenschutz 359
Miserere 401
Verschleierungsschutz 439
Valorisationen 472
Provisionen für den lieben Gott . . . 522

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Kunst und Kultur

Germanus, Die Persönlichkeit Gottes neu bewiesen 32
Carl Jentsch, Sünde und Erlösung 108
Dr. Karl Nötzel, Vom Erleben des Monismus 476
Georg Queri, Ein österreichisch-bayerisches Wörterbuch 441
Verus, Religiöse Freiheit 71

Glossen

	Seite		Seite
Aus der Barnum-Perspektive	36	Frankreich und Tripolis	196
Die Wissenschaft und der neue Herr!	37	Maximilian Harden und die Thronfolger	197
Wächter der Sittlichkeit	39	Die Bedeutung des Impressionismus	199
Carnegie und das heldenhafte Italien	74	„... Esel bis hoch hinauf ..."	234
Staatsgewalttat	75	Schutz der nationalen Arbeit	235
Ketzerisches	77	„Lyrische Rangordnung"	237
Der Aufschwung des Westens der nordamerikanischen Union	79	Der Pol-Cook	239
Eine Härte im Unterhaltsrecht der Unehelichen	79	Eine Berichtigung	240
Maximilian Harden und Tripolis	113	Herr von Lindequist	281
Paraphrase	114	Justiz, Presse und allgemeine Interessen	282
Wirtschaft und Wissenschaft	116	Nach der Affäre Richter	283
Aus dem preußischen Kasernenleben um 1780	118	Turandot	286
Die Phantasie des Intellekts	119	F. St.	286
Das ruhmreiche italienische Heer	155	Vom Segen des Nichtwissens	287
Erziehungsbedürftige Erzieher	156	München	321
Eine Christin	156	Wie ein bayerischer Kultusminister am Freitag speiste	322
Moral insanity	157	Der Eigenmensch	323
Ein Raabekalender	159	Moral insanity	325
Der Tapezier	192	Morgan Shuster gegen die russische und die englische Diplomatie in Persien	327
Um Erkenntnis	194	Geistige Strömungen	363
Epilog zum Monistentag	195		

Generated on 2019-10-27 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

	Seite
Yuanschikai	364
Vom Erdbeben und der Straf Gottes	366
Herrle und Hannile	366
Moral insanity	367
Der Einfluß	405
Sozialdemokraten	406
Neues von der Blinddarmentzündung	407
Nebenbei bemerkt	407
Schwindbriefe	408
Italienisches	443
Deutsche Justiz — Deutsches Publikum	445
Jedermann	446
Der Intelligent	447
Ungefangene Fische	479
Ein neuer Literaturpreis . .	480
Ein Kriegsgerichtsurteil . . .	481
Der Austausch geistiger Güter .	483
Ist China reif für eine Republik?	485
Die Einheit und die Zweiheit .	487
Die preußischen Junker in München	488
Premiere	529
Der König	530
Im Zeichen des Verkehrs . .	530
Von der Intoleranz	533
100 000	534
Zum Kapitel: Pocken und Impfung	535
Friedensvermittler	535

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-27 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Am Schluß des Marokkostreits

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Ein volles Kalendervierteljahr hat die deutsch-französisch-englische Erhitzung gedauert. Am 1. Juli warf ein deutsches Kanonenboot in Agadir Anker. Auf 1. Oktober, offenbar beschleunigt durch das bevorstehende Tripolisnachspiel, zu dem Marokko den Italienern Appetit gemacht hat, ist die Verständigung konzipiert. Am Beginn der Agadir-Aktion schrieb der „März“:

„Die Lösung der Schwierigkeiten ist selbst derartig schwierig, daß mit Wochen und Monaten zu rechnen ist ... Wenn man ein Jahrzehnt nach dem ersten Auftauchen der Marokkoaffäre endlich zu einem afrikanischen Vertrag auch zwischen Deutschland und Frankreich gelangt sein wird, gleichviel ob die Interessensphären in etwas höheren oder tieferen Breitegraden ihre Abgrenzung gefunden haben werden — dann wird man hüben und drüben Leitartikel lesen, daß es „keinen Sieger und keinen Besiegten gibt“, daß „jeder Teil den berechtigten Interessen des anderen loyal Rechnung getragen“ habe, und daß man nie an den frivolen Gedanken eines Europakrieges wegen eines Streifens Westafrika gedacht habe. Aber ist es nötig erst durch Händel und Schaden klug zu werden.“

So ist es gekommen. Was dazwischen lag, hat sehr gemischte Empfindungen wachgerufen. Die europäische Stimmung bleibt durch die bitteren Verstimmungen auch nach der friedlichen Vereinbarung beschwert. Dieser Effekt ist sicher. Vieles anderes ist unsicher. Während der Verhandlungen hat man in Frankreich und Deutschland den Wert dessen, was das andere Land anbot, abschätzig beurteilt, um das Angebot des Gegners zu erhöhen. Nunmehr beginnt eine Periode, wo man beiderseits das Gewonnene herauszustreichen geneigt ist teils aus Gerechtigkeit, teils aus Bosheit. Nur diejenigen, die sich durch sehr starkes Echauffement präjudizierten, fahren fort, ihr Land als verkürzt und die eigene Regierung als geprellt und ungeschickt zu bezeichnen. In dieser merkwürdigen Taktik übertreffen die deutschen Chauvinisten leider ihre französischen Geistesverwandten und gestatten diesen, die früher einlenkten, für die Behauptung eines „deutschen Mißerfolgs“, sich auf deutsche Zeugen zu berufen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Wahrheit hat Frankreich schon durch die früheren Akte, die Entente cordiale mit England vom 8. April 1904, das Abkommen mit Spanien vom gleichen Tag, den Algecirasvertrag vom 8. April 1906 und auch durch die deutsch-französische Vereinbarung vom 9. Februar 1909 die Anwartschaft auf das politische Protektorat gehabt, nunmehr hat es die ausdrückliche Zustimmung zum Protektorat über Marokko auch von Deutschland. Das ist völkerrechtlich und politisch ein erheblicher Gewinn. Deutschland hat für seine wirtschaftliche Betätigung in Marokko eine etwas offenere Türe und am Äquator sehr beträchtliche Gebietserweiterungen bis zum Kongo. Den Wert dieser Erwerbungen und Arrondierungen, die eine Annäherung der ost- und westafrikanischen Kolonien Deutschlands im Äquatorialgebiet bringen, wird erst die Zukunft beweisen müssen; deshalb wird man in der Gegenwart streiten können. Aber gemessen an dem Besitz Deutschlands in Afrika vor dem neuen Vertrag, gemessen an dem Inhalt der früheren Verträge und der in denselben enthaltenen Erklärungen Deutschlands, die einem Verzicht schon sehr nahe kamen, muß der Vertrag, jedenfalls für die Freunde von afrikanischem Besitz als ein Gewinn und Erfolg anerkannt werden. Es ist deshalb nicht richtig und nicht gerecht, wenn die deutschen Okkupationsfreunde die deutsche Geschäftsführung als erfolglos diskreditieren. Diese Geschäftsführung hatte rechtlich einen schwierigen Standpunkt und war durch die Stellung, die Deutschland früher eingenommen hat, vinkuliert. Wer aber die „afrikanischen Liegenschaften" überhaupt skeptisch bewertet, der hat erst recht keinen Grund, den Abschluß wegen zu geringer Gebietserweiterung zu beanstanden.

Man darf also, ohne ungerecht zu werden, in Ansehung des positiven Ergebnisses der deutschen Regierung keine nachträglichen Vorwürfe machen und man kann nicht von einer Niederlage sprechen. Wenn Deutschland klugerweise wegen eines Stücks Afrikas keinen Krieg begonnen und keinen Krieg angedroht hat, so verdient die Regierung dafür keinen Angriff, sondern entschlossene Zustimmung. Der Wert dieser Haltung liegt in dem durch die Tat erbrachten Beweis deutscher Friedensliebe. Deutschland hätte, wenn es, wie ihm Gegner unterstellten, kriegerische Hintergedanken gehabt hätte, in diesem Sommer sich anders verhalten, als es sich verhalten hat; wer die politische Krisis des Sommers 1911 in Deutschland mit-

Generated on 2019-10-27 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

gemacht hat, der weiß, daß es nicht die Erwägungen eines Gefühls der Schwäche waren, welche die Verhandlungen zu einem friedlichen Abschluß führten. Der Wunsch afrikanischer Gebietserweiterung war nicht gleichbedeutend mit Kriegsgelüsten, und er kann jedenfalls, von Frankreich und England, Deutschland nicht zum Vorwurf gemacht werden. Denn Frankreich und England sind mit dieser Politik vorangegangen und rühmen sich ihrer Friedensliebe.

Man hat in Frankreich, wo man einen scharf entwickelten juristischen Sinn auch in völkerrechtlichen Dingen hat, den „Rechtsanspruch" Deutschlands bestritten. Aber weder Frankreich noch England können bestreiten, daß die völkerrechtliche Zustimmung Deutschlands zu dem Protektorat Frankreichs über Marokko den Verzicht auf einen völkerrechtlich möglichen Einspruch enthält und also eine Leistung bildet, die einer Gegenleistung wert ist; dies um so mehr als jener Akt Deutschlands, dessen Beziehungen zu dem größten Islamstaat empfindlich berührt.

Ob die Gesamtpolitik richtig orientiert war? ob dieselbe in den letzten zwanzig Jahren klug war, wenn Deutschland auf Westafrika abhob? — das ist eine Frage für sich, die neulich hier erörtert und verneint wurde, die aber nicht dem Vertragsabschluß des Ministeriums Bethmann-Kiderlen-Wächter entgegengehalten werden kann.

Dagegen lassen sich an das deutsche Ministerium von dem Standpunkt seiner eigenen Verständigungspolitik zwei oder drei ernste Fragen richten:

1. War die Einleitung der Vertragsverhandlungen durch eine Kanonenbootankerung nötig und förderlich? welche positiven Anhaltspunkte lagen für die Annahme vor, daß Frankreich bei Anerbietung des Protektorats die gleichen Konzessionen ohne jene Zeichensprache nicht gemacht hätte und nicht leichter hätte machen können?

2. War die Dauer der Verhandlungen nicht mitbedingt durch den Mangel eines bestimmten und durchgearbeiteten Programms auf seiten des Berliner auswärtigen Amts?

3. Hätte nicht, zumal dann wenn die Form der Kanonenbootankerung und eine längere Verhandlung nötig war, die Regierung einen geeigneten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kontakt mit den Parlamentsparteien und mit den großen wirtschaftlichen Vertretungen des Handels und der Banken herstellen sollen?

Ein Weißbuch über Marokko ist unentbehrlich, um die Erfahrungen nutzbar zu machen. Auch in andern Ländern hat man Grund ernste Fragen an die Regierungen zu stellen und sich rückwärts zu vergegenwärtigen, wie der Wiedereintritt des Marokkoministers Delcassé in das französische Ministerium mit dem Zeitpunkt zusammenfiel, in welchem der deutsche Staatssekretär zu der Meinung gelangte, daß der Weg konzilianter Verhandlung nicht ernsthaft sondern „negligent" beschritten werde.

Immerhin, der erste Schritt der deutschen Regierung war sehr verschiedener Deutung fähig und hat auch in Deutschland heiße Vorstellungen geweckt, die sich in der Folge den Vergleichsverhandlungen vorgelagert haben, was vorausgesehen werden konnte.

Wiederholt hat in Deutschland ein Teil der Presse die Haltung und ein Teil der Börse die Nerven verloren. Das war aus mehr als einem Grund unerwünscht. Es gab Leute, die da meinten, die Verhandlungen der eigenen Regierung durch Kriegsrufe stören zu sollen, und Schlaumeier, die diese Verhandlungen durch Kriegsrufe zu fördern glaubten. Aber sie bedachten nicht, daß sie bei Leuten ihres Temperaments und ihrer politischen Einsicht und Bildung ein Echo im anderen Land weckten, welches das Entgegenkommen des gegnerischen Unterhändlers mehr erschwerten, als es die Position des eigenen Vertreters stärken konnte.

Es ist reichlich in der Presse der drei gebildeten Länder viel Plumpheit zur Schau gestellt worden.

In Deutschland ist es übrigens angemerkt worden, daß sich Herr von Kiderlen-Wächter, der Reichskanzler und Kaiser Wilhelm II in Reden, Äußerungen und Telegrammen eine staatsmännische und wohltätige Reserve auferlegt haben. Auch sind geschwätzige Indiskretionen in Berlin nicht zu bemerken gewesen. Eine Reihe unverantwortlicher und herausfordernder Äußerungen in deutschen Journalen und Zeitschriften waren private Preßleistungen. Dieselben sind vor allem deshalb zu bedauern, weil sie uns des Rechts berauben, über Preßprovokationen in der außerdeutschen Presse so scharf zu urteilen, wie diese es verdient hätten. Aber es muß auch anerkannt werden, daß eine Anzahl der größten deutschen Journale eine feste, klare und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würdige Haltung eingenommen und festgehalten haben und dadurch zur Bildung einer besonnenen Haltung der öffentlichen Meinung entscheidend mitgewirkt haben.

In den Grenzverschiebungen und dem Inhalt des deutsch-französischen Vertrags, dessen Datum eine historische Zahl werden wird, sind die beiderseitigen Gebietserwerbungen gebucht. Der geographische Atlas wird das Gebiet am Atlasgebirge und am Kongo neu kolorieren. Nirgends gebucht ist das Kapital an aufgehäuftem Unmut hüben und drüben. Dieses Kapital ist kein Kapital sondern ein Passivsaldo. Der Gedanke an den „dritten punischen Krieg" hat in Millionen Köpfen vorübergehend Wurzel geschlagen.

Es gibt Menschen, die sich darüber freuen, und noch mehr Menschen, die sich dagegen abgestumpft haben, in den drei Ländern. Damit sind natürliche Widerstände sittlicher Art geschwächt.

In allen Ländern Europas ist diesen Sommer das „Nationalgefühl" gesteigert worden. Was man im eigenen Land für eine Tugend und einen Gewinn ansehen möchte, erkennt man als Verzerrung im anderen Land. Frankreich und England haben wieder auf Jahre hinaus Vorurteil gegen Deutschland gezüchtet, und in Deutschland revanchiert man sich. Der Weisheit letzter Schluß heißt hier und dort „rüsten". Aber diese banale Weisheit ist zugleich das Fiasko der europäischen Staatskunst. Denn einmal ist die „Rüstung Zug um Zug" keine Kraftsteigerung, sondern eine Kraftstabilisierung und eine Kraftverschwendung. Zum zweiten aber hat der Krieg nach dem Abschluß des Marokkovertrages gewiß nicht mehr Zweck als vor demselben. Die Krisis dieses Jahres predigt im Gegenteil, daß es an einem Kampfespreis für einen europäischen Krieg fehlt. Nur wenn diese Erkenntnis populär würde, wären die Gedanken, zu denen dieser heiße Sommer gezwungen hat, wahrhaft fruchtbar.

Kulturnationen sind sich gegenseitig Existenzbedingung. Es wäre Zeit, die europäische Politik resolut auf diesen Satz zu basieren. Sie wird sich sowieso neu orientieren müssen. Die Lehren von Marokko werden durch Tripolis verschärft werden, das die Tripelallianz vor ernste Fragen stellt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kampf gegen den neuen Feudalismus

Von Ludwig Sinzheimer (München)

Wenn ein Vertreter des patriarchalischen Systemes in der Sozialpolitik gegen andere sozialpolitische Richtungen wettert, dann behauptet er manchmal, sie verlangten Nachahmungen ausländischer Vorbilder, er selbst sei viel zu patriotisch, um von fremden Institutionen etwas nachzuahmen. Aber auch das patriarchalische System ist keine rein deutsche Erfindung. Das gleiche Land, dessen gewerkschaftliche Arbeiterorganisationen die Entfaltung der deutschen Gewerkschaften nachhaltig beeinflußt haben, aus dem der Arbeiterschutz und die Arbeiterkonsumvereine zu uns gekommen sind, ist das Heimatsland der ersten weithin bekannten Schöpfungen und der ersten eindringlichen Empfehlungen des patriarchalischen Systems. Die frühesten Spuren zeigen sich da bereits im 18. Jahrhundert in der schottischen Fabrik, die am Beginne des 19. Jahrhunderts der Engländer Robert Owen übernahm, und deren Ordnung der Arbeiterverhältnisse schon im zweiten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts europäische Berühmtheit genoß. Man glaubt, in einem von der nordwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller herausgegebenen Reisehandbuch durch die Sehenswürdigkeiten im heutigen Rheinland-Westfalen zu blättern oder eine im 20. Jahrhundert gehaltene Festrede über das Wirken der Firmen des oberschlesischen Kohlenbergbaues zu hören, wenn man den Katalog der von Owen jener Baumwollspinnerei in New Lanark angegliederten Wohlfahrtseinrichtungen, darunter Einrichtungen für Jugenderziehung, für Beschaffung billiger Lebensmittel, Erstellung guter Wohnungen, Fürsorge für Kranke und Invalide, sich ansieht. Nach England ist Frankreich dasjenige Land, in dem das patriarchalische System am frühesten propagiert und am frühesten in nennenswertem Umfange durchgeführt wurde. Die geringe geographische Entfernung des Saarrevieres von Frankreich und die dadurch beförderte Empfänglichkeit dieses Landesteiles für französische Einflüsse, auf die Ludwig Bamberger in seinen „Erinnerungen" bei dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Versuche hindeutet, die schutzzöllnerische Tätigkeit des Freiherrn von Stumm zu erklären, helfen auch die sozialpolitische Tätigkeit dieses langjährigen Führers der patriarchalischen Richtung in Deutschland verstehen.

Das patriarchalische System ist für Deutschland in vielen Fällen ein importiertes oder ein aus importierten Rohstoffen hergestelltes Produkt. Das verrät sich auch in dem, was die patriarchalisch regierenden Arbeitgeber und ihre Anhänger über die Intentionen und über die Leistungen ihrer Wohlfahrtseinrichtungen sagen. Wer die Schriften Carlyles, Disraelis und Le Plays kennt, der kennt auch die Vorzüge, die von den Vertretern dieses Systems ihm nachgerühmt werden. Man feiert die sittliche Größe des Arbeitgebers, der sich als Offizier seiner Arbeiter im Kampf um bessere Lebensbedingungen für sie fühlt. Man preist die ethische Überlegenheit des Unternehmers, der es als seine Pflicht ansieht, für das körperliche und moralische Wohl seiner Arbeiter, für sie als Produzenten und als Konsumenten, innerhalb und außerhalb des Betriebes zu sorgen, gegenüber dem Unternehmer, der nur nach höchstmöglichem Reingewinne strebt und mit der Beschäftigung und Bezahlung seiner Arbeiter seine Beziehungen zu ihnen für abgeschlossen ansieht. Man hebt die Mischung von Kraft und Milde hervor, die einerseits in der entschlossenen Abwehr staatlicher Eingriffe, andererseits in der Bringung freiwilliger Opfer liegt. Man verherrlicht die Beseitigung von Klassengegensätzen, die man erwartet, wenn der Arbeitgeber sich als Vater einer großen Familie betrachtet, deren Glieder die unter seiner Leitung Arbeitenden sind, und wenn seine Arbeiter, dankbar für die seiner eigenen Initiative entstammenden Geschenke, ihn nicht bloß als Arbeitgeber, sondern als berufenen Lenker aller ihrer Geschicke verehren. Diese Vorzüge, die dem patriarchalischen Systeme nachgesagt werden, schweben auch vielen Außenstehenden vor, wenn sie zu ihm Stellung nehmen. Zahlreiche Kreise des Publikums haben die Ansicht, das patriarchalische System sei ein höchsten Ruhmes würdiges, unter keinen Umständen ein bekämpfenswertes Ding.

Sie weichen ab von einer Strömung, die den Anspruch ablehnt, das patriarchalische System als geeignetes Mittel zur Lösung der sozialen Frage und jeden, der dieses System anwendet, als einen altruistischen Menschenfreund anzusehen. Manche Lehre, die Friedrich Engels aufgestellt hat, ist in Trümmer gesunken, aber zu den bleibenden Verdiensten, die er sich erworben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat, gehört auch dies, daß er als erster in der deutschen Literatur auf Schattenseiten des patriarchalischen Systemes hingewiesen hat. Der Kern dessen, was heute gegen einige Arten des patriarchalischen Systemes eingewandt wird, ist schon in seiner heute mehr als sechzig Jahre alten Erstlingsschrift: „Die Lage der arbeitenden Klassen in England" zu finden, in den Schilderungen der halbländlichen Distrikte, in denen englische Fabrikanten Wohnungen, Schulen und Bibliotheken für ihre Arbeiter errichtet hatten; schon hier wird auch auf Übereinstimmungen zwischen der Lage des mit Wohlfahrtseinrichtungen des Arbeitgebers versorgten Arbeiters und der Lage des Leibeigenen hingewiesen. Aber die Opposition gegen die uneingeschränkte Verehrung dieses Systems ist nicht auf die Sozialdemokratie beschränkt geblieben. Auch die sozialreformatorische Literatur nahm im Laufe der Zeit kritisch Stellung zu dem patriarchalischen System. Eine nicht geringe Zahl von Sozialpolitikern ist der Anschauung, das patriarchalische System sei in mancher seiner Erscheinungsformen in höchstem Maße schädlich.

Diese Anschauung ist zutreffend. Es gibt sogenannte Wohlfahrtseinrichtungen, deren Wirkungen darin bestehen, daß sie den Arbeitgebern Vorteile und zwar in Nachteilen für die Arbeiter wurzelnde Vorteile verschaffen, Einrichtungen, die den Arbeitern überhaupt keine Vorteile bringen oder die Lage der Arbeiter in einigen Punkten verbessern, in anderen Punkten aber verschlechtern. Solche Einrichtungen bedeuten keine Ethisierung des Geschäftslebens, sondern eine Kommerzialisierung der Ethik. Sie bedeuten nicht bloß Freiheit vom Staate, sondern auch Herrschaft über den Staat, da sie die von ihm gewährten Rechte der Freizügigkeit, der Koalition und die von ihm gewährten Wahlrechte innerhalb ihres Herrschaftsbereiches für die Arbeiter außer Kraft setzen. Solche Einrichtungen verschärfen die Klassengegensätze; sie verstärken die Überlegenheit des Arbeitgebers gegenüber dem Arbeiter dadurch, daß sie den Arbeitgeber zugleich zum Mietsherrn, zum Gläubiger der Arbeiter und zum Verwalter von Arbeitergeldern machen, und sie vermehren die Schwäche des Arbeiters gegenüber dem Arbeitgeber, indem sie den arbeitslosen Arbeiter zugleich obdachlos machen, von ihm die Erfüllung dringender Schuldverbindlichkeiten in dem für ihn ungünstigsten Zeitpunkte verlangen und dem Arbeitgeber anvertraute Arbeitergelder den Arbeitern vorenthalten. Solche Einrichtungen sind die Kennzeichen des neuen Feudalismus, der auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Gebiete der modernen Industrie, des Bergbaues, des Handels und des Transportwesens auftritt. Der alte Feudalismus feiert da seine Wiederauferstehung mit seiner Bindung an die Scholle, mit seiner Rachsucht gegen diejenigen, die dem Herrschaftsbereiche des Grundherrn entrannen und den Entronnenen Schutz gewährten, mit seiner Mattsetzung der Staatsgewalt durch Sondergewalten, mit seiner Einflußlosigkeit des Hörigen in öffentlichen Angelegenheiten.

Daß Institutionen solcher Art häufig vorkommen, und daß von ihnen verheerende Wirkungen ausgehen, das zeigt wieder einmal der soeben erschienene erste Teil einer Schrift, die einen jungen Nationalökonomen und Juristen, Philipp Loewenfeld, zum Verfasser hat und den Titel führt: „Pensionskassen und Arbeitsvertrag." Die tief unter die schillernde Oberfläche dringenden Untersuchungen dieser Schrift verdienen weite Beachtung. Speziell die Enthüllungen der Praxis, die Arbeiter zu Beiträgen zu solchen Kassen zu zwingen, bei ihrem Ausscheiden aus der Unternehmung aber ihnen nichts davon zurückzuzahlen, und die durchschlagende Widerlegung des Einwandes, diese Verbindung von Beitragszwang und Beitragsverlust sei eine versicherungstechnische Notwendigkeit, sind sehr lehrreich. Doch die Aufschlüsse, die Loewenfeld über die Praxis und die Folgeerscheinungen der Arbeitgeberfürsorge auf dem Gebiete der Pensionskassen gibt, machen noch nicht den vollen Wert der Loewenfeldschen Arbeit aus. Besonders wertvoll ist an ihr der Umstand, daß sie über eine in der Literatur wahrnehmbare Schranke hinausgreift. Die Literatur, die sich mit den Wohlfahrtseinrichtungen befaßt, wie sie sind, nicht wie sie scheinen, hat für längere Zeit sich damit begnügt, das Schädliche in diesen Bildungen festzustellen und das Gute in anders gearteten Bildungen klarzulegen, hat aber davon abgesehen, die Wege anzugeben, die notwendig zur Austilgung jenes Schädlichen führen. Es war ein theoretischer Kampf, der da geführt wurde, ein Kampf, der darauf ausging, an die Stelle der von den Arbeitgebern vertretenen Auffassungen den Tatsachen entsprechende Auffassungen zu setzen.

Die Loewenfeldsche Schrift gehört zu den Publikationen der jüngsten Zeit, die einer praktischen Bekämpfung der scheinbaren Wohlfahrtseinrichtungen zustreben. Ein Stück des wertvollsten Inhaltes dieser Schrift liegt in den Schlußpartien, in denen der Verfasser sich für ein Gesetz gegen die Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wüchse des patriarchalischen Systemes auf dem Gebiete des Pensionskassenwesens ausspricht. Der Autor verlangt von einem solchen Gesetze außer der Festsetzung von Höchstgrenzen für Eintrittsgelder, für Beiträge und Karenzzeiten und außer der Bestimmung, daß die Zwangsmitgliedschaft für Arbeiter erst nach Ablauf eines Dienstjahres beginnen darf, eine allgemeine Nichtigkeitsandrohung für Satzungsbestimmungen, soweit sie die Versicherungsleistungen aus Gründen für entziehbar erklären, die weder mit dem Wesen des Versicherungsvertrages im allgemeinen noch mit der speziellen Sicherung des Kassenbetriebes gegen zivilrechtlich unerlaubte oder strafbare Handlungen gegenüber der Kasse etwas zu tun haben. Zur Wahrung der Rechte der aus einer Unternehmung ausscheidenden Arbeiter, die Beiträge geleistet haben, und zugleich zum Zwecke der Berücksichtigung der Versicherungsbedürftigkeit der Arbeiter schlägt der Verfasser eine Kombination von Beitragsrückerstattung und Versicherungsaufrechterhaltung sowie die Gründung einer fakultativen Zentralpensionsanstalt vor, der jeder Unternehmer zwecks Überweisung der Beiträge Ausscheidender beitreten kann; denjenigen Unternehmern, die einer solchen Zentralpensionsanstalt nicht beitreten, soll die Beitragsrückerstattung vorgeschrieben werden. Die Durchführung der wohldurchdachten Postulate Loewenfelds würde ein brauchbares Heilmittel auf dem von ihm behandelten Teilgebiete liefern.

Aber nur ein Teilgebiet würde dadurch reformiert werden. Auswüchse des patriarchalischen Systemes kommen nicht nur auf dem Gebiete des Pensionskassenwesens, sondern auch auf anderen Gebieten der Arbeitgeberfürsorge vor. Was bei den Pensionskassen der Beitragsverlust im Falle der Endigung des Arbeitsvertrages ist, das ist auf dem Gebiete der Wohnungsfürsorge der Arbeitgeber bei den Mietwohnungen die Verpflichtung des Arbeiters, die Wohnung sofort oder nahezu sofort zu räumen, wenn er aus der Arbeitsstelle ausscheidet. Konsequenzen gleicher Art resultieren bei den mit Hilfe des Arbeitgebers errichteten Eigentümerwohnungen aus dem für den Arbeiter, der aus der Arbeitsstelle ausscheidet, erfolgenden sofortigen Fälligwerden der Darlehens- oder Kaufschillingsschulden, und ähnliche Folgen resultieren bei denjenigen Werkkonsumvereinen, auf deren Rückvergütungen der aus der Arbeitsstelle ausscheidende Arbeiter keinen Anspruch hat. Alle Veranstaltungen dieses Schlages sind Bestandteile der neuen Hörigkeitsverhältnisse, die bei uns aufgekommen sind.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn man diese Hörigkeitsverhältnisse ausschließen will, so muß eine Forderung erfüllt werden, die verdient, daß für sie gekämpft wird, bis sie erfüllt ist. Das Ziel dieser Forderung ist die Schaffung eines Gesetzes über die Regelung der Wohlfahrtseinrichtungen, das sich auf alle Zweige der Arbeitgeberfürsorge, soweit Vorkehrungen gegen Mißbräuche erforderlich sind, erstreckt. Dieses Gesetz hätte allerdings das Pensionskassenwesen in der skizzierten Form zu ordnen, außerdem aber sämtliche anderen Wohlfahrtseinrichtungen der Arbeitgeber einer gesetzlichen Regelung zu unterstellen. Jedenfalls müßten in einem solchen Gesetze Mietsverträge für nichtig erklärt werden, sofern sie den Arbeitgeber berechtigen, sofort bei oder fast unmittelbar nach Erlöschen des Arbeitsverhältnisses von dem ausscheidenden Arbeiter Räumung der Wohnung auch dann zu verlangen, wenn entsprechende Unterkunftsgelegenheit für den in seine Arbeitsstelle neueinrückenden Arbeiter anderweitig vorhanden ist. Weiter wäre dem Arbeitgeber die Verpflichtung aufzuerlegen, von den ausscheidenden Arbeitern, die dem Arbeitgeber gegenüber noch Schuldverbindlichkeiten aus Hauserwerb haben, auf deren Antrag bei ihrem Ausscheiden aus der Unternehmung die Häuser gegen Rückgewährung der von den Arbeitern zurückbezahlten Darlehens- und Kaufpreisquoten inklusive Zinsen unter Abzug eines angemessen berechneten Mietpreises für die Zeit, in der die Arbeiter in den Wohnungen gewohnt haben, zurückzuerwerben. Schließlich müßte in diesem Gesetz bestimmt werden, daß auch während des Jahres ausscheidende Arbeiter Anspruch auf Anteil an den Überschüssen der Werkkonsumvereine haben. Ein solches Gesetz würde das Problem, wie den übergriffen des patriarchalischen Systemes Einhalt zu tun ist, seiner Lösung näher bringen.

Eine wichtige Aufgabe für die zukünftige Ausgestaltung unserer Gesetzgebung taucht da auf: die Rückkehr zu den Grundgedanken der Bauernbefreiung, die Aufnahme des Schutzes der Arbeiter gegen die Mißbräuche des patriarchalischen Systemes unter die Objekte des Arbeiterschutzes. Von einer solchen Weiterbildung unserer Arbeiterschutzgesetzgebung wäre zu erwarten, daß sie zu den vielen Ähnlichkeiten zwischen der Arbeitsverfassung vieler unserer großen Unternehmungen und dem alten Feudalismus noch eine letzte Ähnlichkeit hinzufügen würde, indem sie jener Arbeitsverfassung das gleiche Schicksal bereiten hilft, das diesem beschieden war, nämlich das Schicksal, zu verschwinden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunst, Literatur und Kritik

Von Dr. Herbert Stegemann

Wenn es ein Wort gibt, das mit Recht in Mißkredit gekommen ist, so ist es das Wort Literatur. Es hat im Lauf der Zeit einen sehr unerfreulichen Beigeschmack erhalten, und man wird sagen dürfen, daß es gegenwärtig im wesentlichen einen Gegensatz zu seiner ursprünglichen Bedeutung bezeichnet. Es liegt auf der Hand, daß in den weiter zurückliegenden Epochen der Kultur schon aus rein äußerlichen Gründen die schriftlichen Aufzeichnungen der Menschheit weitaus spärlicher waren, als in der Gegenwart, und daß nur solche Erzeugnisse menschlicher Geistestätigkeit und menschlichen Seelenlebens fixiert wurden, die in irgendeinem Sinne einen Gipfel psychischen Erlebens darstellten. Hier standen natürlich die religiösen Offenbarungen an erster Stelle: die Veden, die Upanischaden, die Bibel, die heiligen Schriften der Perser: derartige Momente begegnen uns am Anfange der Literatur, und die Niederschrift dieser transzendenten Spekulationen und überwältigenden Visionen wird vielfach auf eine überaus erhaben-sinnfällige Weise — etwa wie die Mosaische Gesetzgebung auf dem Berge Sinai — erfolgt sein. Dann die großen Volksgesänge, die sich nach jahrhundertelanger, mündlicher Überlieferung aus rhapsodischen Einzelliedern zu großen Einheiten zusammenkristallisierten und dann endlich auch in schriftlicher Form zusammengefaßt und erhalten wurden: die homerischen Lieder, wie überhaupt die heroischen Epen der Völker des Altertums. Wie man auch über die Entstehung dieser ersten künstlerischen Dokumente der Menschheit denken mag, so viel steht fest, daß ihre letzte Vollendung und Ausprägung nicht durch das Volk als solches oder durch einzelne Gruppen desselben, sondern durch einige wenige, im höchsten Sinne schöpferische Individuen zustande gekommen ist.

In diesen Epochen, die wir in durchaus mißverständlicher Weise primitive zu nennen pflegen, deckte sich der Begriff des Literarischen, das heißt des schriftlich Aufgezeichneten, vollkommen mit dem der höchsten Produktionen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des menschlichen Geistes. Eine schriftliche Fixierung fand erst dann statt, wenn sich irgendwelche Äußerungen des seelischen Lebens der Menschheit, wie religiöse Kontemplationen oder epische Berichte von den Großtaten der Götter oder der Helden, im Laufe der Jahrhunderte zu festen, organischen Formen herausgebildet und somit zugleich die Feuerprobe ihres Ewigkeitswertes bestanden hatten. So tragen die ersten literarischen Hervorbringungen der Menschheit ausnahmslos den Stempel elementarischer Kraft und Größe, sie fassen den Geist ganzer Epochen konzentriert in sich, und jedes Wort wirkt noch — im Gegensatz zu den leeren Worthülsen, mit denen die Menschheit späterer Jahrhunderte um sich wirft — wie ein aus den Tiefen der Natur emporsteigendes, bezwingend-ungeheueres Phänomen: die Sprache hat die Frische und Unberührtheit des morgenlichen Himmels und des Meeres und scheint in einer geheimnisvollen Weise mit dem bezeichneten Gegenstande Eins zu sein: die Kluft zwischen dem Worte und dem Gedanken hat sich noch nicht aufgetan, die großen transzendenten Probleme, deren Lösung wir auch heute nicht den bescheidensten Schritt nähergekommen sind, als etwa die Philosophen und Mystiker des vedischen Religionskreises, liegen dem menschlichen Geiste unmittelbar und nahezu ausschließlich vor, und das Verhältnis des Menschen zum Göttlichen ist inniger und vertrauter als in irgendwelchen späteren Perioden der Geschichte.

So sehr man sich auch vor der kritiklosen und durch unzweifelhafte Ergebnisse der neueren Forschung ein für allemal ins Gebiet der Fabel verwiesenen Rousseauschen Naturschwärmerei zu hüten hat, und so entschieden die Legende von dem edlen Wilden und der natürlichen Vortrefflichkeit des erst durch die Zivilisation verderbten Menschen abzuweisen ist: so viel scheint doch festzustehen, daß bei der Mehrzahl der Kulturvölker von den Epochen anfänglichen, dumpfen Dahindämmerns und des prähistorischen Urzustandes ein relativ plötzliches Emporsteigen zu hohen Stufen der Erkenntnis und des Gefühlslebens anzunehmen ist. Wir sind über die Formen dieses Überganges nur unzulänglich unterrichtet: hier hört die Geologie auf, die uns über die primitivsten Entwicklungen der Menschheit bemerkenswerte Aufschlüsse zu geben vermag, und die historische Wissenschaft beginnt noch nicht. Jedenfalls kann von einem langsamen und unaufhaltsamen Fortschritt schwerlich die Rede sein: die Völker tauchen mit einem Male auf aus der prähistorischen Nacht und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stehen da auf einer prachtvollen Höhe vollendeter Kraft und heldenhafter Größe: eine reife und glänzende Kunst — man denke etwa an die indischen, persischen, homerischen Hymnen und Heldenlieder — ist plötzlich und unvermittelt aufgeblüht, und alle Lebensäußerungen der sich ihrer eigenen Größe bewußten Nation tragen den Stempel einer in späteren Epochen nur schwer wieder erreichten Vollendung.

An Versuchen, diese eben bezeichneten Epochen der Geschichte philosophisch zu systematisieren und zu klassifizieren, hat es von jeher nicht gefehlt. Die gebräuchlichste und von Lamprecht mit außerordentlichem Scharfsinne und glänzender Dialektik verfochtene Version ist die der Kollektiv — im Gegensatze zu der Individualpsyche: das individuelle Bewußtsein des Einzelnen in diesen Perioden soll unentwickelt und in den Zusammenhängen des allgemeinen Volkslebens mehr oder weniger unablöslich eingebettet gewesen sein. Gewiß ist eine derartige Formulierung geeignet, manche der hier in Frage kommenden Kausalketten und Entwicklungslinien einigermaßen zu verdeutlichen: aber sie ist gewiß nicht erschöpfend, sie ist sogar unter Umständen irreführend und kann zum Anlasse verhängnisvoller Einseitigkeiten werden. Wie könnte man das Individualbewußtsein etwa der indischen Weisen einerseits, der homerischen Helden andererseits (um hier gleich die beiden Pole der Stellung des Einzelnen zur Welt anzudeuten), im Ernst als ein in irgendeinem Sinne unentwickeltes bezeichnen? Es mag zugegeben werden, daß das individuelle Empfinden der einzelnen Glieder des Volksganzen in den eben erwähnten Epochen nicht in dem Maße ausgebildet gewesen sein mag, wie das in späteren Perioden der Fall war: daß jeder einzelne sich weniger als eine individuelle Persönlichkeit, sondern vor allem als ein Glied des gesamten völkischen und durch tausendfache Bande der allmächtigen Sitte zusammengehaltenen Organismus empfand. Aber es ist von jeher nicht die Masse des Volkes, sondern es sind einzelne überragende Geister gewesen, die ihrer Epoche den Stempel aufgedrückt haben, und eben von diesem Gesichtspunkte aus verliert die oben angedeutete Unterscheidung ihren erkenntniskritischen Wert. Noch weniger Bedeutung in diesem Zusammenhange dürften die beliebten Abgrenzungen zwischen optimistischen und pessimistischen Zeitaltern haben — Formulierungen, bei denen man übersieht, daß beide Instinkte, die der Lebensbejahung wie der Lebensverneinung, in der natürlichen Organisation des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschen begründet liegen und sich im Einklang mit den sonstigen Daseinsbedingungen und den durch sie gezogenen Entwicklungslinien der Völker nach dieser oder jener Richtung Bahn brechen werden.

Will man indessen nicht darauf verzichten, die Psychologie jener primitiven Epochen, in denen uns die ersten Anfänge der Kunst begegnen, auf eine Formel zu spannen, so dürfte die Bezeichnung als heroische Epoche noch am ersten das Wesen der Sache treffen und zu den relativ geringsten Mißverständnissen Anlaß geben. Es handelt sich hier letzten Endes doch um das Verhältnis des Menschen zu der Totalität der ihn umgebenden Erscheinungen und dabei wiederum nicht um eine rein erkenntnistheoretische, sondern vor allem um die praktische Frage, um die in Handlung umgesetzte Stellung des Individuums zur Erscheinungswelt. Die noch von den englischen Rationalisten gepflegte Fabel, „primus in orbe Timor fecit Deos" ist in der Tat nichts als eine Fabel, die vielleicht zur Erklärung der primitivsten Kulturerscheinungen ausreichen mag, sich allen späteren Entwicklungen gegenüber indessen als durchaus unzulänglich erweist. Die Götter der Urzeit sind, soweit es sich um entwicklungsfähige und begabte Völker handelt, nicht von furchtsam zitternden Menschen, sondern aus dem Überschwange heroischer Seelen heraus geschaffen worden: es sind Spiegelbilder, in denen starke Individuen sich selbst ehrten und verehrten, die heldenhafte Gestalten über sich selbst als Symbole aller großen und starken Dinge und Empfindungen hinstellten. Nicht daß dabei das Bewußtsein des Typisch-Göttlichen als eines von allem Menschlichen grundsätzlich verschiedenen Faktors gefehlt hätte: aber dieses Göttliche war herausgeboren aus einem heroischen Drange, der den Menschen zu den höchsten, überirdischen Gipfeln erhob und der bei einzelnen Individuen unter Umständen eine prometheische Färbung annehmen mochte.

Von hier aus wird uns das Wesen der Kunst in den Anfängen der Menschheit bis zu einem gewissen Grade verständlich werden: verständlicher jedenfalls als bei Zugrundelegung der oben erwähnten Scheidung zwischen Kollektiv- und Individualpsyche. Die Kunst ist ihrem Ursprung wie ihrem Wesen nach heroisch: sie diente ausschließlich der Darstellung des Heldenhaften — Götter, Halbgötter, Könige waren ihre alleinigen Objekte, und sie schlug eine in jedem Augenblick neue Brücke zwischen den Göttern und der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschheit. Griechenland und der Orient — besonders Indien — bieten hierfür die charakteristischen Beispiele: alles war gewissermaßen voll von Göttern, jede menschliche Persönlichkeit war sozusagen vergöttlicht, in der Regel dem Stammbaum nach den Göttern verwandt; es war ein über alle modernen Begriffe hinaus vornehmes Geschlecht, in dessen Mitte die erste Kunst in ihren vielfachen und verschiedenen Ausprägungen erblühte. Wenn einige wohlmeinende und sich selber unbeschreiblich aufgeklärt dünkende Köpfe die Entstehung der Kunst — ein im Einzelnen überaus kompliziertes Problem, das außerhalb unseres Rahmens liegt — allen Ernstes aus dem auch bei Tieren zu beobachtenden Spieltriebe herzuleiten gesucht haben, so darf das als ein fast belustigendes Zeichen geistigen Bankerotts und völliger Unfähigkeit zur Erfassung großer psychologischer und kulturgeschichtlicher Zusammenhänge gelten: diese Versuche, die Kunst aus dem Spieltrieb, die Religion aus der Sexualität und das Genie aus dem Irrsinn herzuleiten, sind durchweg neueren Datums, und wenn irgendwo das Wort Decadenz am Platze ist, so ist es ihnen gegenüber. Gewiß soll uns in der Erkenntnis des Weltganzen, des Verhältnisses der Dinge zu einander und unserer eigenen Natur nicht irgendeine vorgefaßte Meinung des menschlichen Wertes hindern, und das große Wort Stirners „Man glaubt nicht mehr sein zu können, als Mensch. Vielmehr kann nicht weniger sein!" behält nicht weniger als Nietzsches bittre Gegenüberstellung des Menschen und des übermenschen, von denen jener nichts als eine „schmerzliche Scham" für diesen sein soll, eine relative Berechtigung: aber die instinktmäßige Neigung, den Menschen gewissermaßen von unten zu erklären und alles große in ihm nach Möglichkeit zu verkleinern, dürfte doch charakteristisch für die oben angedeutete geistige Disposition sein. Diese Art zu denken, ist die des Pöbels: wenn gerade vornehmen Naturen auch der sentimentalische und feminine Pseudo-Idealismus, der allen Dingen ein rosenrotes Mäntelchen überhängt, auch noch so fern liegen mag, so liegt ihnen diese Pseudo-Redlichkeit, die in Winkeln herumtastet und wühlt, statt Sonnen und Sterne zu suchen, doch noch ferner.

Wir erkannten in der Kunst, die sich in den eben erwähnten Weltepochen als der Religion aufs engste verbunden zeigt und wohl eigentlich mit dieser identisch ist, die vorzüglichste Äußerungsform des heroischen Lebensgefühls, wie es gerade den Anfängen der in ungebrochener und freudiger Kraft dahin-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lebenden Menschheit eigentümlich ist. Die ägyptischen Pyramiden, die Königsburg von Mykenä, die persischen, indischen, griechischen Heldenlieder, das alte Testament: überall glänzt uns das Gefühl eines überschwenglichen und im Guten wie im Bösen gleich mächtigen Lebens entgegen, überall tritt uns ein ungeheurer Überschuß an erhaltenden und bejahenden Lebenskräften vor die Augen. Und diese Grundstimmung beeinflußt natürlicherweise auch den Charakter, die Formen, die Technik der künstlerischen Betätigung. Wie der heroische Mensch im Großen und Vollen lebt und über die materiellen Hemmungsmomente seines souveränen Willens mit einer nicht nur im übertragenen Sinne des Wortes göttlichen Leichtigkeit hinwegschreitet, so überwindet die Kunst der hier in Frage kommenden Epochen die Widerstände des Materials, des Objekts mit einer kraftvollen Heiterkeit und mit einer siegreichen Lust, wie sie später schwerlich wieder erreicht wird. Hier hat sich noch keine Reflexion, keine bewußte oder unbewußte Erkenntniskritik zwischen den Menschen und die Dinge geschoben, alle Erscheinungen treten mit der unmittelbaren Gegenständlichkeit auf, und der menschliche Geist scheint auf eine für spätere Begriffe unfaßbare Weise mit dem Weltherzen eins zu sein. Es ist eine Kunst der großen Linien, die uns hier entgegentritt, der Mensch erscheint überlebensgroß, und von der kleinen und kleinlich besorgten Detailarbeit späterer Zeiten ist nirgends etwas zu spüren. In diesem Sinne ist es allerdings nicht unzutreffend, wenn die eigentliche künstlerische Psychologie als ein Ergebnis vorgeschrittener Epochen bezeichnet und wenn behauptet wird, daß Homer noch nicht konnte, was heutzutage jedes Französchen kann. Die peinliche und beinah wissenschaftliche Sezierung der menschlichen Psyche, das ängstliche Auffangen jedes noch so flüchtigen und von unten aufsteigenden Gefühls lag gänzlich außerhalb des Bereiches der eben erwähnten primitiven Perioden, die den Menschen durchaus als Ganzes sahen und empfanden. Ob diese oder ob jene künstlerische Technik geeigneter ist, uns in das innere Wesen des Menschen einzuführen, mag hier dahingestellt bleiben: es ist dies eine Frage, die heutzutage jeder Einzelne je nach Temperament und Veranlagung verschieden beantworten wird, wobei sich heroisch veranlagte Individuen, unter denen die großen Tatmenschen an erster Stelle stehen, instinktiv für die primitive, weniger heroische Persönlichkeiten für die differenzierte Kunst entscheiden werden. Die subtile Selbstbespiegelung, die ängst-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Durchforschung des eigenen Innern — ein wahrhaftiges examen conscientiae im weltlichen Sinne —, das schmerzliche und freudige Schwelgen in allerhand mehr oder minder sentimentalischen Stimmungen — das sind die typischen Kennzeichen späterer Kunstentwicklung, die hier nicht etwa nach irgendwelchen ästhetischen Maßstäben abgeschätzt, sondern einfach zeitlich abgegrenzt und auf eine nicht allzu verwirrende Formel gebracht werden soll.

Freilich stellen sich einer derartigen Abgrenzung außerordentliche Schwierigkeiten entgegen: handelt es sich hier doch um das Gebiet der gesamten künstlerischen, das heißt dichterischen Betätigung der Menschheit — die anderen Künste scheiden von selbst aus dem begrenzten Rahmen dieser Ausführungen aus —, und die Entwickelungen der einzelnen Erdteile und Völker sind so verschiedenartig und so mannigfach kompliziert, daß die Aufstellung einer wie auch immer lautenden Norm ihre Bedenken hat. Aber das wird man ohne Zweifel sagen dürfen, daß die Kunst dieser primitiven Epochen mit dem Leben in einer innigeren und elementareren Verbindung stand, als das seither jemals der Fall gewesen ist, daß sie unmittelbar aus der Fülle des Seins emporquoll und nicht etwa einen Luxusgegenstand eines in sich abgeschlossenen Kreises, ein mehr oder minder müßiges Spiel ästhetischer Genußsucht, sondern eine organische Äußerung des gesamten nationalen Bewußtseins darstellte. Natürlich ist der Begriff des Nationalen in diesem Zusammenhange mit einer gewissen Vorsicht zu verstehen: die aristokratisch-heroische Schicht ruhte auf einer breiten Basis unterwürfiger Existenzen, und natürlich war die Kunst zunächst nur dieser ersteren zugänglich: aber wie diese aristokratische Schicht sich von jeher als den Gipfel, den Sinn und die höchste Rechtfertigung der ganzen Volksgemeinschaft fühlte, so breitete sich von ihr auch das künstlerische Empfinden, die Freude an dem eigenen Spiegelbilde und an der Verklärung und Verherrlichung der eigenen Existenz über das ganze Volk aus. Der Umfang und die Abgrenzung der eben erwähnten aristokratischen Oberschicht ist bei den einzelnen Völkern sehr verschieden: hier bildete eine große Masse vollkommen rechtloser Sklaven, dort ein Stamm relativ unabhängiger mittlerer Existenzen die Unterschicht: indessen werden die Grundlinien wohl überall mehr oder weniger erkennbar sein.

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Luftpilot Jacquelin / Von Otto Rung

(Schluß)

Jacquelins erster Flieger hatte keinen Motor. Später gebrauchte er eine Kompressionsmaschine zur Weiterbewegung; aber seine eigentliche Idee war allerdings, das Gleiten ohne Anwendung von Motorkraft zu vervollkommnen: das Segeln auf der Luft. — Wie ungeheure Zeltdächer hoben sich die Tragflächen über dem Gerippe, das, wie gesagt, lose auf der Dräsine ruhte. Die Metallstangen kreuzten einander, in der untergehenden Sonne glühend, die schwarzblaue Schattenbänder um die schlanken Rohre legte. Es war an jenem Nachmittag absolute Windstille.

Jacquelin stand neben mir und sah mich mit einem verlegenen Lächeln an, und ich bemerkte viel Sympathie in seinen Augen. Plötzlich sagte er: „Ich fahre jetzt zum zweiten Male; heute Abend mache ich meinen zweiten Versuch! Wollen Sie mithalten? Wenn Sie Lust haben, erweisen Sie mir die Ehre, mein erster Passagier zu sein!"

Ich war freudig überrascht. „Ja," sagte ich, „mit Freuden. Ich übernehme selbst das Risiko für meine Person. Sie haben nicht die mindeste Verantwortung für mich zu tragen."

Er protestierte. Die Verantwortung sei ganz allein sein, falls ich ernstlich zu Schaden käme. Und endlich einigten wir uns in der Erwägung, daß er mir ja Revanche schulde, da ich ihm bei einem Unfall behilflich gewesen, und ich ihm nun Gelegenheit geben müßte, seinerseits im gegebenen Falle mir zu helfen.

Übrigens ging ich gar nicht ernstlich davon aus, daß Jacquelin fliegen könne, wenn auch seine Theorie, wie gesagt, mir beim ersten Blick einleuchtend richtig erschienen war. Aber ich hatte beschlossen, was nun auch geschehen möge, mit dabei zu sein, und so setzte ich mich denn resolut rittlings auf den fahrradartigen Sattel hinter Jacquelin.

Wunderlich kulissenartig lagen die Seidentücher der Tragflächen in ihren dünnen Rahmen über unseren Scheiteln. Etwas unwirkliches und theatra-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lisches schien mir in dieser Situation zu liegen, wie wir so da saßen und erwarteten, aufzufliegen: die Füße auf zwei steife Pedale gestemmt, mit den Augen dem Spiel der Sonne auf den blanken Metallteilen zublinzelnd.

Eine elektrische Glocke klingelte scharf in dem Dynamoraume, und in demselben Augenblick fuhr die Dräsine mit uns ab und rollte mit wachsender Schnelligkeit die Schmalspurbahn dahin über den Hügel. Die Haide wanderte sausend an uns vorbei wie ein grauschimmernder Vorhang.

„Nicht hinauslehnen! Gleichgewicht!" rief Jacquelin. „In einer Minute starten wir!" Die Maschinenteile der Dräsine klapperten unter uns. Brausend zog die Luft zwischen den Tragflächen ein und pfiff zwischen den Rohren des Gerüstes eine kreischende Melodie. Wir nahmen eine Höhe und nun sahen wir das Meer. Wie mit einem Schlag hörte das Land auf, jäh abstürzend gegen die See, die blendend rot in der letzten Sonnenglut dalag und uns ihre unermeßliche Fläche näher und näher entgegenrollte. Und immer dichter fuhren wir der dunklen Schneide zu, wo die Erde aufhörte, wo die beiden Feuerstreifen des Geleises plötzlich endeten und der sechzig Fuß tiefe Absturz sich senkte, schroff hinab auf einen Grund scharf emporgeschraubter Klippen.

Und da bereute ich einen Augenblick! Ich klammerte mich an die Aluminiumstange zu meiner Seite, beinahe fest entschlossen, abzuspringen — ja wohl! — abzuspringen, ehe es zu spät war!

Aber in demselben Moment sah ich Jacquelins enormen Körper sich vornüberneigen. Seine Hand arbeitete an einem Triebrad. Ich biß die Zähne zusammen. Jetzt! Aber schon war es zu spät. Ich erstarrte eine Sekunde lang in Angst — dann löste alles sich in Verwunderung.

Ich sah nicht mehr den grauen Dräsinenkasten unten zwischen den Kufen des Aeroplans. Ich sah unter mir durch das schlanke Netz von Röhren und Stangen, Sand, Haidekraut und Strandhafer, und dies alles sank, sank. Und im nächsten Augenblick die scharfe Kante des Abhangs, die wie ein Vorhang blitzschnell unter unseren Füßen weggerissen wurde.

Die Welt unter uns ward plötzlich weiß, durchsichtig klar, und als ich endlich meine Pupillen zu festigen vermochte, sah ich zwischen meinen Stiefeln, die auf den festen Pedalen ruhten, tief, tief unten in lotrechter Perspektive den Strand und die roten samtartigen Klippen — hunderte von Fuß unter uns. Und unserer Bewegung entgegen entrollte die Brandung des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Atlantiſchen Meeres mit raſender Eile drei breite weiße Schaumſchleppen. Und wir ſtiegen, wir ſtiegen!

Durchrauſcht von einer wunderbaren Kraft, von einem Glücksgefühl, das alles Gewicht von mir nahm, wunderlich wirr und hingeriſſen fühlte ich, wie wir flogen!

Wir hatten die Dräſine und die rollenden Räder verlaſſen. Sie ſtanden nun hinter uns, zum ſtehen gebracht von dem Bremsbaum des Geleiſes.

Wir aber waren weitergezogen, frei und unbehindert, wir ſegelten auf den ſchrägen Ebenen der Luft, wir glitten auf dem weichſten und geſchmeidigſten aller Lager, wir ſchwammen auf den ewig wechſelnden Oberflächen der Atmoſphäre!

Tief unter uns lag das Meer, dunkel und von Ringen gefurcht, ſeltſam ſchleimig in ſeinem Glanz. Es war, als ſtünden wir ſtill über dieſer großen dunkelblauen Fläche, die in ſchläfrigen Runzeln unter uns hinzog. Bewegten wir uns nicht mehr? Schwebten wir auf demſelben Fleck? Aber da blickte ich empor zu den ausgeſpreizten Tragflächen, und nun empfand ich erſt ernſtlich, daß wir flogen.

Da droben ſtanden die geſpannten Segel in ihren zitternden Metallrahmen, in ungeheuerer Flugweite über uns ausgebreitet. Ein leiſe ſchnurrender Ton drang aus den großen konkaven Flächen — als ſammelten ſie hohlſpiegelartig all die tauſend Laute der Luft und gäben ſie grau und monoton wieder von ſich. Und ich ſah, wie wir durch die Atmoſphäre balancierten. Zärtlich liebkoſend neigten die Tragflächen ſich über die milden Abendwinde, die uns entgegenkamen. Ich folgte dieſer leiſe ſtreichelnden und graziös wiegenden Bewegung, dieſen winzigen Winkeln, die unſere Flügel langſam und feſt an dem glühenden Horizont vorbei beſchrieben — wie dem geſchmeidigen Balancierſtab eines Seiltänzers.

Ja, nun ruhten wir auf unſeren Schwingen, wogen unſer Gewicht gegen die Dichtigkeit der Luft. Tanzend und freundlich kam der Seewind uns entgegen, in all den geſpannten Schnüren ſingend wie in den Saiten einer Äolsharfe. Wir fühlten an unſeren Wangen den Druck fahrender Luft.

Schon neigte unſere Bahn ſich abwärts. Die Fugen des Meeres erweiterten ſich, kamen uns entgegengeſtürzt. Aber aufs neue ſtiegen wir in einer langen und geſchmeidigen Windung und zogen plötzlich in einer neuen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Lande parallelen Bahn. Rechts unten zeigte sich der lange Strand als eine breite Sandstraße. Und da unten standen Menschen und starrten zu uns empor. Sie drängten sich in Haufen, durch immer neue Zuschauer vermehrt, die in Badelaken aus den Kammern der Dünen herbeigelaufen kamen. Es waren lauter badende Frauen und Kinder. Einige standen bis zu den Knien in den Wellen und spähten zu uns empor.

Und plötzlich hatte die Sonne das Land da unten verlassen; es lag in blauendes Halbdunkel gehüllt. Seine Sonne war untergegangen! Wir aber segelten noch in einem Bad von Goldstrahlen! Ich sah meinen Führer Jacquelin, von dieser Sonne beleuchtet, in seinem Lederküraß wie in einer goldflammenden Rüstung. Sein Körper folgte rhythmisch den schwachen Stampfbewegungen unserer Bahn. Aus seiner Kehle kam ein tief dröhnender Ton, ein melodieloser Gesang.

Und langsam kam das Meer uns näher. Erst jetzt öffnete sich mir die Frage nach der Möglichkeit einer Landung. Und diese Frage fand in demselben Augenblick ihre Lösung: Ein Stück weiter draußen im Meere bewegte sich, laut tickend und unserer Bahn folgend, ein Motorboot, geführt von Pierre, Jacquelins verläßlichstem Mann. Dieses Motorboot schleppte ein Floß. Und nun sah ich das helle Viereck dieses Floßes lotrecht unter uns in dem unermeßlichen Blau schwimmen.

Wir landeten in vollstem Gleichgewicht und ohne die geringste Havarie. Ohne daß wir unseren Sitz verließen, bugsierte das Motorboot das Floß und unseren Flugapparat die Küste entlang südwärts zu unserem Startplatz.

Ein Blick auf meine Uhr ließ mich zu meiner großen Überraschung konstatieren, daß unsere, wie es mir vorkam, sehr weitläufige Fahrt bloß zwei Minuten und einunddreißig Sekunden gewährt hatte.

„Wahrhaftig!" rief ich Jacquelin zu. „Auf welche Bruchteile von Zeit müssen wir nicht von nun an unsere Vorstellungen und unsere Aufmerksamkeit einstellen. Wir werden gezwungen sein, unser Zifferblatt nochmals zu teilen. Wir werden uns nicht mehr begnügen können, Sekunden zu messen! Wir werden die Sekunden noch in Terzen und Quarten teilen müssen, so rasch wird unsere neue Welt sich bewegen, und so kurzwährende Zeiträume werden wir fortan von unseren Uhren ablesen müssen."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber Jacquelin antwortete mir nicht. Sein Gesicht war seltsam stumpf und schlaff. Sein Blick war in die Ferne gewandert und in einer sonderbar düsteren Leidenschaft erstarrt. Mehr als jemals glich er in diesem seinem Siegesaugenblick mit seiner schwerfälligen und gewaltigen Erscheinung einem finsteren, unseligen Titanen.

Sie werden verstehen, daß ich, besonders in den ersten Tagen, völlig unter dem Bann dieses großen Ereignisses stand. Aber merkwürdig rasch glitt das Begebnis in meiner Erinnerung zurück, wie etwas Unwirkliches und Flüchtiges. Es kam wohl daher, weil ich nicht das Recht hatte, mich anderen mitzuteilen. Ich stand ganz isoliert da mit dem Bewußtsein einer vollbrachten universellen Tat. Und das ganze war ja so kurz gewesen — ein minutenlanger, spurloser Sprung hinaus in eine unerschlossene, wunderbare Welt.

Und mit einem Male sah ich Jacquelin in einer neuen und größeren Bedeutung. Während er sich selbst rein körperlich erhoben, als sei er in Wirklichkeit befreit von den Gesetzen der Schwerkraft, hatte ich ihn auch als Typus sich erheben sehen in die Regionen des Sublimen, als Typus des nur zu einseitigen technischen Strebens unserer Zeit, als menschliche Form einer dunkeln, schwerbelasteten Schöpferkraft, als einer jener düstergefärbten Heroen, die nie des Glückes teilhaftig werden, den Göttern nahetreten zu dürfen. Er erschien mir nicht mehr komisch oder mitleiderweckend wie früher, nicht mehr als mißgestalteter Centaur der Luft, halb Mann, halb Flügelroß. Sein Genius überzeugte mich, seine desperate Kraft flößte mir Furcht ein.

Wie ich sagte, hinterließ sein Wagestück keine Spuren, weder in der Luft noch auf Erden. Diejenigen, die ihn gesehen hatten, hatten mißverstanden, was sie gesehen. Eine Schar Damen und Kinder erzählte, in das Hotel zurückkehrend, von einem großen Zelte, das von dem Felsabhang ins Wasser hinabgestürzt sei. Aber die Herren legten dem Zeugnis ihrer Damen kein besonderes Gewicht bei.

Schon denselben Abend traf ein Eilbrief an mich ein, der mich in einer wichtigen dienstlichen Sache nach Paris berief. Und es verstrich ein voller Monat, ehe ich — es war gegen Ende September — meine Vermessungsarbeiten wieder aufnahm.

Natürlich galt einer meiner ersten Besuche Jacquelin.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich kam gegen Abend zu seinen Werkstätten hinaus. Es dämmerte schon. Der Himmel war besprengt mit schwarzem fahrenden Ballengewölk, das sich vor einer heftigen steifen Nordwestbrise entrollte.

Die Schmiede lag offen, aber finster. Aber draußen vor der alten Wassermühle hob sich aus der Dunkelheit eine riesige, komplizierte Formation. Ich unterschied beim Nähertreten, als sich ihre Silhouette deutlicher auf dem etwas helleren Himmel zeichnete, ein mächtiges Metallskelett, ein Gerüst von Stangen, das sechs doppelte ausgestreckte Flügelspannen trug, ein Stativ aus Segeln und Tragflächen — noch unfertig, anzusehen wie das Spantengerippe eines Schiffes: Jacquelins neuer Flieger!

Ich erkannte, während ich mich rings um diesen Koloß bewegte, Einzelheiten von seinem ersten Gleitflieger. Aber dieser war mächtiger, viermal so tragfähig, ein ungeheuerer schwarzer Drachenflieger, der hinten auf langen Stangen einen fischförmigen Steuerschwanz vorstreckte, während über den Tragflächen auf zwei krummen Fühlhörnern die Doppelfläche des Höhensteuers saß.

Er mußte einen Motor haben, das erkannte ich an der Schleife der Schraubenblätter unter dem langen dreieckigen Sattel. Gegen die hellere Luft erschien dieser dunkle gestielte und zipflige Schatten in der Form einer halbentblätterten Riesenblume, eines Venuswagens, aus dessen durchbrochener Krone die krummen Staubträger aufragten.

Ich merkte plötzlich, daß jemand hinter mir stand. Und als ich mich umwandte, sah ich Jacquelins dunkles bärtiges Gesicht ganz nahe dem meinigen.

Ich reichte ihm die Hand; er nahm sie ohne Freundlichkeit. Eine merkliche Veränderung war mit ihm vorgegangen. In seinen Zügen lag eine verbissene Heftigkeit und die offene Helle des Blickes war einem Ausdruck von Drohung und Gereiztheit gewichen. Seine Bewegungen waren abrupt und fahrig geworden; nicht eine Sekunde blieb er ruhig. Es war, als stemme er sich beständig gegen eine Richtung, die sein Körper nehmen wollte, aber nicht durfte. Ich begriff, daß er sich unter dem Zwang irgendeines starken Triebes befand, und daß seine empfindsame Psyche unaufhörlich Balance wechseln mußte, um das Gleichgewicht erhalten zu können.

„Sie sehen," sagte er ein wenig später mit etwas zuvorkommenderer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Miene, „mein neuer Aeroplan ist fertig. Und an einem der nächsten Tage will ich fliegen."

Ich machte einige Bemerkungen über die Veränderungen dieser Type, aber sein Blick verriet kein volles Zutrauen.

„Mein alter Gleitflieger ist zwei Tage nach unserem letzten Experiment verunglückt. Aber daran ist nichts verloren, da er ja doch dieser neuen und besseren Type hätte weichen müssen."

„Was wir damals ausführten," fuhr er fort, „war nichts, war wertlos, nichts besseres als das Spiel eines Kindes, das mit einem Brettchen im Fischteich umherplätschert. Vor mir liegt jetzt eine größere und bedeutungsvollere Aufgabe."

Er stand neben mir, sich in den Knien wiegend, das große Haupt gesenkt, und seine Augen spähten forschend nach meinen Mienen.

„Jetzt weiß ich erst, was mir damals fehlte; warum jene ersten Versuche mich nicht ganz zu befriedigen vermochten. Als wir an jenem Tage gelandet waren, ergriff mich eine mir damals unerklärliche Traurigkeit und Bitternis. Ich wußte nicht warum. Ich stand da und betrachtete hilflos und fragend meine leeren Hände, und das Ganze erschien mir mehr wunderlich als wunderbar. Ich hatte die Aufgabe gelöst, die ich mir gestellt hatte. Nun war es vorbei. Was nun?"

Ich dachte mir sogleich den Grund von Jacquelins Mißmut. Er hatte seine Gedanken in zu hohem Grade auf diese spezielle Aufgabe eingestellt. Er sah nicht eine ihrer menschlichen Seiten. Nicht eine Sekunde lang träumte er Zukunftsträume von allgemein menschlicher Art. Nur von Punkt zu Punkt sah er. Und darum stand er, sobald die Aufgabe gelöst war, jener Öde und Furcht gegenüber, die dasselbe sind, wie das Grauen des Unseligen vor der Ewigkeit.

Aber nun hatte er ja, wie er meinte, einen Ausweg gefunden.

Seine Hände beschrieben Figuren in der Luft. „Jetzt weiß ich, wo meine Aufgabe liegt," sagte er. „Sie besteht nicht darin, in stillem Wetter, bei schlaffer, widerstandsloser Luft einige hundert Meter weit zu gleiten. Den Wind will ich herausfordern. Den Sturm will ich bezwingen. Ich habe mir eine neue und viel längere Bahn erwählt, quer durch die Luft, die uns da von Norden lärmend entgegenkommt. Ja, gerade ihr entgegen will ich,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Kurs Nordoſt und Nord!" Er wies hinaus über die Klippen. „Sehen Sie dort hinter den Hügeln Cape de la Hagues Leuchtturm blinken? Dort will ich vorbei — und weiter! Morgen ſtarte ich. Ich ſchwinge mich von meinem Uferabhang auf und ſtelle den Kurs auf Norden; ich fahre rings um das Cape de la Hague. Morgen Abend lande ich in Cherbourgs Hafen! Sie wiſſen ja, daß ich einer der Direktoren der großen Cherbourger Schiffswerfte bin. Aber glauben Sie nicht, daß meine Kollegen meine Arbeit hierdraußen etwa mit Reſpekt und Sympathie betrachten. Einerlei! Morgen Abend komme ich auf dem Winde ſegelnd, die Luft unter mich ziehend, nach Cherbourgs Hafen geflogen und lande auf der Helling der Werfte gerade vor meinen eigenen Kontors."

Ich ſchwieg. Ich ſah ein, daß er ſeit dem letzten Male nicht viel weiter gekommen war. Bloß einen neuen Längenweg, aber nicht in der Breite der Weltentwicklung. „Ihr Verſuch kann nur mit dem allergrößten Riſiko ausgeführt werden," ſagte ich endlich. „Es iſt ein faſt wahnwitziges Wageſtück. Sehen Sie doch: Sie haben nun in der Theorie eines der größten und herrlichſten Probleme gelöſt. Aber Sie haben nicht das moraliſche Monopol auf Ihre Erfindung. Die Menſchheit hat Anſpruch darauf, daß dieſe Sache durch ruhige Arbeit gelöſt und nicht durch einen halsbrecheriſchen Coup, einen Verſuch, in ſportlicher Beziehung einen Rekord zu ſetzen, einem vielleicht unwiderruflichen Untergang preisgegeben wird."

Aber er ſchüttelte nur den Kopf. Meine Vorſtellungen von einem großen und allgemeinmenſchlichen Intereſſe weckten keinen Widerhall in ihm.

„Mir erübrigt nichts," ſagte er, „als dieſen Weg zu gehen, und ich kann nicht wieder glücklich werden, ehe ich ihn nicht verſucht habe. Verſtehen Sie denn nicht, daß ich erſt, wenn ich mein Leben ernſtlich für das Schwierigſte eingeſetzt, ein Recht auf dieſes Leben errungen habe? Hindurch will ich. Lange genug hat Cape de la Hagues glutrote Laterne mich irritiert. Lange genug hat der Sturm zwiſchen den Hügeln zu mir heraufgeheult. Einmal hat er mich ſogar umgeworfen. Meine Tragflächen ſind in vollkommener Stabilität, mein Flieger kann nicht kentern, aber ein faſt lotrechter Windſtoß ſchleuderte mich von oben herab, ſo daß mein alter Gleitflieger verunglückte. Jetzt aber habe ich mich ſelbſt mit Kraft verſehen. Ich habe einen Motor und eine Luftſchraube. Ich bin gerüſtet, mit dem Sturm zu kämpfen. Und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Weg, den ich mir vorgesetzt, muß und will ich gehen, und wenn es mein Leben kostete!"

Seine Pupillen erweiterten sich, seine rechte Hand hieb geballt durch die Luft. Er stand an die schaukelnden Metallstangen des neuen Fliegers gelehnt, dessen Name „Feuerglobus" in weißen Buchstaben auf die rabenschwarzen Segel der Tragflächen gestempelt stand.

Ich sah ihn zum letzten Male, als ich auf meinem Heimweg über die Höhen zurückblickte. Er stand bei seinem dunklen Apparat — ein titanischer Körper, beschwert von seiner unbrauchbaren Riesenkraft. Schon war er ferne meiner Welt. In tiefer, weitentrückter Einsamkeit stand er da, mit seinem ewig wiederkehrenden Problem ringend. Sein Geist war wohl schon gestört, sein Wille monoman, begrenzt auf eine Linie von Ziel zu Ziel, auf einen einzigen Weltrekord, den es zu setzen gab. Aber so mußte es ja wohl sein. Sie, die den Weg weisen, müssen ja solche wahnwitzige Spezialisten sein, monomane Plänkler, die uns anderen auf den möglichst kurzen Wegen voranfahren, mit pfeilspitzem und fliegenden Willen, blind für alles andere in der Welt, naiv wie Zehnjährige in allen anderen Wissenschaften außer ihrem eigenen winzigkleinen Fach. Und wir dürfen ihnen nicht Einhalt tun. Denn sind sie nicht Symbole alles Menschentuns, gesehen gegen die Unermeßlichkeit des Universums?

Es zeigte sich, daß Jacquelin schon am folgenden Tage seinen Versuch ins Werk gesetzt hatte. Pierre, sein Arbeiter, erzählte mir, die Maschine habe unterwegs auf der Schmalspurbahn, noch auf den Rädern ruhend, unter dem doppelten Druck des Sturmes und des Erdwiderstandes Havarie gelitten. Der intelligente Mensch schüttelte den Kopf. „Lassen Sie ihn nur erst in die Luft kommen," sagte er, „und er wird fliegen wie ein Vogel."

Es vergingen weitere elf Tage. Der Badeort war total verödet, und die Bevölkerung des Fischerdorfs rückte wieder in ihre Behausungen ein. Auch mein Werk näherte sich seinem Abschlusse und fesselte mich an mein Zimmer, wo ich Tag um Tag mit Reißfeder und Dreieck meiner Arbeit oblag.

Es war der erste Oktober, als mir Pierre unserer Verabredung gemäß telephonisch meldete, daß Jacquelin heute Abend aufzusteigen gedenke. Pierre selbst beabsichtigte auf eigene Faust und gegen die Order das Motorboot klar zu machen, um dem Flieger auf seiner Bahn zu folgen. Er bat mich, ihm Beistand zu leisten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich griff nach Wachstuchmantel und Uniformmütze. Ich lief durch den Park den Strand hinab. Es war spät am Tage. Am Horizont formte sich ein ziegelroter unreiner Streif an der Stelle, wo die Sonne hinter den Regennebeln versank. Das Barometer war im Laufe des Tags stark gefallen. Ein prickelnder Sprühregen kam mir in heftigen Böen entgegen. Es blies stark aus Nordwest, aber ich fand Schutz hinter den Dünen und gelangte endlich zu der Stelle, wo ein bleicher Mann in Ölzeug und Seestiefeln auf der Reeling des Motorbootes saß, das auf den Sand hinaufgezogen war, eben noch unberührt von der niederen aber kräftigen Brandung.

„Wir können das Boot leicht ins Wasser schieben, wenn Herr Jacquelin startet," sagte er, „aber ich glaube nicht, daß er startet. Und wenn er startet, ergeht es ihm wohl so wie letztes Mal, daß es ihm nicht gelingt, Luft unter seinen Apparat zu bringen. Ist er aber in der Luft, so wird er fliegen wie ein Vogel, und dann müssen wir uns klar halten. Denn ich verstehe nicht, wie er lebend herabkommen kann. Ja, ich glaube überhaupt nicht, daß er in diesem halben Orkan herabkommt. Aber wir wollen ja sehen." Und er zündete seine Pfeife an und schielte mit gekreuzten Armen unter den buschigen Brauen empor zu dem Abhang, der sich turmhoch über uns aufreckte, seinen Heidekrautbart zu unseren aufwärtsgewandten Augen neigend.

Der Wind legte sich in nassen festen Umklammerungen an unsere linke Körperseite, und wir empfanden deutlich, wie auch wir eine Lee- und eine Luvartseite hatten. Dann und wann erhob der Flugsand sich zu einem hohen grauen Mantel, der sausend über uns herfiel und Hände und Mund und Taschen mit glaskniſterndem Kies füllte. Der Wind begann zu heulen, die verjagten Wolken verteilten sich, die Brandung hob sich phosphorweiß und zerstob in dicke Schaumbüschel, die auf der Luft segelten. Und ich dachte: Wie mit diesen Sandkörnern und Schaumflocken wird der Sturm auch mit ihm hausen und heulen, wenn er aufsteigt!

Eben sank die Sonne, und ein eisiger Windstoß brachte die Dunkelheit vom Meer mit sich. Aber zugleich klärte sich die Luft, wurde wachsgelb und durchsichtig.

In diesem Augenblicke ging ein schwerer und zäher Ton wie ein Seufzen über unsere Köpfe hin.

„Klar!" schrie ich und sprang auf. „Macht das Boot klar!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein gewaltiger, eckiger, vollkommen schwarzer Schatten war von der Kante des Abhangs über uns hinweggestürzt, an uns vorbei, auf der Luft fahrend mit ungeheuerer Schnelligkeit, jetzt nur mehr sichtbar als eilender dunkler Streifen, der sich gegen das Meer zog. Er erschien uns erst in seiner richtigen Form, als wir ihn von rückwärts durch die Länge seiner Bahn unterscheiden konnten: die sechs Etagen der Tragflächen wie dunkle Riesenschilder, durch schlanke Stangen verbunden, ein System von Küraſſen und Lanzen. Wir hörten die pfeifenden Wirbel der Luftschraube, die klingenden Explosionen des Motors. An Größe schwindend, aber immer klarer im Umriß erhob sich der „Feuerglobus" und wandte sich seewärts. Ich sah die enormen Kondorschwingen die Luft umfassen, balancierend hinwandeln über den Wind. Und da oben stand er, Jacquelin, die mächtigen Fäuste um das Steuerrad geklammert, mit brennendem Blick unter den buschigen Brauen vor sich hinspähend den Stürmen entgegen — ein kohlschwarzer Schiffer am Steuer seines fliegenden Gespensterschiffes.

Das Motorboot scharrte durch den Sand. Wir sprangen an Bord. Wir kämpften uns durch die Brandung in einer Bahn lärmenden Gischts, bis die zurückkehrenden Wellen uns hoben und wir flott wurden. Wir fuhren los, den Kurs seewärts nehmend, den ersten aller Flieger verfolgend. Mit Begeisterung und Grauen sahen wir ihn da draußen wandern, nun dem Horizont so nahe wie ein mächtiger und geheimnisvoller Magier, der unter seinem ungeheueren Mantel dahinfliegt. Wir schrieen, wir schwenkten die Hüte. War er verloren auf dem Wege, den er genommen? Sieh da, er kam zurück!

Ja, es trieb ihn zurück. Dies Fahrzeug, das nicht kentern konnte, kam in vollem Gleichgewicht rücklings uns entgegen, vom Sturm bedrängt, von fahrenden Luftmassen zurückgeschleudert. Er sank nicht, nein, er hielt sich, ja stieg sogar, hob sich in die Lüfte, als wollte er versuchen, über diese sperrenden Berge verdichteter Atmosphäre hinüberzukriechen. Näher kam er uns — ein Rückzug! — nein, jetzt rückte er neuerdings vor, senkte die Bahn, suchte einen Schlupfweg, einen Paß zwischen den Höhen der Sturmwogen.

Wieder war er fast uns zu Häupten, undeutlich wahrnehmbar durch das dichter werdende Dunkel. In den Windpausen kam das Mahlen der Luftschraube in abgebrochenen Wirbeln zu uns. Wir sahen die enormen kohlschwarzen Vierecke über unseren Gesichtern, das Aluminium des Traggerüstes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeichnete sein blinkendes Licht. Er hatte die Laternen angezündet, eine grüne und eine rote. Stand er stille, hing er im Gleichgewicht zwischen seiner Kraft und dem Widerstand der Luft? Wollte er hinabsteigen? Wir winkten und schrieen. Wir waren klar!

Aber wiederum stürzte der Flieger hinaus in das Sturmgewoge, zum Meere brassend wie ein dunkles Phantom mit rotem und grünem Feuerauge, die schwarzen Segel von weißen Rippen ausgespreizt, wie die gestreiften Piratsegel einer chinesischen Dschonke. Vor den Winden schlingernd, sich wieder aufrichtend in voller Balance, schwingend wie das Gewicht an einem ungeheueren Pendel vor der mächtigen Himmelsscheibe — so sahen wir den „Feuerglobus" dahinsegeln, gegen Nordwest, nochmals zurückgeworfen, und dann plötzlich verlöschen in der Unendlichkeit, hinabstürzen in die bodenlosen Abgründe der Finsternis. Ein Wanderer in einer leb- und raumlosen Welt, ewig unselig, ging sein Lenker ein durch das Tor der tausend Nächte, trauernd, trotzend und verzweifelt, eine hochragende Geistergestalt am Steuer des ersten Todessegelers der Lüfte!

Mit Eiseskälte und Grauen, mit dem Tosen des unsichtbaren Meeres lag die Finsternis dicht und weit um uns her. Minutenweise zeigte der Leuchtturm des Vorgebirges seinen Feuerschein über dem Horizont. Eine einzige kohlschwarze Wolke verfinsterte den Zenith dieser sternenfunkelnden und doch undurchdringlich dunkeln Oktobernacht.

Wir wandten den Kurs landeinwärts, verwundert, betrübt, entsetzt. Handelte es sich ja um das für uns allermenschlichste Ding: um unser Leben. —

Ich habe schon gesagt, daß Jacquelin nicht zurückkam. Aus Cherbourg meldeten keine Depeschen von einem Weltereignis, das aus der Luft geflogen gekommen und sich offen vor aller Augen auf den Hellings der Werften niedergelassen hatte. Von Cape de la Hague wurden keine in Wolken schwimmenden mystischen Laternen signalisiert.

Aber heimgekehrte Fischer erzählten ihren Nachbarn von Phantomen, die sie draußen auf dem Meere hoch über ihren Kuttern kreuzen gesehen: einem Zug großer Schatten, zwei klaren und ruhigen Lichtern und einem Ton wie von einer fernen Uhr. Und ihnen wurde Jacquelins Flug zu einer Mythe, zu einem Zeichen des Universums, zu welchem sie sich eine Geschichte dichteten, zu einer Sage, die sich ewig wiederholte, wenn sie am Steuerruder saßen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und hinaufstarrten zu dem unbeweglichen Himmel, durch das Meeresbrausen dem Takt der mächtigen Uhr des Weltalls lauschend, — und plötzlich zu sehen und zu hören meinten. —

Der Luftpilot Jacquelin ist nun vielleicht ein Skelett gebleichter Knochen, verwickelt in dem zweiten Skelett des totenweißen Aluminiums, das an irgendeinem Riff des Meeresgrundes gestrandet ist.

Aber ist der Gedanke nicht unvergänglich, daß es einem dieser belasteten und glücklosen Riesen auch bloß ein einziges Mal gelang, sich von der wuchtenden Erde zu erheben? Und ewig wird ihr Wille hiezu sich wiederholen. Ewig wird ihr Wille, dunkel und trotzig, kreuzen und kämpfen, um immer neue der sperrenden Vorgebirge der Welt zu umsegeln.

Und vielleicht werden diejenigen, die einstmals hier oben fahren werden — etwa schon die Kanalkreuzer in diesen nächstfolgenden Nächten — die Warnung seines trotzigen Motors hören und seine ruhigen Laternen winken sehen." —

Kapitän Barri hatte seine Erzählung beendet. Alle saßen eine Weile stumm. Der Morgen war angebrochen, schon lag der Horizont weiß von dem werdenden Lichte.

Und da war es, daß das Preien zum zweiten Male erscholl, aber diesmal nicht von dem jungen Toren Morton mit seinen allzu offenen Augen des Sonntagskindes. Eine der vertraueneinflößenden Uniformmützen der Schiffsmannschaft meldete, daß Latham gestartet und bereits in Sicht sei.

Sie standen auf Deck und spähten durch das Fernrohr nach dem kleinen dunklen Fleck, der sich von der französischen Küste gelöst hatte und sich nun, von vorne wie eine kleine Oblate anzusehen, auf der ganz klaren Luft zeigte.

Jetzt aber sahen sie ihn drehen und sein Profil zeichnen, — ein rascher spindelförmiger Flieger, auf sein Ziel weisend wie ein Pfeil, in voller Balance der graziösen dünnen Flügel — sahen ihn schlank und gestreckt die Luft durchschießen wie ein junger eifriger Vogel.

Jameson wandte sich jäh und erregt um: „Das ist nicht Lathams Flieger!"

Kapitän Barri nahm das Fernrohr. „Nein," sagte er langsam. „Das ist kein englischer Flieger!" Und plötzlich lüftete er seine Mütze.

„Blériot!" sagte er.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Die Persönlichkeit Gottes neu bewiesen —

aus der Notwendigkeit. Aus welcher? Es gibt kosmische und es gibt moralische Notwendigkeiten. Welche sind beweiskräftiger? Die kosmischen wirken überwältigender, die moralischen überzeugender, denn sie sind in uns. Auf jenen beruht der Bestand der Weltordnung, des natürlichen Kosmos, auf diesen der Bestand der menschlichen Gesellschaftsordnung, des moralischen Kosmos; was ist notwendiger, daß die Weltordnung besteht, oder daß die Gesellschaftsordnung besteht?

Augenscheinlich, daß die menschliche Gesellschaftsordnung besteht. Denn der moralische Kosmos ist dem Range nach höher als der natürliche Kosmos. Geist steht über Natur. Und die höhere Notwendigkeit verleiht die höhere Existenz.

Aus der moralischen Notwendigkeit wird die Persönlichkeit Gottes zu beweisen sein.

Aber Gott selbst, um den wir uns hier bemühen, scheint anders zu denken. Denn er hat den Bestand der kosmischen Welt, vorläufig wenigstens, garantiert. Nicht so sehr den der moralischen Welt. Oder ist es nicht deutlich zu sehen: die kosmischen Notwendigkeiten stehen fest und die moralischen sind ein Spielball der Menschenmeinung.

Gott wird besser begreifen als die Philosophen, daß die menschliche Gesellschaftsordnung mit all ihrer moralischen Notwendigkeit in der Luft hängt, wenn er die kosmische Weltordnung fallen läßt.

Mir scheint, sie hängt jetzt schon in der Luft. Denn was moralisch notwendig ist, darüber sind die Moralisten sich keineswegs einig. Es gibt bekanntlich sehr verschiedene Moralen.

Man hat's wieder in diesen schrecklichen Kriegszeiten erlebt, die beinahe gekommen wären: Die einen entdeckten den ethischen Wert ihres in langem Frieden fast eingerosteten kriegerischen Heldenmutes — dulce et decorum est pro Patria mori — und rasselten nicht schlecht mit dem Säbel — am Schreibtisch. Die andern stiegen noch höher auf der ethischen Leiter und erfanden, wie schon mehrfach geschehen, wenn das Reich in Not geriet, die moralische Wichtigkeit des „Familiensinnes". Bei Gott, er darf um alles nicht verloren werden, und sie machten sich auf, ihn zu sichern und zu erhalten — zur Abhebung ihrer Bankdepots und Sparkassengelder!

Vaterlandsliebe oder Familienliebe — welche Moral soll gelten?

Außerdem, so sagt man mir, sollen Exemplare des homo sapiens vorkommen, die mit Kaspar Schmidt, genannt Max Stirner, sprechen: Ich hab mein Sach auf mich gestellt. Doch auch eine Moral, die so übel nicht ist, wenn man ihr den schönen Namen Individualethik gibt.

Aber über alle Individual- und Sozialethik hinaus greift jene Allerweltsmoral, die immer so nett in der Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit und allgemeinen Humanität der sozialdemokratischen Parteitage zum Ausdruck kommt, die Moral, die nach des großen Schillers Vorbild die ganze Menschheit einigen will:

> Seid umschlungen, Millionen!
> Diesen Kuß der ganzen Welt!
> Brüder, über'm Sternenzelt
> Muß ein guter Vater wohnen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Merkst du, lieber Leser, wie ich den Faden meiner Beweisführung fest in der Hand habe? Und die Entscheidung ist da: Die Persönlichkeit Gottes wird aus der moralischen Notwendigkeit erkannt. Denn wenn erst diese Moral allgemein geworden ist, daß die ganze Welt sich küßt, wie sollte aus ihr nicht das Dasein eines lieben Gottes erkannt werden, der väterlich über'm Sternenzelt waltet! Und der „gute Vater" ist immer auch der persönliche Gott.

Wer dann freilich das alles für kosmopolitischen Schwindel und phantastische Humanitätsduselei ansieht, dem ist nicht zu helfen und Gott selbst mag sich seiner erbarmen: wie soll er das Dasein des persönlichen Gottes erkennen?

Aber, genau besehen, hat er Recht. Man kann eine so wichtige Beweisführung nicht auf eine Moral des Rausches und der dichterischen Phantasie gründen. Man muß da im Interesse Gottes und im Interesse der Menschen klar und nüchtern, einfach und jedermann verständlich sein.

Kurz und bündig, schneidig und schlagend — so muß der Beweis sein. Danach hat die Menschheit schon lange gesucht.

Und ich habe ihn gefunden, ich habe ihn gefunden. Mir ist zu Mut, als hätt' ich den Pythagoras und das Radium und den unfallsicheren Aeroplan entdeckt.

Die Sache ist so einfach. Also: Menschen müssen sein, das ist die erste Notwendigkeit. Das ist eine moralische Notwendigkeit: sonst hätte ja die ganze Welt für uns keinen Zweck. Daß die menschliche Gesellschaft besteht, ist moralische Notwendigkeit. Die kosmische Welt wird schon allein bestehen. Da aber die Menschen selbst immer noch so töricht sind, das nicht einzusehen, sondern sich gegenseitig die Köpfe einschlagen und auffressen, so hat Gott ihnen eine Einrichtung gegeben, die Frieden schafft und erhält, nämlich den Schutzmann im Großen, das ist das Militär.

Nun kommt es darauf an, in jedem Angehörigen dieser Einrichtung das Bewußtsein seiner Aufgabe zu wecken und zu pflegen. Es gibt keine höhere moralische Notwendigkeit. Denn davon hängt die andere moralische Notwendigkeit ab, die menschliche Gesellschaft zu erhalten, die nur unter militärischem Schutz existieren kann.

Die Grundlage, auf dem das militärische Bewußtsein ruht, ist der Fahneneid. Der Fahneneid aber bedarf des Glaubens an den persönlichen Gott. Denn niemand kann vor einem philosophischen Begriff, vor dem Weltgrund der Monisten, vor Platos Idee des Guten, vor dem Allgeist Jakob Böhmes, vor der absoluten Substanz Spinozas, vor der Zentralmonade des Leibniz, vor der sittlichen Weltordnung Fichtes einen bindenden Schwur leisten. Dazu bedarf es des Glaubens an den persönlichen Gott.

Wir fassen zusammen:

Aus der moralischen Notwendigkeit, daß die menschliche Gesellschaft bestehen muß, daß der Bestand der menschlichen Gesellschaft vom Militär abhängt, daß der Bestand des Militärs vom Fahneneid abhängt, daß der Fahneneid von dem Glauben an den persönlichen Gott abhängt — geht das Dasein eines persönlichen Gottes hervor. Quod erat demonstrandum.

Ich füge hinzu, um der Ehrlichkeit willen, daß das Ganze nicht meine Entdeckung ist Sondern so haben — ich hätte es ihnen garnicht zugetraut — ein paar preußische Leutnants entdeckt, als sie in Charlottenburg bei Berlin den Gottesdienst eines Predigers verließen, der nicht bloß Thron und Altar, der Welt und Menschheit erschüttert hatte, indem er sich Jathos, des Erz-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ketzers, Pantheismus geneigt zeigte. Sie verließen mit Recht eine Kirche, in der man nicht sicher war, im nächsten Augenblick in die Luft zu fliegen, weil sie sich in den Händen von Anarchisten befand.

Und was das kindliche Gemüt dieser Leutnants in Einfalt geübt hatte, das faßte ihre Behörde in begriffliche und logische Begründung:

> „Da Pfarrer Kraatz sich wenigstens teilweise die Lehre Jathos aneignete, so mußte bei den Soldaten der Glaube an einen persönlichen Gott untergraben werden. Damit war ein Angriff auf den Fahneneid verbunden, der auf dem Glauben an den persönlichen Gott wurzelt".*)

O Anselm von Canterbury, wie hast du dich in deinem Monologium und nochmals in deinem Postlogium um die Beweisbarkeit Gottes gequält. Und das nur um das Dasein Gottes überhaupt, nicht einmal um sein persönliches Dasein! Und das Gute lag so nah.

O großer Immanuel Kant, wir kennen dein Bemühen, alle Gottesbeweise ad absurdum zu führen und Gott allein als ein Postulat der praktischen Vernunft stehen zu lassen, was hast du dir für Umstände gemacht! Die Sache war so einfach.

Ein paar preußische Leutnants haben euch beiden den Rang abgelaufen.

Germanus

*) Wie verlautet, beabsichtigt die Militärbehörde im Verfolg ihrer militärreligiösen Stellungnahme die Rekruten vor der jedesmaligen Ableistung des Fahneneides zur Feststellung ihres Gottesbegriffes dem Spruchkollegium vorzuführen. Nach seinem Befund sollen vom Dienste des Königs alle die unweigerlich zurückgewiesen werden, bei denen das Spruchkollegium den Glauben an den persönlichen Gott nicht für vorliegend erachtet. Man darf auf das Resultat dieser Maßregel gespannt sein — im Interesse des Heeres und im Interesse der Religion.

Wasser

Fast sechzig Seiten umfaßt der Jahresbericht der United States Steel Corporation. Auf einem Riesentableau präsentiert der Trust die Geographie seiner Macht. Ein stattliches Terrain: Carnegie Steel Company, National Tube Company, American Steel and Wire-, American Steel an Tin Plate-, American Bridge-, Universal Portland Cement-, Tennessee Coal Iron- an Railroad Company etc. Hochöfen, Walzenstraßen, Bergwerke, Fertigfabriken. Ein Riesenunternehmen. Fünfundzwanzig Millionen Tonnen Eisenförderung, ca. fünfzehn Millionen Tonnen Koksproduktion pro anno. Kohle, Kalkstein, Zink, Zement, Schienen, Knüppel, Blöcke, Röhren, Drähte, Bleche, Achsen, Radsätze. Weiter Landbesitz, Gerechtsame, eine ganze Stahlstadt. Gesamteinnahmen 1909 schon 646 Millionen Dollar, Reinüberschuß 15,3 Millionen Dollar. Ende 1909 56,5 Millionen Dollar für Neuerwerbungen bewilligt. Bei der Gründung, 1901, 550 Millionen Dollar Vorzugsaktien, ebensoviel Stammaktien. Eigene Eisenbahnen, eigene Dampfschiffe besorgen den Transport. Außer den Zentralwerken in und um Pittsburg, Besitzungen in West-Virginia, Tennessee, Minnesota, Wisconsin.

Den Stahltrust hat der Krieg gezeugt. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts flaute in den Vereinigten Staaten die Eisenkonjunktur merklich ab. Die wachsende Konkurrenz drückte die Preise. Man mußte die Selbstkosten vermindern. Die Zwischengewinne sollten eliminiert und zu diesem Zwecke Werke aller Produktionsstadien gegründet oder angegliedert werden. Herrn Carnegie, dem Hauptlieferanten der „reinen" Werke drohte der Vernichtungskampf. Morgan gegen den Steelking. Das Ende war der Übergang

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Carnegietrustes (Halbfabrikate) in den Morgantrust. 500 Millionen Dollar war der Kaufpreis. Der Todesstreit war vermieden und der Stahltrust errichtet, mit einem Schlage die stärkste Eisenmacht der Welt geboren. Nicht nur im Inlande herrschte der Trust, dröhnende Exportmengen warf er übers Meer. Über 7 Millionen Tonnen im Jahre 1909. Steels wurden internationales Favoritpapier und ihre Kursentwicklung Börsenbarometer. Geschickt verstand es der Präsident des Trustes, Gary, den Propheten zu spielen. Man nahm seine Worte für Offenbarungen, wenigstens in Europa, und bedachte nicht, daß ein amerikanischer Trustleiter nicht aus Prophetenaltruismus zu prognostizieren pflegt. Bedachte aber vor allen Dingen nicht, daß ungeheuere Mengen Wasser in das Riesenschiff gedrungen sind, und daß es nicht mit der Sicherheit eines stabil gebauten Fahrzeuges segelt. Um wieviel die Steel-Corporation überkapitalisiert ist wird sich wohl kaum berechnen lassen. Selbst von den Eingeweihten nicht. Es kommt ja auf 100 Millionen Dollar mehr oder weniger nicht an. Jedenfalls entbehrt das Kolossalunternehmen der Solidität, die man von einer solch allumfassenden Gesellschaft unbedingt verlangen muß. Die New Yorker Steelderoute, die auch den dickfelligsten Jobber aufpeitschte, hat wieder einmal gezeigt, mit was für inhaltlosen Tränken wir unsere Effektenschläuche füllen.

Welches das Motiv ist, braucht uns kaum zu kümmern. Ob Wahlstreit oder Wallstreet, politische Ängste oder spekulative Machenschaften, ob Konjunkturenttäuschungen oder zufällige Engagementslösungen: Der Kurssturz, rapide wie selten, beweist einmal wieder, wie vorsichtig wir in der Wahl unserer Effekten sein müssen. In wenigen Tagen ein Gesamtkursverlust von über 200 Millionen Mark: Das sollte zu denken geben. Kürzlich hatten wir erst das Kanadaspektakel, jetzt das Steelfiasko. Aber nützen wird das sicherlich nicht. Denn die Akquisitionsarbeit und Engagementshetze der großen und kleinen Banken hören nicht auf und Warnerstimmen werden bei uns geflissentlich verlacht. Wenn schon nationalwirtschaftliche Rücksichten nicht genommen werden, wenn man schon den Feindesleib stärken will, so sollte man doch wenigstens durch den persönlichen Portemonnaieverlust vorsichtig werden.

In jeder Dutzendgeneralversammlung werden X strahlen in die Bilanz verlangt. Die Verwaltungen werden solange gedrängt, bis sie Kommentare von sich geben, und dann glaubt man ihnen nicht. Wenn aber Herr Gary den Mund auftut, so ist das für die Spekulation gleich bare Münze, und vor den Eisenverkündigungen der amerikanischen Schwindelinformatoren liegt man im Staube. Wenn man die Effektenflut, die uns von drüben kommt, dämmen will, schreit alles Philister, und wenn die Pleite da ist, denkt keiner daran, daß früh genug gewarnt worden ist. Überm Meer liegt ein schwerer Nebel. Durch ihn können wir nicht schauen. Wir sehen nur wässeriges Element und das sollte uns ein Effektensymbol sein. Bis jetzt waren es nur Liliputkrachs. Es kann aber auch mal ein Riesenkladderadatsch werden. Man soll doch mit den Trustkampagnemärchen wegbleiben.

Das ist was für Finanzkinderstuben. Den Trusts wird kein Haar gekrümmt. Solange sie in sich mächtig sind, werden die amerikanischen Regierungsmarionetten ihnen nichts anhaben. Aber das „Ding in sich", da liegt der Haken. Wenn eines Tages das Wasser den Rumpf überfüllt, muß das Schiff sinken. Und in dem Strudel wird mancher deutsche Waghals ersaufen.

Dr. Alfons Goldschmidt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Aus der Barnum-Perspektive

Edison, auf einer Triumphfahrt durch Deutschland begriffen, hat die Güte gehabt, in Dresden den Mitarbeiter eines berliner Blattes zu empfangen.

Die Auslassungen des großen Mannes, im Phonographen der Presse verdichtet, entströmen dem Schalltrichter mit Titanengetöse. Im Nu, zwischen Verdauungszigarre und Five o' clock, ist eine Persönlichkeitstotalität aufgerichtet, um die es — mäßigen wir uns! — nibelungenhaft gewittert. Der Kontinent: ein nebelhaft brauendes Chaos mit — allenfalls — Entwicklungsenergien. Über der Tiefe, auf der dresdener Hotelterrasse, von Blitzen ungeheuerer Persönlichkeitselektrizität umwittert — Er. Thomas Alwa Edison.

Ein Funke von seiner Zigarre fällt in den Blätterwald: Der Kontinent steht in Flammen. Der Europäer, insonderheit der Deutsche, von dem Riesengeräusch aus dem Schalltrichter betäubt, verkriecht sich vor dem Koloß — ein wabbelndes Molekül im hohlen Raum des Weltgehirns. Unter Schauern demütiger Erkenntnis seiner Rückständigkeit entfährt dem Gequälten der Schrei: Um Gottes Willen — wo soll das hin? Wie sollen wir da noch mit!

Verkriechen! Verkriechen!

Der Mitarbeiter des berliner Blattes steht, von Schauern unerhörter Ahnungen überwallt, vor dem Amerikaner. Dem Amerikaner. Und aus der Wolke, ohne Wahl, zuckt der Strahl:

„Ich werde der Welt das Zementhaus geben; in sechs Stunden ist es, mit Treppen, Schränken, Nachtgeschirren, kurz mit allem fix und fertig."

„Barmherziger —"

„Ich gebe der Schule das sprechende Bild zum Anschauungsunterricht — alle Lehrsysteme sind umgestürzt —"

„Allmächtiger —"

„Ich habe einen Akkumulator fertiggestellt, mit dem nichts zu vergleichen ist. In zwanzig Jahren wird man kein Pferd mehr auf der Straße sehen. Das Automobil des kleinen Mannes ist nur noch eine Frage der Zeit."

„Grundgü—"

„Ich bin dabei, der Welt einen Chronographen zu geben, vermittels dessen der Grad des Verstandes jedes Menschen gemessen werden kann."

„Vermittels dessen — Himmlischer!"

„Ich werde es veranlassen, daß wir zweihundert bis dreihundert Jahre alt werden."

„Gnade! Gnade!"

Der kleine Bewohner des Kontinents, auf den die übermächtige Fülle der Erscheinungen niederprasselt, liegt händeringend am Boden.

„Wo ist ein Zwischenglied, wo ist eine Verbindung zwischen diesem Giganten aus der neuen Welt und uns, die wir — wehe — immer Häuser bauen, nie den Verstand mit Chronographen messen werden!"

Aber schon – o Seligkeit – zuckt der erlösende Strahl aus der dresdener Wolke:

„Haeckel ist der größte unter den lebenden Menschen. Ich glaube absolut an seine Theorie. Wir stammen gewiß vom Affen."

Ein Schrei der Erlösung braust über den Kontinent:

Wir stammen gewiß vom Affen! Er hat es selbst gesagt. Thomas Alwa Edison. In Dresden. Auf der Hotelterrasse.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir können die Augen wieder erheben. Hoffnung zieht in unsere Seelen. Triumph — es wird noch alles gut!

Peter Scher

Die Wissenschaft und der neue Herr!

In der Wissenschaft glauben die wirtschaftlichen Machthaber von heute, unser neue Herr, die geistige Macht gefunden zu haben, auf der sie ihre Herrschaft zu gründen vermöchten jenseits aller Zufälligkeiten realer Machtverhältnisse. Aber so ganz einfach ist das denn doch nicht. Ja, wenn die Wissenschaft sich nur mit Dingen beschäftigen wollte, die so hübsch fern liegen dem realen Dasein der gequälten Menschen wie die Blumen, die Sterne, der Nordpol oder die Lebewelt der Tiefsee. Da es aber nun einmal trotz allen positivistischen Wehgeschreis eine Geisteswissenschaft gibt, das heißt eine Wissenschaft von den Gesetzmäßigkeiten innerhalb des menschlichen Zusammenlebens und -wirkens, so muß eben der neue Herr dieser Wissenschaft gebieten. Er muß ihr vorschreiben, daß die Gesetzmäßigkeiten, die sie in aller Zukunft finden wird, mit seinen Interessen zusammen zu fallen haben. Restlose Übereinstimmung von Weltgesetz und Wirtschaftsinteresse der Geldgewaltigen lehren denn auch bereits die Professoren für Gesellschaftswissenschaft an den von amerikanischen Milliardären begründeten Universitäten und die wissenschaftlichen Angestellten gewisser Interessentenvereinigungen bei uns.

Ganz das Gleiche verlangt hiermit der neue Herr von der Wissenschaft, was einst die mittelalterliche Kirche von ihr verlangte. Sie, die Wissenschaft, soll lediglich einer fertigen Weltanschauung Beweismaterial liefern, der Weltanschauung, deren Anerkennung man von seinen Untertanen verlangt. Und die Weltanschauung, deren Bekenntnis der neue Herr gebietet, sieht etwa so aus:

„Die ewigen Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung führen mit Naturnotwendigkeit dazu, daß diejenigen die Geschicke der Menschheit zu leiten haben, welche die wirtschaftliche Macht in Händen halten. Kraft höherer Eingebung verfügen sie über die Erkenntnis dessen, was allen Menschen zu ihrem Heile vorgeschrieben ist von Weltanfang an. Alleinige Aufgabe, alleiniges Ziel aller menschlichen Denkarbeit kann immer nur sein, den jedesmaligen Willen des Brotherrn in Einklang zu finden mit dem Weltenlaufe!"

Es herrscht dabei nie dagewesene Forschungsfreiheit: denn letzte metaphysische Fragen bleiben ungelöst, und hier werden persönliche Auffassungen großmütig gestattet. Zum Beispiel darüber, ob der neue Herr die Erkenntnis dessen, was allen frommt, aus sich selber schöpft und somit selber den Weltenlauf diktiert, oder ob ihm diese Weisheit von einer hinter den Wolken thronenden Macht zugeflüstert wird. Im Mittelalter wußte freilich manch beschränkter Untertan auch nicht, ob sein Feudalherr von Gott geschaffen wurde, oder ob nicht vielmehr er, der Feudalherr, es war, der Gott schuf, damit sein Untertan ihm gehorche. Damals war es aber gefährlich, solchen Zweifel auszusprechen: Rad, Galgen, Scheiterhaufen wären die Folge gewesen. Heute wird niemand mehr verbrannt deswegen, weil er den menschlichen Willen nicht von Gott vorher bestimmt anerkennt. Es kommt heute lediglich darauf an, daß der Wille des Menschen nicht vorhanden ist dem gegenüber, der dem Menschen Arbeit gibt. Wir sehen also, welchen immensen Fortschritt wir gemacht haben in der Gewissensfreiheit!

Das sind schlimme Aussichten für die

Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Freunde der Freiheit! Cato von Uticas Schatten steigt empor!

Aber noch ist nicht alle Hoffnung geschwunden! Zunächst übt der Himmel eines unbegrenzten naturwissenschaftlichen und technischen Fortschrittes, auf den der neue Herr sein Reich begründen will, nur eine recht bescheidene Anziehungskraft aus auf den kleinen Mann, der das Geld erdarben muß dafür, daß dieser Himmel verwirklicht werde auf Erden . . . . . Und dann liegt es auch in der Natur der Sache selber, daß ein Bund von Wissenschaft und irgendwelcher Herrschaft über die Menschen immer nur von ganz kurzer Dauer sein kann. Ganz ebenso wie in der mittelalterlichen Kirche außer jenem Versprechen auf eine Freiheit im Jenseits, das alle Knechtschaft im Feudaltum zu Jahren kommen ließ, auch noch der mächtige Imperativ lag zur Gleichachtung aller Menschen, und wie an ihm das Feudaltum schließlich zerschellen mußte, so liegt auch in der Wissenschaft außer einem Versprechen auf unendlichen Fortschritt (der zudem nur rein technischer Art sein kann, mithin mit menschlichem Fortschritt an sich auch garnichts zu tun hat), auch noch der Imperativ nach absoluter Forschungsfreiheit. Und hier wird und muß zwischen dem neuen Herrn und seinem geistigen Helfershelfer der Zusammenstoß erfolgen. Und er ist bereits erfolgt. Nicht alle unsere Forscher sind zahm geworden. Es gibt da noch einige alte Löwen, die auch dem neuen Herrn die Zähne zeigen, ob man sie gleich auf jede Weise zu verdächtigen sucht und ganze Heere gefügiger Federknechte ins Feld führt gegen sie. Und wenn der neue Herr auch alle freien Männer in Wüsten und Einöden treiben wird, und sie sich dort werden nähren müssen von Heuschrecken und von wildem Honig, so werden doch immer wieder freie Männer aufstehen und es aussprechen, daß die Menschen weder dazu da sind, gesellschaftliche Entwicklungsgesetze zu verwirklichen, die ihre Brotherren erfunden haben, noch dazu, gegen die Verpflichtung ihren Mund zu halten beglückt zu werden mit Wohlfahrtseinrichtungeu, für die sie selber das Geld erdarben müssen.

Und soweit wird es kommen, wenn der neue Herr allein bleibt. Schon sehen wir aber gegen ihn aus der Tiefe einen neueren Herrn emporklimmen. Auch er ist kein bequemer Herr. Auch er läßt nicht mit sich spaßen. Auch er bringt seine Religion mit und duldet keinen Widerspruch. Und der neue Herr von heute kann ihn, den neuen Herrn von morgen und übermorgen, bald nicht mehr geflissentlich übersehen. Und wenn der Kampf beginnt — und was wir heute erleben, sind nnr erst kleine Vorpostengefechte — dann wird einer der Kämpfenden die Wahrheit brauchen gegen den anderen, einer die Freiheit anrufen gegen den andern, und so werden Wahrheit und Freiheit wieder genannt werden vor den Menschen. Und die Menschen werden sich wieder gewöhnen an ihren Klang. Haben wir denn je Freiheit und Wahrheit anders anrufen gehört als gegen die, die man ihre Feinde nannte? Und um so offenkundiger der Herr von heute Freiheit and Wahrheit bedrückt, um so weithin sichtbarer muß der Herr von morgen und übermorgen Wahrheit und Freiheit auf sein Banner schreiben. Und wenn er dann auch flugs dies Banner zusammenrollen wird, sobald er selber zur Macht gelangt ist über die Menschen, so haben wir es doch einmal gesehen, dies Banner. Und weil wir gesehen haben, daß Freiheit und Wahrheit geschrieben standen auf ihm, darum werden die Tage der Herrschaft dessen gezählt sein, der dies Banner einst schwang und dann verhüllte. Und während die Menschheit so, nur vom Hunger zum Gehorsam

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gezwungen und von der Liebe gehemmt am Denken, fortfährt, ein Spielball zu sein in den Händen von Gewissenlosen und von Fanatikern, werden doch schließlich alle diese kleinen und großen Tyrannen von gestern, heute und übermorgen, sie alle, von denen einer den andern im Namen von Wahrheit und Freiheit vom Throne stößt, den armen brutalisierten Menschenkindern die Augen öffnen für das, was Wahrheit ist, und was Freiheit will. Und dann wird der Hunger seine Allgewalt einbüßen über die Menschen, und die Liebe ihr Denken leiten.

Das alles sind freilich nur Träume! Aber erhalten nicht die Träume allein den Menschen am Leben, wenn er zu denken beginnt? Wir werden dessen nur meist nicht inne. Aber weshalb sollen wir uns nicht auch einmal selber die Träume erdichten, die wir zum Leben notwendig haben? Auch Trauer und Ekel dürfen nicht unseren Geist in Fesseln schlagen. Und jede Verzweiflung über der Menschen Treiben wird zum Dogma, sobald wir aufhören, in ihr etwas anderes zu sehen als unser rein persönliches Erleben. Denn wir wissen nichts, gar nichts, wir wissen auch nicht, ob die Menschen in Zukunft noch ebenso hundedemütig und kleinlich tyrannisch sein werden, wie wir sie heute kennen. Und da wir das alles nicht wissen, sind Träume von einer besseren Menschheit weise: sie helfen uns die Gegenwart ertragen, ohne daß wir uns ein Brett vor den Kopf schlagen müssen. Nur dürfen unsere Zukunftsträume uns nicht die Hände binden. Mit solchen Zukunftsträumen möchte uns gerne der neue Herr beglücken — und wir wissen warum. Aber seine Zukunftsträume sind nicht die unsrigen.

Dr. Karl Nötzel

Wächter der Sittlichkeit

Deutschlands Staatsverwaltung hat mannigfache Schmerzenskinder zu eigen, am meisten Sorg' und Plage hat ihr aber von jeher ihre Sittenpolizei gemacht. Ein merkwürdiges Institut, diese Ädilen, die das Laster von der breiten Straße in geheime Schlupfwinkel abzuleiten und mit heißem Bemühen jedes öffentliche Ärgernis, diese Kautschukpuppe unserer Staatswohlfahrt, zu ersticken haben. Nach mancherlei Fährnissen, aus denen die Einrichtung der Sittenpolizei nicht immer durchaus intakt an Haupt und Gliedern ihre Position in der Öffentlichkeit rettete, entschloß man sich vor Jahresfrist zu Reformen, und eine der hoffnungsvollsten schien die Einreihung des weiblichen Elementes in die Zahl der Aufsichtsorgane zu sein. Frauenrechtlerinnen und Sittlichkeitsvereine verlangten sie als Abschlagszahlung ihrer programmatischen Forderungen stürmisch, und da man sich auf anderem Wege kaum zu helfen wußte, gab man nach. Eine Reihe von Städten ging zu diesem System über, vor allem diejenigen, in denen die Polizei einen Teil der kommunalen Verwaltung bildet; zu den ersten gehörte meines Wissens Stuttgart, seit 1910 auch das goldene Mainz. Wie die Tatsachen gezeigt haben, mit recht zweifelhaftem Erfolg: In Stuttgart schied nach relativ kurzer Daseinsfreude die weibliche Polizeiassistentin unter großem Krach wieder aus, und Mainz hat in diesen Tagen seine cause celèbre gehabt, die ein grelles Schlaglicht über Methodik und System unserer männlichen und weiblichen Hüter der Ehrbarkeit und guten Sitte verbreitet hat.

Mainz besitzt seit altersher die Kasernierung der Prostitution, mit ihr sind unlösbar verbunden das Gewerbe der Bordellbesitzer und die diesem Metier eigentümlichen Praktiken der Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beutung der weiblichen Ware. Ein Feld, auf dem sich die Frau als Beamtin immer vorzüglich bewähren wird, weil sie in ihrem Mitleidsgefühl auf die Seite der Ausgebeuteten treten und deren kümmerlichen Rechte zu wahren suchen wird. So auch in Mainz geschehen: Nach aller Voten hat sie tatsächlich in das Los der „Freudenmädchen" eingegriffen und ihre Interessen gewahrt. Wo aber Kasernierung ist, da sucht man mit Feuer und Schwert die Straßenunzucht zu bekämpfen und ihre Vertreterinnen auszurotten, eine naturnotwendige Konsequenz der Anschauung polizeilich sanktionierter Reglementierung. Und in dieser Sparte verwandter Tätigkeit wird die Frau als Beamtin immer Schiffbruch leiden, weil ihr das Empfinden für den illegitimen Verkehr der Geschlechter völlig abgeht und sie in jeder außerhalb des Ehelebens sich abspielenden Form des Sexualismus Prostitution wittert und zu sehen glaubt. Beweis für diese These: Mainz. Repressivmaßnahmen energischer, strafrechtlicher Verfolgung der Vorschubleistung und Ausbeutung, der Kuppelei und des Zuhältertums, die niemand ablehnen wird, genügten nicht, es mußte zur Reinigung der Straße, zur Pflasterung mit Sittlichkeitszement geschritten werden: Wenn ein Mädel aus dem Volke mit einem Leutnant in Uniform an der Haustür leichthin flüsterte, erstanden in dem Haupte des pflichtbewußten Polizeiorganes die ersten Zeilen des anzulegenden Aktes. Protokoll und Leibesuntersuchung folgten, Eingriffe in die persönliche Freiheit, die unter keinen Umständen zu rechtfertigen sind, kurzum ein System von Übereifer und taktlosem Vorgehen, das die Institution der Polizeiassistentin, wenigstens in dem Breitegrade heimischer Verhältnisse, wohl für immer gerichtet hat. Schade darum, auch diese Hoffnung, daß die Frau im Kampfe gegen die Prostitution ein nützliches und vermittelndes Glied werden würde, ist zum guten Teil dahin, nicht umsonst ist in den Strafanstalten die weibliche Aufseherin bei den ihr unterstellten Gefangenen um hundert Prozent mehr gefürchtet wie ihr Berufsgenosse bei den männlichen Insassen. Leider haben die Verhandlungen in Mainz denselben Gang genommen, über den seinerzeit anläßlich des Eulenburgprozesses nur eine Stimme der Mißbilligung herrschte, nämlich die öffentliche Bloßstellung der in Mitleidenschaft gezogenen Personen. Ist es denn wirklich nicht in unserem Gerichtsverfahren zu vermeiden, daß die Namen der dabei Beteiligten urbi et orbi verkündet und die Träger derselben der öffentlichen Schande preisgegeben werden? Kennt man in der vermeintlichen Ahndung von Vergehen keine Rücksicht mehr gegenüber privaten Verhältnissen und internen, Lebensstellung und Ruf gefährdenden Dingen? Vom Katheder herab wird über die zunehmende Verwilderung unserer Sitten, über die Zuchtlosigkeit der Generation geklagt! Tragen derartige in die Breite getriebenen Gerichtsverhandlungen mit Hervorzerrung detaillierter Pikanterien und ihrer Knüpfung an mindestens im Sprengel des Tribunals bekannte Personen etwa zur sittlichen Purifikation der Bevölkerung bei? Eine Doktorfrage, die ich den Herren vom Recht und der staatlichen Ordnung unterbreite!

Julian Marcuse

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Wolters, für den Inseratenteil Fritz Roegler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 1c
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Kretaproblem

im Rahmen der türkischen und der griechischen Politik

Von Julius Sachs (Wien)

Die Besetzung Tripolis durch Italien wird demnächst eine vollendete Tatsache sein, wie auch das Kriegsglück sich entscheiden möge; und wie wir in unserem letzten Artikel*) andeuteten, wird durch die mit der Tripolisaffäre vollendete Aufteilung der Mittelmeersphären die Kretafrage ihrer faktischen Lösung nähergerückt. — Die kretische Frage ist nicht ein griechisch-türkische, sie ist eine internationale Frage, und sie erscheint in der geographischen Lage der Insel begründet, die gleich weit von Europa, Asien und Afrika entfernt ist und somit eine Zwischenstation östlicher und westlicher Zivilisation bedeutet. Darum steht sie im Mittelpunkt der Mittelmeerinteressen und ihr Wert ist hauptsächlich ein strategischer; ökonomisch ist die zu einem großen Teile unbebaubare Insel kaum exploitiert, und es mag noch lange währen und große Geldopfer verursachen, ehe eine ergiebige Exploitierung möglich ist. Der strategische Wert steht also im Vordergrunde und er trägt die Schuld daran, daß die Kretafrage noch nicht gelöst worden ist. Er liegt vornehmlich in der großen Sudabai, dem besten und größten Hafen des Mittelmeeres und der besten Basis für Kriegsoperationen.

Dieser strategische Wert der Insel ist es gewesen, der die am Mittelmeer interessierten Mächte und besonders die große Weltseemacht England veranlaßt, die klare Definierung des völkerrechtlichen Status der Insel hintanzuhalten. Schon am 16. November 1866 schrieb Prinz Gortschakoff an den damaligen russischen Botschafter in Paris, Baron Budberg: „Wenn die Mächte aus den ewigen halben Hilfsmitteln herauskommen wollen, die

*) Heft 39, „Der versäumte Augenblick von Tripolis".

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch immer nur die Zukunft mit den Schwierigkeiten der Gegenwart belasten, so sehen wir den einzigen Ausweg nur in der Vereinigung der Insel mit dem Königreich Griechenland". Und dem türkischen Geschäftsträger in Petersburg gegenüber meinte der Prinz am 18. Februar 1867: „Die Insel ist für Sie verloren... Sie selbst werden sie doch nicht behalten und Sie haben seinerzeit auch nicht gezögert, sie dem Pascha von Ägypten zu übertragen". Es liegt ein bitterer Teil Wahrheit in den Worten des Prinzen, die die Türken heute wieder empfinden müssen: „Die Insel ist für die Pforte immer nur eine Last gewesen, die mehr gekostet hat als sie einbrachte und der Verzicht auf sie würde kaum ein Opfer bedeuten". Und wie Gortschakoff in seiner Depesche vom 15. März 1867 hervorhob, teilten damals alle Mächte diese Ansicht. Nur England stand zur Seite, und man geht nicht fehl, wenn man in dem Widerstande dieser Macht das Element sucht, das die völlige Trennung Kretas von der Türkei bisher verhindert hat. Erfolgt aber die völlige Aufteilung der Mittelmeersphären, so daß Frankreich Marokko und Tunis, England Ägypten und Italien Tripolis kontrollieren, so fragt man sich, welches strategisches Interesse die Weiterführung eines labilen Zustandes bedeuten mag, der Gefahren für den Frieden bergen könnte. Aus diesem Grunde ist auch zwei Nachrichten kein Glauben beizumessen, die neuerdings durch die Zeitungen gegangen sind. Italien soll der Türkei zugesagt haben, es wolle sich von der Protektion der Insel zurückziehen, sofern ihm die gewünschten Zugeständnisse in Tripolis gemacht würden; die Türkei wiederum soll beschlossen haben, mit einem Ultimatum wegen Kretas an Griechenland heranzutreten. Die erstere Nachricht mußte schon darum unwahrscheinlich klingen, weil Italiens Interesse, an der Protektion von Kreta teilzunehmen, weniger gegenüber der Türkei als gegenüber den Mächten besteht. Die zweite Nachricht erscheint, abgesehen von der Erwägung, daß die Türkei kein Interesse hat, die ausgebrochenen Wirren auch auf den Balkan zu übertragen, auch darum unmöglich, weil die Pforte weiß, daß die kretische Frage eine solche internationaler Natur ist. Was Gortschakoff 1867 sagte, könnte vielleicht auch heute gelten; und die Türkei fragt sich, ob die Gründe, die die Mächte von der „Lösung" der Kretafrage abhalten, auch wirklich das ottomanische Interesse zum Ursprung haben. Das Hinausziehen der Lösung der Kretafrage liegt im Interesse der Großmächte. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frage, ob dieses mit dem der Türkei sich deckt, ist um so schärfer zu stellen, als ja virtuell die Insel wohl kaum je der Türkei gehört hat und eine Aussicht auf ihre Wiedererlangung kaum besteht.

Die Insel fiel im Jahre 1669 an die Türkei, und die Kunde, daß dieses letzte Bollwerk des Christentums im Orient gefallen sei, soll Papst Clemens getötet haben. Aber schon zur Zeit Katharina der Großen erhoben sich die Kreter als die ersten gegen die türkische Herrschaft, die sich nicht auf der ganzen Insel durchgesetzt hatte. Das moderne Spiel begann mit dem griechischen Freiheitskriege, als sich Kreta erhob und seine Unabhängigkeit verlangte. Aber die Insel wurde nicht helleniſches Eigentum, sondern fiel wieder an die Türkei, und Leopold von Sachsen-Koburg schlug den ihm angebotenen griechischen Thron bekanntlich gerade mit Rücksicht auf diesen Umstand aus. Seither sind in Zeiträumen von 6 bis 7 Jahren regelmäßig Aufstände ausgebrochen, unter anderen der große Aufstand von 1866/69, der beinahe die Vereinigung der Insel mit dem Königreich Griechenland herbeiführte.

Wenn man die englischen Zeitschriften und Broschüren des Jahres 1878 durchsieht, findet man verschiedene Briefe, aus denen hervorgeht, daß England damals daran dachte, die Insel für sich zu okkupieren. Was man sich damals erzählte, daß die englischen Konsuln Unterschriften und Petitionen seitens der Einwohner sammelten, um das Protektorat Englands anzurufen, können wir heute als wahr bezeichnen; die Sache findet schon darin ihre Bestätigung, daß England statt Kreta — die Zahl der Unterschriften fiel wohl zu klein aus — Cypern im Jahre 1878 besetzte. Englands Interessen im Mittelmeerbecken wurde auf diese Weise wohl realisiert, aber noch erschienen sie den Briten nicht ganz genügend sichergestellt. Daher die englische Intervention, der es zu verdanken ist, daß Kreta 1879 den ersten großen Schritt zu seiner Autonomie in dem Vertrage von Haleppa machte, und seitdem ist, wenn man den kleinen Rückschlag von 1889 ausnimmt, die Autonomie der Insel immer vollständiger geworden, bis 1898 trotz des unglücklichen Ausganges des Krieges für Griechenland die Insel zur vollständigen Autonomie gelangte. Der Pforte wurde damals kundgegeben, daß die Insel, die den Großmächten förmlich ins Depot gegeben wurde, eine vollständige Autonomie unter der Suzeränität der Pforte haben sollte, die als einzig sichtbares Zeichen ihrer Oberhoheitsrechte eine Fahne am Eingange der Sudabai hissen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durfte. Es wurde ihr auch versichert, daß der Kommissär der Mächte die hohe Suzeränität des Sultans anerkennen und für die Erhaltung der türkischen Flagge sorgen würde. Zum hohen Oberkommissär der Mächte wurde der Sohn des Königs der Hellenen auserwählt, der, nachdem die Mächte die spezielle Erlaubnis seines Vaters erlangt hatten, den Posten antrat und die Insel unter einer die vollständige Autonomie garantierenden und von den Mächten gutgeheißenen Verfassung bis zum Jahre 1906 verwaltete. Der Rücktritt des Prinzen Georg vom Oberkommissariat gab den Mächten Anlaß, dem König von Griechenland das Recht zur weiteren Designierung der Person des Oberkommissärs zu verleihen. Davon wurde Gebrauch gemacht und der frühere griechische Ministerpräsident Zaimis wurde zum Oberkommissär ernannt. Der Beschluß der vier Schutzmächte wurde dem König der Hellenen notifiziert unter der Begründung, es liege ihnen an der Kundgebung des Wunsches, in dem Maße des Erreichbaren den Aspirationen des kretischen Volkes Rechnung zu tragen und in praktischer Art das Interesse anzuerkennen, das Seine Majestät an der Wohlfahrt Kretas stets nehmen müsse.

Einen weiteren Vorstoß der kretischen Aspirationen brachten die Ereignisse des Jahres 1908 mit sich. Nachdem am 3. Oktober dieses Jahres Kaiser Franz Joseph den Mächten die Annexion von Bosnien und der Herzegowina kundgegeben und am 5. Oktober Prinz Ferdinand die Unabhängigkeit Bulgariens proklamiert hatte, beschloß am 8. Oktober die kretische Nationalversammlung die Vereinigung Kretas mit Griechenland. Den Kretern wurde auf die Proklamierung der Vereinigung hin seitens der Mächte erklärt, daß diese nicht abgeneigt seien, ihre Aspirationen in wohlwollende Erwägung zu ziehen unter der Bedingung, daß für die Aufrechterhaltung der Ordnung und für den Schutz der muselmanischen Bevölkerung gesorgt würde. Man erinnert sich der Verhandlungen, die unter den Mächten wegen einer Konferenz, die über diese drei Fragen zu beraten hätte, geführt werden sollte. Hierbei wurde Griechenland die Zusage gemacht, daß die kretische Frage auf dieser Konferenz eine Lösung finden würde, sofern Griechenland die ihm seitens Kreta angebotene Vereinigung nicht selbst zu einem fait accompli machen würde. Die Konferenz scheiterte und mit ihr die Hoffnung auf eine baldige Ausführung des gegebenen Versprechens. Dagegen hielten die Mächte es auf die übereinstimmenden Berichte ihrer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kretischen Konsuln hin — wir finden diese in dem kürzlich der italienischen Kammer vorgelegten Grünbuche vereinigt — angezeigt, ihre Truppen aus Kreta zurückzuziehen und der konstituierten kretischen Regierung die Verwaltung der Insel zu überlassen, gleichfalls unter der Bedingung, daß diese für das Leben und die Sicherheit der muselmanischen Bevölkerung Sorge tragen solle. Der Oberkommissär Zaimis war kurz vor der Erklärung der Vereinigung auf Urlaub gegangen und kehrte nach jener Proklamation wieder auf die Insel zurück. Seitdem hat die Türkei von Zeit zu Zeit versucht, die Kretafrage wieder aufs Tapet zu bringen; und sie erreichte wohl von den Mächten, die das neue türkische Regime nicht in seinen Empfindlichkeiten stören wollten, die Zusicherung, daß die türkischen Hoheitsrechte weiter fortbestehen sollen; aber mit dieser Zusicherung wurde auch die des Fortbestandes des Status quo auf der Insel verknüpft.

Solange das Mandat des Herrn Zaimis nicht abgelaufen war, konnte dieser Status quo im doppelten Sinne interpretiert werden. Juristisch betrachtet gehörte zum Status quo das Weiterbestehen des Oberkommissariats. Faktisch betrachtet, gab es kein Oberkommissariat mehr; der Status quo bedeutete die Verwaltung der Insel durch die konstituierten kretischen Behörden, denen die Mächte die entsprechende Mission übertragen hatten. Diese Schwierigkeit in der Interpretation des Status quo mag wohl auch den englischen Minister Sir Edward Grey auf Drängen und Fragen bezüglich der Bedeutung des Status quo bewogen haben, zu versichern, daß seiner Ansicht nach der Status quo eben nur der Status quo sein könne. Die gleiche Antwort ist neuerdings vonseiten der Mächte bei Gelegenheit des erlöschenden Mandates des Herrn Zaimis der Pforte gegeben worden. Ehe die Mächte ihren Beschluß der Pforte mitteilten, haben sie dem in Kopenhagen weilenden König Georg von jenem Mitteilung gemacht. Es geschah dies in Anbetracht des ihm zuerteilten Rechtes zur Ernennung des Oberkommissärs und mit dem Ausdrucke der Zuversicht, „daß Seine Majestät die Gründe der Mächte würdigen werde". Nun fällt in der Redaktion der Mitteilung die von den Mächten gewählte Formel auf, wonach dem König die Nichtbesetzung des freigewordenen Oberkommissariatspostens mitgeteilt wurde, weil eine Veränderung des bestehenden Status quo inopportun sei. Diese Formel ist auffallend; sie impliziert nämlich außer der neuerlichen Anerkennung des dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

König gewährten Rechtes zur Ernennung des Oberkommissärs auch eine Konsekration des bestehenden faktischen Status quo auf der Insel. Diese Auffassung würde nämlich einen kleinen Schritt vorwärts in der Kretafrage bedeuten, die ja die Mächte den Kretern gegenüber in wohlwollende Erwägung zu ziehen versprochen haben, als sie ihnen im Jahre 1908 die baldige Lösung zusagten.

* * *

Aus dem der italienischen Kammer unterbreiteten Grünbuch geht hervor, daß während der Krise von 1908 sowohl Österreich-Ungarn wie Deutschland sich damit einverstanden erklärt hatten, die Kretafrage in einem Griechenland günstigen Sinne gelöst zu sehen. Man müßte demnach die Auffassung aussprechen, daß diese beiden Mächte, die zehn Jahre vorher sich von der Teilnahme an der Kretafrage zurückgezogen hatten, den Wünschen der kretischen Bevölkerung in einem viel weiter gehenden Sinne entsprochen haben als die Schutzmächte selbst. Und diese Auffassung ist um so bedeutsamer, weil jenes Entgegenkommen zu einer Zeit erfolgte, da die Erregung unter dieser Bevölkerung eine so große war. Vielleicht darf man die Meinung aussprechen, daß die beiden Mächte der Auffassung folgten, auch durch den definitiven Verlust würde der Türkei kein Übel zugefügt; sie schienen mit ihrer Stellungnahme im Gegenteil zu bezeugen, daß es sich auch bei dieser Frage um die Erledigung einer mit dem alten Regime zusammenhängenden Frage handeln müsse. Und es hat damals auch in der Türkei selbst nicht an Stimmen gefehlt, die diesen Standpunkt eingenommen haben, in der richtigen Erwägung, daß das der kretischen Frage anhaftende europäische Interesse dem eigentlichen türkischen Interesse weniger entspreche. Auch heute muß sich die Türkei die gleiche Frage vorlegen, und falls sie mit dem Wunsche nach einer Wiedererlangung Kretas vor die Mächte träte, würde sie kaum eine andere Antwort erhalten, als jene, die sie vor einigen Tagen erst bekommen hat. Den diplomatischen Sieg kann die Pforte in der Kretafrage kaum zu erlangen hoffen.

Andererseits darf auch Griechenland gerade wegen des internationalen Charakters der Kretafrage im jetzigen Zeitpunkte, da der Türkei aus dem Vorgehen Italiens so ernste Schwierigkeiten erwachsen, sich nicht durch die Ereignisse verblenden lassen und es darf diese Schwierigkeiten der Türkei nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

benützen, um eine Entscheidung in der Kretafrage zu provozieren. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die Meinung aussprechen, daß die griechische Regierung in keiner Weise ein provozierendes Vorgehen im Auge hat. Denn jede andere Politik als die oben skizzierte würde der vom neuen Manne proklamierten Politik der Beruhigung und des Friedens widersprechen. Ja, wir möchten eben in dem Umstande, daß der alte kretische Revolutionär Venizelos an der Spitze der griechischen Heimatregierung selbst steht, die beste Gewähr für die Erhaltung friedlicher Zustände erblicken! Nach den innerpolitischen Anomalien, mit denen Griechenland zu kämpfen hatte und die ihren Ursprung zum größten Teil in der Kretafrage gehabt haben, war es gerade einem Kretenser, einem Staatsmanne, der sich auf Kreta hervorgetan hatte, beschieden, die Geschicke des Landes zu leiten und zu ordnen. Gerade ihm, der außerhalb des Parteigetriebes stand, ist es gelungen, geordnete Verhältnisse wieder ins Land zu führen; und trotz der persönlichen Schwierigkeiten, in denen er sich als Kreter von Anfang an befand, hat er unentwegt an der Politik der Beruhigung festgehalten. Er ist von der in seiner Programmrede zum Ausdruck gebrachten überzeugung ausgegangen, daß es Griechenland vor allem not tue, sich zu organisieren und seine inneren Kräfte zu sammeln. Diese Politik hat er gleich im Anfange seiner Amtsübernahme durch die Herstellung der guten Beziehungen mit Rumänien betätigt. Auch die Punkte, die früher Griechenland und Rumänien bezüglich der von beiden Mächten befolgten makedonischen Politik trennten, scheinen heute in den Hintergrund gerückt. Auch mit Bulgarien sind die griechischen Beziehungen geradezu gefestigte; es scheint, daß angesichts des neuen türkischen Regimes die griechischen und die bulgarischen Einwohner Makedoniens ein Interesse am Zusammenarbeiten gefunden haben, und diese Annäherung muß auch zu einer Annäherung der beiden Völker führen. Ja selbst der Türkei, die im ersten Augenblick begreiflicherweise die Ernennung Venizelos mit unruhigem Auge angesehen hatte, hat die neue griechische Regierung es verstanden, Vertrauen einzuflößen, und es dürfte anzunehmen sein, daß es der türkischen Regierung auch nicht an dem guten Willen gebricht, dem Boykott gegen den griechischen Handel Einhalt zu tun. Venizelos hat es also verstanden, zwei der an der momentanen Krise interessierten Faktoren Vertrauen einzuflößen; er erreichte dieses Resultat auch bei dem dritten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Elemente, bei der kretensischen Bevölkerung. Denn seine Politik müßte, wenn sie von einem anderen und vor allem von einem Nicht-Kreter geführt würde, bei den Kretern Abneigung und eine gewisses Mißtrauen hervorrufen. Das ruhige Verhalten der griechischen Regierung würden sie in dem Sinne deuten, es brächte Griechenland der Vereinigung Kretas mit Hellas nicht jenes Interesse entgegen, wie es seitens der Kretenser so oft an den Tag gelegt worden ist. Man muß es darum als eine Gunst der Verhältnisse ansehen, daß gerade jetzt die Leitung der auswärtigen Politik Griechenlands einem Manne zugefallen ist, der durch seine Vorgeschichte in den kretischen Revolutionen nicht in Verdacht geraten kann, die kretischen Wünsche zu vernachlässigen. Wir dürfen somit die Stellung Venizelos in der griechischen Regierung als eines der glücklichsten Momente bezeichnen, die uns gestatten, den Gedanken an eine nahe kretische Verwicklung als nicht der Verwirklichung nahe zu bezeichnen.

Ferner darf Griechenland bei Betrachtung der kretischen Frage nicht die Tatsache aus dem Auge lassen, daß mit dieser die viel größere der Existenz von mehreren Millionen Griechen verknüpft ist. Es handelt sich um die griechischen Einwohner der Türkei, deren Wunsch es sein muß, in einem Staate zu leben, mit dem das freie Königreich gute Beziehungen unterhält. Darum ist auch anläßlich der Einführung des neuen Regimes in der Türkei der liberale Kurs mit solcher Freude seitens des ganzen Griechentums begrüßt worden. Das griechische Element in der Türkei, das fast den gesamten türkischen Handel in Händen hat, weist eine alte Zivilisation auf, die durch die türkische nicht beeinträchtigt worden ist. Diese mit der Methode der Selbstverwaltung vertrauten Einwohner würden ja bei der endlichen Konsolidierung des türkischen Staates in seiner neuen Form ein konservatives und zugleich politisch geschultes staatsförderndes Element bilden. Und dieses Element, das die ganze Küste bis Alexandrien hinunter beherrscht, bis in Gegenden, wo von politischen Aspirationen Griechenlands nicht die Rede sein kann, muß wohl verlangen, daß die Beziehungen des Königreichs und der Türkei freundschaftliche bleiben, damit es in der Entwicklung seiner materiellen und moralischen Verhältnisse geschützt bleibe.

Gewiß ist die Lage auf Kreta eine ganz eigentümliche, und ihre paradoxale Verfassung hat Aristoteles nicht vorausgesehen. Die konstitutionelle Freiheit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist eine solche unter vier Herren, aber regiert wird die Insel von einer Exekutivkommission im Namen des Königs der Hellenen. Die griechische Flagge weht auf den öffentlichen Gebäuden und das griechische Wappen prangt auf den offiziellen Dokumenten und das Wort „Hellas" auf den Briefmarken. Ihr Statut ist nach dem der hellenischen Verfassung kopiert und die Miliz wird von griechischen Offizieren befehligt. Recht wird im Namen des Königs von Griechenland gesprochen und die öffentlichen Funktionäre legen diesem Souverän den Eid ab.

Trotzdem wird die Pforte diesen Dingen weiter ruhig zusehen, und aus den oben skizzierten Gründen ist zu erwarten, daß Griechenland die seit Venizelos Amtsantritt mit solchem Erfolg betätigte Politik auch im gegenwärtigen kritischen Augenblick einhalten wird. Wie man erfährt, haben ja auch die anderen Balkanstaaten den Großmächten ein ruhiges Verhalten versprochen. Diesen liegt in erster Linie an der Lokalisierung des Konfliktes; sein übergreifen auf den Balkan würde ja die Aufrollung der orientalischen Frage in ihrer ganzen Ausdehnung und in ihren gefährlichsten Zusammenhängen bedeuten und müßte unabsehbare Verwicklungen mit sich heraufführen.

Die Türkei kämpft nicht um den Besitz von Tripolis — dieses ist in jedem Falle verloren —, sondern um ihre Ehre. Die Tripolisfrage selbst darf übrigens nicht als eine für die Türkei dermaßen vitale Frage angesehen werden, daß sie nicht in Bahnen gelenkt werden könnte, die beiden heute im Konflikt stehenden Parteien genehm wäre. Tripolis ist spät erst in die Hände der Türkei gekommen und ist von dieser wohl niemals als volles Besitztum angerechnet worden. Der Schwerpunkt der türkischen Interessen liegt doch gewiß anderswo, namentlich in einem Augenblicke, in dem die Türkei sich innerlich regenerieren will. Der Verlust von Tripolis muß wohl mit zu den Sünden des alten Regimes gezählt werden wie der Verlust Bosniens und der Herzegowina, wie der von Ostrumelien und Kretra. Das neue Regime muß wieder eine Rate für die Schuld der Lehre zahlen, daß nur ein innerlich gesunder Staat äußerlich stark auftreten kann.

Aber es ist wohl kaum anzunehmen, daß nicht zum Schlusse eine Formel gefunden werden könnte, in der die türkisch-italienischen Gegensätze sich auflösen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gustav Landauer / Von Adolf Grabowsky

ie Wissenschaft vom Sozialismus ist tot, weil sie zu Tode gehetzt wurde. Jetzt sind wieder die Propheten an der Reihe. Und diese Glühenden, diese Fackelschwingenden zahlen naturgemäß der Wissenschaft heim, was die Wissenschaft ihnen so lange Zeit angetan hat. Viele Jahre galt jeder, der als Sozialist etwas wollte, der Schaffender und nicht bloß Vollstrecker immanenten Welt- und Wirtschaftsgeschehens war, für einen Utopisten, den man nicht ernst zu nehmen brauchte. So wurden auch alle vormarxistischen Sozialisten, die Fourier, Owen, Saint-Simon und wie sie alle heißen, zu den endgültig Toten geworfen und außer Marx ließ man nur etwa Rodbertus gelten, der ja aber auf weitere Kreise niemals irgendwelchen Einfluß gehabt hat.

Diesen wissenschaftlichen Wahn, der ein Künftiges wie eine absolut feststehende Tatsache behandelt, bekämpft heute gleichmäßig der Revisionist wie der freie Sozialist. Die Revisionisten sind, nachdem der Marxismus dadurch eigentlich schon widerlegt war, daß alles ganz anders gekommen ist, als er es sich ausgemalt hatte, daß weder die Kapitalkonzentration in den Händen Weniger noch die fortschreitende Verelendung sich zeigt oder auch nur sich zu zeigen beginnt, ungeheuer kühn geworden. Bevor sie sich aber mit Kühnheit wappnen, sehen sie sich erst immer nach dem Mauseloch um, in das sie, wenns schlimm kommt, hineinkriechen können. Für solche ängstliche und kleinbürgerliche Zaghaftigkeit haben die Massen ein feines Gefühl. Wenn ihnen auch der Revisionismus allerhand Augenblicksvorteile verschafft hat, oder in Aussicht stellt, so werden sie doch niemals mit dem Herzen ihm angehören. Sie nehmen die Vorteile hin — selbstverständlich —, doch sie sehen diese sehr viel theoretisierenden und von Schreibstubenluft angeblaßten Existenzen niemals als ihre Führer an; eher schon jene Gewerkschaftssekretäre, die sich überhaupt nicht viel um Politik oder wirtschaftliche Dogmen kümmern, sondern nur darauf bedacht sind, Streikfonds oder Arbeitslosenfonds anzusammeln. Diese Gewerkschaftsleiter bilden schon den übergang zu den Syndikalisten, die jede parlamentarische Betätigung nur für eine Festigung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Gegenwartsstaates erklären und es für viel wichtiger halten, daß der Arbeiter nicht durch das Medium vielredender Parlamentarier, sondern in direkter Aktion, das heißt am besten durch Generalstreik, seinem Ziele zusteuere. Wir haben in Deutschland die schnell auflodernde und schnell wieder verglimmende anarchosozialistische Bewegung gehabt, welche die direkte Aktion mit Hinneigung zu anarchistischen Gedanken vertrat. Als Ziel nämlich setzten sich diese Elemente nicht die bis ins einzelne geregelte staatliche Ordnung des landläufigen Sozialismus, sondern im Gegenteil eine freiere Ordnung, nicht unter gänzlicher Beseitigung, aber doch unter möglichster Ausschaltung des Staates. Bestimmte Gedanken hat der Anarchosozialismus hierüber nicht gehabt, und diese ganze Unklarheit und Zielloſigkeit hatten dann die Folge, die vorhin schon beim Revisionismus festgestellt wurde: Die Massen, die etwas Einfaches verlangen und nichts Kompliziertes, eine greifbare Idee, haben sich sehr schnell abgewandt, oder besser gesagt: überhaupt nicht erst zugewandt.

Der freie Sozialismus hat demgegenüber endlich erkannt, daß der Elan, den der Marxismus den Massen gegeben hat, nicht durch einfache Widerlegung des Marxismus vernichtet werden kann, noch auch durch positive Kleinarbeit in der Gegenwart, daß vielmehr ein neuer Elan dem alten entgegengesetzt werden müsse. Bisher erschöpfte sich dieser freie Sozialismus in der Gründung kleiner Klubs, die einen sehr verschiedenartigen Sozialismus propagierten, dem nur das eine gemeinsam war: der Antimarxismus.

Wenn ich von einer neuen Erkenntnis des freien Sozialismus spreche, so ruht diese freilich im Moment fast allein auf den beiden Augen Gustav Landauers. Landauer, der bisher auf mannigfachen Gebieten irrlichterte und auf seinem eigensten Gebiet der Politik, oder, wenn man will, der Antipolitik erst recht, zeigt im Nu, daß er sich nicht vergeblich gesucht hat. Er erläßt, nachdem er schon einige Zeit hindurch in einem eigenen Organ „Der Sozialist“ feurige und gedankenvolle kleine Aufsätze veröffentlicht hat, jetzt plötzlich einen „Aufruf zum Sozialismus“, der, man mag tausend Bedenken haben, doch etwas Grandioses ist, etwas von einem gewaltigen Furor Durchtobtes, etwas, das Fülle und Kraft und Entschlossenheit in sich trägt. Unsere Sozialdemokratie wird diesen Aufruf lächelnd von sich abschütteln wollen, aber sie wird es nicht vermögen, weil er auch genug ihrer Anhänger, ja ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rade ihrer Anhänger zu packen wissen wird. Dieser Aufruf Landauers, der ein Freund der Sprachkritik Fritz Mauthners ist, steht meilenweit entfernt von Mauthnerschem Skeptizismus und widerlegt durch seine Sprachgewalt, die ins Schwarze trifft, stets auf das Vollendetste das auszudrücken versteht, was sie im Sinne führt, den Mauthnerschen Radikalismus gründlich.

Landauer nennt sein Ideal Sozialismus und stellt es als richtigen Sozialismus dem falschen der marxistischen Sozialdemokratie gegenüber. Zweifellos hat er diesen Namen gewählt, um solches Ausspielen zu ermöglichen; denn an sich ist sein Sozialismus eben das, was man bisher als Anarchismus zu bezeichnen gewohnt war, wenn auch Landauer mit Recht einwenden könnte, daß der Begriff des Anarchismus nicht minder vielseitig sei als der des Sozialismus. Wirklich klaffen zwischen dem Stirnerschen Anarchismus, der jeden aufforderte, nur seinem unbedingten Egoismus zu folgen, der als soziale Bildung nur höchstens einen Verein der Egoisten für statthaft erklärte und dem von Proudhon, der gerade aus der Soziabilität, der unegoistischen Natur des Menschen, die Möglichkeit des staatlosen Zustandes schöpfte, die tiefsten Abgründe. Dennoch betrachten wir den Anarchismus Stirners in der Regel als etwas Vereinzeltes, gleichsam als Bluff auf die Spitze Getriebenes, das mit dem sonstigen Anarchismus wenig zu tun hat. Der Anarchismus der Tat aber, an den man, wird von Anarchismus gesprochen, im Volke zunächst denkt, ist überhaupt keine Theorie, sondern im besten Falle eine Taktik, scheidet also bei begrifflichen Feststellungen gänzlich aus. Im übrigen hat Bakunin, wohl der einflußreichste Anarchist, blutige Revolutionen zwar „dank der menschlichen Dummheit" für manchmal notwendig erklärt, aber doch immer für ein Übel, „ein ungeheueres Übel und ein Unglück, nicht nur in Anbetracht der Opfer, sondern auch um der Reinheit und Vollkommenheit des Zieles willen, in dessen Namen sie stattfinden."

Von diesem Anarchismus der Proudhon und Bakunin hängt Landauer durchaus ab, wie er denn überhaupt große neue Prinzipien garnicht ausspricht. Genau wie Proudhon und Bakunin, will er den Staat dadurch überwinden, daß er natürliche gesellschaftliche Bildungen, auf Freiwilligkeit beruhende Gemeinden an seine Stelle setzt, kurz ausgedrückt, er strebt an: Ordnung durch Bünde der Freiwilligkeit. „Wo Geist ist," sagt er, „da ist Gesellschaft. Wo Geistlosigkeit ist, da ist der Staat. Der Staat ist das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Surrogat des Geistes." Die Staaten mit ihren Grenzen, die Nationen mit ihren Gegensätzen sind Ersatzmittel für Volks- und Gemeinschaftsgeist, der nicht da ist. Dieser soziale Sinn, der in jedem sitzt, der heute aber unterdrückt und tief in das Unterbewußtsein verbannt ist, muß wieder hervorgeholt werden, damit die Menschen zu Formen und Gemeinden der freudigen Arbeit, des freudigen Beieinanderlebens gelangen. Dies ist das Ideal, und mit seiner Hilfe ist eine neue Wirklichkeit zu schaffen. Der Sozialismus ist der Ausdruck dieses Begehrens. Das sind Gedanken, die schon Proudhon und Bakunin gleichermaßen hatten. Im einzelnen folgt Landauer namentlich Proudhon. Er will eine Tauschwirtschaft, in der die Arbeit in den Dienst des Verbrauchs gestellt wird, so daß also jeder für sich selber arbeitet. Es würden so „Konsumproduktivgenossenschaften" herauskommen, in denen die Produkte der Arbeit mit Hilfe einer Bank, der Proudhonschen Tauschbank, zu tauschen wären. Diese wirtschaftliche Gestaltung ist auch in einigen der zwölf Artikel des von Landauer gegründeten „Sozialistischen Bundes" zum Programm erhoben worden.

Die Genialität Landauers aber ruht darauf, daß er doch wieder diese Einzelgestaltung nicht als Norm setzt, daß er vielmehr in seinem Buche ausdrücklich erklärt, daß alles auch ganz anders kommen könne. Hierdurch erledigt er von vornherein eine ganze Menge Angriffsmöglichkeiten, die gegen ihn vorgebracht werden können. Worauf es ihm im wesentlichen ankommt, das sind nicht Thesen und Theorien, sondern das ist die Entfesselung eines Feuers, eines Stürmens, eines großen geistigen Wunders. Er will die Massen wieder zu Formenden und Wirkenden machen, will sie erlösen von dem Bann, den der Marxismus mit seiner Lehre der Passivität über sie verhängt hat. Mit geradezu wundervollen Worten greift er den Marxismus an, mit Worten, die weit durchschlagender sind als irgend ein wissenschaftlicher Einwand. Sicher ist der Marxismus heute auch von der Wissenschaft überall durchlöchert, aber es wäre ein Wahn, anzunehmen, daß der Glaube an den Marxismus dieser theoretischen Niederlage wegen in den Massen erlöschen könne. Das eben ist der Fehler des Revisionismus, daß er geglaubt hat, durch wissenschaftliche Darlegungen irgend etwas am marxistischen Glauben zu ändern, und das eben ist auch der Fehler der deutschen Professoren, die sich eingebildet haben, mit der wissenschaftlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vernichtung sei der Marxismus selbst zugrunde gegangen. Ein Glaube kann nur wieder durch einen Glauben vernichtet werden, durch einen höheren Glauben.

Und das wird man Landauer eingestehen müssen: sein Glaube ist der höhere. Seinem Glauben gegenüber ist der Marxismus nur Aberglauben. „Wissenschaftsaberglauben anstelle geisthaften Wissens; Politik und Parteien anstelle des Kulturwillens hat er uns gebracht", so charakterisiert Landauer die Lehre von Marx. In Landauer wuchtet die tiefe Ehrfurcht vor dem dunklen Kommenden, dem Verhüllten, dem Abenteuerlichen, das in tausend Fernen geht, und dieses Künstlertum läßt ihn den Marxismus verachten, der den Geist in ein für allemal geltende Formeln geschlagen hat. So stellt er gegen das Erleiden des Marxismus das Tun seines Sozialismus, so schafft er als Dichter im Lebendigen. Und er scheut sich nicht vor dem Worte Dichter, ruhig spricht er es aus, daß der, der die Zukunft will, das große dichterische Schauen, das künstlerisch konzentrierte Gestalten haben muß. Sehr schön sagt er: „Der Sozialismus ist, wie jedes Leben, ein Versuch."

Da der Sozialismus die Willenstendenz geeinter Menschen ist, um eines Ideals halber Neues zu schaffen, versinkt Landauer natürlich der Begriff des Proletariats. Ihm verwischen sich im heutigen Staat die Grenzlinien zwischen Proletarier und Nichtproletarier, da nach ihm die Existenz aller beinahe gleichmäßig unsicher ist. Er analysiert sehr gut die Sorgen des großen Fabrikanten, der oft jahrelang seine Arbeiter nur aus dem Defizit bezahlt, und der oft genug wünscht, er möge das ruhige Leben seiner Arbeiter haben. Landauer meint dann, im marxistischen Staat werde nur aus dem Proletarier des kapitalistischen Betriebes der Staatsproletarier, und die Proletarisierung sei dann wirklich ins Riesenhafte gestiegen, da alle Menschen ohne Ausnahme kleine Wirtschaftsbeamte des Staates seien. Und völlig richtig sagt er, daß die Lehre des Marxismus aus dem Kapitalismus nicht hinausführe, sondern im Gegenteil zum Staatskapitalismus, da das Ideal des Marxismus das Zusammenkommen von Kapitalismus und Staat sei. Ein Kapitalsozialismus und ein Polizeisozialismus, der jede Eigenheit und ursprüngliche Regsamkeit ersticke, dies sei der Marxismus. Der Marxismus ist der Philister und darum der Freund des Massenhaften und des Breiten. Landauers Sozia-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lismus ist der Freund der Wenigen, die zu den Vielen werden sollen. „Die Menschen, die es nicht mehr aushalten können und wollen", das sind die, die von ihm gerufen werden.

So verkündigt Landauer einen Sozialismus der Freude und des Entschlusses, kein Programm, sondern ein Lebensziel. Es ist nicht unmöglich, daß sich ihm viele anschließen werden, die den Passivismus der Sozialdemokratie satt haben und die es nach einer aktiven Betätigung verlangt, die nicht nur zur Not entschuldigt werden kann, sondern die der Sinn all ihres Strebens ist. Und doch unterschätzt Landauer die Gewalt des Passivismus, diese Dumpfheit, die er erzeugt und die sich in dem schwelenden, schwerwütigen Proletarierzorn entladet. Man spricht immer so viel davon, daß der Enthusiasmus der sozialdemokratischen Massen verfliegen muß, weil Begeisterung keine Heringsware ist, die sich einpökeln läßt. Und man würde recht damit haben, wenn es sich eben bei der Arbeiterbewegung um Enthusiasmus handeln würde. Um das Gegenteil aber von Enthusiasmus dreht es sich: um die dumpfe Glut, die man auch nagende Rache nennen kann. Und Rache kann oder muß kalt genossen werden. So ist gerade der Passivismus, zu dem die Sozialdemokratie ihre Massen verdammt, die Dauer verbürgende Triebkraft der Bewegung, während ein Enthusiasmus, zu dem Landauer aufruft, an den Widrigkeiten des Lebens tausendmal Schiffbruch erleiden muß. Indem hiermit an die Stelle eines lange Wirkenden ein notwendig Verfliegendes gesetzt wird, geht die Größe der ganzen Arbeiterbewegung, die doch eben in diesem unerschütterlich dumpfen Zorn besteht, in dieser klassenkämpferischen Brutalität, zum Teufel. Sicher ist Landauer himmelweit entfernt von dem Philisterium der Revisionisten, die mit wissenschaftlich sehr richtiger Taktik, aber namenlos falschen Argumenten den Furor aus den Massen zu treiben bestrebt sind, aber im Effekt kommt seine Agitation doch, nicht für den Augenblick, aber doch für die Dauer, auf dasselbe hinaus.

Er selbst ist im tiefsten auch kein Mensch, der große Erregungen liebt. Sein Ziel vielmehr ist, ebenso wie dasjenige Proudhons, ein geruhiges, aller Emotionen lediges Leben der Menschen. Karl Marx hat Proudhon einen kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Sozialisten genannt, und Landauer akzeptiert diese Benennung nicht als Schimpf-, sondern als Lobewort. Landauer liebt auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adalbert Stifter und zitiert mit Vergnügen die berühmte Stelle, in der Stifter das Wehen der Luft und das Rieseln des Wassers für größer hält als Gewitter und Sturm. Er würde wohl einverstanden sein mit jener Bemerkung, die Feuerbach über venezianische Bilder macht, die er, eben nach Venedig gekommen, gesehen hat: „Dunkle Madonnen, in schöner Architektur sitzend, umgeben von ernsten Männern und schönen Frauen in heiliger Unterredung. Immer sind drei Engelchen darunter mit Geigen und Flöten. Ich finde, daß damit alles gesagt ist, was man braucht, um schön zu leben." — Nur daß Feuerbach bei einer anderen Gelegenheit geäußert hat (in einem Brief an den Vater): „Habt Nachsicht mit meinem kochenden Blut und meinen hämmernden Pulsen. Für was heiße ich Feuerbach? Ich habe Feuer in den Adern."

(Schluß folgt)

Kunst, Literatur und Kritik

Von Dr. Herbert Stegemann

(Schluß)

Diese elementarische Dichtung, die uns bisher beschäftigte, wurde im Laufe der Zeit zur Literatur, das heißt sie wurde schriftlich fixiert: das ist ein zunächst für den Charakter, für den Gehalt der Dichtung unerhebliches Moment, das indessen in der Folge doch tiefeinschneidende Wirkungen zeitigen mußte. Es ist bekannt, daß die Brahmanen den gesamten Text ihrer, den etwa sechzigfachen Umfang der christlichen Bibel aufweisenden heiligen Schriften, die Hymnen und Loblieder auf die ungezählten Gottheiten und Dämonen des alt-indischen Pantheons auswendig beherrschten, daß die Heldenlieder des Orients wie die homerischen Gesänge von wandernden Rhapsoden frei vorgetragen wurden. Schon hieraus ergibt sich, mit welcher für unsere modernen Begriffe unfaßbaren Festigkeit die künstlerisch-religiösen Dinge, die damals, wie gesagt, mehr oder minder identisch waren, im menschlichen Bewußtsein verankert, und wie außerordentlich die individuellen seelischen Fähigkeiten und Kräfte, zum mindesten einer beträchtlichen und das völkische Gesamtbild entscheidend beeinflussenden Gruppe entwickelt waren. Die unmittelbare Folge der Erfin-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dung und Anwendung der Schriftzeichen, deren sonstige kulturhistorische Bedeutung hier ausscheidet, war selbstverständlich eine allmähliche Entspannung dieser außerordentlichen Fähigkeiten, eine Abstumpfung des virtuos ausgebildeten Gedächtnisses und im Anschlusse daran eine, wenn auch langsame, so doch unaufhaltsame Abnahme des phantastisch-künstlerischen Vermögens, das direkt in die Dinge selbst hineintauchte und sie bis in die letzten Gründe hinein zu durchdringen suchte. Mit der Schrift hat sich zwischen den menschlichen Geist und die Dinge ein zweites trennendes Moment geschoben: als das erste werden wir in diesem Zusammenhange das gesprochene Wort bezeichnen dürfen, etwa im Sinne Mauthners, dessen Sprachkritik wertvolle und geistreiche Nachweise dafür geliefert hat, daß das Wort im wesentlichen nur eine Verschleierung und Entstellung des eigentlichen Denkens und Empfindens darstellt. Es lassen sich hiergegen freilich allerhand, nicht unbeträchtliche Bedenken erheben, und wenn überzeugte und fanatische Anhänger aller modernen Geistesrichtungen in allem Ernste Mauthners Werk neben die Kantsche Vernunftkritik zu stellen suchen, so können derartige Übertreibungen nur abstoßend wirken. Mauthner verkennt völlig, daß die Sprache sich aus dem Gedanken logisch und organisch entwickelt hat — eine andere Entwicklung erscheint von vornherein undenkbar —, und daß sie, wenn auch keinen völlig adäquaten Ausdruck, so doch immer das bewegliche Kleid des menschlichen Gedankens bedeutet, das freilich diesen verhüllt und verbirgt, durch dessen Falten aber doch ausreichend feste und erkennbare Formen hindurchschimmern, um eine allgemeine Verständigung zu ermöglichen. Wort und Schrift verhalten sich zum menschlichen Geiste wie die Blüte zur Frucht, und wenn man auch, wie das oben geschehen ist, in dieser das wesentlichere und ausschlaggebendere Moment erblickt, so wird man jene doch nicht, wie Mauthner es will, in Bausch und Bogen verdammen. Auch hier dürfte eine vermittelnde Betrachtung das Richtige treffen — um so mehr als, was die Frage der Sprachkritik anlangt, immer der so gewichtige Einwand bleibt, daß ohne die Sprache eine Vernunfterkenntnis undenkbar erscheint, und daß wir uns nicht einmal auszudenken vermögen, wie sich unsere intellektuellen Funktionen ohne das Medium der Sprache ausnehmen würden. Gewiß ist es überaus wertvoll und instruktiv, sich neben der kantischen Erkenntnis der subjektiven Bedingtheit unserer empirischen Anschauung hin und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wieder auch die Unzulänglichkeit und den höchst relativen Ausdruckswert unserer sprachlichen Formeln ins Gedächtnis zu rufen: aber das entscheidende Moment innerhalb dieses ganzen Problems liegt durchaus auf der kantischen Linie, da bei der Relativität unseres ganzen Erkenntnisapparates die verhältnismäßige Unzulänglichkeit unseres linguistischen Ausdruckes nichts als eine selbstverständliche Folgeerscheinung bedeuten kann.

An dieser Stelle handelt es sich natürlich nur um die kulturhistorische und psychologische Bedeutung der Schriftzeichen, mit denen der Begriff der Literatur in der Geschichte der Menschheit einsetzt. Wir sahen oben, daß in den primitiven Epochen nur irgendwelche Höhepunkte menschlichen Erlebens eine schriftliche Fixierung erfuhren, und es ergibt sich daraus, daß in diesen Zeiten die Begriffe Kunst und Literatur durchweg zusammenfielen. Es läßt sich auch rein logisch kein Gegensatz zwischen beiden konstruieren: vielmehr ist es lediglich eine, allerdings unbestreitbare Erfahrungstatsache, daß die dichterischen Hervorbringungen der Menschheit mit der sich immer steigernden Möglichkeit schriftlicher Vervielfältigung ihrem inneren Gehalte nach sinken, da immer mehr Produktionen, auf die das eben festgestellte Kriterium nicht zutrifft, schriftlich fixiert werden, da das, was die höchste Ausnahme sein sollte, zur Regel wird, und auf diese Weise die in den Anfängen der Geschichte in hohem Maße vorhandene Ehrfurcht vor den geheimnisvollen Kräften des gesprochenen Wortes unaufhaltsam zerstört wird. Die einzelnen Linien dieser außerordentlich komplizierten Entwicklung können hier kaum angedeutet werden. Es ist natürlich, daß ein universaler Genius alle historischen Erwägungen zuschanden macht, daß er in seinen höchsten Augenblicken unmittelbar aus der eben skizzierten Epoche herzustammen scheint. Besonders Shakespeare, der ja, rein geschichtlich betrachtet, im Zusammenhange einer ganzen literarischen Entwicklung steht, ist in einem geradezu unfaßbaren Maße ursprünglich: nicht in der Technik, nicht im Gesamtaufbau seiner Dramen, der durchaus von dem seiner Schule beeinflußt ist, sondern in der Charakteristik seiner Personen und mehr noch in einzelnen plötzlich hervorbrechenden Naturlauten, die blitzähnliche Einblicke in die tiefsten Gründe der menschlichen Psyche gestatten. Aber alles in allem scheint doch die eben angedeutete Wahrheit von dem relativ literarischen, das heißt schriftgemäßen Zuge der gesamten Kunst der historischen Zeit unwidersprechlich zu sein. Man wird sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hier schwerlich auf Abgrenzungen im einzelnen einlassen dürfen, die schließlich nichts anderes als einen Abriß der Geschichte der Weltliteratur bedeuten würden. Daß es sich hier indessen um einen fortlaufenden historischen Prozeß handelt, daß „die Kunst stirbt" (wie Auburtin das, freilich von wesentlich anderen Gesichtspunkten aus, in einem kürzlich erschienenen Buche ausgeführt hat), oder daß sich, richtiger gesprochen, die künstlerischen Möglichkeiten um das Ende dieser Entwicklung hin mehr und mehr verengern, daß wir ganz natürlicherweise wie einer tellurischen, so auch einer künstlerischen Vereisung entgegengehen, das wird sich schließlich nicht wohl verhehlen lassen. Damit soll keine Anklage ausgesprochen, keine Rückkehr zu irgendwelchen überlebten Epochen der Entwicklung proklamiert, sondern nur ein einfacher, bisher noch nicht ausreichend gewürdigter Sachverhalt festgestellt werden.

Es ist bezeichnend, daß gerade die jüngste und allerjüngste Dichtung sich leidenschaftlich in die Primitivität und Elementarität der ersten Epochen zurücksehnt, und daß z. B. der durch Verlaine eingeleitete Impressionismus in der französischen Lyrik dem Intellektualismus in der Kunst, dem eigentlich Literarischen mit der größten Entschiedenheit den Krieg erklärt. Der diesen Ausführungen im wesentlichen zugrunde liegende Gegensatz zwischen Kunst und Literatur ist zuerst von Verlaine in dem berühmt gewordenen Wort „Et tout le reste est littérature" formuliert. In seiner „Art poétique", deren Schluß der eben zitierte Vers bildet, hat Verlaine die fundamentalen Begriffe moderner impressionistischer Lyrik aufgestellt, und es ist seltsam zu sehen, wie sehr sich diese Begriffe mit dem oben skizzierten künstlerischen Geiste der primitiven Epochen berühren. Nur daß hier alles, was uns dort als reine und elementare Natur entgegentritt, durch das Medium raffinierter Intelligenz und subtiler Empfindlichkeit hindurchgegangen ist. Gerade die französische Dichtung hat das intellektuell-literarische Moment auf die Spitze getrieben, und es ist bezeichnend, daß sich eben auf ihrem Gebiet die Umkehr zum Elementar-Gefühlsmäßigen vollziehen mußte.

Was nun diesen, von Verlaine angedeuteten literarischen Betrieb der Gegenwart anlangt — es gibt kaum ein anderes Wort dafür —, so ist er, wie jedermann weiß, ins Maßlose gewachsen. Vor allem ist in das geistige Leben unserer Tage eine früher mehr oder minder unbekannte Großmacht in Gestalt der Presse eingetreten, die sich der Literatur in fast ausschließlicher

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weise bemächtigt zu haben scheint. Je mehr die Literatur ein gangbarer Geschäftsartikel, eine Ware auf dem bunten Markte des menschlichen Daseins geworden ist, desto weiter hat sie sich von dem, was wir im eigentlichen Sinne des Wortes als das Leben bezeichnen müssen, entfernt, desto weniger erscheint sie als ein konformer Ausdruck des Volksempfindens oder auch nur als der Abdruck der Existenz einer einzelnen Kaste oder Gruppe innerhalb des nationalen Organismus. Wir reden unendlich viel von Kunst und von Kultur: beide Begriffe sind Schlagworte geworden, die dicht neben der berüchtigten Phrase der Bildung rangieren, und die gerade im Munde der traurigsten Halbbildung eine verhängnisvolle Rolle spielen. Körperkultur, Kultur der Seele, Kunst im Leben des Volkes, Kunst in der Kinderstube — es gibt kaum ein Gebiet des menschlichen Lebens, auf dem wir gegenwärtig nicht mit diesen beiden Artikeln versorgt wären: und doch hat es wohl kaum jemals eine Zeit gegeben, der eine lebendige Verbindung zwischen Kunst und Leben ferner gelegen hätte als gerade die unserige. Nicht als ob die Gegenwart besonders arm an künstlerischen Individualitäten wäre: aber die Kunst ist im Laufe der kulturgeschichtlichen Entwicklung immer mehr aus dem Leben und dem Bewußtsein des Volkes ausgeschaltet, und der letzte, von dem stärksten künstlerischen Temperament der Weltgeschichte, von Richard Wagner, der zudem noch eine Imperatoren-Natur großen Stils war, unternommene Versuch zur Schaffung einer wahrhaft nationalen Kunst muß als gescheitert betrachtet werden. Der größte Genius kämpft vergeblich gegen geschichtliche Notwendigkeiten: und die Trennung zwischen Kunst und Leben gehört gegenwärtig zu diesen, die man beklagen und erklären, aber nicht aufhalten kann.

Wenn heutzutage ein guter oder sogar ein erster Lyriker einen Band Gedichte, ein berühmter Romancier einen neuen Roman veröffentlicht, wer empfände dieser Tatsache gegenüber das Gefühl innerer Notwendigkeit? Die ungeheure Überproduktion hat unser Empfinden völlig abgestumpft: die Flut der sich über uns ergießenden Theaterberichte, Rezensionen, Ausstellungsreferate hat uns verwirrt und betäubt: wir empfinden — das muß einmal rückhaltlos ausgesprochen werden — die ganze Literatur als eine geräuschvolle Veranstaltung vorwiegend geschäftlichen Charakters, von der sich möglichst fernzuhalten der feiner organisierte Mensch als ein Gebot des Anstandes empfindet. Schriftsteller ist ein Titel, der in der sozialen Wertung außer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ordentlich niedrig steht: Literat ist, wie Franz Blei das einmal ein wenig karikiert, aber nicht völlig unzutreffend ausgedrückt hat, eine „strafrechtlich zugelassene Umschreibung für Zuchthäusler": kurz, die moderne Literatur, innerhalb welcher die literarische Kritik einen beträchtlichen Platz einnimmt, ist, wie wir schon am Eingange dieser Ausführungen betonten, in den weitesten Kreisen in Mißkredit gekommen, und wenn nur wenige den Mut haben, das vor der Öffentlichkeit festzustellen, so spielt dabei die sehr natürliche, durchweg mit wirtschaftlichen Rücksichten durchsetzte Furcht vor dem Einflusse der Großmacht „Presse" die entscheidende Rolle. Hermann Sudermanns künstlerische Erscheinung ist sicher nicht besonders erfreulich: aber daß er es gewagt hat, gegen die „Verrohung der Kritik" aufzutreten und einen Don-Quichotischen Kampf gegen diese sich unablässig bewegenden Windmühlen des Geistes zu unternehmen, das berührt in hohem Maße sympathisch: es ist von einer Naivität, die bis zu einem gewissen Grade mit der sonstigen literarischen Verlogenheit und Sentimentalität des einstmals gefeierten Modedichters zu versöhnen vermag.

Zu den vorzüglichsten Kennzeichen der modernen literarischen Kritik gehört einerseits der Mangel an positiven wissenschaftlichen Kenntnissen, andererseits der Mangel an dem, was Nietzsche so treffend als das intellektuale Gewissen bezeichnet hat. Man mag über das Gelehrtentum unserer Tage denken, wie man will: das eine steht auf alle Fälle fest, daß hier positive Aufgaben gelöst und reale Werte geschaffen werden. Die Zersplitterung der Wissenschaft in einzelne Forschungszweige, das Überwuchern des Spezialistentums über die wissenschaftliche Universalität ist fraglos zu beklagen: aber es läßt sich auf der anderen Seite nicht verkennen, daß durch die Konzentrierung auf wenige scharfumrissene Probleme das intellektuale Gewissen des einzelnen geschärft, und daß der geistige Charakter durch die Tendenz, lieber weniges bis in die letzten Gründe und mit peinlicher Redlichkeit, als vieles oberflächlich und andeutungsweise zu wissen, mit Sicherheit gehoben wird. Im Gegensatz dazu ist das Quantum positiven Wissens, das der Durchschnitt der heutigen Kritiker mitbringt, wahrhaft erstaunlich gering: das gilt — von rühmlichen Ausnahmen abgesehen — von der Kritik auf fast allen Gebieten künstlerischer Betätigung, und ein nur flüchtiger Blick in die Tageszeitungen wird dieses auf den ersten Blick

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hart und ungerecht erscheinende Urteil bestätigen. Zwischen dem Kritiker und dem schaffenden Künstler klafft gerade heutzutage eine größere Kluft, als das jemals der Fall war. Besonders deutlich tritt das zum Beispiel bei der Theaterkritik zutage, von der gemeinhin in den großen Redaktionen angenommen zu werden scheint, sie erfordere keine Vorkenntnisse irgendwelcher Art, und die daher vielfach gänzlich unerfahrenen Neulingen überlassen zu werden pflegt, deren ganze Qualifikation für ihr Amt in der mehr oder minder lückenhaften Kenntnis einiger klassischer und moderner Dramen besteht, und denen insbesondere der ganze komplizierte Apparat des eigentlichen Bühnenwesens und der theatralischen Technik ein Buch mit sieben Siegeln ist. In den Zeiten, in denen — im Gegensatz zur Gegenwart — die Philosophie das herrschende Element im geistigen Leben war, gab es eine wissenschaftliche Kritik: heute gibt es im wesentlichen nur eine feuilletonistische: und es liegt auf der Hand, daß es dieser letzteren weniger um ein Eindringen in die Dinge selbst und in den Gehalt des ihr vorliegenden Kunstwerkes, als um eine günstige Gelegenheit zur Entfaltung der eigenen Subjektivität und zur Anbringung einiger mehr oder minder gelungenen Bonmots zu tun ist. Wir kommen hier auf einen der wundesten Punkte unserer gegenwärtigen Zustände, auf das Problem des immer mehr überwiegenden jüdischen Einflusses auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Es ist genugsam bekannt, daß die Vorherrschaft gerade auf dem Felde der Kritik fast ausschließlich diesem höchst begabten, aber nicht eigentlich schöpferischen und jedenfalls in der Gegenwart durchaus zersetzend und destruktiv wirkenden Volke zugefallen ist, und eine Reihe der eben festgestellten Erscheinungen dürfte ihre Erklärung schon in dieser Tatsache finden. Dem Juden geht, wie das schon Schopenhauer richtig erkannt hat, in moralischer Beziehung die verecundia, in intellektueller die peinliche Gewissenhaftigkeit und Härte ab, die von jeher ein hervorragendes Merkmal des deutschen Volkscharakters gebildet hat: er verfügt indessen über eine außergewöhnliche Schmiegsamkeit, ein erhebliches Anpassungsvermögen, und gerade das verleiht ihm kritische Fähigkeiten, die dem eigenwilligen und spröden Deutschen mehr abzugehen scheinen. Aber in dieser jüdischen Kritik, deren beweglicher Geist eine Zeitlang ergötzlich wirken mag, die auf die Dauer indessen höchst unproduktiv erscheint und uns die richtigen Maßstäbe für den Wert der Dinge

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eher entwindet, als darbietet, und die schließlich vollkommen auf das Niveau eines gehaltlosen Geschwätzes herabsinkt, tritt uns die letzte Periode des Verfallprozesses, den wir darzulegen suchten, mit besonderer Anschaulichkeit entgegen. Wie die Dichtung von der Literatur, so wird die Literatur von der Kritik absorbiert: das geistige Leben der Menschheit verwandelt sich sozusagen in Asche, die Fähigkeit unbefangenen Genusses und leidenschaftlicher Hingebung nimmt mehr und mehr ab, und das Zeitungsfeuilleton — dieses Diminutivum spricht eine deutliche, sehr belustigende Sprache — bleibt als kümmerlicher überrest künstlerischen Bestrebens zurück. Wir stehen hier am Ende einer Entwicklung. Ob sich neue Kräfte regen, neue Schaffungsmöglichkeiten bieten, und welcher Art diese sein werden, das ist die erste und letzte Frage unseres gegenwärtigen Kulturlebens.

Der Kinematograph / Novelle von Otto Stoessl

In der Gegend der Reichsbrücke, längs des Donauufers und in den Gassen am Saum des Praters, in der Nähe der Frachtenbahnhöfe der Nordbahn, der Holzstapelplätze, Kohlenrutschen, Lagerhäuser und Magazine bis gegen Nußdorf und Floridsdorf haust eine wunderlich durchmischte Gesellschaft. Die tieferen Schichten des Mittelstandes — kleine Beamte, von Kindersegen und Schulden bedrängt — versinken hier sacht in die rings umflutende Masse des Proletariats, dessen Heer aus heimatvertriebenen Bauern, herabgekommenen Bürgern immer wieder ergänzt und zerrüttet wird und seine mühsam errichteten und geregelten Einteilungen, die politischen und wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiter in den Fabriksbetrieben und Verkehrsanstalten, der Schlosser, Eisenbahner, Tramwaybediensteten durch die zudringenden, gleichsam wilden Scharen der Taglöhner, der Hungernden und Arbeitslosen, der Lastträger, Ziegelschupfer, Gelegenheitsucher immer aufs neue gefährdet sieht. Auch hier muß eine halbwegs geordnete untere Gesellschaft moralische und ökonomische Dämme gegen die gefürchtete wühlende Kraft der Elemente aus der Tiefe errichten. Mit der Gleichheit aller hat es seine Wege. Die Natur stellt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerade hier mit der grausamen Schöpfermannigfaltigkeit ihrer fruchtbaren Leistung immer neue, immer entsetzlichere Spielarten des Menschen hin und gibt ihnen mit dem Leben und seinen ursprünglichsten, durch äußeren Zwang unbeirrbaren, ja doppelt ausgeschärften Instinkten das bittere Anrecht auf Geltung.

Die Triebe, unabweisliche Gebieter dieser unterweltlichen Gestalten, stürzen den einzelnen noch tiefer hinab, als es die Grausamkeit seiner wirtschaftlichen Lage zu fordern scheint. Und daß die Leidenschaft gerade hier ihre Freistatt findet, wo Hunger, Entbehrung aller feineren Lebensreize, schwerfällige Vernunft, verkümmerter Geist, heillos verwirrte soziale Verhältnisse, beharrliche Dumpfheit aller Zustände ihre Ausbrüche ins maßlose verstärken, erzeugt eine völlige Dämonie der Instinkte und eine zugleich furchtbare und komische Tragik des Elends mit sittlichen und gesellschaftlichen Bocksprüngen, die gleich Lemuren im Dämmerlicht einer Unterwelt, als ein Schauertraum und Alpdruck wirken müßten, wenn man sie auf der Bühne der Oberen erblickte.

Frau Käthe Vries, die Gattin eines Bahnbeamten, welche in engen Verhältnissen eine bescheidene, schuldenfreie und reinliche Wirtschaft führte, suchte eine Bedienerin für die gröbere Arbeit ihres Hausstandes und nahm auf die Empfehlung einer bekannten Waschfrau eine junge Person, welche sich mit wahrem Feuereifer auf die gebotenen Verrichtungen stürzte, die ihr wie ebensoviele Vergnügungen von der Hand gingen. Sie lachte immerzu, als stünde sie in einem fortwährenden Fest. Sie schien zutraulich und schwatzte dies und das bei der Arbeit, aber die Herrin hatte Mühe, zu verstehen, was die Bedienerin sagen wollte, denn solche Personen haben merkwürdige Ausdrücke, die ihnen durchaus gebräuchlich, den Angehörigen der oberen Schichte aber ganz unverständlich sind und die Kenntnis von Zuständen voraussetzen, denen die Herrin oft genug und zum Glück völlig fremd gegenübersteht, auch sprach die Toni ein gebrochenes, tschechisch unterwachsenes Kauderwelsch von Deutsch, denn sie stammte aus einer slawischen Gegend Mährens und wohnte, soviel Frau Vries erriet, bei einem Ziehvater mit einer zahlreichen Familie in einer der nahen Gassen. Der Ziehvater mochte sehr streng ja gewalttätig sein, denn das Mädchen sprach mit einer gewissen Angst von ihm, zuweilen aber auch mit einem überlegenen Lächeln, ja mit Hohn, als ob sie ihn, nicht er sie beherrsche, und als ob sie sich reichlich auch an ihm schadlos halte. Oft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erschien sie mit einer Schramme oder blutunterlaufenen Beule im Gesicht und lachte: „hat der Tatti mich geschlagen." Gelegentlich sah Frau Vries sie vom Fenster aus auch in der Begleitung ihres Ziehvaters auf der Straße herkommen, wobei die kleine, schlanke, bewegliche Person sich auf lächerliche Weise in den Hüften wiegte und tänzelte und immer ein paar Schritte von dem Manne entfernt hielt, der hinter ihr breit und schwerfällig in einem erdfarbenen Gewand und schweren Stiefeln, einherging, eine Schirmkappe, wie Bauern sie tragen, auf dem fahlblonden Kopfe.

Die Toni schien der anmutigen und bei aller Bescheidenheit ihrer Lebensumstände doch wohlgepflegten und sorglosen Frau weder hübsch, noch sonderlich jung, die im Stillen sehr erstaunte, als die Bedienerin ihr Alter mit 18 Jahren angab, wobei sie auf drollig gefallsame Art den Kopf drehte und wandte, als ein Mädchen, das seiner Reize und Macht wohlbewußt ist.

So konnte auch diese kleine, von der Natur mit grober Hand gedrechselte, einfältig und derb, aber immerhin leicht gebildete Gestalt, dieses dürftige Gesicht mit unruhigen, regellosen, durch Arbeit, Entbehrungen und frühe Erfahrung geschärften Zügen, mit den törichten kleinen schwarzen Augen, die nicht den Verstand eines erwachsenen Menschen, wohl aber die List eines geschmeidigen Tieres verrieten, mit einem halb lüsternen, halb kindischen Munde für Männer ihres Umganges als schön, gefährlich, ja betörend gelten. Frau Vries lächelte bei dieser Vorstellung und überlegte die Frage nicht weiter, obgleich die Toni durch manche Wendung des Gesprächs die Aufmerksamkeit ihrer Herrin gerade auf ihre weiblichen Reize und Schicksale mit bescheidenem, doch sicherem Selbstbewußtsein zu lenken suchte. Hier aber hatte sie ihre Arbeit zu tun, verrichtete sie ordentlich und eifrig und mehr kam nicht in Betracht.

Da sie inständig aufs Verdienen aus war und bei der Ungeschicklichkeit solcher Personen in Geldsachen leicht geprellt werden konnte, kaufte ihr Frau Vries ein Sparkassabuch und legte ihr den Teil des Lohnes, den die Zugeherin allmonatlich zu erübrigen erklärte, ein. Die junge Person schien dadurch von einem plötzlichen Eifer des Sparens und einer wahrhaften Geldwut erfaßt, so daß Frau Vries sie einmal fragte, ob sie etwa eine zweite Bedienung übernehmen wollte, sie kam nämlich morgens nicht vor acht, nachmittags erst nach vier und nur immer auf eine Stunde, da konnte sie leicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch anderwärts eine ähnliche Beschäftigung versehen. Und Frau Vries wußte zufällig eine, bei einem Kapitän der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, einem Jugendfreunde ihres Gatten. Zur Zeit der geschlossenen Schiffahrt im Winter und wenn sein Dampfer sonst zwischen einer Reise und der nächsten im Hafen lag, hatte er eine kleine Witwerwohnung in der Nähe inne, die er von einer verläßlichen Person in Stand gehalten wissen wollte. Die Toni stimmte aufs freudigste zu, stellte sich dem Kapitän vor, wurde aufgenommen und berichtete es der Frau Vries begeistert und dankbar, nicht ohne zu beteuern, wie der Herr Kapitän noch so jung und ein so hübscher Mann sei, wobei sie sich ängstlich umsah und flüsterte, der „Tatti" dürfe nicht wissen, daß sie bei einem Junggesellen diene, er sei so viel streng. „Alte Mann" nickte sie spöttisch-bedauernd. Frau Vries machte sich über die Geheimnisse ihrer Bedienerin keine Gedanken weiter, als höchstens, daß der Ziehvater um die Ehre seiner Pflegetochter besorgt, vielleicht Gefahren für ihre Tugend fürchtete, die indes bei dem feineren Geschmacke des Kapitäns wohl unangefochten blieb, wenn sie sich nur sonst hinreichend bewährte.

Einmal hatte Frau Vries ein paar schwere Sendungen aus der Heimat ihres Gatten zu beziehen, und es handelte sich darum, wie man die Kolli vom Nordbahnhofe in die Wohnung schaffen sollte, ob mit Hilfe eines Spediteurs oder durch einen Lastträger. Herrn Vries fiel bei, daß etwa Tonis Ziehvater gern das Geschäft übernehmen würde. Die Bedienerin bejahte hocherfreut, und so rückten die beiden am Nachmittag schwer beladen, hochatmend und erhitzt an und der „Tatti" betrat mit seinem breitspurigen Schritt die stille Wohnung der Eheleute. Er nahm seine Kappe vom Kopf, streckte dem Herrn Vries seine Rechte hin und schüttelte dessen Hand lange und kräftig, stand freundlich und als ob es gar nicht anders sein dürfe, als ein deutscher Bauer und Mann dem andern Manne wie ein gleicher gegenüber und begann mit seiner schweren Zunge, doch mit anständigen Worten eine ausführliche, geordnete Ansprache, während seine Ziehtochter hin und her trippelte, verlegen kicherte und Gesichter schnitt. Er wisse schon, daß seine Toni hier bei anständigen Leuten diene und wohl aufgehoben sei, denn er habe genau auf sie acht, so ein Mädel sei leichtsinnig und werfe sich wie ein Fetzen auf die Männer, aber das leide er nicht, er müsse sie halten, sie habe ihn schon genug gekostet und sei zu dumm, zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wissen, was sie ihm schulde. Wenn er ihr auf etwas käme, würde er sie sicherlich erschlagen. Der Herr Vries denke sich wohl, wie es einem zu Mut sei, der bei seinen Jahren und bei Frau und drei Kindern eine so Junge halten müsse. Und darum freue er sich, sie bei guten Leuten zu sehen, dafür sage er auch schönen Dank. Damit empfahl er sich dann ebenso auf gleich zu gleich, wie er sich eingeführt hatte, drückte den Herrschaften die Hand, machte eine auf seine Art höfliche und stolze Verbeugung, nahm den Lohn für die geleistete Trägerarbeit und stapfte aus dem Zimmer, nachdem er der Toni noch einen strengen Blick zugeworfen hatte.

Die lachte.

So wurde allmählich das eigentümliche Verhältnis der beiden deutlich, und Toni erzählte, ohne gefragt zu werden, ihre Schicksale.

Noch fast ein Kind, mit dreizehn Jahren, war sie aus ihrem Dorf als Magd zum Müller Watzer, ihrem gegenwärtigen Ziehvater gekommen. Seine Mühle lag in einer fruchtbaren Gegend Mährens unter deutschen und slavischen Bauern, war aber mit etlichen Satzposten von Geschwistern, Darlehen von Verwandten und Freunden nahezu bis zum vollen Werte belastet und konnte nur durch den angestrengtesten Fleiß des Besitzers und seiner Frau erhalten werden. Beide standen bereits in den Vierzigern, der Mann in der späten Reife, die den Bauer erst zu einem freieren Schalten seiner inneren Kräfte befähigt, die Frau aber durch Geburten und schwerste Mühe im Felde, zu Hause, auf der Mühle erschöpft und übermüdet, vor der Zeit alt, zu einem jener schwerblütigen und dürftigen Lasttiere erniedrigt, dessen weibliche Regungen sich beschämt unter das Bewußtsein der Unbegehrtheit verkriechen. Drei Knaben von acht, fünf und vier Jahren wuchsen im Hause. Zu ihnen, aber auch zur Hilfe in der Mühle und auf dem Acker wurde diese junge Magd gedungen und stellte sich mit der ihr eigenen Behendigkeit ganz wohl an. Sie schob sich hurtig umher und ihr Wesen, ihre Blicke und Bewegungen mochten auf den Müller einen gefährlichen Reiz ausüben, dem er umsoweniger widerstand, als er ihn zum ersten Male spürte, wie so oft die eigentlichen Erlebnisse des Mannes seinen Jahren spät und darum wie ein entsetzlicher Widerspruch der Natur nachfolgen. Er ergreift ihre unerwartete Lockung und verfällt ihr desto wehrloser, je eitler er sich als Gebieter glaubt, wo ihm geboten ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Müller Watzer überraschte die Magd im Halbschlummer. Ahnte sie längst, was ihr, was ihm bevorstand, oder lag in der allgemeinen Zugänglichkeit dieses frühreifen Alters auf dem Lande ihr Wille schon aufgeschlossen, noch ehe er zu wollen brauchte, wußte sie, was sie, wie sie war, meinte sie, auch hierin dem Herrn gehorchen zu müssen wie in allem andern sonst, er stürzte sich auf sie, übermannte sie und sie litt es ohne sonderlichen Widerstand, vielmehr sie schien es erreicht zu haben. Erst bestürzt und beschämt, wurde der Müller bald dieses Erlebnisses froh, das ihm eine übergangene Jugend mit um so höherer Lust wiedergab und damit ein Vollgefühl seiner selbst, das er vorher nie gehabt. Ebenso gefiel sich das kleine Ding als früh erwachtes, begehrtes, im Besitze besitzendes Wesen, lecker auf den Genuß, mit der natürlichen, noch ungetrübten Anlage, zu locken, zu verweigern, zu herrschen und mehr im Spiel, als im Ernst sich selbst und den Mann zu verspüren. In allen Winkeln der Mühle, in den engen Holzgängen, über dem gurgelnden Wasser, an Mehlsäcken, in Hecken, an Wegrainen, im freien Feld, bei Tag und bei Nacht, überall und zu allen Stunden schien das Wiegen und Neigen, Sichentziehen und Suchen des lüsternen Geschöpfes und das schwerfällige Nachgehen des Liebhabers zu leben, das Gefühl ihres widerstrebenden und gewährenden Mundes, ihr eigentümlicher Geruch zu wehen, die Spur ihres sich in der Hingabe entwindenden Körpers zu haften und die Erinnerung an das Gemeinsame die Erwartung des gleichen Wiederkehrenden ständig zu verstärken. So war jedes Ding im Umkreis des kleinen Anwesens von dieser einen beherrschenden Vorstellung sprechend gemacht und teilte mit, was es empfangen hatte: indem es tausendfältig das eine schmähliche und glückliche Schicksal widerspiegelte. Das blutunterlaufene Auge der unstillbaren Begierde sah nichts mehr, als dieses eine Bild unerschöpfbarer, einfältiger Paarung. Der Müller konnte seinen Zustand und mochte ihn nicht verbergen, was er trieb, verriet ihn und die hohe Zeit seines Glückes, der Taumel und Rausch der Befriedigung jetzt, die angstvolle Eifersucht dann, die Pein des Genusses, der Stolz des Besitzes, die Angst vor dem Verlust und der Eifer, sich die immer wieder zu bewährende Mannheit von neuem zu erweisen, ließen ihn mit völliger Schamlosigkeit oder mit gerechter Aufrichtigkeit zur Schau tragen, was er tat, kein Tier fürchtet das Mitwissen der Menschen, und im höchsten Aufschwung seiner natürlichen Triebe mochte sich der Mann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sogar mit Stolz zum Tier erhoben, nicht erniedrigt fühlen. Konnte ihm überdies die Achtung der Menschen, die Familie, irgendwer auf der Welt ersetzen, was seine Mannheit ihm allein und im Übermaße schenkte?

Ein Leben, das in einen Augenblick Unendliches zusammenpreßt, achtet das Um und Auf der Dinge und Zeit geringer, als das Gras, das es zerdrückt. Der Einfältige wußte um solche Gedanken nicht, aber er empfand sie ohne Zweifel. Seine Umgebung sah, wie er in seinem eigenen mehr, als im Netz dieses Kindes verstrickt war. Seine Verwandten machten ihm Vorstellungen, er beschimpfte sie und spie vor ihnen aus, als seien sie, nicht er schamlos, zu verargen, was sich so von selbst verstand, seine Frau sah ihn zuerst mit betrübten Blicken an. Er vermied es anfangs, ihr nahe zu kommen. Dann aber begegnete er dem ungesprochenen Vorwurf mit aufgeregter Empörung, mit Drohungen und gewalttätiger Prahlerei, als wolle er gerade ihren Zorn und Widerstand herausfordern und begehre den Überschuß seiner Kraft gegen alle Welt zu wenden. Da sie nun wirklich zu klagen, ihn zu beschwören, zu bitten begann, antwortete er mit Schlägen, er warf, was ihm zur Hand kam, nach der Lästigen, er beutelte die Kinder, die zutraulich wie sonst sich ihm näherten, die Frau mußte sie wegbringen, um sie vor seiner Wut zu schützen, bis sie still und ängstlich davon schlichen und ihm aus dem Wege gingen, der sie als Ausgeburten eines ungelebten Lebens haßte. Er vernachlässigte die Wirtschaft und Arbeit, die häuslichen Zänkereien trieben ihn zum Trunk, alle Gasthöfe und Schnapsbuden sahen den bisher Fleißigen als neuen Stammgast. Hier wollte er vergessen, was als gespenstiger Verdruß wiederkehrte, wenn er sich seinem Hause, den Seinigen näherte, und hier wollte er sich zu seiner einzigen Leidenschaft stärken, die ihn über sich selbst hinaustrug und frei machte. Denn die Leidenschaft ist die einzige Freiheit des Elenden.

Die unablässigen häuslichen Auftritte führten endlich einen Zustand der Erschlaffung herbei; die Frau verzichtete auf jeden Kampf, gehorsame Freundlichkeit, wortlose Ergebung sollten ihr den Mann, seinen Kindern den Vater erhalten. Damit hoffte sie ihn wenigstens aus dem Trunk zu ziehen und für die notwendige Arbeit der Wirtschaft wieder zu gewinnen. Wunderlich genug trug sie Scheu, mit dem Mädchen selbst über dessen Schuld zu reden, vielmehr blieb es unangefochten, als ginge es nichts von allem an,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vielleicht auch weil der Bauer davor ſtand. Erſt lange nach der Einkehr des Unglücks, von ihren Verwandten aufgehetzt, wies ſie das Mädchen bei Nacht aus dem Hauſe, als einmal der Mann fort war. Heimgekehrt, vermißte er die Magd auf dem Heuboden, wo er ſie ſuchte, brüllend polterte er durch alle Stuben, ſie fordernd und rannte davon, ihr nach. Wenn er ſie nicht irgendwo finde und wieder herſchleppen könne, drohte er dieſes Haus mit allem, was darin war, bis auf den nackten Boden niederzubrennen. Die Frau wußte, dies Verſprechen würde er halten. Er blieb tagelang aus, ſeine Suche durch wiederholte Räuſche in den Wirtshäuſern unterbrechend. Die Toni ſtrolchte gleicherweiſe auf den Landſtraßen umher, da ſie nicht in ihr Dorf zurückzukehren wagte. So verſtrichen für die Müllerin entſetzliche Tage. Endlich entſchloß ſie ſich, ſelber das Mädchen zu ſuchen. Sie ging nun auch in die Kreuz und Quer, bis ſie das Geſchöpf halb verhungert in einem Gebüſch liegen fand. Die Toni ſtarrte ſie voll Angſt und Entſetzen an, als gewärtige ſie, erſchlagen zu werden und duckte ſich zuſammen, um zu entſpringen oder ſich zu ſchützen. Da hatte das arme Weib als Mutter, nicht als Gattin Mitleid mit dem Kinde und hieß ſie aufſtehen und ihr wieder nach Hauſe folgen. Faßte ſie an der Hand und ging ſtumm mit ihr zur Mühle. Unweit davon lag ihr Mann beſoffen an einem Baum am Weg. Als dieſes Paar wie in einem täuſchenden Traum an ihm vorüberging, erwirkte der Anblick ſeine Beſinnung. Die Frau nickte ihm zu und ging weiter. Der Müller erhob ſich mühſelig und wankte ihnen nach.

Seither ſchien das Zuſammenleben ruhiger. Der Müller arbeitete wieder und fluchte nicht, die Frau rackerte ſich ergeben ab, die Kinder gingen ab und zu, wie ſonſt, und die Toni wurde ihnen gleich gehalten, von der Mutter gekleidet und beköſtigt und ſtill, ohne Strenge, ohne Vorwürfe wie ein Teil der ehelichen Gemeinſchaft behandelt. Die Geduld der Frau hoffte den Hausvater wenigſtens bei Laune zu halten. Aber was ſie mit aller Mühe zuſammenzwingen wollte, wurde durch den Eifer der Verwandten und durch die ohnehin anwachſende Not wieder zerſtört. Die um ihr Geld beſorgten Leute befürchteten von der ſchlechten Moral des Müllers den Verluſt ihres Darlehens und kündigten ihre Satzpoſten auf. Bevor es zum äußerſten kam, räumte Watzer das Feld und überließ die Wirtſchaft ſeiner Frau, die mit ihren drei Kindern auf Gnade und Ungnade der Bedrängnis ausgeliefert

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blieb, indes er mit der Toni ohne Abschied davonging, ein paar Gulden und die nötigsten Habseligkeiten in einem Bündel zusammenschnürend.

Er fuhr nach Wien. In der großen Stadt hoffte er sich und seinen Schatz durch seine Arbeit zu erhalten und in irgend einem verlorenen Winkel vor Nachstellungen und Not zu bergen.

(Fortsetzung folgt)

Rundschau

Religiöse Freiheit

Diskussionen über die Freiheit der religiösen Überzeugung, das „Bekenntnis" der wissenschaftlichen Forschung innerhalb der Kirche breiten sich in der deutschen Presse ununterbrochen und unübersehbar aus, seit der Modernisten-enzyklika und seit der Entscheidung des „Falles Jatho". Mir scheint aber, daß sich bisher ein klares Resultat aus diesen Diskussionen nicht ergeben hat, ja daß es von vielen eifrigen Rufern nicht einmal erstrebt worden ist. Wenn wirklich die katholische Kirche von neuem wie zu Louis XIII. Zeiten einigen theologischen Einsiedlern das harmlose Vergnügen einer katholischen „freien Forschung" gönnte, oder wenn die preußische Landeskirche sich — nach Adolf Harnacks Ausdruck — entschlösse, einen Geistlichen wie Jatho zu ertragen — würde damit etwas Wesentliches für die Lösung des großen religiösen Problems geschehen, das auf unserer Zeit lastet?

In den folgenden Zeilen möchte ich meine Anschauung über die dringende Zukunftsfrage des Protestantismus als Protestant äußern. Über die katholische Frage haben meines Erachtens Andersgläubige noch keine Veranlassung, sich zu erregen, so lange die Zahl der Katholiken, die sich mit dem gegenwärtigen Regime unzufrieden zeigen, noch so verschwindend gering ist.

Die protestantische Grundfrage ist leider durch den Fall Jatho nicht um einen solchen Schritt vorwärts gebracht worden, wie das anfänglich zu hoffen war, und zwar deshalb nicht, weil der von seiner Gemeinde so unbedingt verehrte kölnische Geistliche ein so großes Gewicht darauf gelegt hat, Mitglied der preußischen Landeskirche zu bleiben, ja sogar seine Anhänger dringend ermahnt hat, diese Kirche nicht zu verlassen. Jede wirkliche Reform unserer traurigen religiösen Zustände müßte aber zunächst damit anfangen, mit dem Bann der Vorstellung zu brechen, als sei das Heil in einer möglichst großen und weiten Millionenkirche zu suchen. Ich sage das durchaus nicht bloß aus Opposition gegen die herrschende Form des Staatskirchentums, sondern aus der allgemeinen religiösen Erwägung, daß die Entwickelung unserer Persönlichkeitskultur und unserer Wertschätzung individueller Überzeugungen uns mit Notwendigkeit von dem Glauben an die Bedeutung großer, auf Tradition und Gewohnheit beruhender religiöser Massenanstalten abbringt. Auch nach Hinwegräumung aller staatlichen Stützen und Schranken muß eine solche Millionenkirche uns als ein unnatürliches und unwahres Gebilde erscheinen. Und ganz besonders, wenn man von jedem „Bekenntnis" absehen will, und also ein inneres Band gemeinsamer Überzeugung überhaupt wegfällt. Es ist eine zu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleich rohe und kindische Vorstellung, als müsse in Deutschland alles, was nicht katholisch oder jüdisch ist, in einer großen „protestantischen" Schafhürde eingeschlossen bleiben.

Es gab eine Zeit, in der Religiosität auf Überlieferung beruhte; heute achten wir nur die, die auf persönlicher Überzeugung beruht. Die Gemeinschaft kann heute nicht mehr Grund des gemeinsamen Glaubens sein; sie kann sich nur als Folge der übereinstimmenden Überzeugungen entwickeln. Eine vollständige Freiheit in der Bildung solcher, auf tatsächlicher Einigkeit beruhenden Gemeinschaften wäre der Weg zur Herstellung gesunder, unsere innere Unbefriedigung lösender religiöser Zustände. Solche Gesinnungsgemeinschaften könnten aber am leichtesten und am festesten gegründet werden von solchen Persönlichkeiten, die über eine ihnen anhängende Schar von Gesinnungsgenossen verfügen. Eine solche Persönlichkeit war Jatho, und darum ist es so tief beklagenswert, daß er es unterlassen hat, diesen Weg zu gehen. Bei der Eigenart seiner religiösen Überzeugung würde seine „Kirche" zwar sicherlich keine sehr große Ausdehnung gewinnen; aber sie könnte doch ein anregendes und fruchtbares Element in unserer Gesamtkultur werden, der gegenüber die geduldete Existenz einer solchen Gruppe in der preußischen Landeskirche gänzlich bedeutungslos ist.

Was wir hier als Wunsch für unsere Zukunft hingestellt haben, ist durchaus nicht etwa eine Utopie; in den Vereinigten Staaten ist dieser Zustand längst verwirklicht, und niemand läßt es sich mehr in den Sinn kommen, daß es anders sein könnte. Neben einander besteht eine Unzahl protestantischer Kirchengemeinschaften: Presbyterianer und Anglikaner, Lutheraner und Reformierte, Methodisten und Baptisten, Quäker und Irvingianer und so weiter; niemand fragt danach, welcher Gemeinschaft der andere angehört; am allerwenigsten aber fragt man danach, wo es sich um politische Verhältnisse und staatliche Aufgaben handelt. Von dieser grundsätzlichen Anerkennung der religiösen Freiheit sind wir in Deutschland noch weit entfernt, und nicht zum wenigsten gerade in den geistig freieren Schichten. Das Maß von Dogmen und Wunderglauben, das das katholische Lehramt oder die evangelische Orthodoxie fordert, lassen wir gelten und respektieren die Bekenner dieses Glaubens; wer sich aber auf eigene Hand seine Vorstellungen vom Übersinnlichen gebildet hat und ihnen folgt, erscheint uns sehr bald verschroben oder gar lächerlich. Ja selbst die „Germania" und die „Kölnische Volkszeitung" gönnen sich das Vergnügen, den für abergläubisch zu halten, der an ein Wunder glaubt, das nicht die päpstliche Approbation gefunden hat. Und ebenso urteilt man über die religiösen Gemeinschaften, die von der bekannten Schablone abweichen.

Ein „Methodist" erscheint von vornherein fast als eine komische Figur. Ganz anders in Amerika, wo eine der tatkräftigsten und realpolitischsten Präsidenten, Mac Kinley, Methodist war und in den qualvollen Stunden nach dem Attentat, dem er erlag, methodistische Kirchenlieder murmelte, ohne daß sich irgend jemand darüber verwunderte. Einen ähnlichen Fall habe ich allerdings in einem deutschen Mittelstaat erlebt, und er macht der Vorurteilslosigkeit seines Fürsten Ehre. Der präsidierende Staatsminister war Mennonit, und an seinem Grabe sprach kein Hofprediger, sondern ein simpler mennonitischer Landgeistlicher, den man aus einem Nachbarstaat hatte herbeiholen müssen. Aber diese Ausnahme bestätigt nur die Regel. Wer würde glauben,

Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

daß in Preußen oder Bayern etwas ähnliches möglich wäre!

Der deutsche Protestantismus muß sich aus dem Zwang des Hofpredigertums, Generalsuperintendententums und Consitorialrätetums befreien, er muß die Wege der eigenen freien Entwickelung gehen. Die „Gefahr der Zersplitterung" soll er nicht nur nicht scheuen, sondern sie freudig auf sich nehmen. Reichhaltigkeit, Vielgestaltigkeit, lebendige Freiheit der religiösen Ideen wird ihn wieder zu einer starken Kulturmacht erheben, — nicht aber der krampfhafte Versuch, mit Gewalt oder mit gefühlsmäßiger Fügsamkeit eine Formel-Einheit aufrecht zu erhalten, die längst mehr keine wahrhaftige Einheit ist.

Verus

Wolken

Wer, wie ich, wochenlang die Blätter nicht gelesen hat — die wundersamste Erquickung — und jetzt unseren Konjunkturpropheten auf der bequemen Wochenstraße folgt, dem kommt das Kopfschütteln. Knapp dreißig Tage ist's her, da standen die Bäume schön geordnet, festgewurzelt und man zählte mit der bekannten Alleswissermiene schon die Früchte. Goldene Früchte, groß und reichlich. Inzwischen ist aber die Kalkulation etwas ins Wanken geraten und nun prophezeit man einfach umgekehrt. Skrupel kennt der Tageshetzer nicht. Wer Sonne für Sonne in zwei Ausgaben irren kann, hat es leicht. Publikus merkt die Wendung nicht. Der Nachmittag macht schon den Vormittag vergessen.

Also mit der Hausse, deren glitzernder Ankunft die Holzpapiere entgegenrauschten, ist es nichts. Selbst die bankseligste Skrupellosigkeit kann keinen Rosenhimmel mehr sehen. Aber man muß sich doch rechtfertigen. Force majeure ist gleich da und entschuldigt. Mit des Schicksals Mächten . . . und dann der Krieg. „Der Himmel läßt sich nicht dirigieren und was Diplomaten verhunzen, dafür kann man uns Offenbarer nicht verantwortlich machen." Schon richtig Aber weshalb hat man nicht früher vorhandene und erwartbare Faktoren in die Rechnung gestellt? Daß Jupiter pluvius unzuverlässig und häufig recht faul ist, dürfte schon früher bekannt gewesen sein und daß das Balkanterrain et les environs unterminiert sind, weiß auch die klobigste Nase. Wenn sie das Pulver der Gefahr riechen will. Haben aber die Deutsche Bank und ihre Agiogenossinnen den Türken oder sonstigen Finanzhorden gepumpt, so sind die von Natur noch so riechfähigen Nasen verstopft. Solche Überschleimung der Geruchsnerven und sonstige Rücksichten waren Verursacher einer Spekulation, deren Tempo die Tagespresse mit aller Mahngewalt hätte verlangsamen müssen. Was Animierzirkulare und finanzielle Bankküchenzettel verderben wollten, hätte der Zeitungsmann wieder gut machen müssen. Aber nur wenige haben gewarnt und jetzt trauert das Publikum, zu dessen Schutz man immer den papiernen Schwur tut, um herbe Verluste.

Man soll sich durch Teuerungs- und Kriegskometen nicht irre machen lassen. Die Konjunktur wäre auch ohne diese Schreckerscheinungen nicht aufwärts geklettert. Es sei in memoriam gerufen, daß vor Monden einige Bankkolumbusse den amerikanischen Aufschwung entdeckten. Nachdem mit Kinematographenschnelle die von amerikanischen Managern gefärbte Bilderserie aufgenommen war, hatten die Herren das Wirtschaftsproblem der Vereinigten Staaten ergründet. Sie kamen und warfen die Lockangel ins Publikum. Ob angebissen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde? Die Steelderoute hat gezeigt, wie wunderbar der Köder zog. Das Fiasko wäre doch auch wohl ohne Himmel und Krieg gekommen und ist nicht allein à conto amerikanischer Spekulationsunehrlichkeit zu setzen. Gewiß, die Unzuverlässigkeit der Macher von drüben verbietet jede Kalkulation, aber auch die Konjunktur in den Vereinigten Staaten will nicht. Sie will absolut nicht, trotz der vielen Lobreden des Herrn Gary, der Schwindelberichte des Iron monger, Iron age und der gefährlichen Kupferstatistik. Mangel an volkswirtschaftlichem Verantwortungsgefühl, Finanzdummheit und die Aufgeblasenheit falschen Prophetentums haben Millionenverluste an deutschem Volksvermögen verursacht. Aber die Sünden einsehen? Überhaupt eigene Fehler einsehen? Was täglich zweimal Druckpapier zur Verfügung hat, ist infallibel. Und bei uns? Viel besser sieht's auch in Deutschland nicht aus. Der Verein der deutschen Maschinenbauanstalten warnt vor Optimismus, die Koksbeteiligung wird eingeschränkt, das Geld ist teuer. Keine besonders hoffnungerweckenden Symptome. Aber Expansionen und Anleiheschleudern überall. Man baut Riesenwerke, emittiert ohne Sinn und Verstand, fusioniert im Galopp und pumpt dem Ausland wie ein Grandseigneur. Glaubt man in unseren Kredithexenküchen, man könnte Wundertränke brauen, die die Natur aufhalten? Das hat noch keiner gekonnt. Wolken überall, elektrisch geladen. Wer Blitzgefahr scheut, gehe ins solide Häuschen, worauf die Vernunft den Ableiter gestellt.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Carnegie und das heldenhafte Italien

Der menschliche Geist ist ein lächerliches Vorurteil vergangener Jahrhunderte, ein Popanz, ein Kobold, der heutzutage nur noch in den schmächtigsten Gehirnen der Gegner einer entwicklungsfähigen Experimentalpsychologie spukt Die göttliche Seele — „ein gasförmiges Wirbeltier" — hat bewiesener Maßen niemals existiert, sie ist ein Wechselbalg, geboren aus der Verbindung tiefster Unwissenheit und dunkelsten Aberglaubens. Die Individualität ist ihr klägliches Derivat. Sie muß, wie die Seele, ausgetilgt werden.

Was ist Genie- und Heldentum anderes als hypertrophierte Individualität? Der letzte verdächtige Rest des überwundenen anthropozentrischen Größenwahns? Was ist der Glaube an Genies und Helden anderes als der verkappte Aberglaube an Gottessöhne, Heilige und Märtyrer? Laßt nur ein Jahrtausend vergehen, und alle Geniemenschen unserer Tage sind Buddhas oder Mohammeds — wenn nicht, Dank der vorgeschrittenen Wissenschaft, ein Lombroso oder Möbius beizeiten nachgewiesen hat, daß es leider arme Kranke, zum Wahnsinn gesteigerte Individualitäten waren.

Für Genies ist ja dieser Nachweis leicht geführt. Der talentierte — man darf nicht sagen: geniale! — italienische Professor hat ein für allemal festgestellt, daß die Genies, wenigstens in allem Wesentlichen, nicht über, sondern unter dem Normalmenschen stehen. Für Genies ist also die Zeit abgelaufen — darum haben wir auch keine mehr. Aber für Helden noch nicht. Helden haben einen Vor-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teil gegenüber den Genies: ihre Taten sind unmittelbarer. Vielleicht gerade deshalb sind sie nicht so gefährlich. Genies wirken langsam, durch verschiedene Menschen, durch verschiedene Schichten hindurch; ihre Persönlichkeit ist darum schon von den mystischen Nebelschleiern der Ferne umhüllt, wenn ihr Werk, ihre Tat der Allgemeinheit zum Bewußtsein kommt. Die Tat eines Helden aber steht von dem Moment an, da sie geschah, klar vor den Augen der Welt. Und diese Klarheit ist es, die eine Heldentat schwerer ins Unbegrenzte anwachsen läßt als eine Genietat. Die Mythologie hat darum die Genies zu den Göttern erhoben, während die Helden sich als Halbgötter bescheiden mußten.

Aber immerhin sind auch Halbgötter Spukwesen des Aberglaubens. Ein aufgeklärtes Jahrhundert darf sie nicht dulden und wenn — was zwar unwahrscheinlich ist — heute ein wirklicher Held auferstehen würde, so muß vorgesorgt sein, daß der Aberglaube ihn nicht über die naturwissenschaftliche Normalgrenze erhebe. Der schottische Ehrendoktor Andrew Carnegie hat eine Methode erfunden, wie das zu bewerkstelligen sei. Er hat damit schon Deutschland beglückt, nun kommt, gerade zur rechten Zeit, auch Italien an die Reihe.

Mit drei Millionen ist die ganze Heldenverehrung beseitigt. — Man stellte sich vor, daß Herkules für jede seiner zwölf Taten einen Preis aus einer Heldenstiftung erhalten habe. Natürlich würde das irgendwie bekannt geworden sein und man hätte Herkules und den edlen Stifter in einem Atem genannt. Aber nach vierzehn Tagen wäre die ganze Geschichte vergessen gewesen, Herkules hätte seinen Lohn in Baar erhalten, aber die Mythologie hätte von ihm geschwiegen. Denn das Gesetz des Geldes macht alle, die sich ihm beugen, gleich, Große wie Kleine, und wer eine Heldentat für ein Staatsstipendium vollbringt, ist nicht viel erhabener als der schreckensbleiche Kandidat, der seine Stipendialexamina mit Heroismus überwindet.

Der kleine Andrew segnet Europa nicht nur mit Dreimillionenstiftungen, sondern auch mit den tiefsten Erkenntnissen des zwanzigsten Jahrhunderts. In dem Augenblick, da Italien einen Staatsstreich wagt, der allen traditionellen Völkerrechten widerspricht, beglückt er es, wie ehedem Deutschland, mit einer Stiftung, die alle traditionelle Heldenverehrung lächerlich macht. Und Amerika, das seine Helden bisher beinahe ausschließlich aus Europa bezogen hat, lacht über die alte rentenbedürftige Mutter.

Adolf Lapp

Staatsgewalttat

Eigentlich, sollte man meinen, hätte der Staat längst darauf kommen müssen, daß der siebzehnte September, dieser unruhige wiener Sonntag, gar kein so gefährlicher Tag gewesen ist. Nichts rührte sich seither. Und gerade die Gerichtsverhandlungen der Erwischten zeigten die Ungefährlichkeit dieses Menschenmaterials, die relative Harmlosigkeit der Delikte. Meistens ganz junge Burschen. Und, so eindringlich auch der Richter sich erkundigt, trotz der regen Nachfrage: das Ergebnis an Sozialdemokraten ist ein geringes, spärliches. Das muß doch beruhigen Gewiß sind Fensterscheiben teuer und Wachleute Autoritäten. Gewiß soll es sich nicht einbürgern, daß die Vorstadtknaben bei ihren an sich sehr gesunden Steinwerfübungen auf die Polizei zielen, statt auf Feuermauern oder Planken. Gewiß dürfen Fässer nicht vor die Pferdebeine der Kavallerie gerollt werden. Und die Schulzimmer sind nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohnlicher, wenn das Fensterglas fehlt. Und Schulbücher werden besser im Lauf der Jahre ruiniert als an einem Tage, noch vor Schulbeginn. Mit der Phrase von der Heiligkeit der Schulgebäude und Lehrrequisiten dürfte jetzt wieder etwas sparsamer gewirtschaftet werden. Jetzt ist man ja wieder brav. Es war halt ein Rummel. Drei junge Menschen haben dran glauben müssen. Sie sind tot. Ihre Leichenbegängnisse gestalten sich zu großen sozialreligiösen Kundgebungen. Es sind Opfer. Opfer für das Volk, das seine Not mit jener Deutlichkeit aussprechen wollte, die dem tauben Gehör der „Besitzenden" und „Regierenden" entspricht. Und Opfer für den Staat, der seine unerbittliche Notwendigkeit als unerbittlichen Zwang kundtun mußte.

Darüber läßt sich mit dem Staat nicht rechten. Aber er hätte es genug sein lassen sollen. Die Taten, welche seine Gewalt nachträglich im Gerichtssaal ausführte, sind sehr von Übel. Allerdings entsprechen sie der bürgerlichen Feigheit, die keine Fensterscheibe klirren hören kann, ohne es bis in den letzten Nerv ihres Eigentums zu spüren. Besitz ist schreckhaft und leidet an Nerven. Aber der Staat müßte sich rascher fassen. Schließlich war die Volkswut berechtigt, und die Sozialdemokratie, dieser Popanz der Staatsfurcht, ist selbst nur zu sehr interessiert an einem ruhigeren, gesetzlicheren Ablauf der Dinge. Die Sozialdemokratie ist verloren, wenn sie von Anarchie übermannt wird. Und wirklich — es ist alles ruhig, ganz ruhig. Also könnte man die Tatsachen mit kühler Seele betrachten. Und da wäre es das Zweite gewesen, guten, tatkräftigen Willen zu zeigen, was die Linderung der Not, dieser „Weltkalamität", die aber doch außerdem eine spezielle österreichische Kalamität ist, betrifft. Das Erste aber wäre gewesen: eine billige, volksfreundliche Beurteilung der Exzesse. Aber nein, es ward wütende Abschreckung getrieben! Als ob nicht solche brutale, beinahe höhnisch grausame Staatlichkeit das Aufreizendste wäre, was noch zu tun übrig blieb.

Es wäre leider nur allzu lohnend, das Treiben dieser österreichischen Richter, die sich freiwillig — denn sie sind doch unabhängig — als volksfeindliche Übertreiber des Staates gebärdeten, bis ins Einzelne zu beleuchten. Es mag ja ganz korrekt dabei zugegangen sein, so wenigstens, daß der oft zitierte Buchstabe des Gesetzes gewahrt blieb. Aber was da an böser Verstandesarbeit geleistet wurde, um dem Buchstaben seine härteste Gewalt abzuringen, an Kunst der Auslegung, die aus Bagatellen einen staunenswerten Reingehalt an Verbrechen gewinnt, das zwingt ehrlich zur Bewunderung. Was da nicht alles erschwerend war, und beinahe nichts, das als mildernd gelten durfte, nicht die oft geradezu tragikomische Jugendlichkeit der Exzedierenden, nicht Unbescholtenheit, reuiges Geständnis, nichts, was sonst den Ingrimm des Gesetzes besänftigt. Es war eben Ausnahmezustand, es war „Revolution". Die entsetzliche Gefährlichkeit des Augenblickes war jener allgemeine, ausnahmslose Erschwerungsgrund, der auch die kindischeste Übertretung in die Region des Verbrechens hinauftrieb. Auch wer in einsamer Gasse eine Laterne einschlug, auch wer einen Stein nur aufhob, um ihn, vor der eigenen Kühnheit erschreckend, unbenützt wieder hinzulegen, wurde als ein ganz Gefährlicher gebrandmarkt und als Verbrecher bestraft. Sonnenschirme und Fässer verwandelten sich zu grauenhaften Waffen in der Hand der Demonstranten, auch wo sie keinen Schaden anrichteten. Diese Richter urteilten wie Kleinbürger, die für ihre Ersparnisse zittern. „Die Revolution im Keime ersticken!", das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war die Losung, die sie aus eigener, schreckbeflissener Seele holten. Aber wäre es nicht moderne Staatsraison gewesen, den Teufel der Revolution möglichst klein an die Wand zu malen? Wäre es nicht politischer, gerade im österreichischen Sinne, gewesen, durch Milde zu begütigen, als durch äußerste Rücksichtslosigkeit vielleicht nur aufzustacheln?

Es kommt ja in diesem Staat den demonstrierenden Nationalitäten nicht zum ersten Male vor, daß an sich gemütliche Bürger der Wache „Auslassen!" und „Raß'!" zurufen, daß Leute sich auf das Stehenbleiben kapriszieren, wenn man sie auffordert auseinanderzugehen. Man liebt hierzulande mit einer gewissen perversen Neigung „Wortstreite" mit den Organen der öffentlichen Sicherheit. Wie oft wurden schon andersprachige Fensterscheiben eingeschlagen! Und von den Studenten die Universität, welche doch auch eine Schule ist, demoliert. Geschossen sogar, aus echten Revolvern, wirklich gefährlichen Waffen. Es gab bereits Ausnahmszustände. Aber es gab noch nie solche Strafen, ein Jahr Kerker für eine Fensterscheibe und so! Allerdings trieb diesmal die panikartige Furcht vor der Sozialdemokratie bis zum Äußersten an. Aber der Gesetzesunkundige fragt sich bestürzt, wo sich denn der viele Kerker bisher in den Paragraphen verborgen gehalten. Und die Gesetzeskundigen antworten: Ja, das ist eben das Gesetz aus dem Jahre 1803, das heutzutage in Österreich nur mehr im Aggregatzustand des außerordentlichen Milderungsrechtes genossen wird. Um aber den revolutionären Sonntag zu ahnden, wurde es wieder auf das Jahr 1803 zurückgeschraubt, mit außerordentlicher Erschwerung.

Und das ist peinlich. Denn es wirkt wie der Beginn einer Ära, deren Neuheit das ganz und gar Veraltetsein ist.

Was, wenn es planmäßig aufträte, eine schlimmere Drohung wäre, als das Randalieren von Jugendlichen, die von einer Stimmung mitgerissen wurden und jetzt den tumultuarischen Augenblick hart an ihrer Existenz abbüßen. Die Stimmung jenes Sonntags ist nämlich ein Milderungsgrund, meine Herrn Richter, aber Ihre symptomhafte Nachträglichkeit ist sehr erschwerend.

Berthold Viertel

Ketzerisches

Ein einzelner Backfisch ist meist sittsam und bescheiden. Zwei Backfische sind vergnügt und zuweilen dreist. Drei Backfische sind durchaus respektlos.

Vor etlichen Tagen wohnte ich der Aufführung einer Shakespeareschen Königstragödie bei und hatte Gelegenheit, meine Backfischpsychologie zu prüfen. Sie erwies sich als zutreffend. Die drei Mädel, die sich in meiner Nähe niedergelassen hatten, wetteiferten in dem Bemühen, meine Psychologie zu bestätigen. Sie besaßen die Gabe, die Mängel und Lächerlichkeiten der schauspielerischen Darbietungen blitzschnell zu erfassen. Das heißt, sie lachten ganz unverholen, wenn die Herren Akteure sich im Schweiße ihres Angesichts bemühten, ihre Hörer zu erschüttern. Als die Komparserie geschäftig über die Szene hastete und ein kriegsfertiges Heer zu sein vorgab, fanden sie dies sehr komisch. Als der königliche Bösewicht Richard III wie ein irrsinnig gewordener Ausrufer sein verzweifeltes „Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!" in den Zuschauerraum schmetterte, kicherten sie vor Vergnügen. Als die beiden feindlichen Führer, der Usurpator und der Prätendent, mit klirrenden Rüstungen wie zwei Kampfhähne einander ansprangen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schüttelten sie sich vor Lachen. Kurzum, die drei Mädel waren respektlos.

Ich bin nicht geneigt, diesen naseweisen jungen Damen ein zuständiges Kunsturteil zuzutrauen. Aber ich kann nicht umhin, ihnen teilweise zuzustimmen. Bekanntlich liebte es Molière, die einzelnen Teile seiner Lustspiele seiner Köchin vorzulesen. Es war ihm um das ehrliche Urteil eines naiven Menschen zu tun. Darum wandte er sich an seine Küchenmamsell, und darum ist mir das Benehmen besagter drei Mädel nicht nur eine Respektlosigkeit, sondern auch die höchst beachtenswerte Äußerung eines ganz unverbildeten Empfindens!

* * *

Einmal muß es ausgesprochen werden. Nämlich: das Theater steht im Begriff, für den Bürger unseres Zeitalters eine ästhetische Unmöglichkeit zu werden. Man steinige mich nicht! Die Begründung dieser — heute noch kühnen — Behauptung folgt sogleich.

Es gibt Zeiten, die die lächelnde Göttin der Lüge anbeten. Sie haben das Theater geschaffen und geliebt. Aber es gibt auch Zeiten, die dem Geist der Wahrheit huldigen. Solche Zeiten — beispielsweise das gegenwärtige Jahrhundert — reißen den vermummten Erscheinungen die trügerischen Hüllen vom Leib und erfreuen sich an ihrer architektonischen Nacktheit. Das ist die Gesinnung, der die neudeutsche Gewerbekunst entsprungen ist Die Menschen, die mit diesem puritanischen Geist getränkt sind, sehen den zappelnden Bemühungen der Komödianten mit einem mitleidigen Kopfschütteln zu. Was tun? fragen die Zaghafteren. Die Mutigen rufen: Zum Teufel! Wenn Herr Octavio Semmelhack sich ein buntes Wams anzieht und mit den Armen fuchtelt, ist er darum ein Shakespearegeschöpf?!

* * *

Je krampfhafter das Theater sich bemüht, die Illusion der Wirklichkeit zu erzeugen, desto fühlbarer wird die Aussichtslosigkeit dieses Versuchs. Das Theater entspricht seiner Aufgabe am besten, wenn es von vornherein auf alle illusionistischen Absichten verzichtet und sich ganz unzweideutig als Theater darstellt. Theater ist Unnatur. Der Naturalismus hat diese fundamentale Wahrheit vergeblich zu erschüttern gesucht. Es fragt sich nun nur noch, welche Lebensmöglichkeiten dieser unnatürlichen, zu der Wirklichkeit geflissentlich sich in Widerspruch setzenden Kunstbühne vorbehalten sind.

Vorderhand ergibt sich die Tatsache, daß der moderne Rationalismus, der beispielshalber auch die Engel aus der bildenden Kunst verbannen möchte und gegen die Böcklinschen Fabeltiere Bedenken erhebt, das Theater, wie es heute vorhanden ist, ablehnen muß. Er weiß wohl, daß er sich damit eines großen Besitzes beraubt. Aber ihn tröstet das Bewußtsein, auch in Widerwärtigkeiten sich selbst treu geblieben zu sein!

Gebt mir, sagt der moderne Mensch, den Shakespeare in die Hand. Ich will seine Worte lesen; sie sollen mich in Entzückung versetzen! Ich mag sie mir nicht von eitlen Komödianten zersprechen lassen! Die plumpen Täuschungsversuche der Kulissen verderben mir meine Träume! fort, fort! — Ich will sie lesen, die unsterblichen Verse des großen Briten! Jeder Satz berührt das Instrument meiner Phantasie, setzt seine Saiten in Schwingung und erfüllt mich mit tausend Melodien!...

* * *

Gibt es ein Theater des zwanzigsten Jahrhunderts? Wie sieht es aus?

Man sucht eifrig nach der neuen Bühne. Aber es scheint, als ob man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie nicht finden könne. Den vielfältigen Reformversuchen ist bisher immer sehr bald der Atem ausgegangen. Max Reinhardt ist der ausdauerndste Reformator. Habe ich Recht, wenn ich ihn den Sisyphus unseres Jahrhunderts nenne?

Dr. Hans Harbeck.

Der Aufschwung des Westens der nordamerikanischen Union

Zwischen den Jahren 1900 und 1910 hat sich der Mittelpunkt der Bevölkerung der Vereinigten Staaten doppelt so rasch westwärts verschoben wie in dem voraufgegangenen Jahrzehnt 1890 bis 1910. Im Jahre 1900 lag er 6 Meilen südöstlich von Columbus in Indiana, jetzt befindet er sich 31 Meilen weiter westwärts und $^7/_{10}$ Meilen nördlicher bei Unionville in der Grafschaft Monroe (Indiana). Er braucht nur noch etwa 550 Meilen weiter nach Westen vorzurücken, um das geographische Zentrum des Landes erreicht zu haben, das im nördlichen Teil von Kansas liegt. Den Löwenanteil an dieser günstigen Entwicklung hatten die pazifischen Küstenstädte Los Angelos und Seattle, sowie die neuen wirtschaftlichen Gemeinwesen des Westens. Die Staaten Idaho und Washington konnten ihre Einwohnerzahl verdoppeln. Im ganzen betrug der Zuwachs der Bevölkerung in den Weststaaten 66,1 vom Hundert gegen nur 17 vom Hundert in den Nordstaaten und das trotz einer starken Auswanderung aus dem Westen der Union nach Kanada, und trotz des Rückganges der Bevölkerung Iowas und einer gewissen Stagnation in anderen Teilen des mittleren Westens. Die Verschiebung des Bevölkerungsmittelpunktes nach Westen wäre zudem noch viel rascher vor sich gegangen, wenn nicht die Einwohnerzahl von Städten wie New York, Boston, Atlanta und Birmingham ungemein stark gewachsen wäre und dadurch die Unfähigkeit der Landbevölkerung, in den Neuenglandstaaten und manchen anderen Bezirken des Ostens, mit der allgemeinen mittleren Bevölkerungszunahme Schritt zu halten, wieder einigermaßen wett gemacht hätte.

Im politischen Leben äußert sich die Verschiebung der Bevölkerung von Osten nach Westen in einer Schwächung konservativer und einer Stärkung reformwilliger Elemente, was mit der Zeit noch bedeutende Änderungen in der Politik der washingtoner Regierung zur Folge haben kann.

Otto Corbach

Eine Härte im Unterhaltsrecht der Unehelichen

Wer bei dem diesjährigen Kongreß der Berufsvormünder in Dresden sich an der Führung durch die städtischen Anstalten für Kinderfürsorge beteiligt hat, der wird die Wahrheit des vielgehörten Wortes bestätigt gefunden haben, daß es in großen Städten den unehelich geborenen Kindern weit besser gehe als den ehelichen. Es ist gewiß richtig, daß die Fürsorge für die illegitimen Kinder in den modern verwalteten Großstädten kaum etwas zu wünschen übrig läßt, und man möchte befürchten, daß dadurch in radikalen Köpfen die Neigung zur Verstaatlichung der Kindererziehung genährt werden könnte. Und doch bedarf die Lage der unehelichen Kinder in einem Punkte noch dringend der Verbesserung.

Nach dem geltenden Recht ist dem außer der Ehe geborenen Kinde ein Unterhaltsanspruch gegen den Vater nur gegeben, wenn nicht noch andere Männer der Mutter während der Empfängniszeit beigewohnt haben: in diesem Fall erhält das Kind gar nichts.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist nicht unbegründet, in dem intimen Verkehr mit mehreren Männern das Symptom einer gewissen Unsolidität der Mutter zu finden und diese dadurch zu bestrafen, daß der Unterhaltsanspruch verloren geht; aber man vergißt, daß das Kind doch am Verhalten der Mutter völlig unschuldig ist, und daß die Allgemeinheit ein großes Interesse daran hat, es gut aufzuziehen, mag nun die Mutter liederlich gewesen sein oder nicht.

Wenn auch beim Wegfall des Unterhaltsanspruchs gegen den Vater tatsächlich und rechtlich die Mutter die Last des Unterhalts zu tragen hat, so ist doch immer das Kind der leidende Teil, da in den meisten Fällen die Mutter mittellos dasteht. Es ist deshalb auf der verflossenen Tagung der Berufsvormünder dringend die Abschaffung der sogenannten exceptio plurium gefordert worden, also der Einrede, welche im Falle des Verkehrs der Mutter mit mehreren Männern den verklagten Vater von jeder Unterhaltspflicht freimacht. Nur wird es notwendig sein, bei Abschaffung dieser Einrede nach zwei Seiten hin eine Einschränkung zu treffen. Einmal möchte vermieden werden, daß der Gutsituierte gegenüber den Minderbemittelten, die gleich ihm mit der Mutter verkehrt haben, schlechter gestellt wird, indem die Mutter sich zunächst an ihn halten wird; man muß festsetzen, daß jeder Beteiligte verlangen kann, erst dann in Anspruch genommen zu werden, wenn die übrigen nach Höhe des auf sie fallenden Teils herangezogen worden sind. Ferner ist es billig, auch die Mutter zu einem Teil zur Tragung des Unterhalts zu verpflichten, wenn sie mit mehreren Männern sich eingelassen hat.

Beide Forderungen sind auf dem Dresdner Kongreß von berufener Seite vertreten worden. Man würde mit dieser Neuerung den veralteten Standpunkt verlassen, durch den das Kind die Sünden der Mutter zu büßen hat, und man würde auch einer menschlicheren Beurteilung der unehelichen Mutter näher kommen in dem Sinne des hübschen Paradoxons, das auf der Dresdener Tagung fiel: „Schlechte Mädchen haben keine Kinder."

Dresden

Walther Oppermann

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Wolters, für den Inseratenteil Fritz Roeßler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 92. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei der Reichstagseröffnung

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der Reichstag tritt zu einer letzten Tagung zusammen. Die Tagung wird kurz sein. Die politische Lage ist sehr ernst, ernster als diejenigen glaubten, die zu der Herbsttagung und Hinauszögerung der Reichstagsauflösung geraten haben. Die Volkspartei hatte Aufarbeitung im Sommer und Herbstwahl verlangt. Die Rechte drängte auf Verlängerung der Henkersmahlzeit. Sie meinte, dann werde Gras über die Sünden der Finanzreform und ihre Preiswirkungen gewachsen sein.

Und nun wirft die Teuerung ihre tiefen Schatten und droht ihren Höhepunkt gerade in der Zeit vor der Januarwahl zu erreichen. Die blauschwarze Politik hat glücklich den ihr unglücklichsten Zeitpunkt ausgesucht, und der nachgebende Kanzler hat sich verrechnet.

Zu dem innerpolitischen Druck ist die schwere Depression der internationalen Atmosphäre hinzugetreten. Der Sommer zeugete Agadir. Agadir zeugete Tripolis und was Tripolis zeugen wird, steht noch auf einem weißen Blatt. Es ist ein Schachzug der Triple entente, Italien diesen Schachzug gegen die Türkei im jetzigen Augenblick machen zu lassen. Wenn der Bundesgenosse von Deutschland dem Freund Deutschlands Schach sagt, so ist Deutschland in seiner Sympathie und Unterstützung gespalten und man ist in der Triple entente guter Hoffnung, daß sich entweder Italien oder die Türkei oder beide in ihren Beziehungen zu Deutschland lockern werden. Diese Rechnung und die Lage sind für Deutschland ernst und unbequem. Es ist aber kein Grund zu den Schwarzsehereien vorhanden, denen man gegenwärtig in Deutschland überraschend oft begegnet. Man hat keinen Grund, die Nerven und diejenige Gelassenheit zu verlieren, die für Deutschland jetzt eine besonders nützliche Tugend ist. Wird sie geübt, werden keine Fehler deutscherseits gemacht und wägt die deutsche Presse die Worte, in die sie ihr Urteil kleidet, etwas mehr als dies neuerlich geschehen ist, so wird in dem Zustand, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach dem Friedensschluß eintritt, Spielraum sein für die Betätigung deutscher Sympathie und deutscher Staatskunst. Auch gegen Italien darf das Gefühl der öffentlichen Meinung von Deutschland nicht bloß Entrüstung sein. Man muß auch zu verstehen suchen, wie unter der Politik Englands, Deutschlands und Frankreichs Stimmungen wachsen und übermächtig werden können, die sich zwar nicht rechtfertigen lassen, die aber doch in einem schmerzlichen Einklang mit dem internationalen „Zeitgeist" stehen. Für diesen Zeitgeist dürfen wir Deutsche auch nicht allein die Engländer verantwortlich machen. Auch unter uns Deutschen sind viele „Realpolitiker", und wir haben mit dazu beigetragen einen internationalen Materialismus zu züchten, den die Italiener mit einer südlichen Unbefangenheit betätigen. Diejenigen unter uns dürfen England keine leidenschaftlichen Vorwürfe machen, die in der Lage der Engländer genau ebenso handeln würden; nur diejenigen dürfen mit Lloyd George rechten, die, wie er früher, die Entfesselung der nationalistischen Instinkte für eine gefährliche und Europa schädliche Erziehungsmethode erkannt haben.

Man kann es ja noch eine Zeitlang so weitertreiben. Die Kräfte halten sich die Wage ebenso das Kraftgefühl. Gerade darin liegt eine fortgesetzte Reizung. Die Nervosität dieses Zustands lechzt nach einer Entladung; die Entladung aber hätte keinen wirklichen Siegespreis und trüge die Strafe der Selbstschädigung auch für den Sieger in sich. Kein großes Volk hat den traurigen Mut zum Krieg und keins den frohen Mut zum Frieden! Aber vielleicht — wenn es sogar in diesem Sommer und in diesem Herbst nicht „losgegangen" ist, ist das ein verblüffender Beweis für die Friedensmacht, die in der Erkenntnis der Nutzlosigkeit eines europäischen Krieges liegt? Das, was zwischen den europäischen Völkern liegt, ist weit mehr intellektueller als reeller Art und kann eben deshalb durch einen Krieg nicht aus der Welt geschafft werden.

Das Jahr 1911 beleuchtet den Antagonismus zwischen England und Deutschland und seine Wirkungen. Ohne diesen Antagonismus würde der Marokkohandel sich nicht über Monate hinschleppen; ohne ihn wäre der Tripolishandel in anderen Formen begonnen und beendet. Wenn ein „Draht" zwischen diesen beiden Ländern bestünde, wäre die Spannung über Europa nicht entstanden. Man frage das deutsche und das englische Wirt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaftsleben, wenn die Bilanzen pro 31. Dezember 1911 gezogen werden, was diese Spannungen beide Länder gekostet haben und noch kosten werden, falls es nicht besser und nur weitergerüstet wird. Zwischen beiden ist kein Streitgegenstand, sondern nur Rivalität. Darin liegt eine Anklage gegen die Klugheit zweier intelligenter Völker und die Staatskunst ihrer Lenker.

Die Reichstagsverhandlungen werden große Interpellationen bringen, aber keine Änderung. Die Lage ist eigentümlich: Die Volksvertretung kann nicht gleichgültig sein und darf also nicht schweigen. Die eigene Regierung anzugreifen, selbst dann und gerade dann, wenn sie Fehler gemacht haben sollte, ist im gegenwärtigen Moment mißlich. Anderen Völkern im eigenen Parlamentshaus Vorwürfe zu machen, ist mehr „patriotisch" als schicklich. Bundesgenossen anzugreifen, widerspricht dem Bundesgedanken. Das Marokkoabkommen durch stimulierende Angriffe auf den vermuteten Inhalt zu fördern oder zu stören, wird der Verantwortlichkeit nicht gerecht, die auch das Parlament hat, der Verantwortlichkeit, die das Parlament in erster Linie seinen völkerrechtlichen Vertretern bis zum Augenblick der Genehmigung belassen muß.

Die Überweisung sämtlicher Interpellationen zu einer Vorbesprechung des Stoffes an einen Ausschuß der parlamentarischen Führer, wäre ein Weg, der sich für die Volksvertretung und für die Regierung, die diesem Ausschuß ihren Standpunkt darlegen müßte, vorteilhaft erweisen könnte. Die bloße Vertröstung auf ein Marokko-Weißbuch nach Abschluß des Kongovertrags, durch den der Marokkovertrag bedingt ist, würde eine weitere Verschlechterung der Stimmung in Deutschland der Regierung eintragen. Die Geduld ist eine Tugend, die eine Regierung nicht abnützen darf, wenn das Parlament vor Neuwahlen steht und den Wählern über seine „Tätigkeit" Rechenschaft ablegen muß. Und jedermann im ganzen deutschen Volk denkt, daß der Reichstag sich mehr um die auswärtige Politik kümmern muß, als er es bisher getan hat. Die Regierung aber hat allen Grund, eine loyale und konstitutionelle Fühlung mit der Volksvertretung endlich zu nehmen. Die Regierung darf sich nicht noch künstlich isolieren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gustav Landauer / Von Adolf Grabowsky

(Schluß)

Diese tobenden Menschen, diese Eruptiven, die nun nicht so einfach sich in Harmonien zu finden vermögen, die aber doch schließlich diejenigen sind, die die Welt vorwärtsbringen, kann Landauer und die mit ihm nur für die Schaffung der neuen Gemeinschaft, nicht für diese Gemeinschaft selbst gebrauchen. Sie würden sehr schnell aus dem Rahmen herausfallen. Zwar spricht Landauer einmal davon, daß die Grundlage der neuen Verfassung „die Revolution als Zubehör der neuen Gesellschaftsordnung" werden muß, daß also immer von neuem Umgestaltung und Umwälzung vorhanden sein müssen, aber das soll doch nur die Wilden und Unsozialen einlullen. Was macht Landauer mit Menschen, die sich nicht einfügen in diese allgemeine gleiche Liebe, denen jede, aber auch jede Gemeinschaft in kleinen Gemeinden ein Hemmnis ist? Man bedenke doch — und mit diesem Bedenken erhält diese sozialistische Gesellschaftsordnung den Todesstoß —, daß die Bindungen des Einzelnen umso kleiner sind, je größer der Staat ist, dem er angehört, daß sie aber in einer kleinen Gemeinschaft, wie sie diese Sozialisten träumen, ins Ungemessene wachsen. Bindet uns nicht die Familie tausendmal mehr als der an Bindungen reichste Staat, und Landauers sogenannte freiwillige Bünde wären doch und sollen doch nichts anders sein als große Familien. Daß hier Wahlverwandtschaft in Frage kommt, und nicht Blutsverwandtschaft, macht nur für die Gründung der Bünde, nicht für ihr weiteres Bestehen, einen Unterschied. So führt dieser aus der Achtung vor dem Individuum geborene Sozialismus letzten Endes zu einer unerhörten Ausnutzung des Individuums durch die kleine Gemeinschaft. Der sozialdemokratische Zwangsstaat, der doch eine riesenhafte Menschenzahl einbegreift, wäre eine freiheitliche Institution einer solchen anarchistischen Familie gegenüber.

Es ist auch ein Grundirrtum dieser Freien und überhaupt des landläufigen Liberalismus — denn der Anarchismus ist nichts als der begrenzungslose Liberalismus —, daß die Menschen zur Freiheit geboren sind. Immer nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einzelne haben das Zeug und den Willen zur Freiheit, die übrigen, die große Masse, lebt davon, daß sie geführt wird. Ihr Lebensgefühl beruht in der Wonne des Geführtwerdens. Gerade das hat die Sozialdemokratie, die theoretisch doch immer sehr viel von allgemeiner Freiheit redet, praktisch in wunderbarer Weise kapiert. Auf dieser Zwangsgewalt, die den Wünschen der Masse entgegenkommt und doch wieder die Masse nicht zurückstößt durch Betonung der Führerüberlegenheit, beruht ihr ungeheuerer Erfolg. Man führt die Masse und redet ihr ein, sie sei doch schließlich die Führende, so kann sie in diesem glücklichen Taumel des Gefolgschaftleistens dämmern und sich doch dabei einbilden, sie sei die bewegende Kraft. Auf demselben kollektivpsychologischen Gesetz ruht der Zauber — ich sage ganz ruhig Zauber — des Kasernenhofdrills für die Massen. Der ganze preußische Militärstaat ist auf diesem Gesetze erbaut.

Im übrigen verkenne man doch nicht, daß der Führende schon immer sozial ist. Nur derjenige, der sich überhaupt nicht um die Massen kümmert, der es verschmäht, sie zu leiten, steht jenseits des Sozialen. So hat Taine von Stendhal gesagt, daß er weder von der Menge gelobt sein, noch sie führen wolle, denn die Menge sei unten und er müßte dann zu ihr hinabsteigen. In gewissem Sinne ist der Führende sicherlich Demokrat, weil er dem Volke gibt, was des Volkes ist, nämlich das Geführtwerden, und eine Aristokratie, die auf guter Behandlung, aber auch auf straffer Führung der Massen errichtet ist, darf vielleicht als die natürlichste und somit idealste menschliche Gemeinschaft gelten. Sie kommt dem Grundtrieb der Massen entgegen und vermeidet doch die sozialdemokratische Heuchelei. Keine andere Meinung von den Tendenzen der großen Masse hat Proudhon, eben der Begründer des Anarchismus und der Heros Landauers gehabt. Er schrieb unterm 11. November 1852 in sein Tagebuch: „Das Kasernenleben paßt den Massen: sie haben ihr Leben lang vom Kommunismus in seinen Formen geträumt: der militaristischen, der kirchlichen, der staatlichen Form. Die Volksmasse! Wer wird sie endlich so nehmen, wie ich es tue? Sie ist der ewige Feind der Freiheit!"

Und noch ein Weiteres außer dem Willen zum Geführtwerden liegt in den Menschen, ja von diesem Weiteren sind sogar die zur Führerschaft Geborenen nicht frei. Und auch diese Tatsache wird vom Anarchismus ebenso wie vom

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

extremen Liberalismus beiseite geschoben. Ich meine die Verehrung, die den Dingen dargebracht wird, den Dingen nun aber nicht als Dingen, sondern als lebendigen Persönlichkeiten. Es ist leicht zu sagen, daß der Staat oder das Heer oder irgendeine Vereinigung Dinge sind, die von Menschen gemacht wurden und deshalb auch beliebig von Menschen abgeändert werden können. Rein rationalistisch betrachtet — und der Liberalismus ist ja, weil unhistorisch denkend, beinahe identisch mit Rationalismus — mag dies zutreffen, in der Praxis des Lebens jedoch bedeutet es einen schweren und verhängnisvollen Irrtum. Die Dinge, die wir gemacht haben, gewinnen ein eigenes Leben, ein selbständiges Dasein, das sich ruhig auch gegen die Schöpfer zu kehren vermag. „Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte."

Man hat wohl geglaubt, dieses Leben der Dinge, dieses Persönlichkeitannehmen der Sachen als eine Fiktion von uns zu erklären oder als Symbol, das wir uns gestalten. Von diesem Standpunkt ist auch die sogenannte Fiktionstheorie bei der Erklärung der juristischen Persönlichkeit ausgegangen. Heute betrachtet man ziemlich allgemein die juristische Persönlichkeit als reale Verbandspersönlichkeit und hat damit ihre selbständige, der menschlichen durchaus koordinierte Existenz anerkannt. Die Politik ist hier noch nicht so weit wie die Jurisprudenz, eine Unzahl von Politikern, die ernst genommen werden wollen und auch ernst genommen werden müssen, scheut sich noch heute nicht, etwa den Glauben an das selbständige Leben von Staat und Kirche als großen Aberglauben zu erklären. Auch Landauer stößt in diese Trompete. Nach ihm gibt es nur eine dingliche Wirklichkeit, nämlich den Boden, alles andere ist nur „Beziehung, Bewegung, Zirkulation, Möglichkeit, Spannung und so weiter". Das sind Worte, nichts als Worte, eine schwimmende Vagheit statt eines Festen. Und dies Feste ist eben die nicht ableugbare Tatsache, daß zum Beispiel Preußen ein Individuum ist mit ganz bestimmten Charakterzügen und Möglichkeiten, das man nun nicht beliebig hin und her wenden und nach dieser oder jener Richtung hin dressieren kann. Ein anderes Individuum ist Frankreich oder Italien oder Rußland oder die Schweiz. Sie alle sind in langer Entwicklung zu etwas Festem und Charakterisiertem geworden, das auch einmal anders werden kann, aber nicht von heute auf morgen, sondern ebenso nur wieder in allmählicher Ent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wicklung. Wir haben uns die Achtung vor der Seele jedes Menschen erobert, und unser Jahrhundert hat sein größtes Ergebnis vielleicht in der neugewonnenen Achtung vor der Seele des Kindes, aber noch nicht haben wir uns erobert die Achtung vor der Seele der Dinge. Und gerade der Liberale, der die Freiheit stündlich im Munde führt, läßt den Dingen, die Persönlichkeiten sind, nicht ihre Freiheit.

Trotzdem kann schließlich auch er nicht über Tatsachen hinweg. Auch Landauer muß an einer anderen Stelle seines Buches anerkennen, daß Gott durchaus nicht nur Beziehung oder Bewegung ist, sondern ein von den Menschen gemachtes Erzeugnis, das Leben gewinnt, Leben der Menschen an sich zieht und schließlich mächtiger wird als all die Menschheit. Er beruft sich hier sogar auf Fritz Mauthner, der gezeigt hat, daß das Wort Gott ursprünglich identisch ist mit Götze, und daß beides „der Gegossene" heißt. Als den großen Götzen unserer Zeit bezeichnet Landauer schließlich das Geld.

Nenne man meinetwegen diese Leben gewordenen Dinge Götzen, aber wo hört der Gott auf, und wo fängt der Götze an? Diese Dinge geben uns oft das Tiefste, erwecken uns, machen uns sehnsüchtig und forschend. Das Wort, daß Gott die Menschen erschaffen hat, ist genau so richtig, wie dasjenige, daß die Menschen sich Gott erschaffen haben. In dem Augenblick, in dem Gott erstand, oder vielleicht schon vorher, als Gott noch in der Sehnsucht war, bestimmte er schon die Menschen. Die Dinge haben uns, wie wir sie haben. Das Hin und Her von Menschen und Dingen, dies Auf und Ab in ewigem Wechsel macht den ganzen Reiz des Lebens. Haben wir die lebendigen Dinge aus der Welt verdammt, so sind wir in toter steiniger Landschaft. Die Erde ist erstarrt, wenn Götter und Götzen fehlen.

Eine schön geordnete Welt wäre eine entgötterte Welt. Eine Welt voller Einfachheit und Sicherheit wäre der Tod allen Lebens. Sei doch der Kapitalismus regellos und ungezirkelt, gebe er doch statt Sicherheiten nur Unsicherheiten, wie viel tausendmal besser ist dies als die Abgemessenheit nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes. Gerade in der Regellosigkeit des Kapitalismus liegt seine Größe, gerade in der Unsicherheit, die er gibt, der Ansporn. Gewiß wollen wir die schädlichsten Folgen des Kapitalismus, namentlich die für die Arbeiter, beseitigen. Aber wir wollen hier wirklich nur an den Folgen und Symptomen kurieren, nicht an der Ursache, wollen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

also entgegengesetzt verfahren, als ein guter Arzt zu tun hat. Die Sozialpolitik ist wirklich, wie das ihre sozialistischen Gegner immer behaupten, ein Flickwerk, aber das soll sie ja auch sein, wäre sie mehr, so würde sie unser Leben ruinieren. Es ist ganz falsch, daß die Verteidiger des Kapitalismus häufig so tun, als ob die Sozialpolitik den Kapitalismus selbst in der Wurzel treffen könnte, damit verfallen sie nur dem Vorwurf der Heuchelei. Sprechen wir es ruhig aus, daß wir die Wurzel des Kapitalismus unbeschädigt erhalten wollen, nicht aber um der reichen Leute willen, sondern um der Lebendigkeit willen. Die reichen Leute sind uns nichts, und drei Viertel von ihnen geben wir als für die Kultur wertlos unbesehen preis, aber sie müssen eben hingenommen werden, als eine von den notwendigen Folgen des Kapitalismus, die man nur insoweit wieder mildern kann, als man die großen Vermögen tüchtig zur Ader läßt.

Wir haben ja schon einen Vorgeschmack davon, wie es aussehen wird, wenn alles auf das gute Leben, auf das ruhevolle Auskosten hin gezüchtet ist. In Australien sind große Armut und großer Reichtum nahezu unbekannt. Fast alles lebt in einem behaglichen Mittelmaß. Und die Folge ist die rechte Mittelmäßigkeit, nicht die direkte Kulturlosigkeit, aber die Indifferenz gegen jede Kultur. Die Stürme fehlen, und damit der Segen. Es ist neulich ein sehr hübsches Buch erschienen, das sich betitelt „Die Kunst stirbt", und dessen Verfasser Victor Auburtin*) ist. Hier wird gezeigt, daß die Kunst in der wachsenden Friedensseligkeit und Leidenschaftslosigkeit allmählich zugrunde geht. Denn die Kunst ist eine Sache der Leidenschaft. „Die Kunst stirbt", heißt es dort, „weil das Abenteuer stirbt". Und weiter: „Die Kunst ist eine Sache der Einsamen, der Draufgänger und Durchbrenner, die der ganzen Gesellschaft ins Gesicht speien." Und weil in einer bis aufs letzte geordneten Gesellschaft — und beinahe auch jetzt schon — kein Raum für solche Durchbrenner ist, deshalb verglimmt das Feuer der Welt. Romeo ist, wie Auburtin nicht schlecht sagt, preußischer Reserveleutnant und Doktor phil., Julia aber gehört als Mitglied dem Arbeitsausschuß des evangelischen Vereins für Waisenpflege an. — Wo ist die große Zeit, da die Schauspieler hinter der Kirchhofsmauer verscharrt wurden?

*) Viktor Auburtin, „Die Kunst stirbt", Verlag von Albert Langen, München, Mark 1.20.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und Landauer mag sich sperren, so viel er will, und mag behaupten, daß gerade er, daß gerade sein Sozialismus, eben im Unterschied zur Sozialdemokratie, Raum gebe für diese Wilden und Abenteuerlichen, daß diese ja sich Gemeinschaften wählen könnten, die ihnen genehm sind — so wird man ihm doch nicht glauben. Diese besonderen Menschen können sich schließlich noch besser in eine ganz fremde Gemeinschaft einordnen, als unter ihresgleichen, aber auch die fremde Gemeinschaft könnte sie auf die Dauer nicht halten. Im heutigen Staat, der so hoch über ihnen schwebt, daß sie ihn nicht unmittelbar spüren, haben sie die meiste Möglichkeit zur Existenz.

Dieser herrliche Wirrwarr, der heute herrscht und der leider von Jahr zu Jahr schon ohnedies abnimmt, dies Kämpferische, diese Buntheit und Fülle wollen wir uns nicht nehmen lassen. Und wenn um eine Fahne sich Tausende totschlagen lassen, weil sie ihnen mehr ist als ein Stück farbiges Tuch, so ist das zwar vom rationalistischen Standpunkte aus sehr töricht, nicht aber vom Standpunkt dessen, der auch diesem Stück Tuch Leben und Wirksamkeit zuspricht. Auch Landauer findet so etwas sicherlich sehr dumm, und das gerade richtet ihn. Er möchte Gewordenes übersehen, oder, wenn es sich nicht übersehen läßt, kurzer Hand wegdekretieren, aber es steht da und man muß mit ihm rechnen. Das eben ist der große Irrtum der unhistorischen Menschen, daß sie aus leerer Luft reformieren wollen. Insofern ist der Marxismus immer noch tausendmal gegründeter als der Anarchismus, weil diese Staatssozialisierung wirklich in der Linie der Entwicklung zu liegen scheint. Alles geht heute auf Zentralisation zu, nicht aber auf die Dezentralisation des Anarchismus.

Wir wollen nicht das Aposteltum aus der Welt schaffen, das, wenn es auch unhistorisch ist, doch dem immerwährenden Erlösungsbedürfnis der Menschen entgegenkommt. Wir wollen also Landauer und die mit ihm als Erwecker ohne Bangnis begrüßen, aber wir wollen uns doch auch klar sein, daß nichts, durchaus nichts dafür spricht, daß für seine Lehre und für seinen Glauben die Zeit schon gekommen ist oder auch nur in absehbarer Zukunft naht. Wenn aber seine Hoffnungen sich verwirklichen, so wäre das erst recht ein Verhängnis. Das haben wir gezeigt. Und dennoch soll uns eben der Mann willkommen sein, der in diese viel zu matte und zage Gegenwart hinein wieder einmal einen Feuerbrand wirft.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Höhlenkloster Sumela
südlich Trapezunt*)

Von Generalleutnant z. D. von Hoffmeister (Heidelberg)

„Die Tugend ist ein Gerippe,
Die Schuld ein Kind mit runder Brust;
Die Schuld, wir küssen sie mit Lust,
Doch vor der Tugend schaudert unsre Lippe."
Hafis I. 212.

Vom Südausgange von Dschevizlik, (einem Städtchen, etwa 30 Kilometer südlich Trapezunt gelegen), dort wo die Chaussee von Westen her mündet, führt ein steiniger Pfad südwärts in dem Waldtale des Meriamanebaches nach Sumela hinauf. Meine Maultiere waren wie zu einem Feste geschmückt, die Treiber kräftige Osmanen, zwei Brüder, deren einer erst kürzlich gedient hatte und von Yemen, dem „Grabe der Gläubigen", heimgekehrt war. Er erzählte,

*) Mit Genehmigung des schon durch seine Schriften „Aus Ost und Süd" sowie „Kairo—Bagdad—Konstantinopel" in den weitesten Kreisen bekannt gewordenen Verfassers entnommen aus dessen demnächst im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erscheinenden, in der Fachwelt mit Spannung erwarteten Werke „Durch Armenien, eine Wanderung, und der Zug Xenophons bis zum Schwarzen Meere, eine militärgeographische Studie". Die Hauptbedeutung des Werkes liegt in den hochaktuellen militär- und sozialpolitischen Ausführungen, vor allem in der von modernem Geiste getragenen Betrachtung der „Anabasis" Xenophons und der Feststellung der Marschroute, die zweifellos weit über die militärischen Kreise hinaus Interesse finden werden.

Der Verfasser sagt in seinem Nachwort über die Bedeutung des Zuges der Zehntausend mit Recht:

„In Wägen und Wagen ohne Beispiel in der Geschichte, ist er eine Bestätigung der Siege von Marathon und Salamis und ein Beweis dafür, daß einer innerlich gesunden Kultur die Barbarei unterliegen muß.

Aufs neue hat er die Zerrissenheit und Schwäche des Perserreiches klar gelegt, einen Alexander den Großen zu seinen Zügen begeistert und durch die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie sie schon auf dem Marsche von Hodeida nach Sanaa schwer unter Hitze und Durst zu leiden hatten, wie sie nachher monatelang in der Wüste von Oase zu Oase gezogen wären in steter Kriegsbereitschaft gegen schwärmende Beduinen, und wie die meisten seiner Genossen dort im Sande verscharrt lägen.

Es dämmert. An den Höhen gleitet nur langsam und zögernd die Helle herunter, und kaum schlüpfen die Frühaufsteher, die Vögel, aus ihren Verstecken. Aber schon ist der Weg belebt; zahlreiche Landleute bringen ihre Früchte zu Markte, und ganze Familien griechischer Pilger, der Mann zu Fuß, die Frau rittlings zu Pferde mit den Kindern, ziehen mit mir dem nämlichen Ziele entgegen. An einer Einsiedlerklause vorbei, die in eine niedrige Felswand eingehöhlt und mit Ritzen für das Tageslicht versehen ist, überschreitet nach einer guten Stunde der Weg den Bach und steigt dann, diesen zur Linken, steil an. Die Klause steht leer; der Unglaube der Zeit ist solch weltabgewandtem Büßertume abhold. Näher rücken die Berge zusammen, das Tal wird zur Schlucht. Ein frischer Frühwind weht mir entgegen, die Sonne erfaßt die Höhen und flicht darum glühende Kränze, auf Gräsern und Blumen hängen glitzernde Tropfen perlenden Taues. Es ist Tag.

Und wundervoll wird die Landschaft. Bald den Felsen abgerungen, bald unter dem Laubdache überhängender Bäume windet sich der Pfad an dem Hange hinauf gerade der Sonne entgegen; tief unten schafft sich der Meriamane kraftbewußt und brausend durch das engende Gestein seine Bahn.

Vor mehr als siebzig Jahren wanderte auf meinem Wege als einer der ersten Forscher der einstige Hirtenjunge, nachmalige große Gelehrte und dabei, was ich hervorheben muß, warmblütige Mensch Jakob Fallmerayer nach Sumela. Tirol war seine Heimat, und treu hing er an seinen schönen Bergen. Als er aber, wie ich, hier in das enge Tal einbog und das Pontische Waldgebirge sich vor ihm auftat in all seiner üppigkeit und Farbenpracht, da rief er entzückt aus: Ein Paradies! Und es ist wirklich ein Paradies. Großartigere Täler mag es geben, auch lieblichere, in der Verbindung beider aber kaum ein gleiches. Wunderbar verschwendet hier die Natur ihren ganzen Reichtum zum Schmucke eines kleinen Raumes, um auf größerem desto sparsamer zu

Jahrtausende in Kriegszelt und Gelehrtenstube, bei der Jugend und dem Alter die gleiche Beachtung gefunden zu Bewunderung männlicher Taten und zu unsterblichem Ruhme."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein, gleichwie das Schicksal nur auf wenige Menschen seine Gaben häuft, die große Masse aber darben und allein leben läßt in glaubendem Hoffen auf ein Füllhorn in der Ewigkeit.

Auf einer grünen abschüssigen Halde mache ich Rast. Rundum ist das Waldesinnere von Sonnenstrahlen durchleuchtet, ein Lustgarten der Natur und zugleich ein Friedhof für die darin gestorbenen Pflanzen. Baumstarke Rhododendren und Azaleen blühen mit purpurnen Dolden, geschäftig huschen Eidechsen, ganz kleine, grüne, zwischen den Pilzen durch, die in ganzen Familien beisammensitzen, Bienen summen, eine Hummel stößt umher, und die Vögel machen einen Spektakel, als ob sie närrisch wären vor Freude. Sicher vor Mutwillen und Jägerlist, und sorglos hüpfen sie auf den Zweigen; sie wissen ja, daß sie nicht fallen können, weil sie Flügel haben. Vielleicht sind es schon erfahrene Eheleute, vielleicht auch erst Hochzeitspärchen im neuen Neste. Was willst du mir erzählen, „sel'ger Vöglein Sang"? Ich kann deine Sprache nicht verstehen, denn ich bin ja kein Siegfried und von Drachenblut unbespritzt!

Das Herrliche in der Natur und das Große im Leben lassen sich nicht beschreiben, sondern nur durchempfinden. Das weiß ich wohl. Und doch muß ich immer wieder die Wunderpracht der Schöpfung preisen. Mancher wird sagen: das ist ganz schön, aber er tut des Guten zu viel. Dann mag mein Buch in die Rumpelkammer wandern; ich kann nicht anders. Denn wie nach dem sinnigen Mythos der Riese Antäos stets neue Kraft gewann aus der Berührung mit seiner Mutter, der Erde, so werden auch bei uns Menschen im Umgange mit der Natur die in uns ruhenden Kräfte entbunden, die Genußfähigkeit erhöht und die Sinnesempfindung gestärkt zu Schauen und Schaffen, zu Lob und Preis und zur Freude am Leben. —

Unablässig steigt der Pfad. An einer besonders schmalen Stelle gleite ich aus — ich gehe schon längst zu Fuß — und rutsche bis hart an den schwindelnden Abgrund. Gewiß wäre es nun ein anregender Abschnitt für empfindsame Leser geworden und hätte wohl meinem Buche zu besserem Absatze verholfen, wenn ich abgestürzt und zu Schaden gekommen wäre, und man mich dann nach Sumela gebracht und dort gepflegt hätte; aber einmal ist dies ja leider ein Männerkloster, in dem selbst Hühnern keine Stätte gewährt wird, und dann ziehe ich überhaupt trotz poetischen Reizes den Nichtabsturz entschieden vor. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach zweieinhalb Stunden geht es, wiederum auf der anderen Seite, jäh zum Meriamane hinunter. Mit Ungeſtüm poltert er vorwärts und wirft von Winterſtürmen entwurzelte Bäume wie Streichhölzer übereinander. Am Wege liegt eine junge Eiche; ſie iſt dem Tode verfallen, aber noch ſitzt ihr genügende Kraft im Mark zu verſpäteten Knoſpen: eiförmig ſind ſie, mit Schuppen bedeckt und roſigen Blättchen.

Schon war ich vier Stunden unterwegs und nahe der Grenze von Laub- und Nadelwald, da flutet mir, wie ich aus dem Gebüſche heraustrete, plötzlich eine Fülle goldenen Lichtes entgegen, und ich ſehe vor mir im tiefſten Talgrunde ein einſames Häuschen, das, obwohl offenbar erſt kürzlich errichtet, es doch ſchon fertiggebracht hat, ſich auf die Seite zu neigen, und jenſeits einer überdachten Holzbrücke, hoch oben in die flache Höhlung einer ungeheuren Felswand eingefügt, einen hellen Bau: das Höhlenkloſter der Panagia (heiligen Jungfrau) von Sumela. Ich denke mir, ſo ähnlich muß dem Märchenprinzen das verwunſchene Schloß erſchienen ſein, in dem Dornröschen mit goldenem Gelock der Erlöſung harrte.

Die Tiere bleiben unten, ein Zickzackweg führt 250 m hinauf. Als ich völlig erſchöpft oben noch die ſteile Treppe, eine reine Himmelsleiter, erklettert und an die Pforte gepocht hatte, mußte ich lange warten, ehe der Pförtner eine kleine Luke in der eiſenbeſchlagenen Eichentüre öffnete und nach meinem Namen und Begehr fragte. Und dann dauerte es wieder wohl eine Viertelſtunde, bis ich das Klirren von Schlüſſeln vernahm und die Pforte geöffnet wurde. Inzwiſchen ſchaute ich von dem Treppenrande auf die herrliche Landſchaft. Gegenüber ſchieben ſich in ſonnigem Glanze bewaldete Berge kuliſſenartig hintereinander; zur Rechten (ſüdlich) zieht ſich die Schlucht hinauf zum ſchneebedeckten Kitowa Dagh, und links (nördlich) breitet ſich unabſehbar ein Gewirr von Höhen aus, bis alles in bläulichem Dufte verſchwimmt. Mit erſtaunlicher Findigkeit, wie ſie der Kirche von jeher eigen iſt, haben ſich vor einem Jahrtauſend fromme, dem ſündhaften Treiben der Welt abholde Väter in dieſen zauberhaften Erdenwinkel zurückgezogen, und man ſollte meinen, hier müſſe ſich jeder wunſchlos wohlfühlen, aber dem iſt doch nicht ſo, denn der Menſch, ſo wie er geſchaffen iſt, bedarf auf die Dauer mehr als nur der Natur, wenn ſie auch in freigiebigſter Weiſe mit Meiſterhand für die Luſt ſeiner Sinne geformt und gepflanzt hat. Das wiſſen wir ſchon vom Paradieſe her.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwei freundliche, wohlgenährte Mönche empfingen mich, der eine hieß mich in russischer Sprache namens des Abtes willkommen, der leider am Zipperlein leide, und bat um Entschuldigung, daß man mich habe warten lassen; die heiligen Brüder seien aber gerade beim Gebete gewesen, und darin dürften sie nicht gestört werden. Unter Glockengeläute, das nur zu Ehren hoher Gäste ertönt, betrat ich einen kleinen Vorhof, dann stiegen wir eine gedeckte Holztreppe hinunter, und vor mir lag in einer richtigen Höhle das kleine uralte, mit verdorbenen Fresken bemalte Kirchlein der Panagia, der heiligsten Jungfrau, der das Kloster geweiht ist. Staunen muß man über die Enge, in der die mancherlei Gebäude aus Holz und Stein aufeinandergepackt und durch Treppen und Brücken verbunden sind.

Das fast dunkle Innere der kleinen Kirche wird durch herabhängende silberne Lampen erleuchtet; die rauchgeschwärzten Wände sind mit unkenntlichen Malereien bedeckt. Als vornehmstes Heiligtum gilt ein angeblich vom Evangelisten Lukas selbst gefertigtes Bild der Panagia in silberner Einfassung. Der Heilige war ersichtlich kein Künstler, aber fleißig bei der Arbeit, denn er soll sechzig Bilder der Panagia gemalt haben, von denen bedauerlicherweise nur drei erhalten blieben: eines in Griechenland (Morea), ein anderes auf Cypern und dann dieses, das ihm das liebste gewesen sei, und das er beständig mit sich herumgetragen habe. Das Bild soll denn auch Wunder wirken gegen alle erdenkliche Not Leibes und der Seele und wird seit Jahrhunderten von Pilgern aus ganz Kleinasien aufgesucht zur Anbetung und — für das Kloster die Hauptsache — zu Opfern. Leider, sagte mein Führer, seien in neuerer Zeit Unglaube und Gottlosigkeit groß geworden, die Mildtätigkeit aber klein; der Böcke seien viele und der Schafe wenige. Als ich ihm erwiderte, das Kloster habe doch reichen Besitz, bekreuzte er sich: „Der Herr sei mir gnädig! Das war früher so, jetzt geht es uns aber schlecht." Damit log er unbarmherzig, was ihm zu Nutz und Frommen der Kirche sein orthodoxes Mönchsgewissen einem Nichtrechtgläubigen gegenüber wohl erlauben mochte. Indessen fand ich es auf diesen Wink mit dem Zaunpfahle hin doch für ratsam, eine mir angebotene dicke Wachskerze zu spenden; ich legte dafür ein Silberstück in die wie von ungefähr daneben ausgestreckte Hand meines Führers, durch welch gottwohlgefällige Handlung dessen Stimmung sichtlich gehoben wurde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Geschichte des Bildes ist mit der des Klosters enge verwachsen. Der Legende nach soll das Bild aus seiner früheren Wohnung auf der Akropolis zu Athen von Engeln über das Meer entführt worden sein. Zwei frommen Athenern, Sophronios und Barnabas, habe dann die heilige Jungfrau im Traume den Aufenthalt ihres Bildnisses verraten und sie veranlaßt, es aufzusuchen. Sie fanden es denn auch inmitten des Pontischen Waldes vor einer Felsengrotte, erweiterten diese und bauten eine Kapelle hinein. Solcher Art war also der Ursprung des Klosters der Panagia, das, zuerst nur eine kleine Wallfahrtstätte, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter dem frommen Großkomnen (trapezuntischen Kaiser) Alexius III. mit mancherlei Gerechtsamen ausgestattet und bald durch Größe und Reichtum berühmt wurde.

Stets verstanden Kloster und Wunderbild, sich gegenseitig zu schirmen und zu schützen. Als im zwölften Jahrhundert wilde turkomanische Scharen über Armenien hereinbrachen, kamen sie auch in das Meriamanetal, fanden das Kloster, erstürmten es trotz seiner festen Lage und wollten es verbrennen. Das brachten sie aber nicht fertig; das Feuer fing nicht, weil das Kloster nicht zulassen durfte, daß das von ihm gehütete Bild obdachlos würde. Hierauf rissen sie dieses von der Wand, zerhackten es und warfen es halbzerstückt in den Meriamane. Der Wildbach jedoch trug es nicht fort, sondern hielt es fest und heilte es zusammen, worauf es später die frommen Väter herauszogen und an seinen alten Standort brachten. Durch diese Erlebnisse ward seine Wunderkraft noch vermehrt.

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zog der gewaltige Sultan Murad IV. von Trapezunt aus zur Eroberung Bagdads. Als er mit seiner Leibwache durch das Meriamanetal hinaufstieg — das Heer folgte der großen Straße —, gewahrte er von der anderen Seite der Schlucht das Kloster, ließ es zur übergabe auffordern und als diese verweigert wurde, vom jenseitigen Hange aus mit Geschützen beschießen. Aber nun trat für das Kloster das Bild in Tätigkeit. Die Kugeln erreichten die Mauern nicht, sondern fielen, von heiligem Hauche ermattet, vorher in die Schlucht, — ein, falls wirklich in der Legende ein wahrer Kern stecken sollte, ganz natürlicher Vorgang, da für die damalige Geschoßwirkung die Entfernung viel zu groß war. Dem Sultan schien aber trotzdem die Sache nicht mit rechten Dingen zuzugehen; er beugte sich vor dem Wunder und stand nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur von der Zerstörung ab, sondern gelobte sogar, nach siegreicher Rückkehr dem Kloster reiche silberne Gefäße zu schenken. Gefäße spendete er später auch, jedoch nicht von Silber, wie er versprochen hatte, sondern zum Schmerze der Mönche und zur Verwunderung des Bildes nur von Kupfer. Immerhin blieb das Kloster seither, wenn auch bei dem überhandnehmenden Unglauben von größeren Wundern nichts mehr verlautete, unter dem besonderen Schutze der osmanischen Herrscher und im Besitze seiner Güter und Rechte.

Das Kirchlein enthält noch andere sehenswerte Dinge. In einem silbernen Schreine befindet sich ein von dem Großkomnen Manuel III. (1390—1420) gestiftetes Kreuz, in dem, man wisse aber nicht mehr genau wo, ein Stückchen Holz vom Kreuze Christi eingefügt sei; auch auf den silbernen Opferteller daneben wurde ich nachdrücklich aufmerksam gemacht, schenkte aber diesem Kunstwerke wohlweislich keinerlei weitere Beachtung. Dann zeigte man mir in einem Kästchen Schädel und Hand der Männer, die zuerst hier wohnten (Sophronios und Barnabas), kunstvolle Leuchter von Sultan Selim I., eine Fahne mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau und angeblich tausend Jahre alte Handstickereien. Damit hatte die Besichtigung der Kirchenschätze ein Ende, und ich war es gerne zufrieden, denn in der Kirche herrschte im Gegensatze zu der Sonnenglut draußen eine solche Kälte, daß ich froh war, wieder ins Freie zu kommen.

Der Kirchentüre gegenüber erhebt sich ein kleiner Glockenturm, und daneben führte man mich vor ein dunkles, mit einer schmalen Öffnung versehenes Loch. Der Mönch sagte, darinnen hätten jahrhundertelang und noch bis vor gar nicht langer Zeit Einsiedler gehaust, heilige Männer — hierbei bekreuzte er sich — zu eigener Buße und zum Kampfe mit dem Teufel für die Tugend. Mir schauderte, als er mit einer Kerze hineinleuchtete und ich die von Wasser triefenden Wände und den glitschigen Boden sah, vor solch bußfertiger Tugend und Gebetstätigkeit. Dann wahrlich lieber in des Lebens lichte, freudige Sinnenwelt, behaftet mit menschlichen Sünden und Gebrechen, als dort drinnen in Tugend rein und lebendig ein Toter! Zu diesem Ergebnisse müssen allmählich auch andere gekommen sein, denn seit geraumer Zeit steht die Klause leer. Dafür werden, und nach Angabe meines Führers, der mich übrigens dabei mißtrauisch betrachtete, heute noch Besessene darin für die Dauer einer Nacht eingesperrt und dann am Morgen nicht, wie er vorsichtig

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich ausdrückte, in allen, jedoch in den meisten Fällen als geheilt ihren Angehörigen wieder ausgehändigt.

Gegenwärtig beherbergt das Kloster unter einem Igumen (Abte) in Einzelzellen fünfzehn Mönche, die im Gebet ein gedeihliches Dasein führen. Die Einkünfte des, wie erwähnt, auch von den Sultanen begünstigten Klosters sollen sehr groß sein, mein Führer klagte aber, augenscheinlich zur Förderung meiner Mildtätigkeit, wiederholt über Armut und schlechte Zeiten. Er selbst sei, sagte er, vor zwölf Jahren vom Kloster Athos hierhergekommen und könne auf seinen Wunsch jederzeit versetzt werden, wolle es aber nicht, denn, fügte er lächelnd hinzu, hier sei es zwar schlecht, aber allewege noch besser als anderwärts.

Hierauf nahm ich die Mönchzellen in Augenschein. Es sind durchweg helle Gelasse fast ohne Stühle und dafür mit desto mehr Polstern und teilweise ganz hübschen Decken, Geschenken frommer Pilger zu beschaulicher Ruhe, die mich indessen ein verdächtig juckendes Gefühl nur flüchtig betrachten ließ. In einer der Zellen bot mir der freundliche Insasse ein selbstverständlich unsauberes Glas an mit einer hellen Flüssigkeit; ich hielt sie zuerst für Wasser und lehnte dankend ab. Wie sich aber herausstellte und ich mit wahrem Entsetzen schmeckte, war es kein „schlechtes Wasser", sondern „Gotteswasser", das heißt ein fürchterlich scharfer Branntwein. Augenscheinlich ist man dort, nach der Klosterregel „die Hinfälligkeit schwächlichen Gemütes erwägend", im Verborgenen dem Lebensgenusse durchaus nicht abgeneigt. Einen andern Mönch fand ich mit dem Begießen von Blumen beschäftigt, die er in langen Holzkästen am Fenster hatte. Als ich mich über die erstaunliche Mannigfaltigkeit der Pflanzen und Blüten wunderte, holte er aus einem Sack eine Handvoll Samen und sagte, aus diesen Körnchen, die alle ganz gleich aussähen, und die er absichtlich untereinander gemischt habe, entständen alle seine verschiedenen Blumen. Jedes Körnchen berge schon die künftige Pflanze vom Keime bis zur Blüte bis ins einzelne; das sei doch ein Wunder! Ja, du Philosoph in der Kutte, du hast ganz recht; das ist auch ein Wunder und eines der größten der Schöpfung. —

Das sogenannte Pilger- oder Fremdenhaus ward erst neuerdings erbaut. Von einer Art von Balkon mit herrlicher Aussicht wies man mir an der gegenüberstehenden senkrechten Felswand die Stelle, von der aus — eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reine Unmöglichkeit! — die Geschütze Sultan Murads die Klostermauern beschossen und auch bestimmt eingeworfen hätten, wenn die Pulverkraft nicht durch die Gnade der heiligen Jungfrau geschwächt worden wäre.

Schließlich ward mir in der „guten Stube" des Fremdenhauses ein Imbiß angeboten, auf den ich schon lange sehnsüchtig gewartet hatte, denn mir war bei alledem wirklich ganz schwach im Magen geworden. Ich bin nun aus mehrfacher Erfahrung mißtrauisch gegen die Klosterkost, insonderheit gegen diejenige, die Besuchern zur Erkenntnis frommer Entsagung vorgesetzt wird; wider Erwarten erwiesen sich aber Bestandteile und Zubereitung diesmal ganz gut. Während ich aß, hatten sich außer dem Abte, der wohl eben sein Zipperlein mit Gebet bekämpfte, allmählich sämtliche Mönche zusammengefunden. Sie entschuldigten sich mit der Kargheit des Mahles. Früher sei es anders gewesen, da hätten sie Besseres gehabt. Von Zeit zu Zeit seien sie abwechselnd mit Eseln hinuntergezogen nach Dschevizlik und hätten dort alles Nötige für des Leibes Nahrung und Notdurft geholt. Der gegenwärtige Abt, ein gar strenger Mann, halte es jedoch ihrem Seelenheile für unzuträglich, in die Ferne zu schweifen, und lasse sie nicht mehr hinaus. Daher seien sie jetzt auf Landleute und die Gaben mildtätiger Pilger angewiesen, und die würden immer spärlicher.

Ich legte hierauf großartig vor aller Augen zwei Medschidjehs auf den Tisch und brach gegen fünf Uhr auf. Der Abt sandte mir vom Krankenbette aus ein Fläschchen dunklen Schnapses sowie seinen Segen, und die nunmehr außerordentlich zutraulichen Mönche geleiteten mich insgesamt bis an die Klosterpforte. Dort stand der Pförtner; er entließ mich mit frommem Wunsche und einer vielsagenden, unmöglich mißzuverstehenden Handhaltung. Mein Besuch war zu Ende, das Tor geschlossen; seit Jahrhunderten hat es keinen Gedanken hineingelassen. —

Bald war ich die Treppe hinunter und wanderte dann auf dem steilen Pfade trotz Kopfschüttelns der Treiber weiter zu Fuß; tut es doch einem alten Reiter in allen Knochen weh, bergab zu Pferde zu bleiben. Noch haftet hoch oben auf den Felswänden goldfunkelnd die Sonne, noch ist tiefer herunter der Waldschlag schräg durchleuchtet, aber schon liegt der Talgrund im Schatten.

Ich schreite wacker aus. Ein Blick zurück auf die Klosterfeste mit ihrem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kirchlein, ihrem Büßerloche — Gott behüte mich vor ſolcher Tugend! --, ihren heiligen Menſchen und menſchlichen Heiligen, und dann vorwärts! An der Stelle, wo ich am Morgen gelegen und den Vogelſtimmen gelauſcht hatte, holte ich des Abtes Fläſchchen hervor, trank daraus und warf es mit dem ſchäbigen Reſt hinunter in die Schlucht, wie einſt der König von Thule mit dem Becher am Meere verfuhr, aber nicht traurig und auch nicht in der Abſicht, mich des Trinkens fernerhin zu enthalten.

Allmählich verſtummt der Vogelſang, der Abend verſchwebt ins Dunkel, in ſchwärzlichen Maſſen ſchließen ſich die Bäume zuſammen; es wird ganz ſtille.

Gegen neun Uhr erreichte ich Dſchevizlik und das „Hotel" unſeligen Angedenkens. Der mich erwartende Kutſcher meinte, es ſei ſchon zu ſpät für die zweieinhalbſtündige Fahrt nach Trapezunt. Aber das galt mir alles nichts. „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" — in Dſchevizlik um keinen Preis eine zweite Nacht!

Der Kinematograph / Novelle von Otto Stoeſſl

(Fortſetzung)

Er ſuchte die und jene Gelegenheit zur Arbeit und fand auch zu tun; in der großen Stadt ſind Handlanger immer zu brauchen. Er wohnte mit der Toni, die er ſtets und mit eiferſüchtiger Strenge als ſeine Tochter ausgab, in neugebauten Häuſern, in naſſen Kellerlöchern und diente als Hausbeſorger, während ſie ihm bloß zu folgen hatte, wohin er ging, denn ſeine Eiferſucht litt es nicht, daß ſie fern von ihm ſelbſtändig einen Dienſt ſuchte. Sie hungerten, froren, bettelten ſich durch und zehrten wochenlang vom Verdienſt etlicher günſtigerer Tage. Wenn das Frühjahr kam, reiſten ſie nach Mähren und verdangen ſich — aber fern von ihrer Heimat — als Feldarbeiter, erſparten ſich vom Lohn das Nötige und flüchteten nach der Ernte wieder nach Wien.

Hier beſann ſich Watzer endlich wiederum der Seinigen, als er eine halbwegs dauernde, geſicherte Stellung erlangt hatte und ſchrieb nach Hauſe. Es war höchſte Zeit, ſeine Frau hatte allein die Mühle nicht halten können und ſtand eines Tages mit den drei Kindern ratlos vor ihrem verlorenen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hause. Nun wußte sie, wo ihr Mann sich aufhielt und fuhr ihm nach. Watzer war Lastträger in einem Lagerhause an der Donau geworden. Diese Auslader beim Lagerhause bilden eine merkwürdige Gilde gewalttätiger, von der Körperkraft zehrender, aber sie auch rücksichtslos gegen jeden Widerstand ausnützender, räuberischer Tiere, die von der Kette der Arbeit und des Taglohns nur mühsam gehalten werden. Sie sind in kleine Truppen geteilt, jede unter einem Aufseher, der irgendwie, sei es durch wirkliche Überlegenheit, oder durch die Bevorzugung der Arbeitgeber seine beherrschende Stellung erlangt hat. Er wählt sich seine Leute aus, die fortan, solange sie sich mit ihm und untereinander vertragen, dem Lagerhause vergleichsweise auch als Unternehmer gegenüberstehen. Für diese Arbeit, als für die denkbar härteste wird nämlich dem einzelnen kein Taglohn ausgeworfen, sondern für die Gesamtleistung, die gerade zu verrichten ist, eine Entschädigung an die ganze Gruppe vereinbart. Es stehen etwa fünfzig beladene Wagen auf dem Schleppgeleise, die Waren müssen an einem Tage gelöscht und ins Lagerhaus eingebracht werden, um die Schienen für die nächste Zufuhr frei zu machen. An der raschen Entladung liegt viel, denn jede Stunde verursacht mit der Verzögerung neuer Wagen auflaufende Zinse und Standgelder für die säumigen alten. Die Zahl und Dringlichkeit der vorhandenen Ladungen und die verfügbaren Arbeitskräfte bestimmen den Gesamtlohn, und jeder Gruppe wird der vermutete angemessene Teil der zu leistenden Löschung zugewiesen. Jeder Aufseher übernimmt ihn für die Seinen gegen die vereinbarte Entschädigung. Je schneller die Genossen diese erste Leistung bewirken, desto rascher sind sie auch für die nächste verfügbar, können eine zweite noch am gleichen Tage erledigen und das Doppelte verdienen. Die ausgeworfene Summe fällt ihnen zu gleichen Teilen zu, wobei der Aufseher nicht mehr erhält als seine Leute. Sein Vorzug besteht nur darin, daß er selbst selten mit Hand anzulegen braucht, und daß er einerseits als Vertrauensmann der Lagerhausgesellschaft die Arbeit überwacht, die Stücke oder Säcke zählt und anschreibt, andererseits aber als verantwortlicher Leiter seiner Gruppe die einzelnen anweist, was sie zu tun haben, so daß von seiner Gunst die schwerere oder leichtere Beladung jedes zugeteilten Mannes abhängt. Dafür wird er durch Ehrerbietung und mit Geld und Freitrünken bedankt und auch dafür, daß er gewisse Beschädigungen, sachte, bescheiden begrenzte Diebstähle übersieht und beide Augen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zudrückt, wo er eine Ungebühr merkt, die dem Lagerhause nicht allzu grobe Nachteile zufügt.

Eine gewisse Duldung solcher Mißbräuche empfiehlt sich zwingend für den Arbeitgeber, der mit begrenzten Wareneinbußen und Schäden ohnedies rechnen und diese wilden Lasttiere schon darum gut behandeln und schonen muß, weil sich nicht allzuviele finden und weil sie eine Auslese der verzweifeltsten und rohesten Menschen darstellen, denen an einem rächenden Messerstich für vermeintlich erlittene Unbill, an einer boshaften Beschädigung oder völligen Vernichtung des ihnen preisgegebenen Gutes nichts liegt. So wandeln sie vom Wagen zum Magazin gleichsam auf einer Schneide zwischen Verbrechen und ärgster Pflichterfüllung, für ihr Wesen und Dasein auch durch den hohen Verdienst mehr bestraft, als entschädigt, denn ihre Arbeit ist ein langsamer aber sicherer Selbstmord. Sie gehen nackt und nehmen die auszuladenden Stücke auf den Rücken und setzen sich gleich in Schwung, damit der Anlauf sie mit der Bürde rascher ans Ziel treibe, so schmettern sie im Magazin ihre Last zu Boden und kehren noch im Schweiß wieder zum Wagen zurück, die nächste zu holen. Ein Sack Linsen oder Mehl oder Südfrucht öffnet sich leicht, und schließt er besser, als nötig, so bringt ihm ein rascher Schnitt die erforderliche Lücke bei; jeder Träger hat unter seinem Rock einen sicheren genähten kleinen eigenen Sack, den bescheidenen, also gewonnenen Abfall zu bergen, der den Taglohn willkommen ergänzt, und jeder begibt sich unauffällig, aber doch wohlbeleibter aus seiner Arbeit fort, als er kam. Bei der ständigen Erhitzung und plötzlichen darauffolgenden Abkühlung gärt die Lunge, keiner wird alt. Die früh zu diesem Geschäft geraten, sterben spätestens mit vierzig Jahren. Zwischen einer Wagenentladung und der nächsten gibt es kurze Rast, und die Leute stürzen in die Kantine. Ein maßloses Trinken macht die maßlose Arbeit allein erträglich.

Für Watzer bedeutete diese Stellung eine wahre Rettung, fast eine neue Erhöhung seines Standes. Er verdiente bis zu fünf Gulden an einem Tage, genug, sich und die Toni und seine Familie zu ernähren, die er allesamt in einer kleinen Wohnung, aus Zimmer und Küche bestehend, unterbrachte. Das Mädchen übernahm die Führung des Haushalts und die Herrschaft. Die Frau aber bekam ebenfalls im Lagerhause Arbeit, sie hatte aus dem Wagen das in loser Schüttung eingeladene Getreide auszuschaufeln. Das ist die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beschäftigung der Weiber dort und wird mit einem Taglohn von einem Gulden bezahlt. So waren sie versorgt.

Der älteste Sohn, jetzt dreizehn Jahre alt, kam in die Schule und seine bäuerliche Kleidung verschaffte ihm eine lächerliche Beliebtheit, denn unter den städtischen Kindern stand er, hochgewachsen und um so viel älter — daheim hatte er eine tschechische Volksschule besuchen müssen und begann deshalb hier in Wien von neuem — recht als ein Bauernwurstel, denn er trug, wie es auf dem Lande seit undenklichen Zeiten üblich, einen Anzug aus hausgesponnenem Tuch, der in einem Stück geschnitten, das Ärmelwams mit der Hose vereinigte und hinten zugeknöpft wurde. Dort sah auch unter Perlmutterknöpfen jener historische Hemdzipfel heraus, der heute keinem Stadtbuben mehr hinten blitzt. Die Beine stecken in schweren Stiefeln und der blonde, törichte, viereckige Schädel in einer gestrickten Zipfelmütze. Dieser älteste Sohn des Watzer und seine beiden jüngeren vertrugen sich mit der Toni ganz wohl. War die Mutter streng mit ihnen und dank ihrem Schicksal ängstlich und rauh, so war die Junge selbst kindisch genug, auch diese Kleinen zu verstehen und, kam sie nach Hause, so balgte sie sich mit ihnen herum oder brachte ihnen ein Stück Kuchen oder sonst etwas Eßbares mit, das sie von Frau Vries geschenkt bekommen hatte, oder sie kaufte eine Tüte Bärenzucker. Galt sie aber bei den Kindern als Geschwister, so blieb sie doch Herrin unter den Erwachsenen. Sie erlaubte nicht, daß die Frau Watzer daheim sei, wenn sie selbst nicht anwesend war, denn der Müller gehörte ihr allein. Gekocht wurde nur am Abend, untertags mußten Kinder und Große mit Brot, bestenfalls mit einem Stück Wurst oder Käse dazu auslangen, denn die Mutter, die nur eine einstündige Mittagspause hatte, konnte in der kurzen Frist nichts kochen, die Toni aber wollte es nicht, denn bei der Frau Vries hatte sie zu ihrer eigenen Eitelkeit auch noch den Sinn für eine zierliche, gut instandgehaltene Wohnung hinzugelernt. Und was sie dort gesehen, äffte sie hier mit den ärmlichsten Dingen nach; von dem Geld, das ihr Watzer zur Wirtschaft gab, sparte sie einen Teil für sich selbst, den andern für allerhand Putz und Tand der Einrichtung, gehäkeltes, gesticktes Zeug, Ölfarbendrucke in Goldrahmen, Vorhänge und dergleichen. Alles aber gab sie vor, von ihrer Frau zum Geschenk erhalten zu haben. Da dieser eine Raum vor allem nach ihren Begriffen schön zu sein hatte, duldete sie nicht, daß man

Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

ihn bei Tage benützte und alle mußten sich in der engen Küche aufhalten. Erst am Abend versammelte man sich beim Nachtessen in diesem Zimmer, der Watzer als Hausvater, sie als junge Herrin, die arme Frau als stummes Wesen und die drei Knaben. Diese schliefen neben der Mutter. Und bevor sie zu Bett gingen, betete die Mutter mit ihnen in ihrem schwerfälligen Deutsch und weinte laut dabei. Um diese Stunde ahnten auch die Kinder allabendlich, um was die Mutter bete und weine, und es graute ihnen vor dem Dunkel der Stube, wie vor den Klagen und sie weinten mit, morgens aber war ihnen die Toni wieder vertraut. So schied sich ihr Dasein und ihre Neigung wie der Tag in eine finstere, traurige und in eine helle Hälfte.

Am Sonntag führte der Müller die Seinigen auf einen Eß- und Trinkausflug nach Floridsdorf oder Schwechat, und dank seinem guten Verdienst ging es dabei hoch her. So erzählte an einem Montag die Toni lachend, gestern sei der Watzer betrunken in einen Graben gefallen, aber sie habe ihn herausgerissen. „Ordentlich," sagte sie, denn er habe nachher seinen Arm gar nicht mehr rühren können. Am Dienstag aber berichtete sie, nun habe ihn im Lagerhaus ein Sack beinahe erschlagen. Einstweilen sei sein Arm ausgekegelt und er müsse zu Hause bleiben. Herr Vries meinte, die Geschichte von dem Arbeitsunfall sei wohl nachträglich hinzugekommen, die Toni werde ihm schon am Sonntag den Arm aus eigenem ausgerenkt haben, bei ihrer Hilfeleistung. Sie lachte, wohl möglich: „Sauft wie ein Vieh." Der Unfall im Lagerhause wurde offenbar erfunden, um von der Versicherung ein Stück Geld für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit herauszuschinden. Seither gingen im Watzerschen Hause Zeugen und Agenten und „Kollegen" des Müllers vom Lagerhause ein und aus, denn es galt, entweder mit der Versicherungsgesellschaft einen Ausgleich abzuschließen, oder einen Prozeß vorzubereiten. Die Gilde war jederzeit verläßlich, was heute dem Watzer zugestoßen, konnte morgen seinem Arbeitsnachbar geschehen. Man mußte sich vorsehen. Zudem galt jeder, der außer ihrem engen Kreise stand, als Feind. Die Sache kam vor Gericht und die Auslader, Watzers Genossen, bestätigten einmütig, sie hätten das Herabfallen des vollen Mehlsackes auf die Schulter des Mannes genau gesehen, und daß von diesem Augenblick sein Arm schlaff herabhing. Ob er dem Sack nicht selbst den nötigen Anstoß gegeben, hatten sie freilich nicht bemerkt. Er bekam denn auch eine Entschädigung, mußte sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber im Krankenhause behandeln lassen, und da er dort auch die Geschichte vom Sack vorbrachte, der ihm auf die Schulter gefallen sei, kurierte man ihn auf Grund eines herabgefallenen Sackes, nicht, wie es sich von rechtswegen gehört hätte, auf Grund eines aus dem Graben gezogenen und ausgerenkten Armes, so daß sein Übel den Ärzten rätselhaft blieb und sich lange hinzog.

In dieser Zeit, wo seine böse Laune, sein herabgesetztes Einkommen, seine Eifersucht der Toni arg zusetzten, wo ihr sein Übel ihn auch noch älter, hilfloser und schwerfälliger zeigte, als sonst, und wo er ihr als Störung und Unordnung der wohleingerichteten Stube umherlag, kam sie auf einen neuen Gedanken. Sie bekannte eines Tages der Frau Vries, sie wolle heiraten. Wen denn? O, sie fände schon immer einen, es komme nur auf sie an, ob und wen sie möge. Just habe ihr unten beim Kohlentragen ein junger Mensch gesagt „Heiraten wir Fräulein!" Sie wußte wohl nicht, daß diese anknüpfende gefällige Redensart von den Wiener Ureinwohnern im Umgang mit den Weibern sehr unverbindlich gebraucht wird. Frau Vries lachte. „Also den wollen sie heiraten, so ernst hat er das wohl nicht gemeint". „O ist hübscher Mann," lachte Toni, aber sie gab zu, daß dieses Zusammentreffen nicht gerade zur Kirche führen müßte, schüttelte sich und meinte, die Männer ließen durchaus nicht ab von ihr, so gehe es ihr nun einmal, aber heiraten wolle sie einen andern, einen Nordbahner, der ihr angetragen worden, freilich sei er schon sechzig. Wieder ein Alter, zuckte sie die Achseln, aber er bekomme bald eine Pension, und wenn er einmal sterbe, sei sie versorgt und könne dann noch immer einen jungen nehmen. Dabei sah sie Frau Vries ratsuchend an, ob diese Rechnung stimme. Die Frau fragte, ob sie denn den Nordbahner schon kenne. Das noch nicht, aber es komme nur auf sie an, wenn sie heiraten wollte, würde er es schon tun. Herr Vries nahm es auf sich, sie aufzuklären, daß der Pensionsanspruch eines so bejahrten Herrn auf eine so späte Heirat nicht übertragen werde, sie hätte nur auf den Gehalt des lebenden Gemahls Hoffnung und dürfte keinen anderen Wunsch haben, als daß der Gatte hundert Jahre alt würde, aber dann sei es wieder nichts mit dem jungen Ersatzmann. Toni hörte der Erläuterung andächtig zu und nickte bedauernd, das sei freilich anders, als sie gemeint, und der eine alte Mann also nicht besser als der andere.

Bald aber kam sie wieder auf ihre Pläne zurück, sie wolle heiraten und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wegziehen vom Watzer. Sie rümpfte verachtend die Nase und schnupperte lächelnd in die Luft, als wittere sie Freiheit. Aber sie fürchte sich, er werde sie erschlagen. „Ist so viel wild auf mich."

Watzer ging wieder ins Lagerhaus und da auch seine Frau dort beschäftigt war, brachte eines Vormittags die Toni den drei Buben eine Tüte Bärenzucker mit und begann einzupacken. Sie schnürte das Bettzeug zusammen, nahm die Vorhänge von der Wand und suchte nach Watzers Sparkassenbuch. Dieses war ihr besonders wichtig, denn der Müller gab ihr zwar reichlich für die Wirtschaft, aber sein übriges Geld verwaltete er streng und selbständig. Oft genug hatte sie ihn angebettelt, er solle es ihr geben oder vielmehr seine Ersparnisse in ihr Buch einschreiben lassen, damit sie doch auch etwas hätte, sonst würde sie einmal, wenn er stürbe, leer ausgehen, während seine Frau und die Kinder alles bekämen. Aber er schüttelte nur immer halsstarrig den Kopf, sie sei auch sein Kind und würde ihren Teil so gut kriegen, wie die andern. Wenn sie zudringlicher wurde, schlug er sie und bekam auch von ihr sein Teil zurück, ohne darum sein Sparkassenbuch auszufolgen oder zu verraten. Nach langem Suchen fand sie es an der Rückwand des Muttergottesbildes stecken. Sie wußte, sie könnte damit selbst nichts beheben; darum wollte sie es wenigstens verstecken, damit der Alte es verloren glaube. Es mitzunehmen, fürchtete sie doch. So stopfte sie es in einen Strohsack. Nachdem sie alle bewegliche Habe, Wäsche und Kleider, ihre eigenen und was sie vom Gut der andern für brauchbar hielt, zusammengeschnürt hatte, packte sie die Bündel sich selbst und den Kindern auf den Rücken und marschierte mit den drei Buben des Müllers davon. Die Knaben, die ihre Absicht nicht verstanden, gehorchten ihr, dankbar für den Bärenzucker, und schleppten eifrig eine Last nach der andern weg, so daß sie ihres eigenen Vaters Stube sacht und fröhlich ausplünderten. Ihr Weg ging eine halbe Stunde weit in eine andere Gegend, und dreimal machten sie ihn hin und zurück, so viel hatten sie zu schleppen.

Die Toni hatte eine Kammer ausfindig gemacht, wo sie ihre Vorräte aufstapelte. Zum Schluß saß sie mit den Kindern auf den noch uneröffneten Bündeln und verteilte eine zweite Ration Bärenzucker, von dem sie selbst einen entsprechenden Teil genoß. Und sie wie die Knaben lachten und ließen es sich nach getaner Arbeit wohl sein.

Als der Müller heimkam, fand er das Nest leer. Er prügelte die Buben,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die im ausgeleerten Raume dastanden und schrie und fluchte und schlug um sich und irrte bei Nacht herum, die Entlaufene zu suchen. Die Knaben fanden den Weg in das fremde Stadtviertel nicht mehr und schauten nur ängstlich und dumm auf seine Fragen drein. Toni kam am nächsten Tag verstohlen zur Frau Vries und spähte hinter dem Fenster hinab, unten auf der Straße taumelte der Müller betrunken einher und wartete sie ab. Sie wußte aber einen andern Ausgang, denn das Haus hatte einen Hof, der in einen Holzlagerplatz mündete, und von dort konnte sie ungesehen entweichen. Sie hatte große Angst vor dem Watzer, aber sie wollte nicht mehr zu ihm zurück. Er würde sie sowieso erschlagen, lachte sie.

Am andern Tage blieb sie aus. Erst am darauffolgenden erschien sie wieder, verweint, aber triumphierend. Sie war zur Polizei gegangen und hatte den Watzer angezeigt, daß er ihr auflauere und sie erschlagen wollte. Man solle ihn sogleich nach seiner Heimat abschieben. Dann hätte sie endlich Ruhe vor ihm. Aus ihrem konfusen Bericht war nicht deutlich zu entnehmen, wie sich die Sache auf der Wachstube zugetragen hatte. Jedenfalls war der Watzer vorgeladen worden und man hatte mit beiden ein Verhör angestellt. Der Mann hatte sie angeklagt, daß sie seine Sachen gestohlen und fortgetragen, dagegen wiederholte sie alle seine gefährlichen Drohungen und schrie, weil er sie auch hier erneuerte. Der Watzer sprach immer nur davon, daß sie sein Ziehkind sei und bei ihm gedient habe und zu ihm gehöre. Sie behauptete ihr Recht auf die Wäsche und das übrige, da er ihr keinen Lohn gegeben, vielmehr von ihrem Erwerb alles angeschafft habe, und daß sie sich fürchte, er würde sie erschlagen. Der Polizeibeamte, der sich bei dem Geschrei, den Klagen, dem Angstgeheul des Mädchens und der trunkenen, von Zorn und Liebe verwirrten, weinerlichen Rede des Watzer nicht zurechtfand, versuchte jedenfalls beide zu beschwichtigen. Er redete dem Manne streng ins Gewissen, das Mädchen freizulassen und ihr nichts weiter in den Weg zu legen, dagegen solle sie das unrechtmäßig Angeeignete zurückgeben und insbesondere verraten, wo das Sparkassenbuch hingekommen sei, dessen Verlust der Müller neben dem der Toni aufs stärkste beklagte. Nach langem vergeblichen Hin und her entließ er endlich beide, der Müller drohte ihr mit der Faust zum Abschied, sie aber war von der Verhandlung nicht ganz befriedigt, denn abgeschoben wurde der Watzer nicht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach ihrer Arbeit verschwand die Toni wiederum durch die Irrwege der Hinterhöfe, und Frau Vries sah den alten Mann noch lange unten auf der Straße auf und ab gehen, bis auch er sich endlich schwerfällig davon machte.

Am Abend klopfte es an der Tür und der älteste Bub des Müllers stand mit seinem dürftigen Hosenwams, die Zipfelmütze in der Hand, da und fragte nach dem Fräulein Toni.

Tags darauf wiederholte sich das Gleiche, der Watzer spazierte vor dem Tore auf und ab, die Toni ging ihm durch die Höfe davon. Am Abend klopfte es abermals an der Tür, der Müller selbst trat ein und fragte nach dem Mädchen.

Frau Vries hatte Angst und wollte ihn rasch abfertigen, aber er trat gleich an ihr vorbei ins Zimmer vor den Herrn, nahm die Mütze ab, streckte ihm die Rechte entgegen und begann mit einer kurzen Entschuldigung eine lange Klage. Nun sei ihm das Mädel davongegangen und er habe sie nicht halten können. Und wenn er sie in der ganzen Wienerstadt suchen müsse, er würde sie finden, er müsse sie finden. Und was sie denn glaube, ob sie sich vor ihm verstecken könne. Er habe Weib und Kinder und seine Mühle verlassen und alles verloren, was er gehabt, wegen dieser Hure. Und jetzt laufe sie ihm davon, nach so viel Jahren und hetze ihm noch, einem Unbescholtenen, das Gericht auf den Hals. O, das sei ein Luder, er wisse sehr wohl, wie sie ihn hinten und vorn betrogen, Geld habe sie sich erspart, das seinige gestohlen, fremdes erhurt, ihm habe sie nichts vormachen können, überall sei sie mit Männern um Geld gegangen, mit dem Kapitän und mit anderen und davon habe sie sich geputzt und ihren Fetzenkram gekauft, aber er werde sie schon finden und hervorziehen und wenn es nur für ein einzigesmal sei, an seinem Herzen müsse sie sterben. Denn leben dürfe dieses Mensch nicht. Aber in seinem Bett müsse sie hin werden. Denn sie sei ja doch sein einziges auf der Welt. Und ein schönes Ding und auf ihre Weise doch wieder gut, mein Gott, ein Kind. Sie habe viel Not mit ihm gehabt, das sei auch wahr. Sie hätten miteinander ordentlich gehungert und in Wien auf den Straßen geschlafen oder bei der Brücke oder in der Au. Und als sie hier am Verrecken waren, da hatte er sie selber ausgeführt und war hinter ihr hergegangen, bis sie einen Mann gefunden hatte, der ihr etwas gezahlt, so daß sie wieder essen und trinken konnten. Sie hatten sich durchgeschlagen, und Dinge gab

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es zwischen ihnen, von denen keine Seele sonst wissen durfte, wenn sie nicht beide ins Kriminal kommen sollten. Da war sie ganz brav gewesen und jetzt, wo es mit ihnen allen besser stünde, wolle sie davon, das ginge doch nicht. Er werde sie erschlagen, bei der heiligen Mutter Gottes, aber vorher müsse sie wieder zu ihm. In seinem Bett werde er sie umbringen. Denn sie sei doch sein Kind und er ihr Vater. Diese Bettlerin und Hure gehöre ihm, ihm und er könne ohne die Toni nicht leben. Und er beteuerte wieder und wieder, nur einmal müsse sie noch an seinem Herzen schlafen und sterben in seinem Bett. Herr Vries hörte das Durcheinander von Fluchen, Klagen, Liebe und Haß, welches aus einer Dunstwolke von Spirituosen wie aus der Unterwelt hervorgröhlte, geduldig an und antwortete schließlich bloß, die Toni habe nur gesagt, sie wolle heiraten, und das könne der Herr Watzer doch nicht verhindern. So möchte er sie lieber laufen lassen, da er sie ja kenne. Der Müller schluchzte, er wolle ihrem Glück ja nicht im Wege stehen, sie solle heiraten, wenn sie einen jungen habe, aber dann könnte sie doch bei ihm leben, er würde sie aussteuern wie ein Vater, doch wiederkommen müsse sie und ihn nicht verlassen. Und die Sachen schenke er ihr, wenn's so sein müsse, aber darum könne sie doch bei ihm schlafen. Endlich drängte ihn Herr Vries unter sanften Tröstungen hinaus, bis der Watzer, neuerlich an der ersten Treppenstufe beteuernd, an seinem Herzen müsse die Toni sterben, über die Stiegen hinabstolperte.

(Schluß folgt)

Rundschau

Sünde und Erlösung

Bei mehreren Gelegenheiten habe ich das Wesen des Christentums zu definieren versucht. In einer Polemik gegen meine Definition im „Tag" vertritt Herr Erzberger die Wesensbestimmung des „jetzt vielgenannten" (das heißt wegen seines allzu offenherzig kundgegebenen Fanatismus in der Zentrumspresse befehdeten) Dominikanerpaters Weiß: „Was wir unter Wesen des Christentums verstehen, ruht vor allem auf den zwei Worten: Sünde und Erlösung". Die eine Definition schließt die andere nicht aus; ich kann mir die des Dominikaners aneignen; nur verstehe ich die zwei Worte sehr viel anders, als die Orthodoxie — die lutherische wie die katholische — sie versteht.

Dem Menschen allein von allen Lebewesen hat Gott die Fähigkeit verliehen und die Aufgaben gestellt, sich selbst zu vollenden. Vom Bedürfnis gepeitscht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von der Lust gelockt, stürzt er sich, nicht wissend, daß er es tut, in die Lösung seiner Aufgabe. Dabei erwirbt er geistiges Leben, fängt an, seine Bestimmung zu ahnen; ein Idealbild der Menschheit taucht vor ihm auf, und im Hinblick auf seine Entfernung von diesem wird ihm sein wirkliches Dasein als Sünde und Schuld bewußt. Mit dieser Entwicklung verflicht sich eine zweite. In den schädigenden Naturgewalten sieht er teils böse Dämonen, teils zwar gute aber das Unrecht strafende Götter, die er durch Opfer, durch Reinigungszeremonien, durch Selbstpeinigungen zu versöhnen sucht. In der Ethisierung der Gottheit verschmelzen beide Entwicklungen. Die Völker Vorderasiens haben mehr ihre Grausamkeit und Wollust als ihre besseren Eigenschaften in ihre Götter hineingetragen, mit Kinderverbrennung und Tempelprostitution haben sie ihnen gedient. Gerade im Kampfe gegen dieses Übermaß von Verirrung haben die jüdischen Propheten das im übrigen denkbar reinste Bild von Gott geformt, nur daß ihm, den Widerstand des sinnlichen und hartnäckigen Volkes zu brechen, der allzu anthropomorphe Zug des strafenden Zornes nicht fehlen durfte. Die Griechen haben ihren Göttern vorwiegend edle Züge der Menschennatur verliehen; aber eben weil sie feiner organisiert waren, empfanden sie sehr lebhaft den Abstand ihres Tuns und Treibens vom Ideal und wurden von Furcht vor der sie im Jenseits erwartenden Strafe gequält, (man erinnere sich unter anderm daran, was Plato in der Politeia 330 E den Kephalos sagen läßt), welche Furcht sie mit allerlei Reinigungen in den Mysterien zu beschwichtigen suchten. So lebte um die große Zeitenwende die mediterrane Kulturwelt in jener Gemütsverfassung, die der genialste der Romantiker in einem seiner Geistlichen Lieder mit den Worten schildert:

Ein alter, schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu und Lust zugleich entbrannt

Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu sein.
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

In diese verängstigte Welt nun tritt Jesus ein. Er treibt die Dämonen aus und beweist so, daß der Menschensohn Herr ist über diese Spukgestalten seiner Phantasie. Er beruhigt die Gemüter durch Sündenvergebung und flößt ihnen Vertrauen auf den alliebenden himmlischen Vater ein. Er stiftet eine Gemeinschaft, die, von seinem Geiste erleuchtet, getrieben und gestärkt, nicht durch Kultzeremonien, sondern durch das Gute (Römer 12, 21) das Böse überwindet. Diese Gemeinschaft erkennt mit ihrem Stifter das Alte Testament als göttliche Offenbarung an, und dessen erstes Buch begrüßt das neu geschaffene Menschenpaar mit dem verheißungsvollem Gebot: „Erfüllet die Erde und machet sie euch untertan", was nicht anders als durch Kulturarbeit geschehen kann; rascher als in allen früheren Jahrhunderten schreiten wir seit dem Beginn des neunzehnten der Erfüllung dieser Prophetie entgegen. Das Alte Testament enthält außerdem das Gebot der Sabbatruhe („nicht Heiligung" durch Kulturbräuche befiehlt 5. Mose 5, 12—15, sondern die Ruhe als eine Maßregel sozialer Fürsorge für Herren und Knechte). Dieses Gebot aber beginnt mit den Worten: „Sechs Tage sollst du arbeiten!" Arbeit ist demnach für jedermann religiöse Pflicht. Und die Arbeitspflicht wird verstärkt durch die Liebespflicht. „Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe Güter mit seinen Händen, damit er habe, wovon er den Notleidenden mitteilen kann." (Epheser 4, 28). In diesem Geiste, der vom Buddhisten-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geiste himmelweit verschieden ist, haben Benediktinermönche die germanischen Bärenhäuter zur Arbeit erzogen und dadurch das große Werk des abendländischen Kulturfortschritts eingeleitet, das in unsern Tagen seiner Vollendung entgegengeht. Emsige Kulturarbeit aber verstopft den einen Quell der Sünde: die überwuchernde Sinnlichkeit. Diese ist, als Unterordnung des echt Menschlichen unter das Tierische, an sich Sünde (im Naturmenschen nur objektiv, darum ohne Schuld) und die Quelle unzähliger einzelner Todsünden. In dem Maße, als die Kulturarbeit alle Kräfte des Menschen beansprucht und eine geistige Welt in seinem Innern aufbaut, wird die Sinnlichkeit eingedämmt und nimmt zuletzt im Dasein des Kulturmenschen nur noch so viel Raum ein als nötig ist, das Individuum und die Gattung am Leben zu erhalten. Die christliche Liebe sodann als Grundtugend und Hauptpflicht tötet die andre Wurzel der Sünde, die fühllose kaltsinnige Selbstsucht.

Neben dieser innerlichen Überwindung der Sünde ist jedoch auch die alte heidnische Methode einer äußerlichen Tilgung in Übung geblieben. Das paulinische Erlösungs- und Rechtfertigungsdogma hat ihr die Hintertür geöffnet, durch die sie samt dem Teufelswahn wieder einzog. Gott hat das zugelassen, weil die Volksmassen nicht imstande sind, einen eingewurzelten Wahn sofort nach erlangter besserer Einsicht vollständig aufzugeben, und weil die aus dem Wahn entspringenden Schreckniſse sich unter Umständen als pädagogische Hilfsmittel bewähren können; wie das denn der Verlotterung des ausgehenden Mittelalters gegenüber geschehen ist, die von den Kalvinisten wie von ihren Konkurrenten, den Jesuiten, mit der Höllenfurcht nicht ohne Erfolg bekämpft wurde. Freilich ist dieser Erfolg mit dem gräßlichen Paroxysmus des Teufels- und Hexenwahns sehr teuer erkauft worden. Doch hat auch Anschylus den Erinnyen in Athen Wohnung angewiesen und Athene ihre geliebten Kinder mahnen lassen: „nicht entfernt euch alles Furchterweckende!“ Aber im großen und ganzen ist das, was durch Höllenfurcht erreicht wird, unbedeutend im Vergleich zu den Erfolgen der Erlösung durch Kulturarbeit und Liebe; (die Nächstenliebe wird heut von denen, die Christen sind ohne es zu wissen und zu wollen, Altruismus und soziale Gesinnung genannt.) Diese in Wechselwirkung zusammen schaffenden beiden Kräfte bilden eine gesellschaftliche Ordnung aus, welche den einzelnen vor dem Versinken in Laster schützt, und ihn in der Bahn des Rechts und der Sitte festhält, mag auch sein Gemüt noch roh und unedel und zu pflichtwidrigen Handlungen sehr geneigt sein; die objektive Sittlichkeit wird zur Stütze der subjektiven und ersetzt sie wenigstens äußerlich.

Die, heidnischen Anschauungen entstammende, Auffassung der Erlösung als der Frucht einer Genugtuung, die der Gerechtigkeit des Verdamnis androhenden Gottes geleistet werde, hat also nur zeitweise Wert als pädagogisches Hilfsmittel, und sie wird gradezu schädlich, wenn der Genuß der Frucht dieser Erlösung von Kultusbräuchen abhängig gemacht wird. Als erbauliche, zur Hoffnung aufrichtende, religiös-sittliche und psychologische Wahrheiten veranschaulichende Symbole haben auch die Sakramente und die übrigen Kultusbräuche ihren Wert und Nutzen. Aber werden sie als Bedingung für die Erlangung des göttlichen Wohlgefallens hingestellt, so wird dadurch der von Jesus gebotene Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit, das heißt durch Liebesgesinnung und sittenreinen Wandel, in sein heidnisches Gegenteil verkehrt, und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was das schlimmste ist, es bildet sich die Vorstellung aus, daß den Männern, welche die Kulthandlungen verrichten, die Macht verliehen sei, Sünden zu vergeben und vorbehalten (wie auch Johannis 20, 21—23 zu deuten sein mag, der Wortsinn kann nicht die Meinung Jesu gewesen sein), das Himmelstor zu öffnen und zu schließen. Die Priester müßten keine Menschen gewesen sein, wenn sie nicht die ungeheure Gewalt über die Gemüter — und über die irdischen Güter der Menschen, die dieser Glaube ihnen verlieh, gebraucht und mißbraucht hätten, wenn sie nicht diesen Glauben gepflegt, seine Begründung und die daraus zu ziehenden Folgerungen zu einer Hauptaufgabe ihrer theologischen Grübelei gemacht hätten. Den dritten Teil des Grund und Bodens von Mittel- und Westeuropa hat der Hierachie die Seelenstimmung eingebracht, aus welcher der Dichter die Worte des unglücklichen Infanten fließen läßt: „Das verhüte Gott, daß ich des fürchterlichen Mannes spotte, der meinen Vater selig sprechen und verdammen kann".

Man darf also zwar mit Weiß und Erzberger Sünde und Erlösung als den Kern des Christentums auffassen, aber nicht im Sinne der Orthodoxie. Abgesehen von den übrigen Bestandteilen des kirchlichen Erlösungsdogmas, deren Unannehmbarkeit ich wiederholt dargelegt habe, ist schon sein Grundpfeiler, der Adam der Dogmatik, eine psychologische Unmöglichkeit. Dieser erste Mensch, der allein in der Welt dastehend, in Gerechtigkeit und Heiligkeit strahlt, welchen Schmuck er, von dem ihm später zugesellten Weibe verführt, durch Ungehorsam einbüßt. Gerechtigkeit ist nach Plato die Harmonie der Seele, die rechte Ordnung ihrer Kräfte, Triebe und Wellungen. Solche Ordnung setzt ein reiches Geistesleben voraus, das nur aus dem Verkehr mit vielen andern Menschen und aus den mannigfaltigen Beziehungen, die den einzelnen mit den vielen verknüpfen, sehr allmählich hervorgehen kann. In der armen leeren Seele des ersten Menschen konnte von alledem keine Rede sein; es gab darin noch keine Fülle, die hätte geordnet und harmonisiert werden können.

Carl Jentsch

Olet

Zwei Wölfe: Metternich und Wertheim. Nicht nur die Geschlechter und die Rassen, auch die Methoden grundverschieden. Nur das Eine haben sie gemeinsam: Die Lebensgier ist krankhaft. Die Erscheinungen sind im modernen Berlin nicht neu. Moloch Parvenü schlingt, was ihm Repräsentables kommt, und die stolze Tradition will sich auf dem Goldbett wälzen. Die Schuldfrage? Der Ethiker sieht die Korruption materieller Zeiten, jammert, daß Gewissensadel, den Jahrhunderte mühsam gezüchtet, von den Brillantfingern ehrfurchtsloser Millionendamen zerrieben wird. Der Theoretiker-Ökonom sozialistischer Färbung erschaut genetische Notwendigkeiten, Wesenheiten kapitalistischer Perioden. Der laxe Genießer macht mit und frißt sich aus Schüsseln satt, die er nachher verhöhnt. Der Witz soll seine faule Unanständigkeit vergessen machen. Aber viele, die des Lebens Edelheiten als Gesamtgut sehen möchten, leiden und wünschen inbrünstig einen tempelreinigenden Heiland.

Berlins Verderb ist das Weib. Hunderttausend fähiger Männer schaffen von der Tagesfrühe bis in den Abend, hämmern mit Unternehmungslust und Zähe an dem ragenden Wirtschaftsbau, der stolz aus der Mittelmäßigkeit em-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorstrebt. Durch Fluß und Straßen, auf Schienen und in Drähten rast der Erwerbsgeist. Aber was Hirn und Muskel mühsam erarbeitet, was Sparsamkeitssinn und Zukunftssorge in Safes und Schränke gebracht, verputzen geschmacklose Faultierchen, deren Sehnen nach Strümpfen und Jupons umgirrter Allerweltsleiber geht. London ist gediegen, Paris charmant im Luxus, Berlin so vulgär, daß der zweite Trüffelfraß bei „Kommerzienrats", schon zum Speien reizt. Wenn irgendein fremder Kokottentailleur die Hauptstadt beglückt, so müssen in unzähligen Bureaus Ehemänner und Väter schuften, um den Taumel bezahlen zu können. Das nennt man „chic" und merkt nicht, wie überaus banal der ganze Rummel ist. A la Paris, à la ... in Berlin ist alles à la ... Aber auch nur à la ... Denn unsere eigene Note ist nicht so. Was anderswo Musik ist, kreischt bei uns. Das tüchtige Berlin haben die „oberen" Weiber prostituiert. Sie haben den Mittelstand verseucht, kraftvolle Männer zu Trotteln deklassiert und Gott Talmi auf den Thron gehoben. Solche Betrachtungen sind nicht nur prozessual interessant. Der Wirtschaftskritiker kann in dem Milieu manchen Beitrag zur Lösung moderner Kreditprobleme finden. Hinter dem Großstadtkredit, dem hungrigen, rast das Weib, das ihn mit der Vergnügungspeitsche zum Fressen treibt.

Berlin hat in den letzten Jahren eine Warenhaustragödie erlebt, deren Hauptperson vom Weibe gehetzt, von der Berliner Glanzsucht getrieben, Debacle auf Debacle erleiden mußte, bis man sie gänzlich kaltstellte. Wolf Wertheim, einst im Bruderrate ein schätzenswerter Kopf, muß heute sehen, wie andere seine Pläne realisieren wollen, und hat vielleicht nur den einen Trost, daß diese anderen sich auch einmal die Schädel einrennen werden. In der W. Wertheim G. m. b H., die vor wenigen Jahren noch mit großem Zukunftstamtam und wilden Zornesgesten ins Leben gerufen wurde, wütet jetzt ein Konsortium mit Riesenhypotheken und sonstigen Krediten, deren Summe schon den Jahresetat eines kleinen Fürstentums übersteigt. Fortzeugendes Übel.

Erst hat man dem in Berlin gut akkreditierten Warenhausnamen Millionen über Millionen nachgeschmissen, und als die Sache doch nicht ging, konnte man nicht wieder zurück. Das Kreditkonzert: Deutsche Bank—Fürstentrust, glücklich kann es nicht ausklingen. Aber vorläufig flötet's noch süß Man hat die W. Wertheim G. m. b. H., diesen Warenhauswechselbalg, wiedergefüttert. Drei oder vier Millionen. Es kommt ja nicht darauf an. Was der Pumpmagen dieses Unternehmens schlucken kann, wissen wir, da wir die Überdenschornsteinbelastung des Passagekaufhauses kennen. Aber die Verdauung? Vorläufig braucht man sich ja keine Sorgen zu machen, denn Offiziosus verkündet, daß der Umsatz rapide steigt. Mit einem Male. Aber man sollte doch etwas vorsichtig sein, denn die Mitteilungsquellen sprudeln manchmal nicht lauter.

Wenn die Handelsvereinigung sich nicht scheut, mit einem Manne, der in der Presse ein weites Wirkungsfeld hat, einen Vertrag zu schließen, in dem sie ihm verbietet, publizistisch etwas gegen ihren Konzern zu unternehmen, so kann man sich denken, wie zuverlässig die Mitteilungen aus jenem Lager sind. Übrigens auch wieder einmal ein Beweis, welch Schwerverbrecher ich war, als ich es wagte etwas skeptisch gegen die „Integrität" gewisser Leute zu sein. Aber man darf um Gotteswillen nicht scharf werden. Die Firma ist ja gerettet und mit ihr sind es die Inserate.

In der Kredit- und Gründungsge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schichte des Fürstentrustes und seiner Genossen ist W. Wertheim nur eine Episode. Aber eine charakteristische. Und charakteristisch nicht nur für das Wirken der Herren Feudalverwalter, sondern für die Unsolidität Berlins. Um die Motive dieses wilden Pumpschwindels zu finden, muß man in die Psyche steigen und zwar in die Psyche der Berliner Parvenüs. Der Metternichprozeß zeigt, wo das Übel sitzt. Die reiche Berlinerin will [Stimulantien haben und ihr Mann wird insolvent.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Maximilian Harden und Tripolis

Die Spinne Maximilian Harden hockt auf ihrem Gewebe und bebt vor Erwartung, von den Insektenschwärmen, die der Aasgeruch des Tripoliskrieges ankündet, manchen leckeren Bissen in ihren Fäden sich verfangen zu sehen. Schwer fällt es, geduldig auf der Lauer zu liegen. „Kein Wort über Tripolis", beschwichtigt sie sich. „Die schroffste Kritik fände jetzt, der grausamste Hohn lauten Beifall. Doch hat nicht gerade das Trauerquartal uns wieder gelehrt, daß des Politikers wichtigste Pflicht ist, sich gegen die Lockung der Applaussucht zu steifen?" Des Politikers . . . ? Man lächelt. Jede Spinne hält sich für größeres, als was sie ist. Wie könnte sie es sonst vor Neid aushalten, wenn sie täglich sieht, wie der dümmste Spatz es besser hat als sie, weil er fliegend seine Beute erhaschen kann. Die Spinne müßte verhungern, wenn sie nicht die Not gelehrt hätte, sich eine Vorratskammer anzulegen. Dort hängt sie die Kadaver frisch gefangener Insekten auf, nachdem sie sich an ihrem Blute satt trank. Wenn's lange dauert, bis ein Zufall zu neuem Fang Gelegenheit gibt, so muß der Hunger inzwischen an verwesendem Aas gestillt werden.

„Italiens jäher Vorstoß nach Nordafrika zwingt dem Deutschen Reich eine Wahl auf, die seiner nächsten Zukunft Schicksal werden kann." Das soll heißen: „Ich, Maximilian Harden, der ich die Zukunft kenne, weil ich die „Zukunft" herausgebe, weiß, wie das Deutsche Reich handeln müßte, damit ihm die Tripolisgeschichte schönstes Heil statt häßlichstem Unheil bringe." Doch warum rückt er mit der Sprache nicht heraus, warum schweigt er, wo sein Rat das Vaterland retten könnte. O, er würde schon reden, wenn es noch Zweck hätte: „Der weiseste Rat käme zu spät, die pfiffigste Rede könnte nur schaden, nicht nützen. Jetzt muß gehandelt, darf nicht geurteilt werden. Kein Wort soll die Verantwortlichkeit des Mannes mindern, der sich zur Führung der deutschen Menschheit berufen glaubt, noch einmal ward ihm eine Frist gegönnt. Versäumt er auch diese? Die oft Enttäuschten selbst dünkt es unmöglich."

Wer ist so weise, um zu deuten, was Maximilian Harden im Heft der „Zukunft" vom 7. Oktober in wenigen Sätzen orakelhaft sagt? Es ist unnütz, sich Kopfzerbrechens darüber zu machen. Die Welt wird es früh genug erfahren, wenn die Frist verstrichen ist, die dem Mann, „der sich zur Führung der deutschen Menschheit berufen glaubt" — in gewöhnlichem Deutsch würde man ihn kurz den Reichskanzler nennen — verstrichen ist; denn wie er sie auch gebrauchen mag, er wird sie doch nicht so zu verwenden verstehen, wie es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maximilian Harden an seiner Stelle könnte; er müßte sonst nicht weniger gescheit sein als dieser.

Maximilian Harden versteht zu schweigen, wo andere applaussüchtig schwatzen —; nur an einer Stelle seiner kurzen Rede kann er es sich nicht verkneifen, etwas zu sagen, was er positiv weiß. Nachdem er geheimnisvoll angekündet hat, daß wir wissen würden, wie das Reich optiert habe, „ehe der 7. Oktobertag graut", fällt ihm plötzlich ein, daß es ein „siebter Oktobertag war", an dem Don Juan d'Austria einst die Türken schlug", und ebenfalls ein „siebter Oktobertag", an dem „Franz Joseph ein drittel Jahrtausend danach den Türken zwei Provinzen nahm"; das durfte der niemals applaussüchtige Maximilian Harden seinen Lesern nicht vorenthalten, das mußte er ihnen brühwarm erzählen.

Was erfährt eine Spinne in ihrem Winkel von der Gegenwart? Wo soll sie Anhaltspunkte finden, um zu ahnen, was sich aus Keimen entwickeln mag, die die Gegenwart entstehen läßt? Aber sie hat Zeit, im Gedächtnis zu behalten, was sich in ihrem Leben zuträgt und was sie in ihrem Leben erfährt. Nur werden die Denkwürdigkeiten, die eine Spinne sammelt, immer dem Wesen einer Spinne gemäß sein.

Otto Corbach

Paraphrase

I

Paraphrase ist: Jemand sieht einen Fisch in einem Geschäft ausgelegt, stellt über ihn eine biologische Betrachtung an und kauft ihn für die Familie. Dieser Mann verflüchtigte seine Mahlzeit zu einer theoretischen Übung, wiewohl solche kaum die Schmackhaftigkeit des Essens oder die Verdauung beeinflussen mag;

oder: einer sagt, daß die zwielichtige Seele von Fräulein Ludmilla Meierson wie eine Flagge auf Halbmast in das raschelnde Rostrost des verblutenden Herbstes gesenkt ist, wobei er eine gute oder schlechte Handlung dieser Dame berichten will;

oder: man singt erst in sich verhalten, dann mit sich bäumenden Aufflug der feurigen Tenorstimme, die traumschwarzen Haare Sabinens seien als wie die lichtblauen Wellenkämme der Adria, vorausgesetzt, diese wären von dunkler Färbung oder, wenn statt des versonnenen Sommermittages das lastende Schweigen der gewölbten Nacht vorhanden wäre.

Weiter ermüdet der Paraphraseur, mit der Untugend eine Sache zu vermindern oder zu steigern, indem er's ihr an Eigenschaften mangeln läßt, mit denen sie nie etwas zu schaffen haben kann: zum Beispiel Herr von Gwinner war insensibel für den geheimen Reiz verdämmernder Gemächer, als er die Chancen der türkischen Anleihe bedachte.

Man sei kurz, die Paraphrase unterdrückt eine deutliche Vorstellung des Gegenstandes, und sie ist grenzenlos, zumal sie jenem Dinge zumutet von geradezu vernichtender Allegorik. Endlos ist die Paraphrase; denn der Herumschreiber, der mit genauer, kläglicher Sicherheit vorbeiredet, kann in Ermangelung präziser Sachvorstellung, 1000 und alles auf ein Mädchen, die Frühe oder einen interviewten Tenor beziehen. So erstaunt man, wenn der Paraphraseur beschließt, zumal er nie eigentlich fertig wird; gewiß, er kehrt stets zum alten zurück; denn was vermag er seinen „Gleichwies" nicht alles noch anzuhängen. Der Paraphraseur wiederholt, und gerade zu unpassender Zeit, wenn er seine Vision an besonders imaginären Haaren herbeizieht. Dann fand er ein selten und köstliches Gleichnis.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2

Paraphrase ist eine handfeste Sache zu entphilosophieren und als Vorwand zu einem Einfall zu benutzen. Nähme der Mann ein philosophisches Objekt und spräche hierüber erkenntniskritisch, so eröffnete sich bestenfalls, daß er auf verzweifelt banale Gedanken gerät oder gar kein Philosoph ist. Jedoch die metaphysischen oder soziologischen Kriterien eines Schnupfens zu ergrübeln, erscheint originell, zumal der geringste Gedanke über den Schnupfen überrascht; so wenn man von einem reifen Camembert behauptet, daß das substantielle Ineinander aus seiner ruhenden Inselhaftigkeit und Fürsichsein in ein atmosphärisches Auseinander dynamischen Ineinandergreifens des dualistischen Verhältnisses von reiner Luft und käsehafter Atmosphäre übergegangen sei

Hingegen der Fall des lyrischen Philosophen, der verkündet: der Kausalbegriff durchschneidet einer Möve gleich die Windstille des greisenhaften Abendhimmels des Platonismus und schreit auf nach Fleisch und Brod in dieser allzu dünnen frierenden Gebirgskälte.

Bei Gott, diese Leute überzeugen nie und werfen alles durcheinander. Vollführt man denn beim Mittagessen die Akts des Bellachini oder die Pas der Pawlownka?

3

Andererseits deutet auf ziemliche Niedertracht, die Dinge zu einem Mysterium zu verdünnen. Die Sprache enthält ziemlich unanschauliche Worte wie dies bedenkliche „mystisch". Es mag hie und da bequem sein, mystisch mit ins Leere gegrabenen Augen zu raunen. Vor allem sehr leicht ist's, wenn die Sache endlich kommen soll, sie als mystisches Nichts zu entdecken. Es erfordert Takt, Genauigkeit und Gleichgewicht zu schildern, wie ein Mensch unter einer Gaslaterne steht, ohne der Laterne zu entdichten, was ihr als Laterne der städtischen Gasanstalt eigen ist und ohne den Menschen zu verleuchten, daß er nur ein eitel Spiel von Licht und Dunkel flirrt; jedoch so zu dichten, daß beide mit Entschiedenheit Laterne und Meier sind. Sicher zeugt es nicht von Klarheit und Bezeichnung, Meiern die Gaslaterne überstrahlen zu lassen dank seiner inneren abgeklärten Reinheit, und somit die Laterne als Vorwand zum Verdunkeln zu verwenden. Nein, das ist schlecht und macht mißvergnügte Steuerzahler, außerdem wird alles nur Gleichnis und das Tertium comparationis ist die Technik des Ineinandermischens.

Ich wette, Meier würde nicht unter die Gaslaterne gestellt, wenn dem Poeten irgendwelche andere Umschreibungen einfielen, zum Beispiel das beliebte Kristall unter dem eisklaren Polarlicht, der sommerliche Wasserspiegel geblendet vom durchsichtigen Leib schwimmender Fische oder die schmalen ringelastenden Hände blasser Frauen. Dies alles scheint nicht nötig, hingegen willkürlich. Und ebenso unnotwendig ist Meiers Tod. Man weiß nicht, hält Meier die lange Rede, weil er stirbt, oder stirbt er, um zu sprechen, und weil lang genug das Stück ermüdete. Aber was nicht alles vermöchte er noch statt zu sterben. Er sagt vielleicht, ach Scherz war's meine Lieben, Heiterkeit, und man erregte harmlosen Zuhörern drei Stunden, um durch einen Witz gar noch hinter der Bühne die Angelegenheit umzuwerfen. Wozu denn soll man gebracht werden?

Schließlich weil Kunst mehr sein soll, als (das selbstverständliche) Kunst nämlich wirken soll, muß sie verpflichten. Der Paraphraseur jedoch setzt indifferenten Unglauben voraus, den er mit Bildern behängt und pocht auf die Ermüdung des Hörers als Argument. C. M. E.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirtschaft und Wissenschaft

Unsere wirtschaftlichen Interessentengruppen sind heute wissenschaftlich geworden, und das heißt: sie behaupten, daß ihr Interesse unabänderlichen Naturgesetzen entspricht oder aber, daß es mit letzten Kulturzielen zusammenfällt. Im ersten Falle erscheint jede Gegnerschaft aussichtslos, im zweiten Falle erscheint sie als ein Verbrechen. Wer dagegen einer dieser „wissenschaftlichen" Interessentengruppen angehört, der handelt stets im außerpersönlichen Interesse. Der kann gar nicht anders handeln als in Übereinstimmung mit dem Weltgesetz, sozusagen als Handlanger der Ewigkeit, mag er dabei auch noch so ausschließlich den eigenen Vorteil im Auge behalten. Voraussetzung bleibt bloß, daß der jedesmaligen „wissenschaftlichen" Gruppenleitung strikte Ordre pariert wird. Es leuchtet ohne weiteres ein, welche ungeheuren Vorteile sich für Wirtschaftsgruppen ergeben, wenn sie „wissenschaftlich" sind. Und sie sind, wie gesagt, auch alle wissenschaftlich geworden. Die einzige Ausnahme — sie ist in diesem Zusammenhange eine rühmliche — bilden bis jetzt noch die Agrarier. Sie sagen ganz einfach nur was sie selber wollen: „Wir wollen, daß der Volksunterricht beschränkt, die Freizügigkeit aufgehoben und die vierte Wagenklasse abgeschafft werde!"

Das ist kapitaler Egoismus! Gewiß! Aber er gibt sich, wie er ist, er nimmt nicht die Maske einer Kulturforderung an. Und die Gegner wissen damit wenig anzufangen. Hat man das Vokabularium seiner sittlichen Entrüstung erschöpft — und dabei ist eine gewisse Vorsicht in jedem einzelnen Falle dringend geboten — so ist man mit seinem Latein zu Ende. Diese brutale Aufrichtigkeit gibt keinerlei Handhabe zu feinerer Widerlegung wissenschaftlicher Art. Sittliches Pathos ist aber nicht nur gefährlich, es ist auch stark veraltet. Denn wir wollen gar nicht böse sein, wir wollen klug sein und gebildet erscheinen. Und wenn wir vor unseren Lesern — und auf sie allein kommt es an, denn daß wir den ebenfalls wissenschaftlichen Gegner durch unsere Wissenschaft überzeugen werden, das glauben wir selber nicht, und das wäre uns auch letzten Endes völlig gleichgültig — wenn wir also vor unseren Lesern den Gegner richten wollen, so müssen wir behaupten, daß er unwissenschaftlich ist. Den Beweis erläßt uns der Leser, denn er vertraut unserer Wissenschaft, weil sie viel zu kompliziert ist, als daß er sie selber begriffen hätte. Und da des weiteren ja nur auf seiten der Wissenschaft die Gerechtigkeit liegen kann, so ist jeder Gegner einer wissenschaftlichen Interessentengruppe auch ein gewissenloser Hetzer. Das versteht sich aber von selber. Sittliches Pathos ist dazu nicht vonnöten. Denn man dient ja höheren Zielen, man verwirklicht die Evolution des Wirtschaftslebens, und da wäre es etwas kleinlich, wollte man besonderen Anstoß nehmen an gewissen brutalen Selbstsüchten und Rücksichtslosigkeiten des Gegners. Man weiß sich ja selber nicht frei von solchen. Allerdings ist da ein großer Unterschied: Selber verwirklicht man die Idee des Schöpfers, der Gegner hat aber die Weltgesetze nicht für sich. Man kann deshalb sein Tun ruhig bei seinem bürgerlichen Namen nennen zur wohlverdienten Abscheu aller Gerechten, ohne daß man sich selber an sittliche Normen zu binden nötig hätte.

Freilich erhalten sich diese „Wissenschaften" der wirtschaftlichen Interessentengruppen, abgesehen von der Widerlegung der Irrtümer und Sophismen des jedesmaligen Gegners — und hier geht das Material nie aus —, hauptsächlich dadurch, daß es hier bereits eine solche Fülle von Theorien und Lehrsätzen gibt, — mit ihrer Kritik füllen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie ganze Bibliotheken — daß der Nichtparteigelehrte schon lange jeden Überblick verloren hat und so in dem uns allen anerzogenen Mißtrauen gegen den gesunden Menschenverstand stets geneigt ist anzunehmen, er habe nun auch den Überblick verloren über die moralischen Zusammenhänge, die doch immer so unendlich einfache sind. Natürlich profitiert davon der Parteigelehrte: Er hakt sich an eventuelle Irrtümer des Gegners, welche die Parteitheorie betreffen, und lenkt so ab von der Hauptsache, die angegriffen wurde, von der Parteitaktik. Und so hat man uns schließlich durch alle diese Interessenwissenschaften derart den geraden Verstand verbogen, daß wir wirklich oft nicht mehr wissen, was selbstsüchtig ist und was selbstlos in unserem Tun und Lassen. Karl Marx zum Beispiel hat dem Proletarier eingeredet, er sei selbstlos, wenn er möglichst selbstsüchtig ist. (Und das ist es, was der Mensch am liebsten von sich selber glaubt.) Die Wissenschaftler der Arbeitgeber behaupten genau das gleiche vom Unternehmer: Er (der Unternehmer) fördere die Gesamtheit dann am meisten, wenn er am rücksichtslosesten dem eigenen Verdienst nachgehe (und dieses hohe Endziel erlaube es ihm auch, seine Dienenden politisch und menschlich zu entrechten).

Wir sehen also, es ist hier wie dort ein feiner Unterschied eingeführt. Das wirtschaftende Individuum — sei es Proletarier, sei es Großkapitalist — existiert einfach doppelt. Neben seiner sehr realen persönlichen Existenz mit allen ihren rein persönlichen Appetiten lebt er noch einmal gleichsam unpersönlich: Einfach dadurch, daß er da ist, erfüllt er (der Proletarier) eine geschichtliche Mission oder er (der Unternehmer) verwirklicht die Evolution des Wirtschafts- und Kulturlebens. In jedem Falle fördert das Mitglied der wissenschaftlichen Wirtschaftsgruppe letzte Kulturzwecke und hat darum nicht nur hohe, sozusagen objektive Verdienste, es kommt ihm darum auch durchaus das Recht zu, persönlich nach Belieben rücksichtslos zu sein. Ja! es scheint, je rücksichtsloser er ist, um so mehr fördert er die Menschheit.

Und dieser ethische Dualismus liegt letzten Endes jeder Beweisführung proletarischer oder kapitalistischer Wissenschaftler zugrunde. Nur muß man ihn oft unter unendlichem dialektischem Gestrüpp hervorsuchen. Und wenn man ihn, diesen Dualismus, dann bei Namen nennt, so ist man natürlich ein Ignorant. Man hat dann gar nicht begriffen, worauf es eigentlich ankommt. Wir haben das aber sehr wohl begriffen: Es kommt hier überall lediglich an auf das Interesse der jedesmal wissenschaftlich vertretenen Wirtschaftsgruppe. Und deshalb ist es ein Unding, Wirtschafsinteresse zusammenbiegen zu wollen mit Wissenschaft. Denn die sucht ja die Wahrheit um ihrer selber willen und auf jede Gefahr hin. Wir wollen nun aber gar nicht sagen, daß es hier, in der wirtschaftlichen Interessenten-Wissenschaft, einfach auf Bauernfang abgesehen ist, denn jeder Fanatismus ist blind, und nichts macht fanatischer als das wirtschaftliche Interesse. Auch sind wir außerstande, in irgendeines Menschen Seele so weit hineinzublicken, daß uns seine letzten Motive klar vor Augen lägen.

Nur eines möchte ich hier mit aller Entschiedenheit betonen: Mir erscheinen solche Subtilitäten, wie jener ethische Dualismus, nicht nur an sich sehr wenig einleuchtend. Ich finde sie zudem noch in hohem Grade bedenklich, weil sie das Individuum zu einer ganz ungerechten Selbsteinschätzung verleiten und gewissen natürlichen menschlichen Brutalitätsinstinkten ein kulturelles Verdienst andichten. Und dabei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wissen alle diese Interessentengelehrten tatsächlich ganz ebensowenig wie wir einfachen Leute aus dem Volke davon, welche Wege die wirtschaftliche und die kulturelle Entwicklung in Zukunft nehmen wird. Weil wir aber nichts davon wissen, und weil darum unsere ganze persönliche Lebensführung ein Wagnis ist für Kinder und Kindeskinder, so wollen wir wenigstens möglichst wenige unserer Mitmenschen in Mitleidenschaft ziehen durch unsere natürliche Unwissenheit. Und deshalb wollen wir uns von keinem Interessentengelehrten und von keinem Parteipapst der Welt ein X für ein U vormachen lassen und Selbstsucht ruhig Selbstsucht nennen und Vergewaltigung Vergewaltigung. Und uns selber wollen wir leiten lassen ausschließlich von dem Willen, der uns noch am meisten Klarheit gibt, weil er uns noch am ehesten fernhält den eigenen Begehrungen, auf denen die Interessentenwissenschaftler das Weltgebäude aufbauen, von dem Willen, immer und überall im Mitmenschen die Selbstbestimmung zu achten.

Und jetzt lacht, Ihr Parteiweisen und Ihr Interessentenwissenschaftler, über unsere Naivität!

Hättet Ihr uns aber eines Besseren belehrt, so brauchten wir uns jetzt nicht an alte Kinderwahrheiten zu halten. Aber wir sind ja nun einmal so unbegabt und so böswillig!

Dr. Karl Nötzel

Aus dem preußischen Kasernenleben um 1780

Jeder verheiratete Unteroffizier erhielt zur Wohnung in der Kaserne eine Stube und eine Kammer. In die letztere wurden ihm zwei der schlimmsten Ausländer, denen man am wenigsten trauen durfte, unter dem Namen von Schlafburschen gelegt, die er überwachen mußte und für die er verantwortlich war. Desertierte ein solcher Kerl, so hatte der Unteroffizier tausend Sorgen und Ängste auszustehen, und hatte er sich im geringsten nachlässig gezeigt, so wurde er hart bestraft. Er hatte dafür zu sorgen, daß sie des Morgens pünktlich aufstanden und des Abends pünktlich um 9 Uhr zu Bett waren, aus dem sie dann nicht herauskonnten, weil sie durch sein Zimmer gehen mußten. Ertönte des Abends die Lärmkanone, was im hohen Sommer, wenn das Getreide Ähren hatte, jeden Abend mehrmals geschah, so war dies ein Zeichen, daß ein Soldat desertiert sei. Dann mußte jeder Unteroffizier seine Mannschaft genau revidieren; in der Umgegend der Stadt aber mußten die Bauern sich mit Hunden auf den Weg machen, Felder und Wälder durchstreifen, um den Flüchtling einzufangen.

Einer von den beiden Schlafburschen meines Vaters war ein Pole, der nur gebrochen Deutsch sprach, ein gutmütiger Kerl, sonst aber eigentlich ein halbes Tier. Gar sehr oft war er so betrunken, daß er kein Glied rühren konnte, auf dem Korridor umfiel und brüllte oder einschlief. So lag er stundenlang, und wenn er den Rausch endlich ausgeschlafen hatte, gab es grimmige Hiebe, die ihn nicht besserten.

Solch ein Wesen war wirklich entmenscht und mußte es durch die unmenschliche Behandlung immer mehr werden. Man hat jetzt kaum eine Vorstellung von den Subjekten, welche damals unter den Soldaten steckten, aber auch ebensowenig von der Behandlung, die ihnen zuteil wurde. Nicht selten vermochten sie bei aller Gewöhnung an die unwürdigste Mißhandlung das Leben nicht mehr zu ertragen und schnitten sich den Hals ab, aber fast

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alle nicht tief genug. Dann wurde die schmerzhafte Wunde zugenäht und geheilt, und war der Mensch wieder gesund, so mußte er zwölfmal Spießruten laufen.

(Aus Karl Friedrich Klödens „Jugenderinnerungen", von welchen soeben beim Inselverlag eine gekürzte und wohlfeile Ausgabe erschienen ist. Das wertvolle Buch müßte mehr bekannt sein, als es ist, hoffentlich trägt diese hübsche Ausgabe dazu bei.

Hermann Hesse

Die Phantasie des Intellekts

Die Phantasie hat so gut ihre Entwicklungsgeschichte, wie irgendein Teil der menschlichen Vorstellungswelt. Mag diese so bunt oder so nüchtern, so triebhaft oder so gelehrsam ausfallen, wie auch immer: irgend etwas im Menschen will stets darüber hinaus. Die sichtbare Wirklichkeit genügt ihm nicht; ihren vollen Wert entwickelt sie erst als Material für seine Träume.

Flüchtig besehen scheint es das Unerreichbare zu sein, das zur Phantastik reizt. In Wahrheit ist es das Unerreichte, und die Menge des Unerreichten muß sich steigern, wenn das Unerreichbare vermehrt wird. Da doch alle echte Phantasie am ewigen Leben hängt (von nirgends anders her haben wir unser Zeitliches, einschließlich seiner Vorstellungswelt), so zeigt uns die Vermehrung unserer Phantasie an Unerreichbarem eine Verarmung an wirklichen Lebenswerten, an Erreichtem an.

Der Verstandesmensch wird das flugs auf Religion und Metaphysik anwenden. Kein Irrtum ist größer! Religiöse und metaphysische Phantasie wachsen auf wirklichem, ewigen Lebensboden. Auf dem immer und täglich Erreichbaren, von dem nur immer um so viel weniger erreicht wird, als es mit Zeitlichkeiten erreicht und erlebt werden will. Das ewige Leben besitzt nicht zwei Arten von Verwirklichung, von denen etwa die eine der menschlichen Verfügung überlassen wäre.

Je mehr von unserm wirklichen Leben durch das zeitliche ausgefüllt wird, um so weniger behalten wir „Zeit", in unserer Phantasie das Organ des bewußten Zusammenhanges mit der Ewigkeit zu pflegen. Unsere Ziele werden immer kurzlebiger. Ein Historiker der Phantasie würde, von den religiösen auf die rationalistischen Zeitalter übergehend, stets eine Vermehrung phantastischer Verwirklichungen, aber zugleich auch eine Verringerung ihres Lebensgehaltes feststellen. Und er würde in diesen scheinbaren „Erzielungen" nur eine rasch zunehmende Quelle von neuen Zielbedürfnissen entdecken. Er würde einen beträchtlichen Teil der Menschen ausschließlich damit beschäftigt finden, neue Zukunftsaufgaben zu entdecken und zu fordern .... Sie vermehren das Unerreichbare, den „Schatz an Idealen", und verlieren das Erreichte.

Was kann in solcher Strömung der Phantasie noch an echten Ewigkeitswerten verbleiben? An Augenblickserlebnissen, die noch Fortpflanzungswert besitzen? Jeder Genuß wird flüchtiger, beschränkt sich auf das Individuum. Und das Individuum im Sinne eines vom Ewigkeitsdienste abgelösten Daseins ist reinster Intellekt. Nur das Produkt des Intellekts kann Anfang und Ende haben und ohne Einfluß auf das ewige Werden sein. Der abgelöste Intellekt ist sich selbst genug. Der Phantasie des Intellektuellen bieten die mit dem Ewigkeitsdienste gewordenen Vorstellungswelten, die religiösen, metaphysischen und moralischen, kein Gefühlserlebnis mehr. Was in ihr an Ewigkeiten lebt, ist Erbschaft an organischem Vermögen, das peinlich genau ausgegeben wird, ohne fortpflanzungsfähigen Rückstand.

Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Diese pflichtentbundene Phantasie ist auch von allen Möglichkeitsgrenzen entbunden. Sie kennt in der Welt der zeitlichen Gebilde keinen Wertunterschied mehr. Kunstästhetisch ist ihr alles gleich „schön", indem sie es in ungegenständliche Eindrücke auflöst. Moralästhetisch ist ihr alles gleich „gut und böse", indem sie es in seine unpersönlichen Ursachen zersetzt, dank den glaublich gefundenen allgemeinen Naturgesetzen, die naturästhetisch alles im Hinblick auf Zweckmäßigkeit, Schönheit, Ursache und Wirkung auf eine einzige Wertstufe setzen. Der Schluß wird sein: es gibt keine Werte mehr. Der einzige Sinn des „Zerbrechens der alten Tafeln".

Aber will nicht auch diese Phantasie noch über die feststellbare Wirklichkeit hinaus? Nur scheinbar ist es die Fülle der neuen Gebilde, die sie überwältigt. Auch sie stammt ursächlich aus dem Innern, muß den wissenschaftlichen Fund, das technische Neuland erst zum „Wunder" machen, um es zu erleben. Der monistische Scharlatan tut es durch marktgängige religiöse Phrasen, der Dichter aber legt die letzten Fasern seiner Empfänglichkeit bloß. Er bietet noch plastische Kräfte in subtilsten Tiefen, in die kein Gedanke mehr Einlaß fände. Er findet noch eine Sprache für Sinnesberührungen, aus denen, vorwärts sich entwickelnd, niemals eine Sprache hätte entstehen können.

„Die weiße Yacht" des Dänen Otto Rung schwingt in diesen unfaßbaren Teilbarkeiten, in denen auch das Gröbste sich als entwirklichtes Wunder spiegelt. Da ist nichts mehr von Gefühlen menschlicher Ganzheit, von räumlich-zeitlichen Erlebensbedingungen; kein von aufeinanderschlagenden Willenskräften vertretenes, sich in Freuden und Schmerzen erhebendes Gefühl; keine Phantasie, die auf dem Boden ewiger Werdekräfte erblüht. Teilgefühle, Sinnesschwingungen, Eigenschaften, die kaum zu dem zu gehören scheinen, aus dem heraus sie handeln, strömen ankämpfend durcheinander, kaum jemals stark genug, das Individuum zu einer Handlung um sich zu sammeln, deren flüchtig vorausgefallener Schatten schon von den Folgen satt macht, ehe sie geschah. Otto Rungs Bücher*), in ihren Stoffen die ganze moderne Welt durchstreifend, lassen den unwirklichen Duft eines Traumes zurück, von dem wir garnicht wünschten, ihn in Wahrheit zu erleben. Einen Duft, der uns poetisch umschwebt, wenn seine Quelle in unserem Gedächtnis schon erloschen ist. So schwach und zart sind die Organe, in die die Phantasie des Intellekts sich zurückzog.

Hermann Gottschalk

*) „Die weiße Yacht" und „Das Vermächtnis des Frank Thauma", beides bei Ruetten und Loening in Frankfurt am Main.

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Wolters, für den Inseratenteil Fritz Roeßler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I. — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Kiefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hat das Kongogebiet eine Zukunft?

(Eine Unterredung mit Herrn de Meulmeester, Generalkommissär des Kongostaates)

Von Dr. Oskar Friedrich Luchner

Über die Entwicklungsmöglichkeiten der ungeheueren Landkomplexe zu beiden Seiten des Kongostromes — die durch die politischen Ereignisse in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt wurden — sind zurzeit zwei divergierende Anschauungen im Umlauf. Von der einen Seite wird behauptet, daß dem Kongogebiete eine schier unbegrenzte wirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit zukäme, weshalb ein deutscher Landerwerb im Gebiete des Kongo einem solchen in Südmarokko gleichwert, ja sogar überwert erachtet werden müsse, von anderer Seite wird die Zukunftsbedeutung des Kongogebietes als europäische Kolonie ebenso entschieden bestritten.

Da ist es denn wohl von großem Interesse, ein maßgebendes Urteil über diese für Deutschland voraussichtlich noch recht wichtig werdende Frage zu hören. Und zwar stammt es vom derzeitigen Generalkommissär des belgischen Kongostaates, Herrn de Meulmeester, mit dem ich im Sommer zu Karlsbad ein sehr anregendes Gespräch über die Verhältnisse am Kongo zu führen Gelegenheit hatte. Die Mitteilungen des Herrn de Meulmeester werden in ihrer Bedeutung nicht verringert, weil sie hauptsächlich die Verhältnisse im belgischen Kongogebiete berühren, sie werden dadurch im Gegenteile maßgebender; es wäre unrichtig, die Zukunft des Kongolandes nach dem wirtschaftlichen Stande des französischen Teiles zu beurteilen, der systematisch vom Mutterlande vernachlässigt, sich allerdings recht unerfreulich repräsentiert. Wollen wir erfahren, was aus dem Kongolande gemacht werden kann, so müssen wir das von den geschäftstüchtigen Belgiern verwaltete Territorium betrachten. Doch nun habe Herr de Meulmeester, der sich auf einem Erholungsurlaub in Europa befand, selbst das Wort.

Der Generalkommissär, ein freundlicher, noch ziemlich jugendlich aussehender Herr von unverkennbarem vlämischen Typ, erzählte mir zuerst, daß er nunmehr das fünfzehnte Jahr in Kongo zugebracht habe.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Der Kongo ist ja schon vor Jahresfrist stark in den Vordergrund des europäischen Interesses gerückt, als von englischer Seite neuerdings die Ihnen, Herr Generalkommissär, gewiß bekannten Angriffe gegen die europäische Verwaltung erhoben wurden."

„Angriffe, die jeder Berechtigung entbehren. Möglich, daß früher hie und da Mißgriffe vorgekommen sein mögen, bei der Kolonisierung eines Reiches von zweieindrittel Millionen Quadratkilometer und zwanzig Millionen Einwohner werden solche stets unvermeidlich sein. Heute, da die Verhältnisse konsolidiert, sind alle in sehr durchsichtiger Absicht in die Welt gesetzten Meldungen von schlechter Behandlung der Eingeborenen, wenigstens im belgischen Kongo, böswillige Verleumdungen. In keinem afrikanischen Kolonialreiche geht es den Eingeborenen so gut wie im Kongostaate. Sie sind auch durchwegs mit ihrem Zustande zufrieden und leben mit uns im besten Einvernehmen. Wie wäre es auch sonst möglich, mit einem Polizei- und Militärstande von 16000 Mann — noch dazu mit Ausnahme der Offiziere lauter Eingeborene — 20 Millionen Neger, die zu den wildesten und kriegerischsten ihrer Rasse gehören, zu beherrschen?"

„Dieses gute Verhältnis bestand aber, wenn ich mich an die Ergebnisse der Untersuchungskommission vom Jahre 1905 richtig erinnere, auch im belgischen Kongogebiete nicht immer?" wandte ich ein.

„Gewiß nicht. Das frühere Verwaltungssystem — als der Kongo noch eine Privatkolonie König Leopolds oder richtiger der Association internationale du Congo war — wies schwere Mängel auf, die geeignet waren, unter einem großen Teil der Eingeborenen eine gewisse Mißstimmung gegen die europäische Verwaltung hervorzurufen. Schon die auf Grund der Berichte der Kongountersuchungskommission von der früheren Regierung durchgeführten Reformen waren dazu angetan, den berechtigten Klagen der Eingeborenen Rechnung zu tragen. Eine durchgreifende, ja geradezu umwälzende Änderung des Verwaltungssystems wurde allerdings erst seit dem Zeitpunkte möglich, als der Kongo in den Besitz des belgischen Staates überging und damit auch seine Verwaltung unter die Kontrolle des belgischen Parlamentes kam."

„Von gegnerischer Seite wird das Bestreben der europäischen Verwaltung nach Einführung von Reformen wohl anerkannt, aber mit der Einwen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dung entwertet, daß die Reformen zum großen Teile am Papiere stehen geblieben seien."

Der Generalkommissär lächelte. „Sie dürfen überzeugt sein, daß ich es Ihnen ungescheut eingestehen würde, wenn es so wäre. Denn wir könnten uns wohl mit Recht darauf berufen, daß selbst in europäischen Staaten weitgehende Reformen nicht von heute auf morgen durchzuführen sind und eine längere Zeitdauer in Anspruch nehmen. Wenn es uns im Kongo gelungen ist, das Reformwerk im Laufe von kaum zwei Jahren zu bewerkstelligen, so verdanken wir es vielleicht nur dem Fehlen des großen bureaukratischen Apparates, der die Verwaltung des europäischen Staatsgebildes so überaus kompliziert und erschwert."

„Worin bestehen die Hauptpunkte dieses Reformwerkes?"

„Früher, ich meine zur Zeit, als der Kongostaat im Eigentum der Assoziation stand, wurde von den Eingeborenen zwangsweise Kautschukarbeit verlangt. Der gesamte Kautschuk ward als Staatseigentum erklärt. Die Eingeborenen mußten die Steuern in Kautschuk an den Staat abliefern, der selbst den Preis, um den er den Kautschuk als Zahlung annahm, vorschrieb. Ein System, das natürlich zu mancherlei Mißständen führen mußte. Dessen Beibehaltung aber durch den Umstand entschuldigt wird, daß es jahrzehntelanger Kolonisationsarbeit bedurfte, um den Eingeborenen den Begriff des Geldes klarzumachen. Solange sich die Neger weigerten — und das war bis vor wenigen Jahren der Fall — Geld für ihre Waren anzunehmen und selbe nur gegen Tauschwaren abgaben, konnten auch die Steuern von ihnen nicht anders als durch Naturalien einbringlich gemacht werden. Heute werden die Steuern von den Eingeborenen in Geld entrichtet. Dem Staate steht das Eigentum an den Wäldern zu, die Ausnützung und Gewinnung von Kautschuk ist aber mit Ausschluß der Europäer den Eingeborenen vorbehalten und völlig freigestellt. Eine Pflicht zur Ablieferung an den Staat besteht nicht mehr, es steht ihnen frei, den gewonnenen Kautschuk zu einem ihnen beliebigen Preise an die Händler (meist Belgier, aber auch Franzosen und Engländer) zu verkaufen. Die Steuern sind so niedrig bemessen (von 10 bis höchstens 20 Franken pro Kopf und Jahr), daß sie durch einen einzigen Fischzug im Kongo oder durch eine zweitägige Kautschukarbeit hereingebracht sind. Dafür garantiert der Staat den Eingeborenen ihr Eigentum, ihre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freiheit und Sicherheit. Es kann also wohl von einer Ausbeutung oder Bedrückung der Neger nicht die Rede sein."

„Und wie verhalten sich die Eingeborenen zu dieser Umwälzung im Verwaltungssystem?"

„Sie sind heute im belgischen Gebiete durchaus sehr zufrieden mit der Regierung, während sie früher sehr verbittert waren und dazu ja auch, wie nicht zu leugnen ist, berechtigte Ursache hatten."

„Wie weit geht die Ingerenz, die der Kongostaat auf die heimischen Organisationen der Eingeborenen nimmt?"

„So wenig weit als nur möglich. Unsere Tendenz geht dahin, uns möglichst wenig in die internen Angelegenheiten der Eingeborenen zu mischen. Wir respektieren die bestehenden Häuptlings- und Stammesverbände und würden es für sehr unklug und auch äußerst schwierig halten, direkt durch staatliche Behörden mit den Eingeborenen zu verkehren. Jedem Dorfe steht ein Häuptling vor, der für seine Untertanen gegenüber der Regierung verantwortlich ist. Mehrere Dörfer bilden eine Cheferie — eine Bezirkshauptmannschaft, wenn sie wollen — der wiederum ein eingeborener Häuptling aus eingeborenem Geburtsadel vorgestellt ist. Wenn die Regierung nun etwas durchsetzen will, so richtet sie ihren Befehl an den Bezirkshauptmann, der ihn auf Grund seiner eigenen Machtvollkommenheit wiederum den Dorfhäuptlingen übermittelt. Auf diese Weise sparen wir nicht nur eine teuere Beamtenorganisation, wir vermeiden auch das Entstehen einer feindlichen Haßstimmung gegen die unmittelbar befehlenden staatlichen Behörden."

„In unserer Zeit, da die Auflehnung gegen die, durch den modernen Überpolizeistaat auf das Äußerste getriebene Einschränkung der persönlichen Freiheit immer stärker wird, eigentlich ein idealer Zustand. Der Staat verlangt seine Steuern und läßt im übrigen seine Bürger völlig ungeschoren. Wie stellt sich der Kongostaat zu den schwierigen Fragen des Rechtes und der Bildung? Bekennt er sich auch diesbezüglich zu dem System der Nichteinmischung in die bestehenden Zustände?"

„Das würde denn doch zu weit gehen und uns den Vorwurf eintragen, daß wir es unterlassen, den Eingeborenen die Segnungen der europäischen Kultur zugänglich zu machen. Die Gerichtsbarkeit wird von Europäern nach europäischem Rechte, im belgischen Kongo also nach belgischem, ausge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

übt, und es gilt dasselbe Recht für Schwarze und Weiße. Mit den Schulen steht es heute freilich noch schlecht. Bisher gab es nur Missionsschulen. Abgesehen von den Militärschulen, in denen die einheimischen Soldaten und Unteroffiziere Unterricht im Lesen und Schreiben und im Französischen — der Amts- und Militärsprache des Kongostaates — erhalten. Erst in letzter Zeit wurde mit der Errichtung von Staatsvolksschulen begonnen."

„Erweisen sich die Eingeborenen des Kongogebietes denn überhaupt geeignet zu kultureller Höherbildung?"

„Gewiß. Allerdings nur innerhalb der Grenzen ihrer Naturanlage. Die Neger an den Kongoufern sind fast durchwegs sehr intelligent. So zeigen die Kinder in den Staatsvolksschulen eine überraschende Auffassungsfähigkeit. In einer Woche können Sie bereits das Alphabet, in einem Monate lesen. Allerdings nimmt ihre geistige Kapazität mit Eintritt der Pubertät rapid ab und wird auch durch einen unglaublichen Hang zur Faulheit stark entwertet."

„Halten sie nach ihren Erfahrungen, Herr Generalkommissär, die Möglichkeit, den Eingeborenen gleiche politische und staatliche Rechte wie den Europäern zu gewähren, für gegeben?"

„Warum nicht? Allerdings nicht heute. Vielleicht in zweihundert, vielleicht in drei- oder vierhundert Jahren. Nichts ist für die afrikanische Kolonisation gefährlicher, als überstürzung des Fortschrittes. Übereilung der Entwicklung ist der schwerste Fehler, den wir Europäer begehen könnten. Langsam aber stetig, das muß die Devise in der afrikanischen Entwicklung bilden. Heute den Negern gleiche politische Rechte wie den europäischen Farmern einzuräumen, könnte nur ein Phantast, der keine Ahnung von den in Betracht kommenden Verhältnissen hat, fordern. Die einzig richtige Behandlung der Neger ist derzeit die eines Vaters gegenüber Kindern. Wohlwollen, Festigkeit, Geduld und wieder Geduld, wie ja jeder Erfolg in Afrika von der Geduld abhängig ist."

„Als die Abtretungsverträge zwischen Belgien und König Leopold zustande kamen, konnte man vielfach die Ansicht hören, daß Belgien mit dem Geschenke seines Königs ein recht schlechtes Geschäft gemacht hätte."

„Die Behauptung kann für jeden, der die Verhältnisse kennt, nur lächerlich sein. Der belgische Staat soll ein schlechtes Geschäft mit dem Kongo gemacht haben!" Der Generalkommissär wurde lebhaft. „Ich sage Ihnen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein so glänzendes Geschäft hat überhaupt noch nie ein Staat gemacht wie Belgien mit dem Kongo, der nicht nur die schönste, sondern auch die reichste afrikanische Kolonie ist. Bis 1901 hat der belgische Staat zur Deckung des Defizites 108 Millionen und seither 2 weitere Millionen vorgestreckt. Heute arbeitet der Kongo bereits mit Überschuß. Ich bitte Sie, was sind 110 Millionen Investitionskapital für die Kolonisation eines Gebietes von Zweieindrittel Millionen Quadratkilometer mit 20 Millionen Einwohnern! Die unerschöpflichen Naturschätze des Kongos sind heute noch unbehebbar, weil die Kommunikationsmittel, Wege und Bahnen fehlen. Nirgends auf der Erde gibt es solche unermeßliche Kupferlager wie in Katanga. Wo es blank zu Tage liegt, so daß man es nur auf die Waggons zu werfen braucht. Wenn die Bahn dorthin ausgebaut sein wird, dann werden die Minen von Katanga den Marktpreis des Kupfers für die ganze Welt bestimmen. Dazu der Reichtum an Pflanzenprodukten, an Elfenbein und Nutzwild. Der Kongo geht einer großen Zukunft entgegen."

„Seitens der Gegner des Kongostaates wird darauf hingewiesen, daß im Widerspruch zur Kongoakte, in der allen Staaten Handelsfreiheit und Freizügigkeit verbürgt erscheint, die europäische Industrie vom Importhandel faktisch durch Monopolerteilung an einzelne Handelsgesellschaften so gut wie ausgeschlossen ist."

„An diesen Behauptungen ist wohl nur richtig, daß tatsächlich der Export- und Importhandel heute zu 80 Prozent in belgischen Händen sich befindet. Aber nicht weil die Kongoregierung den Ausländern unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legte, sondern weil bisher nur Belgier — von ein paar französisch-englischen Gesellschaften abgesehen — sich an dem Handel beteiligten. Man wird loyaler Weise dem Kongostaate keinen Vorwurf machen können, daß er diesen Zustand nicht zu ändern suchte, im Gegenteil ihn mit günstigen Augen ansah. Die Kolonisation hat Millionen und Millionen und noch mehr Mühe und Ausdauer gekostet, wer hat diese vorgestreckt? Belgien. Kann man es daher unbillig erachten, kann man es verdenken, wenn es nun auch einen Gewinn dafür haben möchte? Wir legen weder den Deutschen, noch den Engländern, wenn sie sich im Handel versuchen wollen, etwas in den Weg, aber wir rufen sie nicht, wenn sie nicht spontan kommen. Das ist alles."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Halten Sie dafür, daß für die deutsche Industrie Importchancen bestünden?"

„Warum den nicht? Gewiß. Der gegenwärtige Anteil der deutschen Industrie am Import ist relativ sehr gering. Der deutsche Import beträgt kaum 5 Prozent der Gesamteinfuhr, die bereits voriges Jahr 21 Millionen überstieg. Ich sehe aber nicht ein, warum darin nicht eine Änderung eintreten könnte."

Im Laufe der Unterredung kam das Gespräch auf die Jagd. Ich erkundigte mich, ob die Gefahr, daß der Wildstand Zentralafrikas durch das Jagdfieber der Europäer vernichtet werde, wirklich so akut sei, wie man vielfach lesen konnte. Der Generalkommissär verneinte dies. Es habe eine Zeitlang diese Gefahr, hauptsächlich für die Elefanten, wohl bestanden, sie sei aber durch energische Schutzmaßregeln, wenigstens was den Kongostaat betreffe, beseitigt worden. Der Abschuß weiblicher Elefanten sei unter hohe Geldstrafe gestellt, der der Männchen auf eine bestimmte Zeit eingeschränkt und an die Lösung von Jagdkarten, die ziemlich teuer sind (so für zwei Stück 500 Franken, dazu noch weitere 20 Franken für jeden europäischen und 70 Franken für jeden eingeborenen Jagdbegleiter) gebunden. Den Eingeborenen sei die Jagd von Elefanten überhaupt untersagt, sie seien nur berechtigt, im Falle des Einbruches in ihre Dörfer die Tiere mit Schreckschüssen zu verjagen oder im Falle der Notwehr mit ihren Speeren zu erlegen. In letzterem Falle seien sie aber verpflichtet, die Stoßzähne dem Staate abzuliefern.

„Eine interessante Frage: Ist es den Eingeborenen überhaupt erlaubt, Waffen zu tragen?"

„Oh ja. So viel sie wollen und von welcher Art immer. Auch Gewehre. Nur haben sie für letztere einen Erlaubnisschein, der jährlich 20 Frank kostet, zu lösen."

„Das setzt mich in Erstaunen. Fürchten sie denn nicht, daß sie eines Tages die Waffen gegen die Kolonisten kehren könnten?"

„Diese Möglichkeit ist allerdings nicht ausgeschlossen", antwortete lächelnd der Generalkommissär, „nur ist sie ziemlich harmlos. Wir erlauben ihnen zwar die Gewehre, verbieten aber strengstens den Handel mit Munition. Begreiflicherweise leisten sich daher sehr wenige das Vergnügen, für einen bloßen Stock jährlich 20 Frank zu bezahlen."

„Für die Kolonisten gilt dieses Verbot doch wohl nicht?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Für die Europäer natürlich nicht. Wie die Kolonisten überhaupt in jeder Hinsicht auf das möglichste begünstigt werden. So erhalten sie im belgischen Kongo von der Regierung Staatsland, den Hektar um 2 Frank, unter der Verpflichtung, binnen fünf Jahren die Hälfte des gekauften Grundes urbar zu machen."

„Das führt mich zu einer in letzter Zeit in der deutschen Presse vielfach erörterten Frage, ob es zweckdienlich sei, Verbrecher nach den afrikanischen Kolonien zu deportieren und dort anzusiedeln?"

„Diese Idee halte ich für gänzlich undiskutabel und verfehlt. In Afrika bedarf man nicht geringerer, im Gegenteil man bedarf höherer moralischer Qualitäten als in einem europäischen Kulturstaate, wo der Einzelne unter der Masse verschwindet. Der Neger ist geneigt, das Verhalten des einzelnen Weißen sofort mit dem der Gesamtheit zu identifizieren. Wir müssen daher strenge darauf sehen, daß weder seitens der Kolonisten noch der Beamten irgendwelche Ausschreitungen oder übergriffe vorkommen. Wie weit diese Anforderungen gehen, mag Ihnen beweisen, daß es den unverheirateten Beamten strenge untersagt ist, eine Frau, sei es eine Eingeborene oder Weiße, bei sich zu haben. Wie sollte man aber von einer Verbrecherkolonie derartige Selbstzucht verlangen können?"

Zum Schlusse streift das Gespräch noch das politische Gebiet. Wir sprachen davon, ob nicht den britischen Angriffen gegen den Kongostaat die Endabsicht einer Annexion unterschoben werden müßte.

Der Generalkommissär stand auf. „Das ist eine Frage, die ich begreiflicherweise weder bejahen noch verneinen kann. Es ist meines Dafürhaltens wohl möglich, daß in gewissen Kreisen der englischen Industrie die Realisierung dieser Idee als sehr wünschenswert erachtet würde, an eine tatsächliche Gefahr kann ich bei dem objektiven Blick der Britten für die kolonialen Verhältnisse nicht glauben.

England hat heute mit seinem derzeitigen Kolonialbesitze bereits genug zu tun und trägt schwerlich Verlangen, sich diese Last noch zu vergrößern. Die Kongoakte gewährt ihm ja ohnedies im Kongostaate volle Handelsfreiheit. Der Kongostaat bedeutet für Afrika dasselbe, was Belgien zwischen Frankreich und Deutschland bedeutet: Das Gleichgewicht und die neutrale Zone zwischen den übrigen europäischen Kolonien."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Und liegen die Verhältnisse im französischen Kongoterritorium gleich wie im belgischen?"

„Warum nicht? Dasselbe Land, dasselbe Klima. Heute steht der französische Kongo allerdings hinter dem belgischen weit zurück. Ich zweifle aber nicht, daß es deutschem Fleiße gelingen würde, ihn binnen kurzer Zeit auf die gleiche Höhe der Entwicklungsmöglichkeit zu bringen. Den Deutschen rühmt man doch auch den Besitz jener Tugend nach, die für den europäischen Kolonisator in Afrika die erste und die letzte ist: Geduld."

Damit war das Gespräch zu Ende und Herr de Meulmeester wanderte zu den heilbringenden Quellen, die ihn bewogen hatten, eine Reise von fünfundvierzig Tagen von seiner Residenz am Kongo nach Europa anzutreten.

Ein Skandal

Von Rechtsanwalt Wolfgang Heine, M. d. R.

Der Prozeß gegen den Grafen Wolff-Metternich kann nicht ohne politische Nachklänge bleiben. Schon jetzt suchen die Antisemiten den toten Leichnam ihrer Politik mit den Moschusdüften des Hauses Wolf Wertheim wieder zum Leben zu bringen, und sie möchten für die Maßlosigkeiten hysterischer Frauen und die Narrheiten des Protzentums Bevölkerungskreise verantwortlich machen, die sich mit einer fast ängstlichen Beflissenheit von jeder Berührung mit solchem Treiben fernhalten.

Ganz leicht wird diese politische Ausnutzung den „echtdeutschen" Sittenpredigern freilich nicht werden, denn das Licht, das der Prozeß auf gewisse Teile des durch und durch antisemitischen Offiziersadels geworfen hat, ist wahrlich nicht schön. Aber was macht das dieser Sorte von Moralisten! Mit frommem Augenaufschlag werden sie die „Verirrung" bedauern, daß germanische Offiziere in jüdische Häuser gingen, aber von der eigentlichen Wurzel des übels werden sie schweigen, von der Ehrlosigkeit die darin liegt, im ödesten, geistlosen Luxus drauf los zu leben, und sich dann durch eine reiche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heirat zu „rangieren", auf deutsch, sich von Leuten aushalten zu lassen, die man sonst über die Achsel ansieht. Ob man das Geld nun von einem Juden nimmt oder von einem deutschen „Koofmich", wie der feine Sprachgebrauch sich ausdrückt, sollte wohl gleichgültig sein.

Daß solche Arrangements in diesen Kreisen nicht als anstößig gelten, ist im Prozeß von verschiedenen Seiten erklärt worden, übrigens eine alte Sache; der Vorsitzende bemerkte mit Humor, daß das Gericht wisse, wie es in „der Welt" zugehe. Immerhin scheinen wir auch auf diesem Gebiete zeitgemäße Fortschritte zu erleben. Ich kannte einen, der von seinem künftigen Schwiegervater zu Weihnachten nichts als eine Zigarrentasche bekommen hatte, die er, entrüstet über solche Schmutzigkeit, noch am selben Abend seinem Burschen schenkte. Dieser ehrliche Junge brachte dann seinem Herrn die ersehnten Banknoten, die der Schwiegervater diskret in die Falten versteckt hatte. Das war vor zwanzig Jahren. Heut ist man nicht mehr so zimperlich. Ein aktiver Leutnant findet regelmäßig jeden Monat seinen Tausendmarkschein im Gedeck und schiebt ihn in die Manschette, während der Diener die Suppe reicht. Am heiligen Abend bekommt er einen ganzen Korb voll Geschenke in die Kaserne; die ihm als „Weihnachten" zugesicherten zweitausend Mark aber erhebt er schon drei Monate vorher. Und noch köstlicher ist die Entschuldigung, die er vorbringt, um seine Offiziersehre zu retten, er habe die Damen, deren Bekanntschaft er so ausgenutzt hatte, später „auffällig geschnitten".

Auch wer sich von übertreibenden Verallgemeinerungen fernhält, wird in diesen Auswüchsen doch das charakteristische Verfallzeichen einer Aristokratie erkennen, die auf Grund ihres Namens oder ihres „Rockes" oder auch ihrer „Gesinnung" äußere Ansprüche auf Vornehmheit erhebt, ohne geistig oder wirtschaftlich eine wirkliche Führertätigkeit zu leisten.

Jeder Versuch der Reaktion, aus Anlaß des Metternichprozesses scheinheilig von der Korruption der Großstadt zu reden, würde auf die „Edelsten und Besten" zurückfallen; erinnert man sich der Enthüllungen über das, was in diesen Kreisen möglich ist, die durch die Fälle des Rittmeisters von Krosigk, des Majors von Schönebeck, die Zeugen in den Harden- und Eulenburgprozessen und manche andere Gerichtsverhandlung erbracht worden sind, so kommt am Ende eine ganze Masse zusammen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht ausbleiben wird jedenfalls der Versuch, den Prozeß für eine Beschränkung der Verteidigung, namentlich des Beweisrechtes im Strafverfahren auszuschlachten. Bekanntlich fordert die Reichsregierung eine solche Verschlechterung der Rechte des Angeklagten in der dem Reichstag noch vorliegenden Strafprozeßnovelle. Der Reichskanzler und der preußische Justizminister haben diese „Reform" für unerläßlich erklärt, weil die Verteidigung in den Moabiter Prozessen enthüllte, welche Rolle Organe der Polizei bei den Unruhen gespielt hatten.

Die Hoffnung, mit Hilfe der schwarzblauen Mehrheit noch diesen reaktionären Handstreich durchzuführen, der ein für allemal die Bureaukratie vor solchen unangenehmen Bloßstellungen schützen soll, ist offenbar der einzige Grund, weshalb die Regierung und die ihr um jeden Preis ergebenen Parteien darauf drängen, die Strafprozeßordnung noch in der jetzt beginnenden Tagung des Reichstags durchzuhetzen. Einflußreiche Leute aus der Beamtenschaft suchen die öffentliche Meinung in diesem Sinne zu bearbeiten, namentlich die Deutsche Juristenzeitung, die immer mehr zum Sprachrohr der reaktionären Bureaukratie wird, ist in diesem Sinne tätig. Schlimm genug, daß sogar „Fortschrittler", wenn auch nur vereinzelt, in dasselbe Horn stoßen. Es wäre allerdings die höchste Zeit für solche Anschläge. Nach den Wahlen kann die Regierung nicht mehr auf einen Erfolg hoffen.

Deshalb wird man sich auf die Ausdehnung der Beweisaufnahme im Metternichprozesse berufen.

Auch der Widerwille gegen die Erörterung ekliger Privatverhältnisse vor Gericht, der sich schon nach den Hardenprozessen regte, wird wieder wie damals ins Feld geführt werden, um das Recht der Verteidigung auf Beweisaufnahme einzuschränken.

Deshalb muß schon jetzt konstatiert werden, daß die unerquickliche Ausdehnung der Beweisaufnahme im Metternichprozesse unumgänglich war, weil die Staatsanwaltschaft dem Angeklagten nicht geglaubt hatte, daß er ernsthafte Hoffnungen auf eine Verbindung mit der Familie Wertheim hegen durfte.

Nachdem Frau Wertheim ebenfalls dem Angeklagten jede Berechtigung zu solchen Hoffnungen bestritten hatte, blieb keinem der Beteiligten etwas anderes übrig als die Vernehmung von Zeugen über die Art des Verkehrs

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Angeklagten in diesem Hause und über die Glaubwürdigkeit der Frau Wertheim.

Der Fehler liegt nicht in den Bestimmungen über die Hauptverhandlung sondern in erster Reihe in der Unzulänglichkeit unserer schriftlichen und geheimen Voruntersuchung. Alles was in der Hauptverhandlung mit mehr oder weniger Lärm und üblem Duft über die Beziehungen des Grafen Wolff-Metternich zu den Wertheimschen Frauen erwiesen worden ist, hätte schon in der Voruntersuchung festgestellt werden müssen, wenn sie durch Zeugenvernehmung in Gegenwart der Verteidiger und des Angeklagten geführt wurde. Dann hätte die Öffentlichkeit von allen diesen Dingen verschont bleiben können, denn die Staatsanwaltschaft hätte von vornherein eingesehen, daß man den guten Glauben des Angeklagten, er werde Frau Dolly Pinkus heiraten, nicht widerlegen könne, und daß alle Anklagefälle ausscheiden müßten, für die das erheblich wäre.

Nun hätte freilich meines Erachtens die Staatsanwaltschaft auch schon bei dem jetzigen mangelhaften Ermittlungsverfahren genug Ahnung bekommen können, um diese Teile der Anklage nicht erst zu erheben. Hier aber zeigt sich ein weiterer Mangel unseres Verfahrens, die Neigung der Staatsanwaltschaft, in jede Anklage auch entbehrliche und zweifelhafte Fälle mit hineinzuziehen, in der Meinung, es könnte doch vielleicht dabei etwas herauskommen und jedenfalls könnte es nichts schaden. Ich gebe zu, daß der eigentliche Grund dieser Unsitte in dem gesetzlichen Legalitätsprinzip, dem Anklagezwang beruht. Dieser hält auch allzu häufig Staatsanwälte ab, noch im Hauptverfahren aussichtslose Anklagen fallen zu lassen. Trotzdem wäre in diesem Prozeß etwas mehr Zurückhaltung möglich und wünschenswert gewesen.

Freilich möchte ich auch nicht verschweigen, daß ein noch viel größerer Mangel an Zurückhaltung auf seiten der Verteidigung zutage getreten ist. So berechtigt, ja verpflichtet die Verteidigung war, nach der Aussage der Frau Wertheim in der ersten Verhandlung ihre Beweisanträge zu stellen, so leicht wäre es in der zweiten Verhandlung gewesen, sich nach kurzer Zeit mit der Staatsanwaltschaft und dem Gericht zu verständigen, daß die Pumpgeschäfte aus der Zeit des Verkehrs mit Frau Dolly Pinkus ausgeschaltet würden. Es konnte schon bald nicht zweifelhaft sein, daß das Gericht den Grafen von diesen Anklagepunkten freisprechen müßte. Dann aber lag es im dringendsten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Interesse des Angeklagten, das widerliche Spiel so bald als möglich abzubrechen.

Die Verteidigung hat eine höhere Verantwortung als die Staatsanwaltschaft. Geht eine Anklage schief, so kostet es bloß das Geld des Staates, geht den Staatsanwalt aber nichts weiter an. Der Verteidiger ist verantwortlich für die Person seines Klienten; der trägt den Schaden, wenn etwas versehen wird.

Daß die ganze Art, wie Graf Wolff-Metternich über seinen Verkehr mit der Tochter der Frau Wertheim sprach, und der Einblick in die jammervolle Rolle, die er und andere Aristokraten in diesem Hause spielten, ihm nur schaden konnten, sagte die einfachste kriminalistische Überlegung. Die Preisgabe der Intimitäten der krankhaft veranlagten jungen Frau mußte auf das Gericht einen geradezu scheußlichen Eindruck machen. Die Freisprechung in den Fällen, die von Metternichs Hoffnungen auf die Hand der Frau Pinkus abhingen, konnte man ohne das haben. Die Verurteilung in den anderen Fällen ließ sich dadurch nicht verhindern, ja, es unterliegt keinem Zweifel, daß der peinliche Eindruck auf die Verurteilung in dem recht zweifelhaften Falle Horch und auf die Höhe des Strafmaßes eingewirkt hat. Denn die Strafe ist mit Rücksicht darauf, daß es sich um einen pathologischen Phantasten und bisher noch nicht bestraften Menschen handelte, höher als nötig gewesen wäre.

Die Verteidigung wird auch nicht dadurch entschuldigt, daß der Angeklagte selber dieses Vorgehen verlangt hat. Der Verteidiger versteht in den meisten Fällen das Interesse des Angeklagten besser zu beurteilen als dieser selbst, und er hat seine Mitwirkung zu verweigern, wenn der Klient sich selbst schädigt. Außer bei ausgesprochen Geisteskranken kommt es auch kaum je vor, daß ein Angeklagter auf vernünftige Vorschläge seines Verteidigers nicht einginge.

Dieser Mißgriff der Verteidigung im Metternichprozesse wird von der Anwaltschaft fast durchweg gemißbilligt und ist um so bedauerlicher, als er den Gegnern der Advokatur den Vorwand gibt, der Verteidigung Reklamesucht und andere unlautere Motive nachzusagen.

Zu Änderungen der Gesetzgebung wäre natürlich auch dann kein Anlaß, wenn die Vorwürfe in diesem Umfange berechtigt wären. Die Grenzen zwischen der notwendigen Schärfe der Wahrnehmung der Interessen der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Klienten und überflüssiger oder gar schädlicher Übertreibung zu finden, ist Sache des persönlichen Taktes und der Erfahrung. Durch gesetzliche Bestimmungen kann man diese Eigenschaften nicht eintrichtern. Sicherlich würde man durch Beschränkung der Rechte der Angeklagten nur erreichen, daß eine sachliche, unter höheren Gesichtspunkten betriebene Art der Verteidigung gehindert würde, und daß der Tätigkeitsdrang der Verteidiger sich gerade deshalb auf allerhand Advokatenmätzchen würfe.

Lottchens Geburtstag

Lustspiel in einem Akt von Ludwig Thoma

Personen

Geheimrat Doktor Otto Giselius, Universitätsprofessor
Mathilde, seine Frau
Lottchen, beider Tochter
Cölestine Giselius, Schwester des Geheimrats
Doktor Traugott Appel, Privatdozent
Babette, Köchin bei Giselius

Ort: Kleine Universitätsstadt — Zeit: Gegenwart

Erste Szene

Großes Zimmer Gemütliche Einrichtung im Biedermeierstil; weiße Vorhänge an den Fenstern. Rechts ein runder Tisch, ein Kanapee, mehrere Stühle; vor einem Fenster ein Lehnstuhl; ein Flügel rechts. Eine Türe in der Mitte, eine Türe links.

Frau Giselius stellt auf einen weißgedeckten kleinen Nebentisch ein Blumenbukett und ordnet einige Geschenke, die dort liegen.

Professor Giselius tritt durch die Mitte ein. Nun frage ich zum drittenmal, wo sind meine Zeitungen?

Frau Giselius sich halb umwendend: Dort auf'm Flügel.

Professor Giselius: M—ja, richtig. Nimmt sie weg. Es ist merkwürdig, daß ich jeden Tag eine Forschungsreise nach meinen Morgenblättern machen muß. Warum liegen sie nicht in dem dazu angebrachten Behälter?

Frau Giselius: Weil sie der Herr Geheimrat jed'smal herausnimmt und irgendwohin legt.

Professor Giselius: So? Sich nach ihr umsehend. Was machst du denn eigentlich da, Tildchen?

Frau Giselius: Die Geschenk' richt' ich her.

Professor Giselius: Wem und was wird geschenkt?

Frau Giselius mit leichtem Vorwurf: Unserm Lottche zum Geburtstag.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Professor Giselius: Sieh mal an! Unser Lottchen hat Geburtstag! Du denkst aber wirklich an alles. Er tätschelt ihr die Wange. Man sollte sich derartige Feste schriftlich notieren.

Frau Giselius: Ja, und die Notize verlege.

Professor Giselius setzt sich in den Lehnstuhl und öffnet eine Zeitung. Lottchen hat Geburtstag? Sich besinnend. Sag mal, wäre es nicht angezeigt gewesen, wenn ich mich an den Geschenken beteiligt hätte?

Frau Giselius gemütlich: Eigentlich — ja.

Professor Giselius: Warum sagst du nichts? Du kannst doch den animus donandi bei mir voraussetzen!

Frau Giselius: Nu red' doch net! Seit einer Woche erzähl ich dir, daß wir Lottche was schenke müss'n.

Professor Giselius: Seit einer Woche?

Frau Giselius: Es kann noch länger sei.

Professor Giselius: Dann trifft allerdings mich der Vorwurf der mangelnden Sorgfalt.

Frau Giselius: Ich hab' aber für dich eingekauft.

Professor Giselius: Man heißt das eine negotiorum gestio, eine Geschäftsführung ohne Auftrag, ja.

Frau Giselius auf den Tisch zeigend: Das Tagebuch in Leder gebunde is von dir.

Professor Giselius aufgeräumt: Und dazu legst du ihr meine Abhandlung über die specificatio.

Frau Giselius: Was tut sie mit der?

Professor Giselius vorwurfsvoll: Liebes Kind, hast du eine Ahnung, wie lebhaft die Streitfragen sind? Schon unter Gaius wurden sie aufgerollt ...

Frau Giselius: Also schön, ich leg dei Abhandlung hin.

Zweite Szene

Von links kommt Babette herein; mit aufgekrempelten Ärmeln, hochrot im Gesichte.

Babette: Frau Geheimrat, wie is jetzt? Soll ich en Kaffeezopp mache?

Frau Giselius überlegend: En Zopp?

Babette: Oder en Zimtkuche? Unser Fräulein Lottche ißt'n als zu gern.

Frau Giselius: Was Ihne weniger Arbeit macht, Babettche. Aber wo is denn Lottche?

Babette: Sie is gleich nach'm Kaffee weg, un ich soll der Frau Geheimrat sage, bis elf is se lang wieder daheem, un ich glaub als, sie bringt uns e Präsent heem ...

Frau Giselius: Das sieht dem gute Kind gleich.

Babette: Sie hat so freindlich gelacht, wie sie fort is; aber jetzt muß ich in mei Küch. Hernach mach ich doch en Zimtkuche ... Ab.

Dritte Szene.

Professor Giselius: Tildchen!

Frau Giselius: Ja?

Professor Giselius: Ich denke gerade darüber nach: wie alt wird denn unser Lottchen?

Frau Giselius: Zwanzig. Deswege mache wir's doch festlicher wie sonst.

Professor Giselius: Dann weiß ich, was mir die ganzen Tage her im Kopf umgegangen ist.

Schlägt mit der Hand auf die Stuhllehne. Ja, das war es!

Frau Giselius: Du hast an unser Fest gedacht? Das is nett von dir.

Professor Giselius: Nicht so eigentlich an das Fest ... nein; an etwas anderes, was damit zusammenhängt.

Frau Giselius: Is es wieder dei specicatio?

Professor Giselius: Spe—ci—fi—catio, liebes Kind. Die Verar-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beitung einer res mobilis in neue Formen. Schon die Sabinianer waren der Ansicht . . .

Frau Giselius unterbrechend: Und was hat das mit Lottche zu schaffe?

Professor Giselius zerstreut: Wie?

Frau Giselius: Du sagst, es hängt mit'm Geburtstag zusamme.

Professor Giselius: Du hast meinen Gedankengang unterbrochen . . . Lottchen wird heute zwanzig; du irrst dich darin nicht?

Frau Giselius gemütlich: Nein.

Professor Giselius aufstehend: Dann ist es höchste Zeit. Ja, nun ist mir alles wieder klar, was Butterweck schrieb.

Frau Giselius: Darf ich's net wisse?

Professor Giselius: Du mußt es sogar erfahren. Auf und ab gehend. Es war vor vier Wochen, ich las damals über Familienrecht, ganz richtig, so war es, und da kam mir nun dieser Aufsatz unseres vortrefflichen Butterweck vor Augen und erinnerte mich an eine Pflicht, die ich als pater familias zu erfüllen habe. An eine unabweisliche Pflicht.

Frau Giselius ist neugierig geworden: Willst du net endlich sage — —?

Professor Giselius: Die Sache liegt klar. Aus dem Pflichtenkreise der väterlichen Gewalt resultiert gerade diese Obliegenheit ganz unzweifelhaft.

Frau Giselius ungeduldig: Was für e Obliegenheit?

Professor Giselius: Geheimrat Butterweck hat in zwingender Beweisführung dargetan, daß man seine Kinder über gewisse natürliche Dinge aufzuklären hat. Die Folgen der Unterlassung können schrecklich oder beschämend sein. Bleibt stehen. Und siehst du, Tildchen, diese Verantwortung kann ich nicht übernehmen. Ich werde deshalb unser Lottchen aufklären.

Frau Giselius: Über was willst du sie aufkläre?

Professor Giselius: Nun, über das. Da ihn Frau Giselius noch immer verständnislos ansieht. Über das Zusammenleben, über das eventuelle Zusammenleben mit einem Manne.

Frau Giselius schlägt die Hände zusammen: Haww ich scho so was gehört!

Professor Giselius entschieden: Der Zeitpunkt ist nicht zu früh gewählt. Und nun ist es an mir, ihre Unerfahrenheit zu beheben.

Frau Giselius wie vorher: Hat eens schon so was gehört!

Professor Giselius: Du wunderst dich darüber bloß, weil wir heute zu engherzig erzogen sind. Butterweck weist darauf hin, daß manche Völker des Altertums den jungen Mädchen sogar Unterricht in der Liebe erteilen ließen.

Frau Giselius: Mensch! Otto! Geheimrat!

Professor Giselius: Ich sage das nur zu deiner Beruhigung. Natürlich denkt heute niemand daran, seine Tochter auf zypriſche Weise erziehen zu lassen.

Frau Giselius: Vielleicht kommt Ihr mit eurem Butterweck auch noch so weit! Daß en Mann in deine Jahr sich so Zeug aufschwätze läßt.

Professor Giselius: Tildchen, das verstehst du nicht. Gegen den Aufsatz läßt sich nichts einwenden; er war ganz folgerichtig aufgebaut.

Frau Giselius: Meinetwege, aber mußt dann du so was ernst nehme?

Professor Giselius: Welchen Wert haben erkannte Wahrheiten . . .

Frau Giselius: Ihr schreibt viel, wenn 's Jahr lang is.

Professor Giselius ruhig verweisend: Welchen Wert haben erkannte Wahrheiten, wenn wir sie im Leben nicht anwenden?

Frau Giselius: Und wie du auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Idee kommscht, daß unser Lottche noch extra aufgeklärt werde muß?

Professor Giselius verständnislos: Hm?

Frau Giselius: Wer sagt dir dann, daß sie's nötig hat?

Professor Giselius: Hast du mit ihr darüber gesprochen?

Frau Giselius: I wo!

Professor Giselius: Ich auch nicht. Also?

Frau Giselius: Glaubst du wirklich, daß junge Mädche so was lerne müss'n, wie d' Grammatik?

Professor Giselius: Jedenfalls kenne ich keinen Weg, eine Tatsache mitzuteilen, als den der Schrift oder der Sprache.

Frau Giselius: Giselius!

Professor Giselius: Ja, keinen andern Weg.

Frau Giselius: Guckst du gar nie aus deiner Stub 'raus? Und weißt net mehr, was jung is?

Professor Giselius: Was soll das heißen?

Frau Giselius: Daß man so was fühlt und ahnt ... und ...

Professor Giselius: Bleiben wir bei logischen Begriffen!

Frau Giselius eifrig: Du lieber Gott! Woher's die junge Mädche wisse? Vielleicht singen's ihne die Maikäfer in die Ohre, oder es klingt in der Luft, aber ganz gewiß, an eme schöne Frühlingstag wisse mir alles.

Professor Giselius: Das kann ich mir ja lebhaft vorstellen.

Frau Giselius: Nein! Du kannst dir's net vorstelle. Aber wann du emal Mädche siehst, die lache, und wisse net warum, und die rot werde, und wisse net wie, dann haben sie's g'rad erfahre.

Professor Giselius ironisch: Soo?

Frau Giselius: Ja.

Professor Giselius: Das sind romanhafte Ideen, die ihr weiß Gott woher nehmt.

Frau Giselius: Was mit der Lieb zu tun hat, muß e bißche romantisch sei.

Professor Giselius: Nein, Tildchen! Alles, was wir tun, soll zweckmäßig sein und ...

Frau Giselius: Ich mag so was net höre ...

Professor Giselius: Bitte. Die Ehe ist ein Vertrag. Darf man es dulden, daß ein schwaches Wesen diesen wichtigen Vertrag eingeht, ohne klare Erkenntnis in die Pflichten, den Endzweck et cetera?

Frau Giselius: Das et cetera kommt von selber.

Professor Giselius: Ich wollte nur, du hättest Butterweck gelesen!

Frau Giselius: Bleib mir ewek mit dem!

Professor Giselius: Seine Logik ist zwingend. Frau Giselius macht eine abwehrende Geste. Ja! Sie ist es. Er schreibt zum Beispiel ... warte ... mir fällt es gleich ein ... Nachdenkend. Es ist grausam, jede Generation ihre Erfahrungen immer auf ein neues erringen zu lassen.

Frau Giselius: Das is doch g'rad schö!

Professor Giselius: Was ist schön?

Frau Giselius: Die Erfahrung erringe. Man muß aber schon e Gelehrter sei, wenn em das so schrecklich vorkommt.

Professor Giselius verzweifelt: Da fehlt eben alles Positive!

Frau Giselius: Meinswege.

Professor Giselius: Jeder fest abgegrenzte Vorstellungsinhalt.

Frau Giselius: Überhaupt was brauchst du dich um so Sache zu kümmere? Das kannst du ruhig deim künftige Schwiegersohn überlasse.

Professor Giselius ungeduldig: M—m!

Frau Giselius: Den geht's was an, aber dich net.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Professor Giselius laut und lehrhaft: Wenn nun aber dieser künftige Schwiegersohn ebenso unerfahren ist?

Frau Giselius: Hernach tut er mir leid.

Professor Giselius: Bitte, beantworte mir in strikter Weise meine Frage. Wie dann, wenn er ebenso unerfahren ist?

Frau Giselius die Achseln zuckend: In Gottes Name! Dann könnt'r immer noch komme, du un dei Butterweck.

Professor Giselius: Eine Fülle von peinlichen Momenten wäre die Folge. Für ihn und für sie.

Frau Giselius lacht herzlich. Was müßt das für e Leilaps sei!

Professor Giselius: Mir ist es bitter ernst. Ich weiß persönlich, bis zu welchem Grade man als junger Mann unwissend sein kann.

Frau Giselius gemütlich: Nu also!

Professor Giselius verständnislos: Wie?

Frau Giselius: Und doch is unser Lottche da.

Professor Giselius betroffen: Allerdings. Sie ist da . . . Aber warum sollen wir sie nicht im vorhinein auf eine Stufe der Erkenntnis setzen, die wir erst erklimmen mußten?

Frau Giselius heiter: Otto, wenn du schon die Stuf' . . .

Professor Giselius energisch: Keine Scherze jetzt! Überdies bist du im Irrtum. Ich will dir nur sagen, ich ermangelte damals nicht gänzlich der Erfahrung.

Frau Giselius lustig: Na! Na! Na!

Professor Giselius eindringlich: Nein, Tildchen!

Frau Giselius: Ich glaub' net an dei Jugendsünde.

Professor Giselius: Wer spricht von so was?

Frau Giselius: Weil du sagst, daß du net . . . nu ja, daß du net . . .

Professor Giselius: Daß ich nicht gänzlich der Erfahrung ermangelte. Und ich mache dich mit dieser Tatsache nur deshalb bekannt, weil sie hier nützen kann.

Frau Giselius lustig: Mir isch die Tatsach neu.

Professor Giselius: Ich muß offen und deutlich reden.

Frau Giselius hält sich scheinbar die Ohren zu: Hör uff!

Professor Giselius auf und ab gehend: Es war damals, am Tage vor unserer Hochzeit. Ich sagte mir, daß ich so rei ignarus, wie ich war, diesen wichtigen Schritt nicht unternehmen dürfe. Frau Giselius sieht ihm lächelnd nach. Und ich beschloß, mir Aufschlüsse zu verschaffen.

Frau Giselius: Aber Otto!

Professor Giselius sehr ernst: Ja, und in meiner Not ging ich zu unserm vortrefflichen Zoologen Doktor Busäus. Ihm verdanke ich es, wenn ich einiges wußte.

Frau Giselius amüsiert: Dem alte Busäus?

Professor Giselius: Ihm, ja. In einer unvergeßlichen Unterredung hat mich der würdige Gelehrte aufgeklärt.

Frau Giselius lachend in einen Stuhl fallend: Der alt, griesgrämig Jungg'sell?

Professor Giselius ernst fortfahrend: Und die Erinnerung an jene Stunde . . . Zu Frau Giselius, die noch heftiger lacht. Was hast du?

Frau Giselius: Ei, wenn ich das gewußt hätt! Ich hab ihm net emol gedankt!

Professor Giselius verweisend: Mir gibt diese Erinnerung die ernste Mahnung, daß ich mich meiner Pflicht nicht entziehe

Frau Giselius: Im Gegenteil; jetzt brauchst du dich gar nimmer zu strapaziere . . .

Professor Giselius: Hm?

Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Frau Giselius: So lang's Zoologe hat!

Professor Giselius: Es ist heute nicht schwer, darüber zu lachen, aber damals habe ich es bitter empfunden, daß so viel von einem Zufalle abhing. Denke dir, wenn Busäus verreist gewesen wäre?

Frau Giselius: Damals?

Professor Giselius: Ja, oder krank? Oder selbst nicht in der Lage?

Frau Giselius steht auf und geht nahe zu ihm: Dann, du Tolpatsch, hätt' ich dir vielleicht was ins Ohr gesagt.

Professor Giselius geht zum Lehnstuhl, nimmt die Zeitung und setzt sich: Wir wollen über all das reden, wenn du einmal ernsthafter gestimmt bist; jedenfalls bin ich mir vollkommen darüber klar, daß und warum ich mit unserm Kinde über diese wichtigen Dinge reden muß. Fängt zu lesen an! Daß und warum, jawohl!

(Fortsetzung folgt)

Der Kinematograph / Novelle von Otto Stoessl

(Schluß)

Mittlerweile erwies sich auch, daß sie längst einen tauglichen Ersatzmann ausfindig gemacht, dem zuliebe sie vom Watzer fortgezogen war und sich solchen Gefahren ausgesetzt hatte. Das war so gekommen. In ihrem jetzigen Hause wohnte ein wunderlicher Unternehmer, ein Serbe, der ein Zuckerlgeschäft betrieb. Er kaufte nämlich alle Tage einen großen Vorrat billiger Zuckerware ein, verteilte ihn in eine Anzahl von Tragkörben mit tunlichst verlockender Anordnung in Düten und Holzschachteln und übergab diese Körbe einigen Angestellten, die damit handelten. Und zwar hatte er das Hausieren mit diesen Erfrischungen in einigen vorstädtischen Kinematographentheatern gepachtet. Da er, krank und gebrechlich, das anstrengende Geschäft nicht selbst versehen konnte, aber genug Geld besaß, die Ware zu kaufen, hatte er einige Burschen, sei es gegen festen Lohn als seine Dienstgesellen, sei es gegen Anteil am Gewinn oder gegen Entrichtung eines wohlbemessenen Pachtschillings ihrerseits als Unterpächter seiner Privilegien gedungen, so daß von ihm als dem beherrschenden Mittelpunkt ein weitverzweigter Süßigkeitshandel in etliche gutbesuchte Kinematographensäle der Vorstadt ausstrahlte. Nun wollte er einen seiner jungen Leute enger an das Geschäft fesseln, da er zwei Unterpachtungen von zweifelhaftem Werte dauernd vergeben mußte, die nur ein sehr interessierter und rühriger Mensch betreiben konnte. Dazu hatte er einen jungen Landsmann ausersehen, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leidenschaftlich und rasch von Entschlüssen, mit der Verlockung einer solchen selbständigen Stellung am besten zu ködern war, wenn man ihm auch noch ein Frauenzimmer dazu anzubieten hatte. Auf diesen letzteren Einfall war übrigens des Unternehmers Gattin gekommen, denn auch sie verband mit der weiblichen Teilnahme am Schicksal ihrer Nebenmenschen die angenehme Fürsorge um nähere Interessen, indem sie ein Brautkleid besaß, das aus der Mode gekommen und längst schon bei vielen Festen benützt worden war und wofür sie nun eine Käuferin suchte. Auch hatte sie ein altes Eisenbett zu vergeben und einen gestickten Haussegen unter Glas.

Man hatte sie auf die Toni aufmerksam gemacht, und mit der genialen Kombinationsgabe des weiblichen Geschlechtes vereinigte sie diese Heiratslustige mit dem unternehmenden Serben, noch ehe die beiden selbst darum wußten. Man trug also der Toni einen jungen hoffnungsvollen Mann an, und auf diese freundliche Aussicht hin flüchtete sie von ihrem alten Müller und quartierte sich gleich auch bei der Frau des Zuckerlpächters in einer Kammer ein, um in der nächsten Nähe der Ereignisse und unter dem Schutze der Mächtigen zu bleiben.

Sie berichtete stolz von ihrer neuen Eroberung, der Serbe war ein junger, ansehnlicher Mensch, freilich hatte er einen kürzeren Fuß, aber sonst konnte man sich keinen hoffnungsvolleren Liebhaber wünschen. Leider ging es mit der Heirat nicht so rasch wie sie gedacht hatte, denn dazu brauchte man Ausweispapiere, die dem Serben leider fehlten, da er beim Abgang aus der Heimat eine Ehe nicht in Erwägung gezogen hatte. Mittlerweile mußten sie also warten und ohne Kirchensegen, so gut es ging, leben. Das Kabinet dazu war ja bereits gemietet, das weitere würde sich finden. Einstweilen mußte der Serbe sie in den Dienst begleiten und davon abholen, um sie vor Watzers Nachstellungen zu schützen, der noch immer überall lauerte, wo er die Toni vermutete.

Einmal hatte er das Paar getroffen und die beiden mit furchtbarem Zorn gestellt. Er erhob die Hand gegen den glücklicheren Nebenbuhler, der ihm indes mit der größern Gewandtheit der Jugend einen Faustschlag in die Seite gab, so daß der alte, durch den Trunk und die Krankheit ohnedies geschwächte Mann sein schwieriges Gleichgewicht verlor und zu Boden fiel, wo er unter Verwünschungen, Drohungen und Klagen liegen blieb. Seitdem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſchlich er nur mehr als ein gebändigter Feind wie ein geprügelter Hund hinter den beiden her, und es ergab ſich ſogar eine gewiſſe Beziehung zwiſchen ihm und dem Serben, da die Bekanntſchaft nun einmal angeknüpft war, indem der Watzer das Verhältnis der beiden Jungen beobachtete und auszunützen gedachte, denn über kurz oder lang mußte die Toni dem Burſchen entweder zum Überdruß werden, oder in Geldverlegenheit geraten, und er hoffte, ſie dann wieder ganz in ſeine Macht zu bekommen.

Indes lebte das Mädchen heiter in ſeinen Tag hinein und wußte immer neue Dinge von ihrer intereſſanten Lebensgemeinſchaft zu berichten. Der Serbe war ein ſtolzer Menſch und von ſtrengen Sitten. Es verletzte ſeinen Stolz einigermaßen, daß ſie eigentlich kein anſtändiges Mädchen war, wie es ſich für die Braut eines ehrbaren Jünglings geziemt hätte. Und er hielt ſehr viel auf ihre Schamhaftigkeit, was nun manche Schwierigkeiten zur Folge hatte, da ſie ja nur in einer Kammer hauſten und dieſe enge Nähe eine gewiſſe Schrankenloſigkeit notwendig machte. Darum ſchalt er ſie bei Gelegenheit wenigſtens ein Schwein, wenn ſie die Grenzen nicht einhielt, und ſie achtete ihn darum deſto höher. Auch auf ſeinen Stand tat er ſich viel zugute und erklärte, wie von ſeinem hübſchen Ausſehen und Schmucke der Gang des Geſchäftes durchaus abhinge, weil die Damen im Kinematographentheater nur von einem feinen Verkäufer Zuckerwerk entgegennahmen. Darum trachtete ſein Herz nach einem Ringe mit vielen Steinen, den ihm ein Agent gezeigt und eingeredet hatte. Für Toni geziemte es ſich ohnedies, ihm einen Verlobungsring zu kaufen. Sie ſträubte ſich, da ſie ihr Sparkaſſenbuch gerade vor der Hochzeit nicht um eine ſo beträchtliche Summe erleichtern wollte. Aber als dieſe Angelegenheit beim Nachhauſeweg am Abend zur Sprache kam und ſie ſich weigerte, ihm den Willen zu tun, ſetzte er ſich, ſo gut es ſein Hinken erlaubte, in Lauf und machte Miene zur Reichsbrücke zu eilen, um ſich ins Waſſer zu ſtürzen, weil ihn nach ſolcher Enttäuſchung das Leben nicht mehr freute. So bewilligte ſie ihm in tauſend Ängſten den Ring, der als ein Zaubergut ſein Glück als Verkäufer mehrte. Luſtig war dieſes Leben! Er hatte nur abends zu tun, freilich eine ſchwere Arbeit, denn der volle Korb, welcher jederzeit zierlich zu heben, anzubieten, und nur für den kurzen Augenblick des Geldeinnehmens abzuſtellen war, machte eine ordentliche Laſt aus. Darum legte ſich der Serbe tagsüber auf die faule Haut und ließ ſich von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Toni pflegen und bedienen, wenn er abends heimkam, warf er sich, wie er war, aufs Bett, und sie mußte ihm die Schuhe und Kleider ausziehen. Aber alles das war lustig, ein neues Leben, und er zog sie auch zu sich empor, verstand sie doch nichts von den Sitten seiner höheren Welt, die sie voll Bewunderung und Ehrfurcht zu lernen und zu verstehen trachtete. Er gab ihr einmal etwa eines seiner Rogs drops, die beste Ware, die er hatte, und sie biß das Stück krachend entzwei: dafür riß er sie nachdrücklich am Ohr, daß es blutete, denn man durfte ein solches Zuckerl doch nicht kauen wie ein Brot. Recht hatte er! Auch war er musikalisch und kannte höhere Genüsse. Er verlangte unbedingt ein Grammophon, um sich abends zu ergötzen. Wer die mannigfachen, bildenden und unterhaltenden Eindrücke eines Kinematographentheaters täglich auf sich wirken läßt, kann die Anregungen der Kunst nicht mehr entbehren. Ein Agent hatte ihm einen Apparat mit dem schönsten roten, am Rande vergoldeten Schalltrichter um den Spottpreis von sechzig Kronen angeboten, ein Gelegenheitskauf erster Güte. Aber der Serbe wußte als guter Rechner sehr wohl, daß er Tonis Sparkassenbuch diese neuerliche Belastung nicht zumuten durfte, zumal er es zur Anschaffung der Ware, und wenn etwa am ersten des Monats sein hoher Pachtschilling nicht ganz beisammen war, zur Ergänzung der nötigen Summe und gar für die beabsichtigte Ehe dringend in gutem Stand halten mußte. Darum wandte er sich einmal an den Watzer, der gerade hinter ihm herschlich, der möchte ihm den Betrag leihen. Der Müller brachte ihm wirklich das Geld und glaubte damit den Teufel gekauft zu haben. Wenn die beiden so weiter wirtschafteten, mußte ihm endlich das Mädchen doch wieder zufallen.

Die Toni wurde auch zum Geschäfte ihres künftigen Gemahls herangezogen, der zwei Pachtungen übernommen hatte. Vierzig Gulden hatte er monatlich für jede zu zahlen, und wenn das Geschäft gut ging, warf es einen Überschuß in der doppelten Höhe ab, die Spesen der Ware nicht eingerechnet.

Da kam sie nun in die große Welt. In einem verdunkelten Raume zog an einer leuchtenden Wand ein unerhörtes Leben mit prasselnden Bewegungen vorbei, Wagen und Reiter schienen mitten unter die Zuschauer hineinzufahren, laufende Leute, Hunde, aufgeregte Menschenschwärme bewegten sich mit Hast unter zuckenden Rissen, bis ein rätselhafter Augenblick sie gleichsam abbrach, eine kurze Finsternis wechselte, und von neuem das stumme Treiben und Jagen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begann, wozu ein Klavier unabläſſig den Lärm beſorgte, der in dem Ganzen lag und geſpenſtiſch unterdrückt ſchien, denn dieſe Pferde, die über Hürden ſprangen, taten es lautlos, die Stürzenden ſchrieen nicht, die Polizeihunde, die Verbrechern nachjagten, bellten nicht, die Mädchen, die in kurzen Röcken und unanſtändig angezogen tanzten, glichen Geiſtern in ihrer haſtigen Beſchäftigung. Jähe Unfälle zogen kein Kreiſchen nach ſich. Die ganze Welt tobte ſtumm vor einer weißen Wand und nur das Knattern einer unſichtbaren Zaubermaſchine beſorgte das unzulängliche Geräuſch des Daſeins. Hier ging Toni umher und verkaufte Zuckerwerk. Anfangs ſchien ſie vom Glück begünſtigt, obgleich ſie nur ſchüchtern umherſchlich. Der Operateur — ſo hieß der waltende Geiſt beim Apparat — machte ihr zuliebe größere Pauſen, damit ſie ihre Ware bei Licht verkaufen konnte, galante junge Männer verzichteten auf den Reſt von Zehnhellerſtücken und überließen ihr für eine Sechſerdüte großmütig vier Heller, auch verſuchte ſie die Zahl der gebrannten Mandeln, die ſie für fünf Kreuzer lieferte, abzukürzen und ſtatt zehn nur acht Stück zu geben. Aber bald lernte ſie die Schwierigkeit und den Nachteil des Geſchäftes kennen, denn namentlich die Frauenzimmer beſtanden darauf, die richtige Anzahl der Zuckerl für ihr Geld zu bekommen, ferner vermochte ſie nicht, wie der kräftigere Serbe, den Korb über die Brüſtung zum Stehpublikum hinaufzuheben, ſondern trug ihn an dem Band um ihren gebückten Nacken. Da kam es vor, daß in der Dunkelheit der und jener ohne weiteres in den Korb griff und unbezahlte Süßigkeiten raubte, während ſie ſich nur langſam aus dem Bereich des ſtehlenden Publikums fortbewegen konnte. Auch brachte ſie es nicht über ſich, wie ſie es geſollt hätte, mit verlockender Stimme auszurufen: „Zuckerl, gebrannte Mandeln, Bonbons, Erfriſchungen gefällig?“, da ſie glaubte, einem Mädchen müſſe man ſchon um ſeiner ſelbſt willen mehr abkaufen, als einem Manne und da ſie ſich der Anpreiſung ihrer Ware ſchämte, als hätte ſie ſich ſelber damit angeboten; ſo brachte ſie weniger nach Hauſe, als nötig war, dieſe Pachtung zu bezahlen, und der Serbe mußte ſich entſchließen, ſeine einträglichere allein zu behalten und zu verſehen, während die Toni nur zur Aushilfe verwendet wurde.

Die erſehnte Hochzeit zog ſich in die Länge, weil die Ausweispapiere noch immer auf ſich warten ließen. Der Serbe ſah auch den Grund nicht ein, weshalb er das in ſolcher loſerer Form durchaus angenehme Verhältnis

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verändern und strenger knüpfen sollte, darum betrieb er die Angelegenheit nicht weiter. Und Toni schämte sich, in ihn zu dringen, oder hielt es nach der Lage der Dinge auch nicht für angebracht, das Leben war ohnedies ganz lustig, selbst der nötige Zank und das Ungefähr der unvermeidlichen häuslichen Vorwürfe, Verdrüsse, einander nachgeworfenen Schuhe, erteilten Ohrfeigen schien mehr ein Austausch würziger Zärtlichkeiten, als ein ernstliches Übel. Sie schüttelte sich vor Lachen, wenn sie berichtete, gestern habe er ihr gesagt: „Altes Vieh, tust wie kleines Madel."

Über den niederen Menschen wachen aber die höheren und achten auf die Einhaltung der Sitten und daß die fromme Zucht gewahrt bleibt.

Die Frau des Zuckerlpächters hatte nicht nur Sorge um ein schönes, verkäufliches Brautkleid, sondern auch um das Seelenheil und die Sitten ihrer Nächsten, denn sie war fromm und strengen katholischen Glaubens. Irdisches und überirdisches lief so schön nebeneinander her, wie es sich einem geordneten Gemüt geziemt, sie gehörte dem Verein des heiligen Vinzenz zur Sanierung wilder Ehen an und lenkte die Aufmerksamkeit zweier rühriger Damen des Vorstandes auf die Angelegenheit. Hier war in der Tat ein wildes Frauenzimmer und ein wilder Serbe in wilder Gemeinschaft, aber beide den Forderungen des Glaubens zugänglich und von kindlichem Gemüte. Zwei schwarzgekleidete ansehnliche Damen statteten dem Paare einen Besuch ab und redeten ihm inständig ins Gewissen, seinen vor Gott und den Menschen ruchlosen Lebenszustand zu heiligen und durch das gepriesene Sakrament zu entsühnen und erst ganz würdig zu machen. Der Serbe lauschte als ein gebildeter und strebsamer, von Natur sittlicher und gläubiger Jüngling mit duldendem Anstand, die Toni als heiratslustiges und ohnedies höchst bereitwilliges Sündengeschöpf mit wahrem Entzücken diesen Ratschlägen. Als der junge Mann die ausgebliebenen Ausweispapiere für die ausgebliebene Eheschließung allein verantwortlich machte, erklärten die Damen, ihn dieser Sorge gänzlich überheben und die Beschaffung der Dokumente von vereinswegen sofort veranlassen zu wollen. Auch für die Kosten des Aufgebots und der feierlichen kirchlichen Trauung würde ihre fromme Sodalität aufkommen, ja sie boten den beiden sogar tombackene Eheringe zu geneigter Verwendung an. Doch darüber ging der Serbe mit einiger Verachtung hinweg, denn er hielt nur echt feuervergoldete für standesgemäß. Hierüber entspann sich aller-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dings, nachdem die Damen mit der Zuſtimmungserklärung ihrer Schützlinge das Feld geräumt hatten, ein Streit zwiſchen ihm und ſeiner Braut, doch endigte er damit, daß die Toni ihr Sparkaſſenbuch auch zur Anſchaffung echt feuervergoldeter Eheringe heranzog.

Bald trafen die Dokumente ein, der Termin für die Hochzeit wurde angeſetzt. Neue Sorgen für die Toni begannen, aber glückliche, das Brautkleid koſtete zwölf Gulden, drei weitere erforderte ſeine chemiſche Reinigung. Doch hatte die Braut die Genugtuung, daß das geputzte Kleid etliche Tage lang die Auslage ſchmückte. Nicht oft wurde eine ſo herrliche Toilette chemiſch behandelt und in ſo tadelloſem Glanz erneut. Das Kleid war urſprünglich hochgeſchloſſen, nachträglich tief ausgeſchnitten, jetzt wieder nach oben aufgerundet und mit einem Einſatz verſehen und von herrlich geblümtem Stoff, es erwies ſich als ein zu verſchiedenen Anläſſen geeignetes und vielfach zugerichtetes Prachtſtück, ſo daß es nicht nur für die Hochzeit, ſondern leicht wieder für einen Ball, wenns nötig war, auch für Kindstaufen und andere Feſtlichkeiten verwendet werden konnte. Dazu kam ein Brautſchleier, der zwei Meter lang vom Haupt zur Erde wallend bereitgeſtellt wurde. Die Friſur erforderte den maßgebenden Rat der Frau Vries. Trug man hochaufgeſteckte Locken oder nach hinten fallende? Gebrannt mußte das Haar in jedem Falle werden und mit Blumen geſchmückt. Aber mit welchen? Toni errötete: Myrthen waren ihr verſagt. Sie, der es ſonſt auf eine Lüge mehr oder weniger nicht gerade ankam, hätte den ſtrafenden Blitz des Himmels vor dem Altar gefürchtet, wenn ſie ſich die Blume des jungfräulichen Standes angemaßt hätte. Auf Myrthen mußte ſie verzichten, das Herz war ihr darob ſchwer genug, aber Schneeglöckchen durfte ſie tragen. Und ob ſie einen Fiaker zur Fahrt in die Kirche beſtellte, der zwar teuer war, aber ſich doch geziemte, während ein Einſpänner ſchäbig erſchien? Sie entſchied ſich für einen Fiaker mit Gummirädern. Der Serbe wurde von Rothbergers Erdgeſchoß für die von Herrſchaften abgelegten Kleider als tadelloſer Hochzeiter und Gentleman ausſtaffiert mit einem breiten Gehrocke, der um ſeine vierſchrötige, kühne Geſtalt wehte. Eine bunte Krawatte, ein geſchweifter Zylinder, weiße Handſchuhe fehlten nicht.

Aus Deutſchland hatte er eine dreireihige Ziehharmonika beſtellt, um ſelbſt Muſik auf eigene Fauſt zu treiben und an ſeinem Feſte aufſpielen zu können.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Gemischtwarenhändler in seinem Hause unterrichtete ihn. Überhaupt hoffte der Serbe mittels der Musik eine höhere Laufbahn einzuschlagen, sein nächstes Ziel war der Ankauf eines Klavieres, es konnte bei seiner ausgesprochenen Begabung nicht fehlen, daß er bald jeden Walzer würde spielen können. Dann wollte er die Pachtung des Zuckerwerkvertriebes aufgeben und sich dem Klavierspielen im Kinematographentheater zuwenden, einer sowohl besser bezahlten, als künstlerisch höherstehenden Beschäftigung. Wie viele Aussichten eröffneten sich dem unternehmenden, hochfliegenden Geiste des Jünglings, dem mitfühlenden Gemüt seiner Braut! Das Leben war doch schön.

Sie fuhren im Fiaker zur Kirche. Ein Trinkgeld heischender ehrerbietiger Mann öffnete ihnen den Wagenschlag, ein Spalier von neugierigen Frauen erwartete sie und begrüßte die Braut mit Seufzern der Bewunderung, sie war die schönste unter den Mädchen, die zu dieser Stunde auf die Trauung warteten. „Wie Gräfin" erzählte sie nachher, von sich selbst entzückt.

Daheim in ihrem Kabinett versammelte sich nach der Feier eine kleine Gesellschaft, der Zuckerlpächter samt Gattin, Verwandte des Bräutigams, man saß auf dem Bett, auf einer Kiste und verspeiste ein Mahl, das auf einem Tischservice angerichtet war, welches Frau Vries als Hochzeitgeschenk gespendet hatte. Da kein Buffet vorhanden war, mußte man die gebrauchten Teller an die Wand stellen. Der Serbe drohte, seine Frau zu erschlagen, wenn sie auch nur ein besseres Stück zerbreche, und sie fand eine solche Strafe auch durchaus gerecht. Als man im besten Rauchen, Trinken, Harmonikaspielen war, kam der Augenblick, wo der Serbe in das Kinematographentheater hätte fortgehen sollen. Er konnte und durfte seine Gäste nicht verlassen, so mußte Toni den Korb umtun und ans Geschäft eilen. Aber das verdarb ihr den Ehrentag nicht weiter.

Ihr Sparkassenbuch war erschöpft.

Den Watzer sah Frau Vries indes in allen diesen Tagen verloren und einsam einhertorkeln, seine Kleider starrten von Schmutz, da er wohl oft in Pfützen fiel, statt seiner Bauernkappe trug er einen irgendwo aufgelesenen Weiberhut schief auf dem Kopfe. Zuweilen sah sie auch seine drei Jungen ängstlich und verfroren in den Hosenwämsern sich herumtreiben. Daheim durften sie sich nicht aufhalten. Sie hatten nämlich jetzt keine eigene Wohnung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seitdem die Toni von ihnen weggezogen war, gab es keine Ruhe mehr. Wenn der Müller nachhause kam, berauscht, übermüdet, von seinem Verdruß gepeinigt, begann er zu schreien, zu toben und zu brüllen und heulte die ganze Nacht hindurch, und jede Nacht nach der Toni. Die Frau und die Kinder weinten dazu und der Heidenlärm weckte das ganze Haus auf. Darum kündigte man ihnen die Wohnung. Aus Erbarmen nahmen die Nachbarn die Kinder und das Weib in ihre Stuben zum schlafen, so kam jedes zu einem andern und auf einen Kotzen in einen Winkel auf dem Fußboden. Der Müller aber trieb sich herum.

Nach der Hochzeit der Toni sah ihn Frau Vries wiederum dem Mädchen nachgehen und staunte, denn wiederum ging das Paar wie ehedem, er, wankend, den Weiberhut schief aufgesetzt hinter ihr, sie wiegte sich auf lächerliche Weise in den Hüften und tänzelte vor ihm her. Beim Tore blieb sie stehen, blickte nach ihm zurück und wartete, er kam und steckte ihr Geld zu, sie nahm's und verschwand sogleich im Hausflur.

Und täglich kam Toni in dieses Alten Begleitung in ihren Dienst, täglich vergönnte sie dem Müller einen kurzen Blick zum Abschied, und täglich steckte er ihr ohne ein Wort eine Münze zu. Sie nahm sie und schob in den Flur. —

Rundschau

Die chinesische Revolution

Daß modern ausgebildete und bewaffnete Truppen kein unbedingt sicheres Schutzmittel gegen gewaltsamen Umsturz einer bestehenden Gesellschaftsordnung sind, erfuhr man schon durch die türkische und portugiesische Revolution. In einem Volke, das das nötige Temperament für eine Revolution hat, schwindet im Heere der Gehorsam gegenüber den herrschenden Machthabern bald dahin, wenn diese im Volke nicht mehr viel Vertrauen genießen. Es gibt aber kein Volk, das sich leichter gegen eine als ungerecht empfundene Regierung empört, als das chinesische. Ein Recht zum Aufstande ist ihm seitens seines Moralphilosophen Konfutse ausdrücklich zuerkannt worden, und Mangtse, dessen hervorragender Schüler, hat die bezüglichen Aussprüche des Lehrers zum Überfluß durch ausführliche Kommentare bekräftigt.

Doktor Sun Yat sen wußte, was er sagte, als er im vorigen Jahre in einer vor 5000 Chinesen, hauptsächlich Studenten, in Tokio gehaltenen Rede äußerte: „Das, was wir ausführen werden, wird keine Nachahmung dessen sein, was in andern Ländern existiert: im Gegenteil, der ganzen Welt werden wir beispielgebend vorangehen." Nach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer ganzen Reihe von Attentaten und Aufständen in den einzelnen Provinzen haben die Anhänger Sun Yat sens jetzt Wutschang, das „Chikago des Ostens", die Hauptstadt von Hupeh in ihren Besitz gebracht. Der Befehlshaber der anwesenden Truppen, General Tschangpiau wurde durch eine Bombe getötet. Die Truppen machten größtenteils mit den Revolutionären gemeinsame Sache. Der Generalgouverneur Juitscheng flüchtete auf ein chinesisches Kanonenboot in den Schutzbereich eines englischen Kriegsschiffes. Das Arsenal und die Eisenwerke von Hanyang befinden sich in den Händen der Revolutionäre. Der Provinziallandtag von Hupeh hat sich von der Pekinger Regierung losgesagt und die Gründung einer Republik Hupeh mit Sun Yat sen als Präsidenten wird angekündigt. In Peking herrscht ein allgemeiner Schrecken; man weiß dort, daß die Garnisonen von Paotingfu, Tientsin und selbst Peking von revolutionärem Geiste erfüllt sind.

Sun Yat sen, der in Honolulu als Sohn aus Hungschau bei Kanton stammender Eltern geboren wurde und als Kind mit seinen Eltern nach Kanton kam, ist auf dem Hongkonger College of medicin zum Arzt ausgebildet worden. Nach Vollendung seiner Studien ging er zunächst nach Tientsin. Dort verfaßte er Anfang der 1890er Jahre für Li Hung tschang eine Denkschrift über Reformen in China. Später ließ er sich in Macao als praktischer Arzt nieder. Bei der mißglückten Reformbewegung im Jahre 1898 war er nächst Kangyuwei, der jetzt in Schweden lebt, der Haupführer. Seitdem hält er sich im Ausland auf, meist in Singapur. Auf seinen Kopf hat die chinesische Regierung einen Preis von 20000 Mark gesetzt.

Sun Yat sen will vor allen Dingen mit der Herrschaft der Mantschus aufräumen: „Wenn die Regierung in den Händen Fremder ist, so haben wir kein Vaterland, wir sind Sklaven, die ihr Vaterland verloren haben; wir wollen die Herrschaft der Mantschus abschütteln." Zweitens will er die Monarchie beseitigen: „Wenn der Kaiser auch ein Chinese wäre, wäre es dennoch nötig, eine Revolution zu machen ... Wir wollen eine starke Regierung haben, eine Volksregierung, daß heißt eine Republik." Schließlich will er eine sozialistische Gesellschaftsordnung einrichten, wobei er sich mehr von agrar-sozialistischen als marxistisch-kommunistischen Ideen leiten läßt.

Nach dem Vorspiel von Wutschang erscheint es also gar nicht ausgeschlossen, daß China der Welt zum erstenmal das Schauspiel einer von einem ausgesprochenen modernen Sozialisten geleiteten Republik bieten wird.

Es ist freilich möglich, ja wahrscheinlich, daß die chinesische Regierung trotz allem Vorgegangenen noch über hinreichend ergebene Truppen verfügt, um die neueste Revolution im Blute zu ertränken. Indessen würde das für die revolutionäre Bewegung in China nur eine verlorene Schlacht bedeuten. Als erste Folge würde sich eine gewaltige Zunahme des Prestiges des chinesischen Heeres ergeben. Die Regierenden in Peking würden nur noch Puppen für den jeweiligen Oberkommandierenden der Truppen bedeuten. Dieser aber könnte seine Machtstellung auch nur behaupten, wenn er sich als Werkzeug irgend einer Reformbewegung gebrauchen ließe, die allerdings nicht gerade so radikal zu sein brauchte wie die von Sun Yat sen entfachte. Ein großer Umschwung in den Verhältnissen Chinas ist jedenfalls unausbleiblich. Um das zu begreifen, muß man sich in erster Linie das alte China so vorstellen können, wie es wirklich ist.

Gesetzt, daß Europa sich noch in dem Zustande befände, worin es im Mittel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alter steckte, und es würde plötzlich mit allen Errungenschaften moderner Technik vertraut gemacht. Konnte der Übergang zu neuen Formen wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Daseins ohne heftige gesellschaftliche Bewegungen erfolgen?

Man kann darauf hinweisen, daß in Japan ein solcher Umschwung ohne tiefgreifende Veränderungen im politischen Leben geschehen sei; China ist aber zehnmal umfangreicher als Japan. Die Masse der mit neuer Kultur zu durchdringenden Bevölkerung ist also viel größer. China besitzt viel weniger Ausgangspunkte für die Verbreitung fremder Einflüsse als das Inselreich Japan, und das Innere Chinas ist viel weiter von der Küste entfernt als das Innere Japans. Die Japaner sind von Natur viel leichter fremden Einwirkungen zugänglich als die Chinesen, war doch die Kultur, die in Japan vor seiner Modernisierung allein herrschte, schon von Fremden, nämlich den Chinesen, entlehnt. In Japan waren, als es mit der westländischen Zivilisation in Berührung kam, alle Vorbedingungen erfüllt, um der Bevölkerung fremde Kulturideale gewaltsam aufzudrängen. Es herrschte eine vom Volke geachtete einheimische Dynastie, die von 250 feudalen Lords und $1^1/_2$ Millionen Samurais unterstützt wurde. In China regiert eine allgemein verhaßte fremde Dynastie und das Volk ist seit 2000 Jahren aus dem Feudalismus heraus und im Genuß weitherziger demokratischer Verwaltungsgrundsätze. Mit Gewalt ist in China nur dann viel zu erreichen, wenn sie einer umfangreichen Volksbewegung als Mittel dient. Das ist der Grund, weshalb in China die Wirkungen der modernen Technik nicht dieselben zu sein brauchen wie in Europa. Es fehlen die Voraussetzungen, daß ihre Kräfte in großem Umfange als Herrschaftsmittel mißbraucht werden könnten, es fehlen allerdings andererseits auch fast alle Hemmungen für ihre befreienden Wirkungen.

Der Lebensspielraum des einzelnen Chinesen war bisher außerordentlich klein, weil er sein ganzes Leben der Familie weihen mußte, der er entsproß. Die Ehe galt nur als Fortpflanzungs- und Erziehungsanstalt. Der junge Mann heiratete nicht, sondern wurde verheiratet. Die Frau galt für fast nichts, solange sie keinem Sohn das Leben schenkte, und das Maß von Achtung, das ihr gezollt ward, richtete sich nach der Zahl ihrer Söhne. Für den Gatten bedeuteten männliche Nachkommen Altersversicherungen. Erwachsene Männer, die seit Jahrzehnten eine eigene Familie haben, schicken noch heute oft ihren ganzen Verdienst dem Vater, der ihnen nur soviel zurückgibt, wie ihm gut dünkt. Durch das Verbot der Heirat zwischen Angehörigen eines Stammes sind die Chinesen als Rasse seit Jahrtausenden vor den Gefahren der Inzucht bewahrt geblieben; aber im Wirtschaftsleben halten sie an einer Ordnung fest, die der geschlechtlichen Inzucht ähnelt. Männer und Frauen verschiedener Stämme vereinigen sich zur Eheschließung, aber im Wirtschaftsleben löst sich das Individuum nie aus der väterlichen Familie, geschweige dem Stamme los. Damit hängt es zusammen, daß in chinesischen Dörfern und Städten so wenig Gemeingeist zu finden ist. Der einzelne ist derart in Anspruch genommen durch seine Pflichten gegen die Familie, daß ihm wenig Kraft und Zeit für Gemeindeangelegenheiten übrig bleibt. Die Straßen der größten Städte sind meist eng, holprig, schlecht, oft gar nicht gepflastert, mit Unrat angefüllt, ohne Beleuchtungsanlagen. Sehr bezeichnend für den chinesischen Volkscharakter ist der Zustand der großen Straße, die von Peking nach den west-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Provinzen führt. Vor und hinter jeder Stadt ist auf einer weiten Strecke das Pflaster völlig verschwunden. Die Bewohner haben die Pflastersteine dazu verwandt, Schweineställe und Gartenmauern zu bauen. Was Wunder, daß bei solchem Mangel an Gemeinsinn die Volksbildung vernachlässigt wird. Nur ein Mann unter zehn kann lesen, und weniger als eine Frau unter hundert.

Das hartnäckige Verharren des Chinesentums in seinen urwüchsigen Geschlechtsverbänden hat freilich auch viele segensreiche Folgen gehabt. Der Rückhalt, den der einzelne immer an seiner Familie und Verwandtschaft hatte, verhinderte das Aufkommen einer Großgüterwirtschaft. Es fehlte die Möglichkeit, große Ländereien mit fremden Händen billig zu bebauen, weil niemand sich zum Frondienst auf fremdem Boden herzugeben brauchte. Darum gibt es heute nirgends in der Welt eine so intensive Bodenkultur als in China. Ebenso förderlam waren die Geschlechtsverbände für die Bildung eines großzügigen Genossenschaftswesens in den städtischen Gewerben. Alle großen chinesischen Handelsgilden sind über das ganze Reich verzweigt und verfügen über musterhafte Einrichtungen zur einheitlichen Regelung der Produktions- und Absatzverhältnisse.

Nun ruft der Ausdehnungsdrang der westländischen Zivilisation seit Jahrzehnten immer neue Bestrebungen hervor, moderne Transportmittel und gewerbliche Verfahren in China einzuführen, eine Technik für ein Wirtschafts- und Verkehrswesen, die für das Zusammenwirken großer Menschenmengen und freien gegenseitigen Verkehr zwischen ihren einzelnen Gliedern berechnet ist. Was nützen verwandtschaftliche Beziehungen für den Vertrieb fabrikmäßig hergestellter Waren? Und wie kann die chinesische Familie ihre alte Zusammenhangskraft und Abgeschlossenheit behalten, wenn das einzelne Familienmitglied anfängt, sich einer Wirtschaftsgesellschaft einzugliedern, die sich aus individuellen ökonomischen Personen zusammensetzt. Die moderne Technik hat in China begonnen, die Wirtschaftsgesellschaft als Spezies von der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen, dem Genus, zu trennen. Dieser Prozeß geht nun mit um so größerer Geschwindigkeit vor sich, als alle abendländischen Nationen miteinander wetteifern, den Chinesen dabei behilflich zu sein, während tausende im Auslande geistig ausgebildeter Chinesen für die Ausbreitung der zur modernen Technik gehörenden modernen Ideen über das Recht auf die eigene Persönlichkeit sorgen. Diese Ideen haben bereits in den breiten Schichten des chinesischen Volkes das Verlangen nach einer Befreiung von der „Tyrannei der Toten", das heißt dem Ahnenkultus und der damit zusammenhängenden despotischen Gewalt der Geschlechtsverbände geweckt. Das ist die eigentliche Ursache der elementaren Gewalt, mit der die moderne revolutionäre Bewegung in China sich Bahn bricht.

Otto Corbach

Ein neuer Erfolg des britischen Imperialismus

In einem anderen Zusammenhange haben wir auf die Größe hingewiesen, die der britischen Politik innewohne, da sie bei jedem ihrer Akte gezwungen ist, auf die Verhältnisse in mehreren Weltteilen, auf die Stimmung fremder Länder und auf die in den eigenen Kolonien Rücksicht zu nehmen. Aus dem gleichen Grunde ergibt sich aber auch, daß Ereignisse auf den entlegensten Punkten der Erde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und besonders, daß die Ereignisse in den Kolonien auf die ganze britische Politik Einfluß nehmen und oft die Politik der Metropole selbst in neue Bahnen lenken können. Die Wahlen und die Bildung des Kabinettes in Kanada sind berufen, diese Wahrheit von neuem deutlich zu machen. Besonders dem britischen Imperialismus wird zu der Reihe der großen Erfolge, die er in diesem Jahre bereits errungen*), ein neuer hinzugefügt — nach einem in unionistischen Kreisen umlaufenden Witzwort soll Shakespeare diese kanadischen Wahlen vorausgesehen haben, als er in Macbeth (I. Akt, 3. Szene) von den „happy prologues to the swelling act of the Imperial theme" sprach. Die Wahlen sind ganz auf eine Entscheidung über den Reziprozitätsvertrag mit den Vereinigten Staaten hin zugespitzt worden, den bekanntlich im Januar Taft und Fielding entworfen haben. In dem Manifest an die Wähler hatte Sir Wilfried Laurier offen erklärt, daß die Regierung das Parlament zwei Jahre vor seinem normalen Endtermin nur darum aufgelöst habe, um die Obstruktion der oppositionellen Gruppen gegen die Reziprozität zu nichte zu machen. Nun hat der „alte Hahn" wie Laurier sich einmal selbst genannt hat, zum letztenmal gekräht und zieht sich ins Privatleben zurück. Aber seine Niederlage ist mehr als eine Niederlage der liberalen Partei, denn der Sieg der Konservativen ist der Sieg der Unabhängigkeitsidee und nicht ein Parteierfolg. Die Majorität ist die größte seit der Protektionswahl von 1878 erreichte. Acht von Lauriers Ministern, darunter jene beiden, die über den Reziprozitätsvertrag die Verhandlungen geführt hatten, sind gefallen. Viele liberale Kanadier nahmen im konservativen Sinne an der Wahl teil, in einer Sezession, gleich jener, die zur Zeit der Homeruledebatte Gladstones Reihen lichtete, und noch größer war die Zahl jener, die sich der Abstimmung enthielten — so daß im neuen Ministerium sogar ein Liberaler sitzt. Die Majorität ist aus Siegen in allen Teilen des Dominion aufgebaut und mit dem Rufe: „Canada for the Union" und „Rule Britannia" wurde der Sieg gefeiert. Die Stimmung vor der Wahl hatte am treffendsten Rudyard Kipling im „Montreal Star" zum Ausdruck gebracht: „Kanada spielt heute um seine Seele." Nun, Kanada hat den amerikanischen Köder ausgeschlagen und sich für den Weg entschieden, der zur partikularistischen ökonomischen Konsolidierung führt. Man braucht durchaus nicht anzunehmen, daß nun die Politik des britischen imperialistischen Protektionismus angenommen werden wird, das wollen auch die kanadischen Konservativen nicht. Die Bedeutung des Wahlresultats ist anderswo zu suchen.

Vor allem bedeutet der Sieg den Ausdruck des Wunsches, der Reichsverband möge aufrecht erhalten werden, und angesichts dieser Kundgebung wird das englische Ministerium nicht umhin können, an der großen Empirebewegung sich stärker zu beteiligen. Ferner sind für die imperialistische Kooperationspolitik große Resultate zu erwarten. Man bedenke nur, was Kanada schon unter der liberalen Politik in diesem Sinne geleistet hat unter der Führung eines Mannes, der auf der letzten Reichskonferenz eine so ernüchternd kühle neutrale Haltung eingenommen hatte. Kanada führte die sogenannte neuimperialistische Richtung, die etwa fünfzehn Jahre alt ist; dieses Dominion gab die vornehmste Anregung zum Pacifickabel und zum Allredsteamshipprojekt, ebenso zum Imperialpenny-Posttarif, dank dem die englischen Publikationen leichter ins Land dringen

*) Vergl „Das Ergebnis der britischen Reichskonferenz" in Heft 36.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die amerikanischen zurückdrängen. Diese Bewegung dürfte nun einen energischen Aufschwung nehmen. In London ist darum das Wahlresultat mit Begeisterung aufgenommen worden; in den konservativen Klubs herrschte frohe Erregung und J. Chamberlain depeschierte seine Zufriedenheit an die konservativen Zeitungen.

Kanada vertritt im imperialen Reichsverbande die Idee der Selbständigkeit; die Autorität, mit der es nun nach dieser imperialistischen Kundgebung seine Stimme erheben wird, muß auf die Gestaltung dieses Verbandes Einfluß nehmen. Kanada vertritt seit 30 Jahren den Standpunkt, daß es eine Nation mit eigener Individualität und mit eigenem Typus sei, und diese Auffassung verstärkte der fast zur Tradition gewordene Eindruck, daß die Interessen der britisch-nordamerikanischen Provinzen von den englischen Diplomaten in den Unterhandlungen mit den Vereinigten Staaten stets zurückgesetzt worden sind. Infolgedessen forderten die kanadischen Staatsmänner größeren Einfluß beim Abschluß der auf das Dominion bezüglichen Handels- und Fischereiverträge. Gerade zur Zeit des Washingtoner Vertrages von 1871, der jenen Eindruck neu belebte, begann die „Canada-First!"-Bewegung mit dem Ziele, den kanadischen Patriotismus zu stärken und das Land über den Rang einer abhängigen Kolonie zu erheben. In einer berühmten Rede sprach Edmond Blake, der mehrmalige Führer der liberalen Partei, 1879 von dem kanadischen Volke als von „vier Millionen Briten, die nicht frei seien", und forderte die Organisierung des Reiches auf föderaler Basis. Seither hat Kanada in allen Unterhandlungen mit fremden Ländern, in denen kanadische Interessen im Vordergrunde standen, mit immer größerer Autorität gesprochen. Und ohne daß eine organische Änderung in den Beziehungen zwischen dem Dominion und dem Mutterlande stattgefunden hätte, ist durch die natürliche Entwicklung Kanada die souveräne britische Macht am amerikanischen Kontinent geworden und die Regierung ist in gleicher Weise England wie dem kanadischen Volke gegenüber verantwortlich.

Dies hatte auch zur Folge, daß die Ergebnisse der kanadischen Diplomatie freier und vorurteilsloser geprüft wurden und die alte Verbitterung schwand, wie das Mißtrauen, das man den englischen Unterhändlern stets entgegengebracht hatte. Durch das Zusammenspiel dieser Kräfte konnte sich unter günstigen Umständen ergeben, daß die Übernahme diplomatischer Verantwortlichkeit seitens des Dominion das imperialistische Gefüge nicht schwäche, sondern durch Entfernung des alten Mißtrauens eher stärke; die koloniale Autonomie muß nicht mehr mit der Reichseinheit unvereinbar erscheinen und die kanadischen Aspirationen können sich immer mehr mit den britisch-imperialistischen Zielen und Interessen identifizieren. Diese Möglichkeiten waren latent gegeben, aber ebenso auch die Gefahr, daß eine vollständige Loßreißung des Dominions vom Mutterlande stattfände. Diese im Flusse befindlichen Tendenzen kamen in den Verhandlungen betreffs des Reziprozitätsvertrages mit den Vereinigten Staaten in kritischer Weise zum Ausdruck und zum Konflikt. Die Ratifizierung dieses Vertrages hätte, namentlich beim Nichtzustandekommen des englisch-amerikanischen Schiedsgerichtsvertrages, den Zerfall des Reichsgefüges zur Folge gehabt oder doch einen sehr starken Sprung in diesem Gefüge herbeigeführt. Die Ablehnung des Vertrages muß infolge der Niederlage eben jener gegenteiligen Tendenzen die imperialistische Strömung vom allge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meinen und vor allem den Anschluß Kanadas ans Reich stärken.

Wir halten es für Unrecht, wenn man diese Bedeutung überschätzen würde, obwohl in Kanada die Parteien lang am Ruder zu bleiben pflegen, so daß eine längere Fortdauer der neuen Richtung gewährleistet erscheint. Aber vergessen wir nicht, daß die mit dem Vertragsprojekt aufgeworfene Frage des Zollvereins mit den Vereinigten Staaten durch die Wahlen noch nicht erledigt ist; und wenn die britische Metropole nicht vom strengen Freihandel läßt, wird auch die neue kanadische Regierung sich zu irgend einem Zollabkommen mit Washington wohl oder übel entscheiden müssen. Und auf die Dauer dürften sich die geographischen Verhältnisse als stärker erweisen und die „Kontinentalisierung" Amerikas, wie der Ausdruck lautet, unvermeidlich machen, sofern nicht etwa die extremen Tarifpläne der englischen Unionisten zur vollkommensten Ausführung gelangen.

Die Natur hat dem Laufe des kanadischen Handels den Weg von Norden nach Süden vorgezeichnet. Aber das Streben der Kanadier, ein einheitliches ökonomisches Gefüge herzustellen, schuf eine Zollschranke, die den Handel in die Richtung Ost-West trieb. Die Schiffslinien auf den großen Seen und die pazifische Linie bahnten diesem Handel den Weg. Mit der Einbringung des Reziprozitätsvertrages siegten die natürlichen Bedingungen in dem Konflikte, der sich zwischen den Interessen der verschiedenen kanadischen Regionen, den amerikanischen Interessen, und der Macht des britischen Reichsgedankens entspann. Sie siegten trotz dem Widerstande der den Osten Kanadas bewohnenden Bevölkerung, die ein Sinken der industriellen Produktion und eine Steigerung der Lebensmittelpreise in den großen Städten fürchtete und trotz dem Widerstande der im amerikanischen Senate sitzenden Hochtarifmänner. Die Amerikanisierung Kanadas — an Annexion brauchte vorderhand nicht gedacht zu werden — wäre dann um so unvermeidlicher erschienen, als die Schwächung des Bandes zwischen Osten und Westen durch die gewaltige Einwanderung aus den Vereinigten Staaten erhöht worden wäre; denn die Ablenkung des Handels aus seinem Strombette hätte die Beziehung zwischen Osten und Westen geschwächt.

Aber einige Volksvertreter waren so unklug, von der Annexion als von einem unvermeidlichen Ergebnis zu sprechen. Und das hat die Erbitterung der Kanadier hervorgerufen. Der amerikanische Kongreß leistet sich oft platonische Kundgebungen und Resolutionen, die anderwärts ernste Folgen hätten, die aber, wenn sie von Washington ausgehen, als lebhafte, doch harmlose Gesten aufgefaßt werden. Zum ersten Male ist eine solche Geste den Vereinigten Staaten teuer zu stehen gekommen. In jedem Falle hat der britische Reichsgedanke eine mächtige Stärkung erfahren. Die Revision der Grundlagen der imperialistischen Konsolidierung, zu dem die durch den Vertragsentwurf geschaffene neue Situation die Unionisten zu zwingen schien, ist nun nicht mehr nötig. Vielmehr wird die liberale Regierung der neuen und imperialistischen Strömung Rechnung tragen und manche Zugeständnisse machen müssen.

Julius Sachs

Mixtum oeconomicum

Ein Kranker will beweisen, wie gesund sein Appetit sei — und schluckt Tripolis. Aber trotz aller fuchtelnden Temperamentsgesten kann man nicht so recht an die Verdauungspotenz glauben. Wenigstens

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht, wenn man die Konstitution kennt. Drinnen sieht es garnicht so robust aus und das Blut fließt keineswegs klar und schnell. Mit dem Mundwerk ist es anders. Man höre nur die Finanzexposés italienischer Schatzminister. Gegenwartslob und Zukunftsposaune. „Die Erhaltung einer soliden Finanzgebarung wird künftighin in Italien Grundsatz der Staatspolitik sein." So brüstete sich Salandra in der italienischen Deputiertenkammer. Die „Erhaltung". Als ob schon jemals seit Errichtung des geeinigten Königreiches die Finanzpolitik Italiens solide gewesen wäre. Etatprunkziffern tun es nicht.

Auch Konversionen sind noch kein Gesundheitsbeleg. Das Kulturknausern Italiens hat das Budget reich gemacht. Es ist leicht, Überschüsse zu erwirtschaften, wenn das Land dafür hungern muß. Volksschulunterricht, Aufforstungen von Ödstrichen, anständige Beamtenentgelte, Flußregulierungen. Das sind nur einige Beispiele aus der Notwendigkeitsreihe. Mit frisierten Etats blenden — das kann Rußland auch. Aber Italien bringt die „Kultur" nach Tripolis. Ausgerechnet Italien, das kaum im Anfange der eigenen Innenkolonisation steht. Ich möchte das italienische Budget einmal nach der Verwirklichung nur einiger der Volkswünsche sehen. 1909: 13,4 Milliarden Schulden. Glaubt man wirklich, daß ein Land ohne rechte Steuerkraft bei solchem Obligo finanzsolide ist? So wenig wie Rußland, das mit Goldfrisur und glänzendem Budgetkleid die ausländischen Liebhaber locken will. Man hat den Einnahmegang der italienischen Finanzen künstlich beschleunigt. Volksnot war das Stimulans und es scheint fast, als ob die Römerparodie unternommen wurde, um Ventile zu schaffen. Die Vorfahren! Ja, das war etwas anderes. Verwaltungsgenialität, Kolonisatoren ab ovo, Reichtum und das stärkste, siegbeseelteste Heer der Welt. Damit konnte man Afrika erobern. Jetzt sitzt ein kranker Marius auf den Trümmern einstiger Herrlichkeit, nährt sich von fremder Kunstbegeisterung und singt mit Hungerstimme: Santa Lucia ... Erst selbst kräftig werden. Das ist der letzte Schluß. Wenn der Faule fleißig tut, pflegt man ungläubig zu lächeln.

* * *

Herr Klöckner hat gesprochen. In der Generalversammlung der Hasper Eisen- und Stahwerke. Er sprach optimistisch und schon rühren sich die Federn emsig zum Lob. Herr Klöckner ist gewiß ein tüchtiger Mann. Aber ein Unfehlbarkeitsprophet scheint er doch nicht zu sein. Den Stahlwerksverband kann man doch höchstens vermutungsweise erneuern. Und auch dann nur mit kindlicher Kühnheit. Und gerade jetzt im Auslande das Heil zu sehen, dazu gehört auch eine Portion Naivetät. Herr Baare vom Bochumer Verein spricht anders. Für ihn gibt es noch keine bequemen Rosenpfade. Es ist noch immer ein Dornenweg. „Wir leben von der Hand in den Mund." Tatsächlich die beste Charakteristik der Situation. Zement- und Kali„friede" tun es nicht. Kali wird weiter den Gründungsboden zum Überfluß düngen und Zement wird nicht kitten. Die Not der Montanverbände, Geldkalamitäten, politischer Wirrwarr, alles wirkt fort.

Amerika — die Verteuerung des Konsums, vor allen Dingen aber die Verzinsungsnotwendigkeit, die heute ins Riesenhafte gewachsen ist. Daß die Eisenbahnen Mehreinnahmen erzielen, will doch zurzeit der Winterversorgung nichts besagen und die Zollstatistik besagt erst recht nichts. Aber die ungeheuren Werkserweiterungen müssen rentabel gemacht werden. Dazu gehört ein Kolossalverbrauch und das Feilschen um die Verbandsquoten zeigt schon, wo

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Manko sitzt. Milliardeninvestitionen, die die Industrie vorgenommen hat, Milliarden an Effekten, die die Banken zum Zweck dieser Investitionen den Börsen vermittelten: dafür ist erst zu schaffen. Und dann die Bodenbelastung. Kann man die ungeheueren Zinsverluste, welche die Terrainüberkreditierung verursacht, einfach streichen? Die müssen erst einmal wieder eingebracht werden. Aber nach Besserung sieht's da nicht aus. Eher riecht es nach Krach. Herrn Klöckners Optimismus ist auch unser Wunsch, aber Herrn Baares Pessimismus ist unsere Überzeugung.

* * *

Das Gericht hat die Bestechlichkeit eines Berliner Börsenjournalisten für erwiesen erklärt. Mit Recht. Aber der Verhandlungsverlauf (es handelte sich um einen Preßbeleidigungsprozeß) konnte dem Eingeweihten, der die Zeitungsberichte las, manch Lächeln entlocken. Viel Ehrenerklärungen wurden abgegeben, aber der Kern der Sache wurde nicht getroffen. Jedoch ein treffliches Wort, wenn die Zeitung zuverlässig berichtet, wurde gesprochen. Nämlich: „Ein Börsenjournalist darf durchaus nicht in Abhängigkeit von Instituten geraten, die seiner Kritik unterliegen sollen, andernfalls kann er seinen Beruf nicht mehr versehen" Beifallsklatschen meinerseits. Aber so was durfte nicht kommen.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Das ruhmreiche italienische Heer

Angesichts der Jubelhymnen der italienischen Presse über die „glänzenden Leistungen" von Heer und Flotte in der Tripolisaffäre — die Landung der Flotte wird als ein in der Geschichte „unerhörtes Meisterstück" hingestellt — dürften einige Daten über die bisher gepflückten Lorbeeren der sardo-italienischen Armee interessieren.

1. Feldzug der piemontesischen Armee gegen Österreich 1848–1849

6. Mai 1848 Gefecht bei Santa Lucia — geschlagen,

25. Juli 1848 Schlacht bei Custozza — geschlagen,

21. März 1849 Gefecht bei Mortara — geschlagen,

23. März 1849 Schlacht bei Novara — geschlagen.

2. Feldzug der alliierten Franco-sardischen Armee in Italien gegen Österreich 1859

20. Mai 1859 Schlacht bei Montebello — Sieg der Franzosen,

31. Mai 1859 Gefecht bei Palestro — mit französischer Hilfe gesiegt,

4. Juni 1859 Schlacht bei Magenta — Sieg der Franzosen — die italienische Armee nicht im Gefecht,

7. Juni 1859 Gefecht bei Melegnano — Sieg der Franzosen — die italienische Armee nicht im Gefecht,

24. Juni 1859 Schlacht bei Solferino — Sieg der französischen Armee — die italienische geschlagen.

3. Feldzug gegen Österreich im Bündnis mit Preußen 1866

24. Juni 1866 Schlacht bei Custozza — geschlagen,

20. Juni 1866 Seeschlacht bei Lissa — geschlagen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4. Feldzug gegen den Negus Menelik in Abessynien 1896

8. Oktober 1895 Gefecht bei Amba Aladji — geschlagen,

22. Januar 1896 Kapitulation Gallianos in Macalle,

1. März 1896 Schlacht bei Adua. Vom Negus Menelik total geschlagen — sämtliche Geschütze genommen.

Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, daß die sardo-italienische Armee ohne fremde Unterstützung sich selbst überlassen bisher stets unterlegen ist. — Der Vollständigkeit wegen sei noch die Beteiligung am Feldzug in der Krim an Seite der Westmächte 1854—1855 erwähnt. Nennenswerte Leistungen in diesem Feldzuge sind keineswegs zu verzeichnen.

Beim Sturm auf Sebastopol am 8. September 1855 war der Brigade Cialdini die allerletzte Rolle in der Disposition zugedacht, deren Ausfüllung auch noch dazu ganz unterblieb, weil die Einnahme des Malakoff durch die Franzosen den Kampf früher entschied. — Verlust 4 Offiziere und 31 Mann.

Bei dem Treffen an der Ezernaya am 16. August 1855 kamen nur 2 Bataillone in 1 Batterie ins Feuer. — Verlust 200 Mann.

Die 28000 Mann starke piemontesische Armee war von den Franzosen stets nur zu Nebenaufgaben verwendet worden.

Diese Daten sprechen für sich selbst.

Man kann danach die Bescheidenheit in den Ansprüchen der Italiener auf Waffenruhm verstehen und begreifen, wie das Niederknallen arglos salutierender türkischer Torpedoboote genügen konnte, die nationale Begeisterung zu entfesseln.

C. B.

Erziehungsbedürftige Erzieher

Die Gisela-Kreisrealschule in München war beschuldigt, eine Verfügung erlassen zu haben, in der den Schülern verboten wurde, gruppenweise die Stadtgrenze zu überschreiten.

Eine Münchener Tageszeitung wandte sich um Aufschluß an das Rektorat; und — schreibt diese Zeitung — „in liebenswürdigster Weise wurde hier folgender sachdienlicher Aufschluß erteilt:

> „Das Verbot ist in unzutreffendem Sinne aufgefaßt worden. Ein vor einigen Tagen während der Religionsstunde zirkulierendes und später entdecktes Verzeichnis von studentischen Liedern hat auf die Fährte einer Verbindung geführt, die zwischen einigen Repetenten der 5b Klasse und mehreren Schülern der 6b Klasse bestanden hat, zu dem Zwecke, außerhalb der Stadtgrenze zu kneipen. Der Rädelsführer ist ein Repetent der 5b Klasse, dessen moralische Qualität seinen geistigen Leistungen entspricht ... usw.!

Herr von Wehner!

Mit welchem Recht benützt einer Ihrer Angestellten die Tageszeitung, um öffentlich über „die moralischen Qualitäten" und „die geistigen Leistungen" eines sechzehnjährigen Jungen zu referieren? Und wer steht, der „moralischen Qualität" und der „geistigen Leistung" nach, tiefer: der biertrinkende Repetent der Klasse 5b oder der zeitungsdurstige Regent der Kreisrealschule?

Dr. Karl Borromäus Heinrich

Eine Christin

Eine galizische Bäuerin hat ein jüdisches Kind in Pflege genommen. Der griechisch-katholische Pfarrer ihres

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ortes empfand diese Tatsache als unvereinbar mit den Heilslehren des Christentums. Er verbot dem jungen Weibe in der Beichte, das ungetaufte Kind weiterhin zu betreuen Er verkündete von der Kanzel herab den Gläubigen des Dorfes die Sünde dieser Frau. Aber sie behielt das Kind. Da verweigerte dieser Mütterlichen der Pfarrer das Sakrament der Beichte.

Nun gab sie das Kind allerdings zurück, aber nicht der jüdischen Mutter, sondern Gottvater selbst. Sie ertränkte es im Mühlbach. Vor dem Lemberger Schwurgericht rechtfertigte sie sich: „sie habe sich gedacht, es sei für das Kind das beste, zu sterben, weil die Mutter es nicht haben wolle und die Andersgläubigen auch von dem Kinde nichts wissen wollen. Sie habe das Kind so lieb gehabt, daß sie selbst mit ihm habe in den Tod gehen wollen. Eine unerklärliche Macht habe sie zurückgehalten, es war ihr, wie wenn das Kreuz, das sie auf der Brust trug, sie vor dem Selbstmord zurückstoße."

Über diese Christin saßen christliche Geschworene zu Gericht. Sie baten den Vorsitzenden ins Beratungszimmer und fragten ihn, ob sie berechtigt seien, die Stellung von Zusatzfragen (Sinnesverwirrung, unwiderstehlicher Zwang) zu verlangen. Der Vorsitzende antwortete ihnen, er müßte in diesem Fall die Verhandlung wieder aufnehmen. Da ließen die Geschworenen ihren Wunsch fallen. Es hätte offenbar zu viel Scherereien gemacht. Die Bäuerin wurde wegen Meuchelmordes zum Tod durch den Strang verurteilt.

Der Kassationshof in Wien (wieder christliche Richter) konnte nur finden, daß formell alles in schönster Ordnung vor sich gegangen. Das Urteil wurde bestätigt. Man empfahl die Frau wahrscheinlich zur Begnadigung. Aber welch einen geringen Spielraum hat diese Gnade! Diese Gnade ist kein christliches Mysterium

Die Meuchelmörderin ist dreiundzwanzig Jahre alt. Sie wird das Kreuz auf sich nehmen müssen. Aber sie wird nicht heilig gesprochen werden.

Berthold Viertel

Moral insanity

Jedermann erinnert sich aus seinen Schuljahren an die Geschichte von den „zween Besessenen", deren Teufel in eine Herde Säue fuhren: „Und siehe, die ganze Herde Säue stürzte sich von dem Abhang ins Meer, und ersoffen im Wasser."

Das ist natürlich nur eine sehr naive Geschichte und wer ein aufgeweckter, intelligenter Junge war, hat schon damals nicht recht daran geglaubt. Wem aber in seinen polemischen Mannesjahren der Sinn für Aufklärung und für gesunde und vor allen Dingen vernünftige Kindererziehung sich löste, der richtete wohl auch ein kerniges Wort gegen den Unfug, unseren Kindern Narrenspossen von Teufeln mit Hörnern, Bocksschweif und Pferdefuß in den Kopf zu setzen. Und er appellierte wohl auch an das Verantwortlichkeitsgefühl der Lehrer und geistlichen Herrn, die solchen Unsinn verbreiten helfen.

Nein, dagegen braucht, Gott sei Dank, heute nicht mehr geschrieben werden, gegen Teufelsglauben und Hexenspuk. Und daß es keine Besessenheit von Dämonen und dergleichen mehr gibt, ist genügend aufgeklärt von der Wissenschaft. Selbst Sokrates wäre mit seinem kleinen Daimonion von uns gerechterweise ausgelacht worden.

Heutzutage nennt man die Besessenen Geisteskranke, und die Geisteskrankheiten hat man in verschiedene Arten und Gruppen eingeteilt und hat dabei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

solange rubriziert und etikettiert, bis für die geistig Gesunden nichts mehr übrig blieb. Aber das machte nichts, denn man brauchte ja nur die Konsequenz zu ziehen. Es gibt überhaupt keine geistig Gesunden; alle sind normal, alle sind pathologisch!

Und diese Konsequenz zog man auch, gewissermaßen kaltlächelnd. Denn es waren merkwürdigerweise noch einige übrig geblieben, die so normal waren, um absolut richtige Konsequenzen ziehen zu können. Diese wenigen Normalmenschen waren wie durch ein Wunder der leidenden Menschheit erhalten geblieben. Sie wuchsen heran, von degenerierten Eltern geboren, von Idioten betreut, in der Freundschaft mit zukünftigen Paralytikern und von maniakalischen Lehrern unterrichtet. Trotzdem aber blieben sie gesund und wurden darum Psychiater.

Die Arbeit dieser Normalmenschen war, wie gesagt, den Wahnsinn um sie herum in Ordnung zu bringen. Und da sie hauptsächlich in der Gesellschaft von Irrsinnigen aufgewachsen waren, kannten sie auch den frühesten Ursprung von Krankheiten, die erst später zum Durchbruch kamen, wenn nicht ein vorzeitiger Tod das verhinderte. So wurde, was man früher für einen Dämon oder Teufel hielt, zurückgeführt auf ganz unscheinbare Anlagen, die nur dem Kundigen verraten, zu welcher Katastrophe sie der Anfang sind.

Um jemanden für geisteskrank zu erklären, wartet darum der erfahrene Psychiater nicht, bis das Endstadium, die Katastrophe eingetreten ist, sondern weist klipp und klar schon in den unscheinbaren Anlagen die spätere Dementia praecox, den Säuferwahnsinn oder die Paranoia nach. Und um es nicht gar so grausam zu machen und doch den Anfang vom Ende zu unterscheiden, werden zuweilen die krankhaften Anlagen und Neigungen mit einem etwas mondänen Namen belegt, bei dem man an durchgebrannte Bankiers, Champagner und Kokotten, Grafen und Louis denken mag, an eine schummerige, schwüle Atmosphäre in London oder Paris oder sonstwo in der eleganten Welt.

Moral insanity nennt man so eine weltmännisch pathologische Veranlagung. Das ist ein hübsches und etwas parfümiertes Wort, besonders weil es englisch ist; es gehört also auch in die vornehme Gesellschaft, in der es verkehrt. Alle kosmopolitischen Menschen haben es lieb und halten es sich in Ehren. — Dagegen sollte das deutsche „moralische Verkümmerung" verboten werden; es stinkt nach Bettlern und Krüppeln und verleidet einem die Freude an der Sache.

Moral insanity ist auch ein sehr humanes Wort. Es mag nun sein, daß ein reicher Bürgerlicher oder Adeliger gestohlen oder betrogen hat. Das ist paradox. Denn warum stiehlt oder betrügt er, wenn er reich oder adelig ist? — Für den Seelenkundigen ist das kein Rätsel: Der Mann muß eine schlimme Anlage haben, er muß pathologisch sein. Es gibt keinen reichen, keinen vornehmen Betrüger! Wenn aber doch . . . moral insanity.

Raskolnikow, dieser Kant des Gewissens, schlägt ein altes Weib tot, schleift seine Tat hin und her über die Messerschneide seiner Gedanken. Das einzig Romanhafte an ihm ist, daß er sich nicht einem Psychiater, statt dem Gericht ausliefert. Das einzig Romanhafte an ihm ist, daß niemand zu ihm sagt: „Rodion, Sie sind krank, Sie leiden an moral insanity." Wie wäre da alles erhellt, wie wäre da alles durchsichtig geworden! Wenn Dostojewski wirklich das gewaltige Dichtergenie gewesen wäre, so hätte er das befreiende, das charakteristische Wort finden müssen, das für den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kundigen alles enthält ..... moral insanity.

Es gibt gegenwärtig kein wichtigeres Wort als moral insanity. Was sollte ein vornehmer Kavalier den Gerichten gegenüber tun, wenn es nicht mondäne Wörter gäbe zum Unterschied von dem ordinären Gaunerjargon. Ein netter, zierlicher, englischer Ausdruck — und alles erscheint in anderem Lichte! Ein einziges Wort — und die Tat, die zuerst festgefügt und robust dastand, sinkt zusammen wie Schaum! Da gibt es verschiedene verdächtige Symptome, die ihr vorausgehen: einen Äpfeldiebstahl, frühzeitige Neigung zum Zigarrenrauchen, in Pubertätswirrungen und -irrungen ein Selbstmordversuch mit giftfreien Aquarellfarben, endlich ausgesprochener Haß gegen die Schule. Das alles von berufener Hand zu einer Kette zusammengefügt und als letztes Glied ein Betrugsversuch oder dergleichen. Wer zweifelt da noch, daß alles moral insanity war: Äpfeldiebstahl, vorzeitiges Zigarrenrauchen, Selbstmordversuch und dann Betrug und Verbrechen. — Erhobenen Hauptes steht da ein sehr wichtig aussehender Herr vor der Gerichtsschranke und verliest ein Gutachten, in dem alles klargelegt wird Und mit jedem Wort entschleiert er ein Rätsel und mit jedem Satz offenbart er tiefste Einsicht in die menschliche Psyche. Und zum Schluß spricht er das eine sonnenhafte Wort, das alles aufklärt: — moral insanity.

Es möchte scheinen, daß man ein Gegner der Wissenschaft und, was schlimmer ist, ein Gegner der Humanität ist, wenn man etwas gegen diesen Herrn sagt. Denn er ist es doch, der die neue Erkenntnis tapfer auch vor den Schranken des Gerichts verficht: daß jedes Verbrechen Krankheit ist und Krankheit geheilt, nicht bestraft werden müsse. Wer möchte in der psychiatrischen Autorität nicht zugleich den Repräsentanten der Nächstenliebe verehren!

Wer im Vertrauen gefragt: Hat man sich schon einmal ernstlich überlegt, was das heißt: krank sein, geistig krank sein? Soll es wirklich umso vieles humaner sein, einem Verbrecher zu sagen: Sie sind irrsinnig und gehören ins Tollhaus — Sie haben betrogen, gestohlen, gemordet, dafür werden Sie so und so lang eingesperrt! Ist der gesunde Geist wirklich so tief im Kredit gesunken, daß man lieber in eine Irrenanstalt als in ein Zuchthaus geht? — Ja, es gibt eben nichts, was man heutzutage leichter entbehren könnte, als den Geist! . . .

Darum trägt auch ein jeder mit solcher Leichtigkeit sein bißchen „Belastung". Es geniert ihn ja nicht weiter und ein bißchen Teufel steckt auch im zwanzigsten Jahrhundert hinter aller Besessenheit, und wenn die Teufel auch in die Herde Säue gefahren sind, ersoffen im Meere sind sie deswegen noch lange nicht.

Adolf Lapp

Ein Raabekalender

Die Literatur über den toten Dichter wächst, namentlich in die Breite. Es hat sich eine Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes gebildet, die eine eigene kleine Zeitschrift herausgibt, in der verschiedene Anläufe zu einer Raabephilologie gemacht werden. Jedenfalls geht es da zunächst noch ein bißchen oberlehrerhaft her; aber es steht zu hoffen, daß der Wagen unter der Ägide des ausgezeichneten wolfenbütteler Oberschulrats Doktor Brandes ins richtige Geleise kommt.

Nun ist bei Grote, der die Sperlingsgasse, den Horacker und noch ein paar andere Bücher Raabes verlegt hat, auch ein ihm gewidmeter Kalender auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1912 erſchienen, als deſſen Herausgeber Otto und Hans Martin Elſter zeichnen.

Er enthält, neben allerhand minder Wichtigem, einige Bildniſſe des alten Herrn, überraſchend feine Zeichnungen von ſeiner Hand, Gedichte aus dem Nachlaß, Briefabſchnitte, beſonders ſchöne und charakteriſtiſche aus der durch über vierzig Jahre dauernden Korreſpondenz mit Wilhelm und Maria Jenſen. „Ich verſichere euch", heißt es da einmal, „es hat auch ſeine Behaglichkeit, als ausgeſpannter bunter Schmetterling im Glaskaſten zu paradieren und nicht mehr um und über dem deutſchen „Dichtergarten" herumzuklettern, dem frechen Spatz und dummen Froſch zur Magenfütterung!" Auch über den Literarhiſtoriker Richard Moſes Meyer hält er ſich auf, der hernach ſo liebevoll ein ſpaniſches Rohr auf ſein friſches Grab pflanzte.

Wilhelm Jenſen ſelber hat eine ſehr ſchöne, aber ſchwermütige, bittere Einleitungsepiſtel an den Toten „Zum 8. September 1911" geſchrieben. „Du haſt die deinigen, ſie, die von der Natur zu deinen Angehörigen geſchaffen worden, und ihre Liebe iſt dir getreu. Was ſollteſt du mit den andern, den fremdblütigen, die keine Verwandtſchaft an dich knüpft, nach denen du ſo wenig begehren kannſt, wie ſie nach dir?"

Schreibt's euch hinter die Ohren, ihr Herren Propagandiſten!

Einen ſehr hübſchen, beziehungsreichen Aufſatz über des Dichters Jugendheimat bringt Otto Elſter und ſchmückt ihn mit zwei reizenden altmodiſchen Zeichnungen von Eſchershauſen und Holzminden. Auch Elſter, der Sohn, intereſſiert mit ſeinen Auseinanderſetzungen über „das Romanhafte bei W. R."

Weniger erfreulich als der Text iſt der bunte Buchſchmuck; namentlich das Porträt neben dem Titelblatt iſt in einen ſpektakulöſen, „gackeligen" Rahmen geſteckt, der ganz und gar nicht herpaßt. Die Verleger haben ſich doch durch geſchmackloſe oder liederliche Ausſtattung ſowieſo ſchon genug an Raabe verſündigt.

Dr. Owlglaß

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Wolters, für den Inſeratenteil Fritz Roeßler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachſtraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Öſterreich-Ungarn: Adolf Schleſinger in Wien I — Expedition für Öſterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengaſſe 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunſtdruckerei AG. in München, Dachauerſtraße 15
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Rohrenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kongo / Von Ludwig Thoma

Das französische Hetzblatt, der „Matin" könnte heute in Deutschland noch übler berüchtigt sein als in Paris, wo man die Käuflichkeit seiner Redaktion seit langem kennt. — In diesem Sommer ist wohl kein Tag vergangen, an dem die Fälscher nicht irgendeine Lüge gegen Deutschland ausgeheckt haben.

Obwohl das jeder Zeitungsleser weiß, haben sich jetzt einige deutsche Reichstagsabgeordnete dazu hergegeben, dem berliner Korrespondenten des Schandblattes, einem sicheren Herrn Caro, im deutschen Reichstagsgebäude Audienz zu erteilen, und auf- und abwandelnd ihre herzlich törichte Meinung über die Kongofrage mitzuteilen, in einem sehr brenzlichen Stadium der Verhandlungen dem Franzosen Material gegen die eigene Regierung zu geben.

Natürlich hat der Kerl einen furchtbaren Lärm geschlagen, und heute bestärkt man sich in Paris in der treulosen Abweichung von bereits gegebenen Zusagen mit dem Hinweise darauf, daß zwei Drittel des deutschen Volkes die Forderungen des Auswärtigen Amtes mißbilligen.

Gewiß hat Herr Caro die Auslassungen des redseligen Herrn Paasche entsprechend aufgebauscht und entstellt.

Das war sein gutes Recht, denn er als Ausländer und Schmock wird eine Sensation, die sich ihm bietet, selbstverständlich ausnützen. Der Vorwurf trifft die Herren, die sich so weit vergessen konnten, mit dem Korrespondenten des feindlichen Hetzblattes vertraulich zu werden, statt ihm einen Tritt dorthin zu geben, wo auch Mitarbeiter des „Matin" verletzbar sind.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man liest, daß der „Führer" der „Nationalliberalen", der Herr Geheimrat Paasche, einen Tag nachdem der Reichskanzler brieflich um Diskretion in der Marokkofrage gebeten hatte, dem schlimmsten französischen Chauvinisten Mitteilungen machte.

Mußte gepappelt sein? Und welchen Zweck konnte das Gerede haben? Daß zwölf Stunden später auf den Boulevards der Triumph des „Matin" ausgebrüllt wird, der Triumph, aus einem „nationalen Deutschen" allermerkwürdigste Vertraulichkeiten herausgefratschelt zu haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geheimrat Paasche erklärte hinterher, daß er dem Herrn Caro nur ganz private Konfidenzen gemacht und die Nennung seines Namens verboten habe.

Das konnte er sich ja denken, daß der Reporter sich diese Sensation nicht verkümmern lassen werde.

Als er mit dem Franzosen im saftigsten Tratsche begriffen war, ging ein anderer deutscher Parlamentarier vorbei.

Er hielt ihn an mit der Frage: „Ist das nicht auch Ihre Meinung mein lieber Herr Kollege?"

Natürlich war es auch dessen Meinung, daß man im Wandelgange des deutschen Reichstags über die deutsche Regierung mit einem Pariser Windhund zu quatschen habe.

Denn der „liebe Kollege" war kein anderer als der heilige Hies Erzberger, der alles blasen muß, was ihn nicht brennt.

„Dann kam noch der Abgeordnete Gothein hinzu, der ein recht drastisches Scherzwort gebrauchte."

Bravo!

Und dann muß man sich vorstellen, wie es einem deutschen Korrespondenten ginge, der im Pariser Parlamente herum fragen würde.

Und man muß sich französische Abgeordnete vorstellen, die vor einem deutschen Hetzer gegen die französische Marokkopolitik ausfällig würden. Aber das geht nicht. Denn solche Franzosen gibt es nicht.

Diese raren Vögel kommen nur in Deutschland vor, wo auch die Kunst des Maulhaltens immer seltener wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englands Hand! / Von Julius Sachs (Wien)

Seit dem Augenblicke, wo der Pforte das italienische Ultimatum überreicht worden ist, ist die Türkei von einem lähmenden Entsetzen befallen. Zitternd eilt sie hin und her in der Angst vor einer ungeheuren Drohung; denn wie in dem Mimodrama, das wir von Madame Viehé her kennen, ballt sich zwischen den schweren Falten des Vorhangs, der das ottomanische Reich von Europa abschließt, eine zur Faust geschlossene Riesenhand hervor, die fest am Vorhang ruht und wartet. Englands Hand! — Und die Orientalin versucht ihre alten Tanzkünste und eilt hin und eilt her und sucht Zeit zu gewinnen — die Hand dort drüben, die zusammengekrallte Faust, die im nächsten Augenblick erdrosseln mag, sie rührt sich nicht; und diese wartende Ruhe ist fürchterlicher als die blutigste Drohung.

Anfang August schlossen wir [in unserem Artikel „Englands Rückkehr nach Europa“ *)] aus der erfolgten Abänderung der englisch-japanischen Allianz und aus dem Blicke auf die albanische Affäre, — aus dieser Kombination von Herabsetzung des politischen Energieaufwandes im fernen Osten und seiner gleichzeitigen Erhöhung im nahen Osten auf eine Verschiebung des Absichtenzentrums der englischen Politik. Die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts aufgekommene politische Idee, die die Entscheidung der Nationenschicksale im fernen Osten, — am Pazifik und in China — suchten, hatte England durch Abschluß des Bündnisses mit Japan ausgenützt und mit einem Streiche den russischen wie den japanischen Gegner matt gesetzt; und indem es dann allmählich die Versöhnung zwischen den Gegnern herbeiführte, hatte es schließlich die Freundschaft der beiden erworben und damit die Sicherung seiner Position im fernen Osten und — durch das 1907er Abkommen mit Rußland — das Ajustement von Asien durchgeführt.

Wir waren nun vor die Frage gestellt, welches das Objekt dieser Bewegung sein mochte. Vor allem war es klar, daß Deutschland in Konstanti-

*) Siehe Heft 32.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nopel und in Marokko gepackt werden sollte — ein Thema, dessen detaillierte Darlegung wir uns in der Besprechung des afrikanischen Problems vorbehalten — und dann sollte die Türkei geschwächt werden, da die Jungtürken die Haltung des Reiches Deutschland gegenüber nicht geändert hatten. Und in dem Artikel „Die Neuaufnahme der Orientfrage"*) deuteten wir die neue Aufwerfung der Orientfrage an, die durch den Ausbruch der türkischen Revolution hinausgeschoben worden war, welche den ersten gemeinsamen russisch-englischen Aktionsplan störte; wir gelangten zu diesem Schlusse aus der Betrachtung des von der mittelasiatischen Seite her vorgenommenen Flankenmanövers und betonten hiebei das besondere Ziel, Atouts für die arabische Frage zu gewinnen.

Die nächste Frage mußte nun der Form gelten, die die englische Aktion anzunehmen gedenkt, der Gelegenheit, der sie sich bedienen, dem Rahmen, in dem sie sich entwickeln will. Dieser Rahmen war der allgemeinen Form nach im Voraus gegeben, sofern er die Schwächung der Türkei beabsichtigte. Wenn die englische Politik einen Rahmen suchte, mußte sie offenbar die — absichtlich oder zufällig — ungenützt gebliebenen großen Orientereignisse und Orientkonjunkturen der letzten Jahre ins Auge fassen, und die Untersuchung der Gründe, die England zum Beiseitestehen veranlaßten, mußte uns einen gewissen Einblick in seine Motive gewähren. Nun, die größte Konjunktur der Orientfrage ist der Zeitpunkt von 1908 gewesen, die türkische Revolution, und das größte Ereignis war damals die Vornahme der Annexion der beiden okkupierten Provinzen durch Graf Aehrenthal.

Dieses Ereignis weist zwei Aspekte auf — einen positiven und einen negativen. Den positiven Aspekt bildete die österreichische Annexion der beiden Provinzen, den negativen bildete die Nichtausnützung der Situation seitens der andern Großmächte. Der Hintergrund jener Zeit ist noch zu nahe, als daß uns die diplomatische Geheimgeschichte zugänglich wäre, aber es ist doch offenbar, daß die Ereignisse eine Menge ungenützter Gelegenheiten boten und daß damals die große orientalische Liquidation hätte vorgenommen werden können. Der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen mag es heute noch Ferdinand von Bulgarien nachtragen, daß er 1908 nicht in Mazedonien einrückte. Da hätten sämtliche Fragen mit einem Schlage geregelt

*) Siehe Heft 34.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden können, die mazedonische und die ägyptische, die Kretafrage und die Dardanellenfrage, die von Zypern und die von Tripolis — und die bosnisch-herzegowinische. Wir wollen mit dieser letzten Hervorhebung sagen, daß Österreich-Ungarn bei einer solchen Gesamtliquidation sich die Zahlung der 54 Millionen hätte ersparen können; wenn es seine Ansprüche zusammen mit denen der andern Gläubiger der Türkei angemeldet hätte, so wäre es ihm möglich gewesen, die beiden Provinzen aus der Konkursmasse billiger zu erstehen, statt sie im Einzelgeschäft um einen teuren Preis abzukaufen. Welches waren die Gründe, die Graf Aehrenthal zu dem von ihm befolgten Vorgehen veranlaßten? Hatte der Minister damals schon das Bild im Auge, zu dem die Dinge jetzt sich entwickeln zu wollen scheinen, nämlich einen noch engeren Anschluß der Türkei an Österreich und an Deutschland — und wollte er darum die Ansprüche der anderen zurückdrängen und selbst der Türkei freundlich und mit offener Hand entgegenkommen? Hatte er damals schon die Etappierung der Liquidation im Auge, schon damals im Verein und in Verständigung mit Berlin mit der Absicht gearbeitet, durch die bewußt geführte Abstufung ihrer einzelnen Phasen die Sache möglichst für das System selbst auszunützen? Wie da die Dinge im Jahre 1908 lagen, darüber werden erst spätere Jahre Klarheit bringen. Was aber jetzt als das Wesen der geschaffenen Situation feststeht, ist die Tatsache, daß in der politischen Substanz Europas das Gewicht einer unexploitierten Situation weitergeschleppt wurde, das gleich einem Fremdkörper das normale Funktionieren der politischen Organismen behindern und diese durch stete Reizung früher oder später zu einer heftigen Reaktionsbewegung veranlassen müßte. Als nun die erste Nachricht von dem Plane Italiens, Tripolis zu besetzen, auftauchte, mußte man die im Zeitalter der Systempolitik notwendige Frage aufwerfen: Handelt es sich um eine vereinzelte, nur die Interessen des Königreiches selbst betreffende Aktion Italiens oder um die Aktion eines — befreundeten oder auf der Gegenseite stehenden — Systemes? Stand Italien mit andern im Bunde oder war es von andern, selbst nichts ahnend, für die Zwecke jener benützt worden? Und wenn wir das Feld der politischen Möglichkeiten überblicken, erscheint uns vor allem eine Hypothese im Vordergrund zu stehen: Ist etwa der Vorstoß Italiens ein durch die Tripelentente unternommener Versuch, das italienische Mitglied der Tripelallianz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von dieser abzusprengen? Der Gedanke mochte im ersten Augenblicke nicht eben als plausibel erscheinen, da anfänglich durchaus keine Fakta zur Unterstützung dieser Annahme auftauchten; die Engländer schienen im Gegenteil die italienische Aktion unangenehm zu empfinden und klagten über die Löschung der Lichter im Roten Meere und im allgemeinen über die große Störung ihres Handels. Aber man darf sich im Urteil über große Dinge nicht durch derartige Details beeinflussen lassen, und man muß im Auge behalten, daß die ganz großen politischen Ereignisse nur von ganz wenigen Leuten festgelegt und nur von diesen gekannt werden. Sowie der deutsch-französische Krieg ein Jahr vor seinem Ausbruch von einigen wenigen Persönlichkeiten geplant und vorbereitet war, so mögen auch jetzt die zwei, drei in Betracht kommenden diplomatischen Persönlichkeiten den Plan ausgeheckt haben, zu dem Italien selbst vielleicht nicht zugezogen worden sein mag. Die Idee der Methode wäre nicht neu, neu wäre nur die großzügige Anwendung — der Versuch eines Systems, ein Mitglied des Gegensystems für die eigenen Zwecke arbeiten zu lassen, zugleich dieses Mitglied aus seinem System herauszureißen und schließlich im Endeffekt den dritten Faktor — im vorliegenden Falle die Türkei — dem System, mit dem es bisher in inniger Freundschaft lebte, zu entfremden.

Und dies, glauben wir, ist tatsächlich der englische Plan, der ganz im Einklang mit den bisherigen, regelmäßig verfolgten geheimen Aktionen der britischen Diplomatie steht. Deren Ziel ist: Schwächung der Türkei. Die Durchführung dieses Planes ist in Albanien, in Arabien und in Konstantinopel selbst verfolgt worden; er wird nun in Tripolis fortgesetzt und soll alsbald in Ägypten und in wenigen Jahren in Arabien zum Abschlusse gelangen.

* * *

Wir wenden uns nach dieser kurzen vorwegnehmenden Projizierung des Planes zwecks leichterer Verständigung wieder der italienischen Tripolisaffäre selbst zu, um in ihr die Aspekte nachzuweisen, die Züge zu dem von uns entworfenem Bilde stellen. Wir haben vor Ausbruch des Krieges in dem Artikel: „Der versäumte Augenblick von Tripolis“ die Frage aufgeworfen: Warum hat Italien nicht 1908 zugegriffen? — damals als das große break up in der Türkei loszubrechen schien, als Österreich-Ungarn die bos-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nische Frage löste und als Bulgarien sich die Unabhängigkeit holte?*) Wir haben die Gründe, die Italien von der Ausnützung der Konjunktur in jenem Zeitpunkte abgehalten haben mochten, als solche der Rücksichtnahme auf fremde Interessen und solche der Verfolgung eigener Ziele erkannt. Auf der einen Seite war es die Rücksicht auf die Tripelallianz, deren zwei andere Mitglieder ohnehin zu stark gegenüber der Türkei engagiert waren, so daß es für Italien schwer gewesen wäre, auch für sich Deutschlands Hilfe gegenüber der Pforte in Anspruch zu nehmen. Auf der andern Seite stand die politische Neuorientierung, die Italien zur Zeit des Ausbruches der Krise durch den Zusammenschluß mit Rußland angebahnt hatte und von der es sich eine Kompensation in der ökonomischen Durchdringung des Balkans versprach (wodurch es sich zugleich in Gegensatz zu Österreich-Ungarn stellte). Da sehen wir, daß die erste Reihe von Gründen, die eine Enthaltung und eine verlorene Konjunktur motivierten, auf die Tripelallianz zurückgingen, während die zweite Reihe mit den Interessen und Anschauungen der Tripelentente verknüpft war. Denn auch England glaubte damals an eine Erstarkung der Türkei, die sich von Deutschland ab und England zuwenden würde; und so war auch Italien von der Ansicht geleitet, das jungtürkische Regime werde zu einer Regeneration des ottomanischen Reiches führen und durch eine freundliche Haltung könnte seine Regierung sich beliebt machen und auf diese Weise gewisse Profite erlangen und im Wettkampf der Nationen um den ökonomischen Einfluß auf dem Balkan einen Vorsprung gewinnen. Mit einem Worte, Italien war damals mit England gegangen.

Aber die Entwicklung der Dinge enttäuschte Englands Hoffnungen: Deutschland brachte das unglaubliche Kunststück zuwege, sich mit dem neuen Regime, das unter Demonstrationen vor der englischen Botschaft eingeweiht worden war, ebensogut zu stellen wie es mit Abdul Hamid gelebt hatte. Deutschland brachte dies zustande, trotzdem es der Annexion von Bosnien und der Herzegowina sekundierte und England mußte diese beiden scheinbar sich widersprechenden Ereignisse — die politische Aktion der Tripelallianz und ihr gutes Einvernehmen mit Konstantinopel — als doppelte Schlappe für sich selbst empfinden. Italien, das nach den Anschauungen der Freundin gehandelt hatte, sah sich in seinen Erwartungen nicht minder enttäuscht; die

*) Heft 36.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ökonomische Durchdringung des Balkans ist eine bloße Hoffnung geblieben und gerade in den ökonomischen Dingen hat die junge Türkei die schärfste Waffe zur Bekämpfung der Mächte erkannt.

Man denke sich in die Rolle der Leiter der englischen Politik — muß es nicht deren Bestreben sein, angesichts der Enttäuschung ihrer Hoffnungen eine Gestaltung der Dinge im Orient herbeizuführen, die ihnen eine Neuauflage von 1908 in eigener Redaktion und in verbesserter Auflage mit selbstgeschaffenen und sorgsam vorbereiteten Konjunkturen ermöglichen würde — um selbst, mit eigener Hand die große Liquidation durchzuführen? Die nächsten Fragen wären dann die folgenden: Welches ist die von England geleistete Vorbereitungsarbeit gewesen? — Wie hat es die Gelegenheit hergestellt? Welches sind die Objekte, die es in einer solchen Liquidation erwerben könnte — und welches wäre schließlich die friedliche oder kriegerische Form, in der man die Durchführung dieser Aktion von der Eigenart der englischen Staatskunst zu erwarten hätte?

* * *

Die Vorbereitungsarbeit würde wohl eine Reihe von Aktionen sein, die auf eine allgemeine Schwächung der Türkei abzielen. Diese wurde zunächst in Albanien versucht. Wenn wir uns im August mit einer Andeutung dieser heikeln Sache begnügen mußten, dürfen wir heute über diese der Vergangenheit angehörige Affäre klarer sprechen. Wir sprachen damals davon, daß auf ein bestimmtes Ziel eine größere Energie aufgewendet werde, als dessen unmittelbarem Werte entspreche, so daß man sich sagen müsse, daß in Wirklichkeit ein größeres Ziel angestrebt werde. Nun, man kann heute ruhig sagen, daß die albanesischen Wirren durch das Instrument Montenegros von der Hand Englands geschürt worden sind. Und wenn diese Hand plötzlich Ruhe eintreten ließ, geschah dies aus jenem Grunde, den wir in dem Artikel „Das albanesische Problem“ *) in verhüllter Form andeuteten als wir unseren Eindruck notierten: „Montenegro“ habe seine Pläne geändert; es strebe nicht mehr wie zu Beginn der Aktion ein kleines Stück Albanien an, sondern es habe seine Absichten vergrößert und ihre Durchführung dagegen auf einen späteren Zeitpunkt verschoben.

*) Siehe Heft 32.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Arabien wurde das Ziel der Schwächung des Reiches mit dem altbekannten Mittel — Erregung der Provinzen — versucht. — In Konstantinopel hat sich Fitzmaurice energisch in die Politik gemischt, nicht nur um den britischen Einfluß in der Türkei zu stärken, sondern auch um die Türkei zu schwächen. Ägypten wurde mit der Administration Lord Kitcheners nach dem sanften Gorstischen Interregnum wieder eiserne Zügel angelegt und unter seiner Hand dürfte es ein noch stärkeres strategisches Zentrum werden. Und was die Behandlung der Kretafrage anlangt, so unterscheidet man deutlich die Absicht Englands, sie fortgesetzt in der Schwebe zu lassen, um im gegebenen Augenblick nach der Sudabai zugreifen zu können.

Mit dem neuesten Coup, mit der Aufwerfung der Tripolisfrage, soll wohl die Gelegenheit zum Eingreifen geschaffen werden. Denn daß hinter Italien eine dritte Macht steckt, die nur England sein kann, darauf deuten alle Umstände des Ursprunges und der Führung der Affäre. Wenn Italien 1908, wie wir im Heft 37 sagten, Zaghaftigkeit vor dem Anpacken einer so schweren Sache empfand, so fehlte eben die englische Ermutigung. Die Parallelismen der gemeinsamen englischen und italienischen Enttäuschung haben wir schon geschildert. Und die größte englische Ermutigung muß heute hinter dem italienischen Vorgehen stecken, das die Affäre mitten im Frieden vom Zaune brach und von ihrem ersten Augenblicke an mit übereilter Hast zur Entrierung des wirklichen Krieges führte, aus der die Besorgnis zu sprechen schien, der Gegner könnte sich durch zu rasches Nachgeben der Gegnerschaft entziehen! Geradezu naiv kann man das ruhige Zusehen der italienischen Schiffe nennen, die die „Derna" passieren ließen, um einen casus belli konstruieren zu lassen. Auf jede nachgiebige Bewegung der Pforte antwortet Italien mit einer jener Angst entsprungenen Gegenbewegung. Und kaum war die autoritativste Friedenskundgebung der Türkei in Form der Thronrede erfolgt, so ließ die Regierung durch ein ihr nahestehendes Organ verlautbaren, daß sie nicht mehr auf der anfänglich angenommenen Basis verhandeln wolle. Wie sie anfänglich ganz mißlicherweise nach dem Ultimatum mit der Kriegserklärung herausgerückt war, schien ihr nun die Einführung eines Kondominiums nach Art des in Ägypten bestehenden oder die eines Protektorates gleich dem von Tunis ungenügend und es wurde die Annexion pur et simple des türkischen Vilayets gefordert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Krieg wird weitergeführt. Aber man kann nicht umhin zu fragen: wem damit genützt wird. Die Türkei hat bereits alles verloren, was zu verlieren war, und sie wird die Provinzen, auf denen die Italiener festen Fuß gefaßt haben, nicht mehr zurückgewinnen. Italien aber kann nicht mehr gewinnen, als es bereits gewonnen hat. Also: Cui prodest? Und wem konnte die Beunruhigung auf dem Balkan — man denke nur an die neuerlichen Bewegungen Montenegros — nützen? Und hätte das alleinstehende Italien sich nicht besonnen, ehe es die so beunruhigenden Aktionen in der Adria im ägäischen Meere unternahm? Auch ein Blick auf die Ergebnisse, die der italienische Erfolg mit sich bringen muß, regt zu Erwägungen ähnlicher Schlußfolgerung an. Würde England ruhig zusehen, daß Tripolis, neben den bereits besetzten Punkten von Ceuta, Tunis, Gibraltar, Bizerte, Alexandria und neben Tanger der einzig freie und darum doppelt wertvolle Posten des Mittelmeeres, ein Hafen der Tripelallianz und zusammen mit dem bereits unter deutscher Kontrolle stehenden Alexandretta und dem in der Nähe der ägyptischen Grenze liegenden Hafen von Tobruk, ein Mittel für Deutschland werde, eine überlegene navale Position in der Levante zu erwerben? (wiewohl die Entente deutsche Schiffe mit der Zange Malta—Bizerte beim Ausbruch eines Krieges im östlichen Becken des Mittelmeeres einklemmen könnte.) Und würde es ohne gute Gründe dem Vorgehen der Italiener zusehen, die nach dem Erfolge in Tripolis daran gehen werden, in Sizilien einen Kriegshafen zu errichten, in Opposition zu Bizerte und Malta? Würde es ein Vorgehen dulden, das die durch die seinerzeitigen Erlässe Chamberlains in Fluß gekommene Erregung des italienischen Elementes auf Malta steigern muß? — Doch wir sind hier bei einem der heikelsten Punkte unseres Themas angelangt; der Großwesir Said Pascha wußte, was er tat, als er in der letzten Sitzung der türkischen Kammer erklärte, seine Mitteilungen nur bei geschlossenen Türen geben zu können.

Die bestimmten Objekte, die England bei einer Liquidation des ottomanischen Reiches als wertvoll anstreben würde, sind bekannt. Wir behalten uns vor, auf die Frage weiter einzugehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Herkunft unserer Philologen

Von Professor Dr. Levin L. Schücking (Jena)

Wenn jemand den „Oberlehrer in der schönen Literatur der Gegenwart" in der Art einer kulturhistorischen Studie behandeln wollte, so brauchte er um Farben für sein Bild nicht verlegen zu sein. Bei Strauß, bei Hesse, bei Heinrich Mann und noch an vielen anderen Stellen taucht die Figur des Schulmeisters der jetzigen Generation in scharfumrissenen Zügen auf. Darin liegt an sich nichts Ungewöhnliches. War doch auch der Schulmeister der Renaissance mit seiner weltfremden, inbrünstigen Liebe für die Klassiker und seinen bis zur Grausamkeit harten Erziehungsregeln ein häufiger Gegenstand der Behandlung im Schrifttum und namentlich auf dem Theater seiner Zeit, und wenn er dort gelegentlich arg verspottet wird, so hat das doch nicht verhindert, daß er widerspruchslos dem Bildungsgang von Jahrhunderten die Wege vorgeschrieben hat. Aber aus der Behandlung der Lehrerfigur bei unseren Zeitgenossen spricht mehr als Spott. Es klingt daraus eine persönliche Bitterkeit der Autoren, die über die Notwendigkeit der künstlerischen Motivierung weit herausgeht und auf alle Fälle ein bemerkenswertes Zeugnis erlebter Leiden und Unbilden darstellt. Wer von ihnen aus eigener Erfahrung nichts weiß, und die Schilderungen der Romane für übertrieben hält, dem müssen die vielbesprochenen Schülerselbstmorde der letzten Zeit die Augen darüber geöffnet haben, daß hier tatsächlich Mißstände vorliegen. Diese Mißstände hat man bei den jüngsten Diskussionen auf den verschiedensten Gebieten gesucht: in der Überbürdung, in der Art des Lehrstoffs, allenfalls in der Methode, aber die wenigsten haben auf die meines Erachtens wichtigste Quelle gezeigt: die Persönlichkeit der Lehrer. Man kann ganz gewiß sagen: es bringt sich kein Schüler um, weil er die auferlegte Arbeit nicht zu bewältigen vermag, sondern nur, weil er kein Verständnis bei seinem Lehrer findet. Und gerade diese verzweifelten Versuche, den Weg zum Herzen des Lehrers zu gewinnen, sind deshalb gelegentlich in der genannten Literatur, namentlich bei Strauß, so

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erschütternd geschildert worden. Dem überängstlich und nervös gewordenen, bangen Kind tritt der Lehrer als brutaler oder pedantischer Schultyrann entgegen. Er lebt in einer vollkommen anderen Welt und vermag sich in die Seele des Schülers nicht hineinzuversetzen. — Man kann der Tatsache die Augen nicht verschließen, daß es einen derartigen Typ gibt, wie ihn in der Karikatur ja auch der „Simplicissimus" zeichnet. Er braucht nicht immer den teutonischen Vollbart oder das „quastengezierte Jägerhemd" zu tragen, nicht die falsche Modussetzung des einen Schülers mit dem Tode des andern in Parallele zu stellen und kann doch vollkommen jenen Geist der Pedanterie verkörpern, der der absolute Antipode jugendlichen Denkens und Empfindens ist. Es verdient kaum gesagt zu werden, daß es sich bei diesem Typ wie bei allen, durchaus nicht um die Majorität der im Lehrerberuf tätigen, sondern nur um eine, allerdings nicht unbeträchtliche Minderheit handelt. Denn wer erinnerte sich nicht aus seiner Gymnasialzeit jener verknöcherten Schulmeister, deren unbegreiflichste Seite ihre nicht zu erschütternde Ernsthaftigkeit war, die mit ihrer Klasse in gewissen Momenten verhandelten, als hätten sie eine mordlustige, aufrührerische und zu dezimierende römische Legion und nicht einen Haufen kalbriger, lachlustiger, spielerischer Kinder vor sich! Solchen Typen gegenüber bedeutet der Trieb zur Verübung von Unfug beim Schüler eine Art originellen und in seiner Weise berechtigten Protestes gegen die sich als Autorität gebärdende pädagogische Unfähigkeit.

Woher aber rührt es nun, daß sich neben vielen ausgezeichneten Lehrern ein Typ wie der gedachte entwickeln und eine so verhängnisvolle Wirkung ausüben kann?

Zunächst einmal sprechen hier gewisse allgemeine Verhältnisse mit. Deutschland ist mehr als irgendein anderes europäisches Land der Gegenwart das der Autorität und Subordination. Daß Kinder gehorchen müssen, auch wo sie nicht verstehen, warum, darauf wird nirgends so rigoros gehalten wie bei uns. So wird naturgemäß die Autorität des Lehrers als Erziehers zu einer Höhe hinaufgeschraubt, die für das Selbstgefühl von vielen verhängnisvoll werden muß. Auf der andern Seite ist bei uns das Zusammenleben der Knaben in Konvikten, wo durch gegenseitiges Mitteilen und Mitleben die hauptsächlichsten seelischen Schwierigkeiten behoben werden, noch wenig entwickelt, und im Elternhaus weiß man oft dem Sohn gegenüber nicht die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

richtige Stellung zu seinem Lehrer zu finden, die die Mitschüler in ihrer Gesamtheit immer und unter allen Umständen haben. Ferner hat man gut von den Lehrern Freudigkeit und Verständnis für ihre Schüler verlangen, wenn ihnen der Staat derer so viele aufhalst und ihre Arbeit dadurch so steigert, daß Nervosität und damit Gereiztheit und Dienstverdrossenheit in die Schulstube ihren Einzug halten. — Mit solchen und noch einer Reihe ähnlicher Gründe wird man rechnen müssen, ohne doch damit den meines Erachtens wichtigsten Punkt berührt zu haben.

Ein bestimmter Typ erwächst stets auf der Grundlage gleichartiger Herkunft und identischer Ausbildung. So wird der Typ des preußischen Landrats zurzeit durch die drei Faktoren: adlige bezw. großagrarische Herkunft, Korpsstudenten- und Reserveoffizierstum, der katholische Kaplan durch die entsprechenden: Kleinbürger- oder Kleinbauerntum, Priesterseminar und katholischer Volksverein bestimmt. Die Frage nach dem Ursprung des gedachten Pedantentyps unter unseren Oberlehrern wird sich also gleichfalls in die Fragen nach Herkunft und Ausbildung sondern. Aus welchen Kreisen stammen unsere Oberlehrer? — Solange keine amtlichen Statistiken vorhanden sind, müssen Stichproben aushelfen. Mir liegt eine vergleichende Zusammenstellung der Herkunftsangaben aus rund 300 Doktordissertationen anglistischen und germanistischen Charakters vor, die in den letzten Jahren an den deutschen Universitäten erschienen sind. Sie zeigen folgendes Bild:

Es befindet sich unter ihnen kein Sohn eines Offiziers und kein Sohn eines Regierungsbeamten. Es führt keiner von ihnen das Prädikat „von".

Söhne akademisch gebildeter Leute sind 33, darunter nur 3 Söhne von Juristen gegen 15 Pfarrerssöhne. Als Söhne von Fabrikanten und Gutsbesitzern sowie Großkaufleuten, Verlagsbuchhändlern und so weiter bezeichnen sich 13. Wo schlechthin als Stand des Vaters „Kaufmann" angegeben wird, kann man erfahrungsgemäß darunter sicher einen „Ladeninhaber" verstehen, ebenso unbedenklich kann man dort, wo der Stand des Vaters überhaupt weggelassen ist, eine falsche und verwerfliche, in unserem Klassenstaat aber begreifliche Scheu annehmen, den Vater als Angehörigen einer sozial unteren Schicht aufzuzeigen. Es ergäbe sich also, daß von 300 philologischen Doktoren 61 den sogenannten „höheren Schichten" entstammen, während

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die übrigen teils Söhne von mittleren Beamten, nämlich 71 (darunter nicht weniger als 48 Lehrerssöhne) teils von Subalternbeamten (darunter zum Beispiel 3 Bahnmeister, 2 Zugführer, 2 Briefträger) und Handwerkern sind. Der letzteren zähle ich 25. Als Sohn eines Arbeiters bezeichnet sich nur ein einziger.

Das Verhältnis der aus der sozialen Oberschicht stammenden zu dem Rest erscheint also auf den ersten Blick als nicht ungünstig. Rund 20 Prozent gehören ihr an. Indes verändert sich dies Verhältnis wesentlich durch die Erwägung, daß philologische Doktoren nicht ohne weiteres mit Oberlehrern gleichzusetzen sind. Erfahrungsgemäß macht höchstens die Hälfte aller Philologen ihr Doktorexamen und dies ist, da die Prüfung leider immer noch sehr hohe Gebühren erfordert (mit Druck der Dissertation von zirka 350 bis 1000 Mark) die wohlhabendere, das heißt nach Lage der Dinge wohl zumeist die der oberen Schicht entstammende Hälfte. So würde man also statt auf 20 Prozent auf 10 Prozent kommen. Die praktische Beobachtung spricht in der Tat meines Erachtens mehr für die zweite Zahl, als die erste. (Wollte man übrigens bei diesen 10 Prozent in jedem einzelnen Falle untersuchen, ob es sich nicht um die pekuniär bedrängten Söhne verstorbener höherer Beamter und so weiter handelt, die diesen Studienweg gehen, um auf die billigste Weise wieder in die soziale Sphäre ihres Vaters zu kommen, so würde sich diese Zahl nicht unwesentlich weiter vermindern.)

Es zeigt sich also, daß die große Masse unserer Oberlehrer aus dem Kleinbürgertum stammt. — Nun ist an sich der Aufstieg von Intelligenzen aus tiefer liegenden Schichten ein höchst erfreuliches Zeichen gesunder sozialer Verhältnisse, selbst wenn sein Korrelat, das soziale Herabsinken der Unfähigen durch Privilegienwirtschaft, Protektion und andere Mittel künstlich verhindert wird. Aber es liegt auf der Hand, daß schon auf der Universität die mit der Herkunft aus dem Kleinbürgertum verbundene Beschränktheit der Mittel der Ausbildung der Philologen in einem weiteren als rein fachtechnischen Sinne vielfach hinderlich sein muß. Unter ihnen sind Studenten mit einem Monatswechsel von 90 bis 100 Mark keine Seltenheit. Ihnen ist der Umgang mit einem Juristen oder Mediziner, der das Doppelte oder das Dreifache hat, schlechthin unmöglich gemacht. Daher kommt es denn, daß zum Beispiel die Korps fast niemals Philologen als Mitglieder haben. Da in ihnen nun

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

freilich hauptsächlich die Sicherheit äußerer Formen gelehrt, diese aber durch den Verzicht auf eine individuelle Entwicklung erkauft wird, deren Ergebnis sie sein sollten, so ist das gewiß nicht als Unglück aufzufassen. Aber bedauerlicher ist es schon, wenn sich erfahrungsgemäß in den vielen, rein freundschaftlich orientierten Studentenzirkeln, wie sie sich an allen Universitäten bilden, meist nur Mediziner und Juristen, aber wenig Philologen zusammenfinden. So gehören die Philologen vielfach zu einer Art sozialer Unterschicht schon in der Universitätszeit. Naturgemäß entsteht nun bei ihnen häufig die Tendenz zu einem Zusammenschluß, und zwar in Fachvereinen, wie sie Medizinern und Juristen ziemlich unbekannt sind. Der Wechsel der Universität überdies ist, wie statistisch leicht nachweisbar wäre, unter Philologen bei weitem weniger üblich als bei den wohlhabenderen Medizinern und Juristen.

So mangelt es ihnen als Folge oft an der Erfahrung, die den andern ein vielseitiger Verkehr und Kennenlernen der Welt, Wanderungen durch verschiedene Länder und anderes verschafft. Die wichtigste Wohltat des freien deutschen Studententums, die Erweiterung des Horizontes durch den Gedankenaustausch mit gänzlich fremder Umgebung entstammenden Gleichaltrigen wird ihnen oft nicht genügend zu teil. Es kommt somit — freilich in sehr abgeschwächter Form — eine ähnliche Wirkung zustande, wie durch die Abgeschlossenheit des Zusammenlebens im katholischen Priesterseminar. Erwächst aus diesem der geistliche Dünkel, so aus jenem die Pedanterie. Denn Pedanterie ist im Grunde nichts als sauer und alt gewordene Unreife.

Naturgemäß müssen diese Erscheinungen einen schädlichen Einfluß auch auf die wissenschaftliche Ausbildung ausüben. Gerade die Philologie hat es ja großenteils mit der wissenschaftlichen Vertiefung allgemein menschlicher Bildungswerte zu tun. Sie erheischt ebenso Sinn für die Kunstform der Literaturwerke als Miterleben und Verständnis seelischer Konflikte im Kunstwerk und im Leben der Künstler. In beiden Punkten ist mit dem rühmlichen Fleiß, den man an unseren Philologen hervorheben muß, wenig gewonnen. Zur richtigen Würdigung von Kunst gehört Geschmack. Geschmack ist nicht bloß angeboren, er läßt sich schulen. Aber wer das Glück gehabt hat, daß mit dieser Schulung im Elternhause begonnen wurde, wer auf diesem Wege eine Entwicklung seines Geschmackes durchgemacht hat, wird schwer von jemandem einzuholen sein, an den die Kunst — ein furchtbarer Gedanke! —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zuerst als Lernstoff herantrat. Daher rührt denn auch eine gewisse natürliche Abneigung unserer Philologen gegen diese, dem gebildeten Nichtphilologen interessanteste Seite seines Fachs, daher ein gewisses Mißtrauen gegen die ästhetischen Werte, die er gern als unwissenschaftlich abweist, daher seine Zuneigung für alles das, was sich klipp und klar dartun und auswendig lernen läßt: historische Lautlehre und Formenlehre und eine angebliche „Metrik", die keine Verskunst ist. Leider kommt der wissenschaftliche Betrieb an den Universitäten dieser Neigung oft zu weit entgegen und richtet sich darauf ein, als ob er lauter künftige Privatdozenten und nicht künftige Oberlehrer vor sich hätte. Die Folgen aber spüren die Schüler, wenn ihnen zum Beispiel ein Drama durch ewiges Wiederkäuen des Inhalts (als die inhaltliche Interpretation) und eine gemeinsame Treibjagd auf Zäsur und Reimschema (ab ba cc und so weiter) als die „formelle Interpretation" oder die Erklärung von Dingen, die keine Erklärung brauchen („Es lächelt der See, er ladet zum Bade": Wieso lächelt der See? Warum lächelt der See? Lächelt der See wirklich, oder nur in unserer Einbildung? Inwiefern ladet er zum Bade?) auf mindestens ein Jahrzehnt verekelt wird. Der Lehrer hat es eben nicht besser gelernt, dafür kann er vielleicht die althochdeutsche Metrik am Schnürchen!

Wie ist nun diesen unfraglich vorhandenen Übelständen abzuhelfen? Bis zu einem gewissen Grade werden sie stets bleiben. Die Philologie ist ein verhältnismäßig billiges Studium und wird deshalb immer als sogenanntes Brotstudium von denen ergriffen werden, die pekuniär beschränkt sind. Aber es dürfte nicht in solchem Maße, wie momentan, von den Söhnen höherer Beamter und jungen Leuten aus den entsprechenden Schichten geflohen werden. Pädagogische Neigungen müssen sich auch bei ihnen finden. Gewiß würden diese ein reicheres Feld finden, wenn Konvikte wie die Landerziehungsheime die wünschenswerte größere Ausdehnung in Deutschland gewännen. Aber auch so verspricht die Tätigkeit des Lehrers ideel reichen Lohn und materiell wird sie nach den letzten Aufbesserungen durchaus nicht stiefmütterlich vergolten. Die Möglichkeit zu einer leitenden Stelle zu kommen, mag geringer als anderswo sein, aber ist doch immerhin groß genug, nicht abzuschrecken. All das macht auch nicht die eigentlichen Ursachen der Scheu vor dem Lehrerberuf aus. Sie liegen vielmehr in der sozialen Geringschätzung. Allen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

offiziellen Ableugnungen zum Trotz ist der Oberlehrer das Stiefkind der „Gesellschaft". Die oben geschilderten Verhältnisse bewirken das mit Notwendigkeit. Und nun fürchtet der junge Mann aus „gutem Hause" sich sozial zu degradieren, indem er Oberlehrer wird. Diese Auffassung der Dinge mit ihrer unglückseligen Wechselwirkung gilt es zu brechen. Würden sich unter den Philologen die verschiedenen Gesellschaftsschichten stärker mischen, als es unsere obige Statistik zeigt, so würde das auf die Gesamtheit der Philologen einen überaus günstigen Einfluß haben. Eine Probe davon gibt bereits die Einwirkung des Frauenstudiums, dessen Vertreterinnen fast durchweg Töchter höherer Beamter sind, und das schon aus diesem Grunde von allen, denen unsere Philologen, und unsere Gymnasien am Herzen liegen, nicht freudig genug begrüßt werden kann. Die gemeinsame Arbeit bringt zusammen. Das Zusammensein lehrt sich gegenseitig verstehen, schleift ab, macht reifer. Es gilt also hier schließlich, wie bei zahlreichen anderen Übelständen unseres Vaterlandes die Parole: Bekämpfung des Kastengeistes und des Klassendünkels.

Lottchens Geburtstag

Lustspiel in einem Akt von Ludwig Thoma

(Fortsetzung)

Vierte Szene

Die Türe in der Mitte wird halb geöffnet, und man hört die laute und fröhliche Stimme von Cölestine Giselius, die sogleich eintritt und unter der Türe nach rückwärts spricht.

Cölestine trägt einen Blumenstrauß: Es ist nit notwendig, Babettche, ich dank vielmals; ich werd schon was finde, wo ich den Strauß nei steck. Ganz eintretend, zu Frau Giselius: Gute Morche, Tildche. Ei, wo is denn unser Geburtstagskind, daß ich mein Glückwunsch anbring?

Frau Giselius ihr entgegengehend: In der Stadt, Stinche. Nei, was du wieder für Geld ausgegebe hast. Nimmt ihr den Strauß ab Den stelle mir aber in die Mitt. Sie nimmt eine Vase, die auf dem Flügel steht, steckt den Strauß hinein und stellt ihn auf den Tisch.

Cölestine sieht den Professor, der hinter seiner Zeitung steckt. Mit einem Knicks: Allerergebenst, Herr Geheimrat!

Professor Giselius ohne aufzusehen: Guten Morgen!

Cölestine zu Frau Giselius: Was macht se denn in der Stadt?

Frau Giselius: Sie muß was besorge; wahrscheinlich will sie uns auch e Präsent mache.

Cölestine: Zur Feier des Tags? Nei, wann ich denk, daß der klei Spatz heut zwanzig Jahr alt werd! Ich mein immer noch, ich muß sie im kurze Rock sehe.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau Giselius: Es ist fast schad, Stinche.

Célestine: Und jetzt werd se euch bald aus'm Nescht fliege.

Frau Giselius: Da is noch gar kei Aussicht!

Célestine: Du, glaub das net! Vor du guckst, is se weg.

Frau Giselius: Wann's ebe sei muß ...

Célestine: Ich muß d'r doch was erzähle ... Sieht nach Professor Giselius, der in seine Zeitung vertieft ist. Ich wollt scho vorgescht're, aber du warscht net daheem. Mit dem Kopf auf Giselius deutend. Un mit dem do kann m'r doch über nix gescheidt's redde.

Frau Giselius neugierig: Von Lottche was?

Célestine: Hör als zu! Am Samstag wart'r doch auf'm Kränzche bei Nonebergs. Isch d'r da nix aufgefalle?

Frau Giselius nachdenkend: N—nei.

Célestine: Ei, mir hat doch die Musovius erzählt, daß en neugebackener Privatdozent beim Lottche die Kur geschnitte hat.

Frau Giselius: Ach, die hört's Gras wachse.

Célestine eifrig: Gib nor acht! Ich bin also gescht're zum Kaffee wieder bei d'r Musovius, un auf emol kommt en B'such, en junger Mensch un macht ei eckig Kompliment nach dem annere, un wie mir'n endlich glücklich in em Stuhl drin hawwe, pischpert mir die Musovius ins Ohr: Du, das isch er ...

Frau Giselius gespannt: Der ...?

Célestine: Deim Lottche die Kur geschnitte hat.

Frau Giselius: Wie sieht er dann aus.

Célestine: Wie se halt aussehe. Mit dem Kopf nach Giselius deutend. Und mit die Gedanke immer wo anders.

Frau Giselius: Ich kann mir gar net denke ...

Célestine: Er werd wohl net sehr stürmisch gewese sei. Du weißt ja, wie die Gattung nach dem Professor hin nickend die Kur macht.

Frau Giselius: Ich hab' wohl gesehe, wie so e junger Mann unserm Lottche e Limonad gebracht hat ...

Célestine: Das is viel.

Frau Giselius: Aber getanzt hat'r net mit ihr.

Célestine: Er werd vielleicht net könne; aber hör' zu. Die Musovius bringt natierlich möglichscht bald s' Gespräch drauf, daß ich die Tant bin von Fräulein Giselius, und da werd er rot, wie e Institutmädche und fangt en ganz vernünftige Dischkurs an, wie's ihr geht, und ob sie gut heimgekomme isch vom Kränzche, und halt so weiter, fascht wie e normaler Mensch ...

Frau Giselius: Guck emol!

Célestine: Und ich hab'n e bißche aufgemuntert und hab' auch in's Gespräch einfließe lasse, wie m'r nächschtens den Geburtstag von unserm Lottche feiern. Da könne Sie sich e bißche angenehm erweise, sagt die Musovius, und er sagt, er muß so bald auf Giselius hinübernickend unserer Kapazität do sein Antrittsbesuch mache.

Frau Giselius: Is er auch Jurist?

Célestine: Nei. Er isch Zoolog.

Frau Giselius: Zoolog? Sie fängt herzlich zu lachen an.

Célestine: Ei, was hoscht du dann?

Frau Giselius setzt sich auf den Stuhl und lacht ausgelassen weiter: Ich muß mich setze.

Célestine: Was amüsiert dich dann so?

Frau Giselius: Ich erzähl dir's schon, Stinche; laß mich nur erst Luft kriege! Zoolog is'r! Lacht auf ein neues. Wann du hörst, was mir für e Debatt geführt hawwe, du lachst dich krank ...

Célestine zu Giselius hin nickend: Mit d'r Kapazität?

Frau Giselius: Natierlich! Du glaubst net, was der für Mücke im Kopf hat!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Cölestine: Ich kann mir's denke.

Frau Giselius: Nei, auf des kommscht du deiner Lebtag net. Un ... wieder in Lachen ausbrechend un von der Zoologie is auch die Red ...

Cölestine neugierig: Mach e bißche zu!

Frau Giselius! Du, was die für e Roll spielt in meim Lebe! Lacht

Professor Giselius über seine Zeitung weg: Was bedeutet dieser Heiterkeitsausbruch?

Frau Giselius: Ich will g'rad erzähle, was für väterliche Pflichte du entdeckt hast.

Professor Giselius aufstehend: Das ist doch eine Frage, die nur zwischen dir und mir sich besinnend aber — ja! Gut, meine Schwester soll ihre Meinung sagen; sie könnte in gewisser Beziehung sogar authentisch darüber urteilen.

Cölestine: Was wollt'r von mir?

Frau Giselius eifrig: Also, unser Lottche ...

Professor Giselius: Nein, ich bestehe darauf, daß ich das ... Problem unserer Cölestine vortrage.

Frau Giselius: Ich hab jetzt scho angefange ...

Professor Giselius: Und ich habe bestimmte Gründe, warum ich selbst zunächst einige Fragen stellen will. Wir wollen hier ad hominem demonstrieren.

Frau Giselius zu Cölestine: Du kannst dich freue.

Cölestine neugierig: So macht doch zu!

Professor Giselius: Gerade mit dir kann ich das ad hominem demonstrieren.

Cölestine: Es wär' doch g'scheidter, wann Tildche ...

Professor Giselius nötigt Cölestine in einen Stuhl, schlägt die Arme übereinander und spricht in lehrhaftem Tone: Du wirst mir den Gefallen tun, nicht wahr, Cölestine, logisch zu folgern und präzis zu antworten?

Cölestine resigniert: In Gottes Name!

Professor Giselius: Und insbesondere möchte ich dich ersuchen, nicht vom Hauptgedanken abzuirren, wie das nun einmal leider der weibliche Fehler ist ...

Cölestine: Und ich möcht dich insbesondere gebete hawwe ...

Frau Giselius: Halt dich am Stuhl fescht, Stinche!

Professor Giselius sich unwillig räuspernd: Du bist zwar schon ziemlich bei Jahren, Cölestine, aber noch im status quo ante, ich meine ...

Cölestine: Daß ich sitze gebliewe bin..

Professor Giselius: Daß du im eigentlichen Sinne Mädchen bist. Was wollte ich sagen? Ja. Nehmen wir an, es würde dich jemand zur Frau begehren.

Cölestine: J, wo werd eener!

Professor Giselius: Als Hypothese angeführt, es würde ein Mann um dich werben ...

Cölestine: Das gibt's nimmer.

Professor Giselius ungeduldig: Natürlich gibt es das nicht mehr. Aber konditionaliter, wenn es so wäre, — würdest du nicht doch froh sein, wenn dir eine geeignete Persönlichkeit Aufschlüsse erteilen würde?

Cölestine: Von dir möcht' ich gewiß kei'.

Professor Giselius: Ich rede doch ganz im allgemeinen ...

Cölestine: Ei, du bischt doch der letzt, den m'r um so was fragt!

Professor Giselius sehr ungeduldig: Kannst du einen Gedanken nicht vom Persönlichen loslösen? Wer spricht denn von mir?

Frau Giselius: Du selber.

Professor Giselius: Ich?

Frau Giselius: Du willst doch deiner ganze Verwandtschaft Instruktione gewe. Denk' dir nur, Stinche, er is wie drauf versesse.

Cölestine: Ja, sag mir nur g'rad, wie du auf so Idee kommscht? Biet' er sich an, er will mir Aufschluß erteile!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Professor Giselius verzweifelt: Aber ...

Cölestine: Ich dank d'r recht schö für'n gute Wille

Professor Giselius: Aber ...

Frau Giselius: Und die nämlich G'fälligkeit will er unserm Lottche erweise ...

Cölestine mit lustiger Entrüstung: Hör emol, das geht über'n Spaß!

Professor Giselius: Ich bitte mir endlich Ruhe aus, und daß man hier nicht von einem Spaß spricht!

Cölestine: Ernst kann doch so was net sei! Ich wenigsten verbiet mir dei' Auffschlüff'.

Professor Giselius: Es ist Ernst, und wenn du mich ruhig angehört hättest, dann wäre ich vielleicht gerade durch dich in meinem Vorhaben bestärkt worden.

Cölestine: Durch mich?

Professor Giselius: Aber natürlich, man begegnet bei euch stets einem Widerspruch oder schlechthin der Unmöglichkeit, den eigenen Vorteil zu erkennen.

Cölestine zu Frau Giselius: Was hat'r denn heut?

Professor Giselius! Propter imbecillitatem sexus, wie die Römer zutreffend sagten. Wegen der angeborenen Schwäche des weiblichen Geschlechtes!

Frau Giselius: Du, mir wolle heut vergnügt sei. Komm nur net ins Deklamiere!

Professor Giselius deklamierend: Ist es nicht unerhört, daß man in einem nützlichen Bestreben von den nächst beteiligten Personen gehindert werden soll? Aber ich sagte schon, daß es sich auf meiner Seite um eine Pflicht handelt, um eine Tätigkeit sohin ...

Frau Giselius: Stinche, drei Wort! Weil unser Lottche heut zwanzig Jahr alt is, will er ihr ... nu ja, du hascht's ja gehört. Er glaubt felsefest, daß ... Lispelt ihrer Schwägerin in die Ohren.

Cölestine: Ach, du lieber Gott! Beide lachen ausgelassen.

Frau Giselius: Er laßt sich's net nehme.

Cölestine lacht wieder: Otto!

Professor Giselius: Ich soll wieder was hören von Ahnungen? Aber ich erkläre hiemit ausdrücklich ...

Frau Giselius: Tu, was du net lasse kannscht! 'S Lottche wird dich hoffentlich brav auslache, aber das sag' ich dir, heut darfst du mir das Privatissimum net lese.

Professor Giselius: Ich sehe den Grund nicht ein. Gerade heute ...

Frau Giselius: Nei, und heut is emol Feschttag ...

Professor Giselius: Aber ...

Frau Giselius: Un morge heirat sie noch net ... Sich plötzlich an etwas erinnernd, lustig. ... Übrigens, was hat mir denn Stinche erzählt? Denk dir nur, du kannscht dir wahrscheinlich die Arbeit spare ...

Professor Giselius verständnislos: Hm?

Frau Giselius: Mir hawwe Aussicht, daß mir en Zoologe als Schwiegersohn kriege.

Professor Giselius: Wieso?

Frau Giselius: Gelt, Stinche?

Cölestine: Wann mich net alles täuscht ...

Frau Giselius: Und wann unser Lottche will ...

Cölestine: Und du auch e bißche gescheit bischt ...

Professor Giselius: Ich verstehe nicht. Ist denn der Kollege Siebenkäs Witwer geworden?

Cölestine: Wer redt denn von dem alte Scheps?

Frau Giselius: Nei, e junger, netter Mensch, der sich grad erscht habilitiert hat ...

Cölestine: Und bis über die Ohre in dei Tochter verliebt is ..

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Professor Giselius nachdenklich: Ein Zoologe?

Frau Giselius: Freilich, un sehr tüchtig; was m'r hört. Dem Mann brauchst du doch net vorzugreife!

Cölestine zu Frau Giselius: Ich versteh als net ...

Frau Giselius: Ich erzähl dir's dann.

Professor Giselius nachdenklich: Hm — ja .. in gewisser Beziehung wären hier Kautelen gegeben, wenn gleich die Frage offen bleibt ...

Frau Giselius: Denk doch an dein Lehrmeister Busäus!

Cölestine neugierig: Was isch denn?

Frau Giselius winkt ihr lustig ab

Professor Giselius: Wenngleich die Frage offen bleibt, ob man generaliter annehmen darf ... Zu seiner Frau. Wann soll die Vermählung stattfinden?

Frau Giselius: Wart doch e bißche ...

Cölestine: Ob's 'm Lottche recht is ...

Frau Giselius: Und bis er sich unser Einwilligung geholt hat.

Professor Giselius zerstreut: M–ja. Und vor der Erteilung des väterlichen Konsenses könnte immerhin noch Klarheit über diese Dinge verlangt werden.

Frau Giselius begütigend: Freilich kannscht du das ...

Professor Giselius: In der Form, daß das rechtsgültige Verlöbnis unter einer Suspensiv-Bedingung abzuschließen wäre ...

Frau Giselius gemütlich: No freilich, so machscht du's.

Professor Giselius setzt sich in den Lehnstuhl Frau Giselius zwinkert ihrer Schwägerin lustig zu, die zu ihr herantritt und halblaut spricht.

Cölestine drängend: Jetzt sag' mir nur um Gotteswille, was ihr mit der Zoologie habt? Ich brenn scho darauf.

Frau Giselius: Hascht du den alte Busäus gekennt?

Cölestine: Wo wer ich net?

Frau Giselius: Dem Mann verdank ich mei Lebensglück, Stinche.

Cölestine sieht sie fragend an; Frau Giselius flüstert ihr hinter der vorgehaltenen Hand in die Ohren, wobei sie einigemale nach ihrem Manne hinsieht, der wieder in die Lektüre der Zeitung vertieft ist.

Kleine Pause. Beide Frauen brechen in herzhaftes Lachen aus.

Cölestine: Dem verdanksch du freilich viel.

Frau Giselius: Stell dir bloß vor ...

Cölestine: Wann der Mann net gewese wäre: Beide lachen wieder

Babette tritt ein durch die Mitteltüre

Fünfte Szene

Babette: Es isch wer do. Hält eine Visitenkarte hin

Frau Giselius: Ei, so gib her! Nimmt die Visitenkarte und liest. Dr. Traugott Appel?

Cölestine: Du, das isch er!

Frau Giselius sieht sie fragend an.

Cölestine: Die Zoologie!

Frau Giselius richtet an ihrem Häubchen: So führ'n doch gleich rei, Babettche!

Babette: Was will er dann bloß? Er hat des größt Bukett in d'r Hand ...

Frau Giselius hastig zu Babette: Geh doch rasch! Babette geht zur Mitteltüre Is denn 's Lottche noch net da?

Babette an der Türe: Ich haww nix von ihr g'sehe.

Frau Giselius: Schau beim Fenschter naus und wink ihr, wann sie kommt.

Babette verstehend: Guck emol do!

Frau Giselius: Sie soll sich tummle.

Babette langsam ab.

Sechste Szene

Frau Giselius: Otto! Rappel dich in die Höh! Mir hawwe Besuch.

Professor Giselius zerstreut aufschauend: Wozu?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau Giselius ungeduldig: So mach doch! Un gelt, sei e bißche nett zu ihm!

Cölestine: Es isch doch der Privatdozent, von dem mir erzählt hawwe.

Frau Giselius: Wegen Lottche!

Professor Giselius: Jetzt schon?

Frau Giselius mütterlich: Un mach kein Unsinn!

Sie richtet an seinem Hemdkragen.

Professor Giselius: Ich bin aber nicht so vorbereitet ...

Frau Giselius immer noch mit ihm beschäftigt: Dei Krawatt sitzt auch schepp ... so ... un munter den junge Mensche auf.

Cölestine: Pscht!

Siebente Szene

Unter der Mitteltüre erscheint Dr. Traugott Appel; Gelehrtentypus, blondes, ungescheiteltes Haar, das in der Höhe des Kragens glatt abgeschnitten ist; kurzer Vollbart, dicke Brille, die starke Kurzsichtigkeit vermuten läßt. Gehrock. In der rechten Hand hält er ein großes Bukett, in der linken seinen Zylinder

Dr. Appel verlegen: Habe ich die Ehre, Herrn Geheimrat Dr. Giselius ...?

Professor Giselius ernst: Allerdings.

Cölestine rasch einfallend: Das isch die Frau Geheimrat, und ich hab ja schon 's Vergnüche ...

Dr. Appel sich nach allen dreien verbeugend: Gewiß ja ... ist meinerseits ...

Frau Giselius: Wolle Sie net ablege, Herr Doktor?

Dr. Appel nimmt das Bukett in die linke, den Zylinder in die rechte Hand: Wenn Sie erlauben ...

Cölestine nimmt ihm den Zylinder ab und stellt ihn auf den Flügel: Gewwe Sie her!

Frau Giselius auf einen Stuhl deutend: Nehme Sie Platz un mache Sie sich's gemütlich!

Dr. Appel setzt sich auf den Rand des Stuhles Das Bukett hält er krampfhaft fest: Ich bin so frei ...

Frau Giselius: Sie sin erscht kurz in unserm Städtche?

Dr. Appel: Ja, es werden ungefähr zwanzig Tage ...

Frau Giselius: Un Sie hawwe sich habilitiert?

Dr. Appel: Gewiß.

Professor Giselius feierlich: Als Zoologe? Nicht wahr?

Dr. Appel mit einer Verbeugung: Ja.

Professor Giselius: Man hat mir davon bereits gesagt ...

Frau Giselius einfallend: Mein Mann hat nämlich ein Faible für Ihre Wisseschaft.

Dr. Appel mit schüchterner Verbeugung: Es ehrt mich, daß Herr Geheimrat davon Notiz genommen haben.

Professor Giselius: Ja, das habe ich, und ich halte es für einen glücklichen Umstand.

Dr. Appel: Ich hoffe, daß es mir vergönnt sein möge, mich dieser Beachtung würdig zu erweisen.

Professor Giselius: M—ja.

Frau Giselius: Und wie gefällt's Ihne dann hier, Herr Doktor?

Dr. Appel begeistert: Es ist wundervoll; man kommt mir von allen Seiten so liebenswürdig entgegen, und dann auch das erhebende Gefühl der Tätigkeit ...

Frau Giselius: Hawwe Sie schon angefange mit'm Vorlese?

Dr. Appel: Ja, über die Käferfamilie der Bostrichiden Zentraleuropas mit besonderer Berücksichtigung der für den Waldbau in Betracht kommenden, der Splintkäfer, Bastkäfer ...

Professor Giselius zerstreut und nachdenklich: M—hm, ja — ja.

Dr. Appel: Den großen und kleinen Kiefernmarkkäfer, von dem man gerade hier ganz herrliche Brutkammern findet.

Professor Giselius sieht ihn geistesabwesend an: Es ist mir bisher nicht aufgefallen.

Dr. Appel: Wenn sich Herr Geheimrat so sehr dafür interessieren, ich kann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihnen auch den Bostrichus typographus in schönen Exemplaren vorweisen.

Frau Giselius: Ich wünsch' Ihne bloß, Herr Doktor, daß sich recht viel Studente bei Ihne melde. Sie sin ja so eifrig in Ihrem Fach!

Dr. Appel: Bis jetzt haben sich vier eingeschrieben.

Frau Giselius: Da is d'r Anfang schon gemacht ...

Dr. Appel: Allerdings kommt immer nur einer ins Kolleg, aber der Pedell sagte mir, daß die Bowlenzeit im Frühjahr die ungünstigste sei.

Frau Giselius fröhlich: Ach, die junge Leut!

Dr. Appel: Ich bedauere das sehr, weil gerade im Mai zum Beispiel die Beobachtung des Rüsterplintkäfers am dankbarsten ist, aber ich hoffe, daß es mir gelingen wird, meine Hörer gerade für diese Käferfamilie zu begeistern.

Frau Giselius mütterlich: Gewiß wird Ihne das gelinge.

Dr. Appel: Ich habe auch die Zuversicht, und wenn ich sehe, daß ein soviel beschäftigter Mann wie Herr Geheimrat sich für unsere Wissenschaft interessiert, so werde ich erst recht darin bestärkt.

Professor Giselius sehr zerstreut: Hm ... hm ... ja, gewiß.

Cölestine: Was hawwe Sie denn für e schön Bukett, Herr Doktor?

Dr. Appel verlegen: Ich dachte ... ich hörte ... daß Sie ein Familienfest feiern, und da wollte ich mir die Freiheit nehmen ...

Frau Giselius: Das is aber wirklich aufmerksam von Ihne!

Dr. Appel: Ich hatte die Ehre, Ihrem Fräulein Tochter vorgestellt zu werden, und da man mir sagte, daß Ihr Fräulein Tochter heute Geburtstag hat ..

Cölestine: Ich glaub, ich hab so e flüchtige Bemerkung gemacht.

Dr. Appel: Wenn ich mich recht erinnere, allerdings ...

Cölestine: Das is nett, daß Sie das noch wisse ...

Frau Giselius: Wo Sie sich schon mitte in Ihr Tätigkeit gestürzt hawwe!

Dr. Appel verlegen lächelnd: Ich habe es mir gemerkt.

Frau Giselius zum Professor: Denk dir, Otto, der Herr Privatdozent is so liebenswürdig, unserm Lottche eigens zu gratuliere ...

Professor Giselius nachdenklich: Mm — ja.

Frau Giselius lebhaft: Und g'rad jetzt muß Lottche net da sei!

Dr. Appel bestürzt: Ist Ihr Fräulein Tochter verreist?

Frau Giselius: Nei, sie is nur in die Stadt.

Cölestine: Un muß jede Augeblick zurückkomme.

Frau Giselius: Könne Sie noch e bißche warte, Herr Doktor?

Dr. Appel: Ich möchte aber nicht stören, wenn Sie doch in engem Kreise ...

Frau Giselius: Sie störe ganz und gar net; ich will nur emol nachschaue wo sie bleibt. Ab nach links.

Achte Szene

Cölestine: Gewwe Sie mir Ihr Bukett, Herr Doktor!

Dr. Appel: Ich kann es leicht halten.

Professor Giselius ist aufgestanden: Cölestine, möchtest du nicht so gut sein, den Herrn Privatdozenten und mich einige Zeit allein zu lassen?

Cölestine erstaunt: Warum?

Professor Giselius: Geh nur! Bitte!

Cölestine an ihn herantretend: Menschenkind, was machscht du dann wieder?

Professor Giselius eigensinnig: Es ist notwendig; und sage draußen, daß man uns nicht stört!

Cölestine geht achselzuckend und sich öfter umwendend links ab. Giselius schreitet nun auf und ab, indes Dr. Appel sitzen bleibt und noch immer das Blumenbukett vor sich hält. — Kleine Pause.

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom Schriftsteller / Von Hermann Hesse

Der durch einen der tausend Zufälle des Lebens dahin gebracht worden ist, von einer angebornen literarischen Begabung leben zu müssen oder leben zu können, der mag sich mit seinem zweifelhaften „Berufe", der keiner ist, abzufinden suchen. Die Tätigkeit eines sogenannten freien Schriftstellers gilt heutzutage, wofür sie in der Weltgeschichte nie gegolten hat, für einen „Beruf", vermutlich weil sie von vielen, die gar keinen Beruf dazu haben, gewerbsmäßig ausgeübt wird. Tatsächlich scheint mir das gelegentliche, unerzwungen geübte Verfassen hübscher Dinge, deren Gesamtheit man Literatur nennt, keine Lebensarbeit zu sein und den Namen eines Berufes im üblichen Sinne nicht zu verdienen. Der „freie" Schriftsteller, sofern er ein anständiger Mensch und einigermaßen Künstler ist, hat keinen Beruf, sondern ist im Gegenteil ein Müßiggänger und Privatmann, der eben nur gelegentlich und nach Laune und Gunst der Stunde produziert.

Es fällt denn auch jedem freien Schriftsteller recht schwer, sich in seine zwitterhafte Stellung zwischen Privatier und unfreiem Schriftsteller (das heißt Journalist) zu finden. Einen Beruf zu haben, der keiner ist, macht nicht immer Freude. Mancher steigert, im Bedürfnis nach fortlaufender Tätigkeit, seine Produktion über die Grenzen seiner natürlichen Begabung hinaus und wird zum Vielschreiber. Andre verführt Freiheit und Müßiggang zur Bequemlichkeit, weil eben der Mann ohne Beruf leicht verkommt. Und alle miteinander, die fleißigen und die faulen, leiden an der Neurasthenie und Empfindlichkeit ungenügend beschäftigter, zu viel auf sich selbst angewiesener Menschen.

Davon wollte ich jedoch nicht reden, diese Dinge muß jeder mit sich allein ausmachen. Wie die Schriftsteller selbst ihren sogenannten Beruf auffassen wollen, das muß ihnen selber überlassen bleiben. Etwas ganz anderes als die oft so bitter mit Selbstironie gemischten Gedanken der Dichter und Literaten über ihre Arbeit ist die Auffassung des Schriftstellerberufes in der Öffentlichkeit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Öffentlichkeit nämlich, die Presse, das Volk, die Vereine, kurz jedermann, der nicht gerade selbst Schriftsteller ist, faßt dessen Beruf und seinen Pflichtenkreis weit einfacher auf. Und so geschieht es dem Literaten genau wie jedem Arzt oder Richter oder Beamten, daß er über Wesen und Charakter seines Berufes aufgeklärt wird durch die Art der Ansprüche, die man von außen her an ihn stellt. Jeder einigermaßen bekannt gewordene Schriftsteller erfährt jeden lieben Tag durch die einlaufende Post, was Publikum, Verleger, Presse und Kollegen von ihm wollen und von ihm denken.

Publikum und Verleger sind dabei in ihren Ansprüchen meist durchaus einig und sehr bescheiden. Vom Verfasser eines erfolgreichen Lustspieles erwarten sie abermals erfolgreiche Lustspiele, vom Dichter eines Bauernromans wieder Bauernromane, vom Autor eines Buches über Goethe neue Bücher über Goethe. Zuweilen denkt und wünscht der Autor selbst nichts andres, dann herrscht für alle Zeit Einigkeit und gegenseitige Zufriedenheit. Der Urheber des „Tirolerbua" fährt mit dem „Tirolermadl" fort, der Dichter der „Rekrutenbilder" mit „Kasernenbildern", und auf „Goethe im Studierzimmer" folgen „Goethe bei Hofe" und „Goethe auf der Straße".

Die Autoren, die es so machen, haben wirklich einen Beruf, treiben wirklich ein Gewerbe. Sie wuchern mit ihrem Pfunde und besitzen das Attribut und geheime Zunftzeichen der wirklich zünftigen Schriftsteller, nämlich die „geschätzte Feder".

Die „geschätzte Feder" ist eine Erfindung jenes leider anonym gebliebenen Redakteurs, der schon vor Jahrzehnten das sogenannte „persönliche Element" als den Krebsschaden des Journalismus erkannte. An Stelle der Persönlichkeit schob er bekanntlich den „Namen", und belehnte jeden brauchbaren „Namen" mit einer „geschätzten Feder", von welcher er nun unter aller Schonung der Autoreneitelkeit bestellte Arbeit zu beziehen wußte. Diese Technik beherrscht heute das ganze Zeitungsfeuilleton, soweit es dem Kultus des Unpersönlichen nicht unter der nobleren Form absoluter Anonymität huldigt.

So ist es gekommen, daß zum Beispiel der Dichter eines erfolgreichen Romans durch folgende Depesche eines Weltblattes überrascht werden kann: „Erbitte umgehend Plauderei aus Ihrer geschätzten Feder über mutmaßliche Entwicklung der Flugtechnik; Höchsthonorar garantiert." Für den Redakteur nämlich kommt jeder halbwegs bekannte Autor nur als „Name" in Betracht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und er kalkuliert so: die Leser wollen interessante und aktuelle Überschriften, sie wollen ferner berühmte Namen, also kombinieren wir beides! Was dann eigentlich in dem bestellten Artikel steht, ist ganz einerlei: man kann ja, wenn man eine geschätzte Feder hat, ganz wohl eine Plauderei über Gerhart Hauptmann durch einen dekorativen Einleitungssatz über Zeppelin eröffnen. Es gibt überaus geschätzte Federn, die bequem von diesem Schwindelbetrieb leben.

Damit sind ungefähr die Ansprüche der Presse an freie Schriftsteller gekennzeichnet. Dazu gehören auch noch die „Rundfragen", in welchen nach Art einer maskierten Gesellschaft sich Professoren übers Theater, Schauspieler über Politik, Dichter über Volkswirtschaft, Gynäkologen über Denkmalspflege äußern. Alles in allem ein harmloser und spaßhafter Betrieb, den niemand ernst nimmt und der wenig schadet. Schlimmer sind die Ansprüche der Presse, die auf die Eitelkeit und das Reklamebedürfnis der Literaten rechnen unter dem Motto „Manus manum lavat". Zu diesen unfeinen Dingen rechne ich auch die bildnisgeschmückten kleinen Reklameartikel und Autobiographien in vielen Journalen und Sonntagsbeilagen.

Der Schriftsteller lernt diesen Angeboten und Aufforderungen gegenüber allmählich seinen Beruf erkennen, und wenn er sonst gerade nichts zu arbeiten hat, so kann er mit Erledigung aller dieser im Grunde unnützen Korrespondenzen immerhin seinen Tag ausfüllen. Es kommen dann, mit den Jahren wachsend und wechselnd, noch gar viele unerwartete private Korrespondenzen hinzu. Von den Bettelbriefen will ich nichts sagen, die bekommt jedermann. Aber daß mir einst ein eben entlassener Sträfling mit 35 Vorstrafen die Mitteilung seines Lebenslaufes zu beliebiger literarischer Verwertung gegen eine einmalige Entschädigung von tausend Mark anbot, überraschte mich doch. Daß jede kleine Bibliothek und mancher mittellose Student annimmt, ein Autor mache sich ein Vergnügen daraus, seine Bücher in Menge wegzuschenken, ist weniger erfreulich. Und daß alljährlich sämtliche Vereine Deutschlands zu ihrem Jahresfest und sämtliche muli Deutschlands zu ihrer Abiturientenfeier literarische Beiträge aller deutschen Dichter haben müssen, ist auch merkwürdig. Daneben spielen die Wünsche der Autographensammler, selbst wenn sie durch beigelegtes Rückporto zur Antwort nötigen, kaum eine Rolle.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alle Verleger, Redaktionen, Abturienten, Backfische, Vereine der Welt zusammen aber geben einem Schriftsteller noch nicht so viel zu tun wie die Kollegen, von dem sechzehnjährigen Schüler, der einige hundert schwer leserliche Gedichte zu recht ausführlicher Prüfung und Beurteilung einschickt, bis zu dem routinierten alten Literaten, der aufs höflichste um eine günstige Rezension seines neuen Buches bittet und dabei so deutlich wie vorsichtig zu verstehen gibt, er werde es, im guten wie im bösen Falle, an Gegendiensten nicht fehlen lassen. Man kann den Verlegern und Zeitungen, den Bettlern und allzu Naiven gegenüber ruhig und bei Humor bleiben — aber den schamlosen Geschäftsbetrieb und die eigennützige Zudringlichkeit entbehrlicher Auchschreiber kann man oft nur mit Ekel und Ärger ansehen. Der überhöfliche Jüngling, der dir heute mit einem bombastischen Schmeichelbrief seine Gedichte sendet und sich ganz deinem Urteil und Rate fügen will, kann übermorgen auf deinen wohlüberlegten, freundlichen aber ablehnenden Brief mit einem wilden Schmähartikel im heimischen Wochenblatt antworten. Ich bin mit einer großen Zahl von Schriftstellern, die ich hochschätze, persönlich bekannt und befreundet geworden, und jeder hat dieselben Erfahrungen gemacht, und keiner von uns allen hat selber einst diesen Bettler- und Erpresserweg genommen. So darf man wohl schließen, jene nie aussterbenden Kollegen von der Schmeichler- und Bettlersorte seien eben doch die Minderwertigen, und man darf annehmen, es werde keinem Ehrenmann und keinem Genie unrecht geschehen, wenn man die Menge der täglich sich erneuernden Zudringlichkeiten sich selber überläßt und schlechthin in denselben Korb steckt, wohin auch die nichtliterarischen Bettelbriefe kommen.

Und am Ende des Kreislaufes sieht man dann, daß das, was wie Berufs- und Amtsarbeit aussieht, beim Dichter auf lauter Torheiten und unnütze Schreibereien hinausläuft, während seine eigentliche Arbeit, trotz aller entgegengesetzten Meinungen, eben doch nicht zu regeln und zum Beruf zu machen ist. Unser Beruf heißt Stillesein, Augenaufmachen und Warten bis die guten Stunden kommen — und dann ist die Arbeit, auch wenn sie Schweiß und schlaflose Nächte fordert, köstlich und keine „Arbeit" mehr.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Das kriegerische Paris

Unser schönes kleines Herbsthotel am Lago Maggiore hatte nur eine Pariser Zeitung und eine deutsche abonniert, und entfaltete man diese beiden in dem winzigen, im Oberlicht ergrauten Lesesalon, so war der Blick in den Lauf unserer Zeitgeschichte völlig abgeschnitten. Beide Blätter, so hatte es ein Zufall bestimmt, waren nämlich von äußerst kriegslustigen Redakteuren bedient, und so erfuhren wir mit Grauen, bald daß die Marokkoverhandlungen gescheitert seien, bald daß sie überhaupt nicht angefangen hätten vor lauter Aussichtslosigkeit . . . Wir hatten vor, von hier nach Paris zu fahren, und konnten uns also schon das Kriegsfieber ausmalen, in das wir hineinkommen würden, die heiße Luft von Aeroplanschrauben umgepflügt, uns selbst als Spione verhaftet, weil wir vor dem Marineministerium zu einer dichterischen Eintragung das Notizbuch ziehen . . . Und jeden Mittag überzitterten neue Krisengerüchte unseren kaum eben vom Bade abgekühlten Leib. Das „Echo de Paris" (dies der Name unseres zufälligen Leibblattes) brachte „von einem General" Vergleichungen zwischen Deutschlands und Frankreichs Wehrmacht. Vor zwei Monaten, ja — schrie es — wenn damals Deutschland angegriffen hätte, das wäre unser Verderben gewesen. Unsere Armee ohne Disziplin, die höchsten Stellen schlecht besetzt und so fort. Jetzt aber! Deutschland hat diesen moment psychologique versäumt. Jetzt haben wir uns reorganisiert, ist unser Heer das erstklassigste, bravste, feurigste der Welt. Vor zwei Monaten, ja, das wäre etwas ganz anderes gewesen. — Was für liebe Narren sind doch diese Franzosen, sagten wir uns, und gingen zum nächsten Artikel über. In dem hieß es etwa: Wenn es zum Kriege kommt (wir wünschen ihn nicht, wir fürchten ihn nicht), dann gebe nur Gott, daß die Deutschen wieder dieselben Fehler machen wie im Jahre 1870/71. Diesmal würden wir diese Fehler anders ausnützen. Sedan zum Beispiel, das war ein unerhört grober Fehler der Deutschen. Ihre Front zerzogen, ihre Armee in viele Teile zersplittert, ohne Schlagkraft; das französische Heer dagegen fest beisammen, ein wahrer Kriegshammer, un vrai marteau de bataille. Gebe es nur Gott, daß es wieder zu so einer Situation kommt. Wir werden sie in einen unserer glänzendsten Siege münden lassen. Nur der Führer hat uns damals gefehlt, Führer aber (sagt das Generalstabsblatt), Führer haben wir diesmal geradezu wunderbare! . . .

Wir kamen nach Paris. Weder die Taxameter noch die uniformiert eleganten Fräulein der Boulevards zeigten irgend Kriegerisches. Der Tag ging im grünen weiblichen Laub der französischen Alleen sanft hin, vor den Kaffeehäusern leuchteten wie eine Illumination die roten, blauen, grünen, gelben Apéritifs, Tisch für Tisch, zu dem trostlos vergnügten Schwung halbversteckter Zigeunermusik, und auf dem Trottoir wurden die neuesten Spielsachen oder Patentbleistifte ausgebreitet. Alles im Takte der ungeheuren halbbewußtlosen Stadt, ruhig und vertraut . . . Mit einem Mal ein ferner Brandlärm, ein wiederholter Schrei, der sich trichterförmig in unsere Nähe schnell heranbläht, ein Laufen im Gedränge so ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

waltsam, daß es die Glasauslagen einzudrücken scheint und die kleinen Kaffeehaussesselchen wie altes Holz zersprengt: „La Patrie — La Presse — L'Intransigeant." Und große Zeitungsblätter werden wie wallende Fahnen an uns vorübergetragen, Titel in Riesenbuchstaben: „Die Forderungen Deutschlands sind unannehmbar" — „Inadmissibles". — Das Wort schon klingt wie die Salve eines Maschinengewehrs. „Der Krieg unvermeidlich", „England und Belgien mobilisieren", „Vollständige Deroute der Börse in Berlin." — So stürmt allabendlich Bellona, in Gestalt geschäftstüchtiger Camelots, durch jede Pariser Gasse, bis in die entferntesten Parks, in die Elyseischen Gärten, wo vor dem Tor, geschmückt mit den historischen weißen Porzellankugeln (von Toulouse-Lautrec), der Koch und der Kassier eines Sommerkasinos träge die heranbrausende Aufstachelung für einen Sou in Empfang nehmen. Und zurückflutend sammeln sich aller Lärm, alle Gewaltphrasen, alle Glorie um das Haus, das mit tausend Bogenlampen (nicht Glühlampen!) wie mit Perlenkolliers behängt ist, Glanz von oben bis unten auf schon weniger belebtem dunklerem Boulevard, so daß es dem Mond im leeren finsteren Weltraum ähnelt . . ., um die Redaktion des „Matin". Ist nicht Herr Stephan Lauzanne eben an der Arbeit, einen seiner durchdachtesten patriotischesten unerschütterlichsten Leitartikel gegen die Ostgrenze zu schleudern? Oder meditiert er ein neues Fest für die Kinder der Matinabonnenten? — Gewiß beides zugleich. O dieser erfindungsreich Unversöhnliche, der es versteht, eine noch so hitzige Situation täglich erhitzter und spannender den Lesern vorzudeklamieren, der sich für die auf die Spitze getriebenste Episode immer wieder noch eine neue Steigerung ausdenkt. Bewundernswürdiges Journal, das man mit einer Mischung von Rausch, Erstaunen und Erbitterung liest . . . Und da ruht es auf seinen großen Rotationsdruckmaschinen, die man im Parterre offen sieht, wie ein etwas reklamehafter Löwe auf seinen Pranken, die Allemands gehn vorbei und es verschlingt sie nicht . . .

Gesamteindruck: Das französische Volk ist friedlich. Die Presse kriegerisch. Und dieses friedliche Volk liest mit grenzenloser Wonne seine kriegerische Presse.

Ich konnte es mir nicht erklären. Und erst einige Tage später, in der Oper bei „Carmen" kam mir die Erleuchtung. (Carmen, überdies, hier zeigt es sich in seiner wahren französisch-sensationellen Gestalt, nicht unverwandt jenem miserablen Boulevardstück „La Maison des Danses", das wir voriges Jahr mit der Polaire sahn, — nur eben ist in Carmen jeder Kolportageeffekt wie durch einen seltsamen Zufall noch außerdem musikalisch und dichterisch durchstrahlt — nichts fehlt: Schmuggler, Stierkampf, Ballett, Eifersucht, Desertion, die sterbende Mutter, das ganze Arsenal des Kinematographen ist da und dennoch, trotz aller Publikumseffekte oder gerade deshalb, das Ganze in ein rührendes Meisterwerk verwandelt. Das notiere man!) . . . Da tritt der Toreador auf. Singt sein Lied von seiner eigenen Bravour. Ungeheurer Beifall aller, auf der Bühne und im Publikum. Derselbe Eskamillo wird im nächsten Akt von José schmählich hingelegt. Er schüttelt sich ab und singt von seiner Bravour weiter. Alles bestaunt und liebt ihn neuerdings... Darin liegt so viel Französisches, der ganze Matin, o dieser Eskamillo würde einen vortrefflichen Matinredakteur abgeben. Man freut sich in Paris an kriegerischen Reden, genießt die Schönheit der Begeisterung, der Courage, der großen Tat. Die brutale Tat selbst interessiert niemanden. Das ist das kriegerische Paris. Wer wird denn so simpel sein, wenn er schon so reizvoll mit dem Säbel gerasselt hat,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihn noch überdies banalerweise herauszuziehn!

Mißverstehn wir also die so schön musikalischen Trommelwirbel unserer herzlich bewunderten Nachbarn nicht ... Ja auch Aeroplane habe ich gesehn. Sie fliegen zu Dutzenden über die Rue de Rivoli hin. Mit aller Kühnheit, Präzision und Siegeszuversicht erinnern sie doch nur an diese Ventilationsschaufeln im „Monico" oder „Rabelais", die eifrig und liebenswürdig gute Luft den Epikuräern hereinarbeiten.

Max Brod

Das wirtschaftliche China

An der Jahreswende 1909/10 stellten die Kaiserlichen Astronomen in Peking dem Sohn des Himmels das Horoskop: „Wenn die Himmelszeichen nicht trügen, kommt für China ein ruhiges, segensreiches Jahr". Es kam anders. Schon im April 1910 gewitterte es an allen Himmelsecken. Der Sturm gegen die Mandschus brach los. In Kanton verbrüderten sich die Regierungstruppen mit Rebellen, die Provinz Kiangsu war Schauplatz einer Militärmeuterei, in Tschangscha flammte der Aufruhr. Gänzlich vertrauen konnte die Zentralregierung nur auf zwei Leibgarderegimenter. Hunderteundfünfzigtausend europäisierte Soldaten waren gesinnungsschwankend. Das Wetter legte sich. Anfang 1911 kam der Konflikt mit Rußland. Die russische Niederlage im Osten hatte Chinas Mut aufgekitzelt. In der Mongolei und dem diesseits der großen Mauer gelegenen Teile Chinas waren die russischen Privilegien, die der Vertrag vom Jahre 1881 fixiert hatte, nicht mehr anerkannt worden. Russisches Ultimatum, chinesische Chamade, die Mandschus, einst brüske Diktatoren, wieder einmal blamiert. Die Fremdenwut genährt und damit den Mandschuhassern ein bequemes und nie versagendes Revolutionsmittel gegeben. Eine sonderbare Situation, aber für China charakteristisch: Die Revolutionsführer predigen die Notwendigkeit der Europäisierung und speisen doch den Fremdenhaß mit der Fabel, die Mandschudynastie liefere Chinas Wirtschaftsreichtum den Europäern aus. Die Stille konnte nicht lange dauern und die ausländischen Finanzinteressenten sahen mit Bangen nach dem Reich der Vierhundertmillionen. Wieder ist die Revolution da, aber mit wuchtigerer Stoßkraft. Kein Flimmern mehr, ein helles Lodern und in Peking zittert man wirklich. Der Mandschustuhl, vor bald 300 Jahren von derber Usurpatorenfaust aufgestellt, ist morsch geworden und seine Füße wollen brechen.

Der Europäer schaut mit einem nassen, einem trockenen Auge nach Osten. Revolution bedeutet Reform, aber Revolution bedeutet auch Vernichtung. 5 prozentige Kaiserlich Chinesische Tientsin-Pukow Staatseisenbahn-Ergänzungs-Anleihe von 1910 (4,8 Millionen Pfund Sterling), 5 prozentige Kaiserlich Chinesische Hukuang Staatseisenbahn-Anleihe von 1911 (6 Millionen Pfund), 10 Millionen Pfund chinesische Währungsanleihe. Eine Revolutionsanleihe in Sicht. Über 400 Millionen Mark, die das Ausland in zwei Jahren aufgebracht. Keine Kleinigkeit und Verluste ganz und gar nicht außerhalb des Möglichen. Wie alle Länder, die Innenkolonisation treiben, geht auch China mit Macht an den Ausbau eines großen Bahnnetzes. Europa liefert Geld, Material, Ingenieure und Verwaltung. Schon im Vorjahre gab es in China 23 fertiggestellte Eisenbahnlinien, teilweise über europäisches Verkehrsmaß hinaus, da die Strecken kolossale sind. 22 Bahnbauten sind teils projektiert, teils schon im Ausbau. Der russisch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

japanische Krieg und die Gummikrise haben zwar periodisch gelähmt, aber die Modernisierungstendenz ist da und für uns Europäer was zu holen. Speziell für Deutschland, wenn wir nicht wieder, wie gewöhnlich, die Anleiheagenten machen, ohne Profit daraus zu ziehen. Chinesen, die Deutschland im Staatsauftrage bereisten, nannten deutsche Verwaltung und Verfassung die für chinesisches Staatswesen geeignetsten. Bisher dominierte im Osten der Wirtschaftseinfluß unserer Konkurrenten England, Amerika, Japan, Rußland. Die Außenhandelsziffern reden eine deutliche Sprache. 1909 betrug die englische Einfuhr nach China 72 560 800 Haikuan Taels, die deutsche 14 039 200.

Die Vereinigten Staaten (einschließlich Hawaii) sandten in demselben Jahre für 41 245 700 Haikuan Taels Waren nach China, Japan (einschließlich Formosa) für 52 500 900 Haikuan Taels. Aber wir besitzen in Tsingtau ein gutes Einfallstor für unseren Handel. 1907/08 gingen über Tsingtau (Ein- und Ausfuhr) für 49,7 Millionen Mark, 1908/09 für 65,1 Millionen Mark Waren. 1907/08 liefen den Hafen von Tsingtau 432 Schiffe an, 1908/09 511 Schiffe. Ende 1909 hatte man 130 Millionen Mark für die Hebung der deutschen Kolonie verausgabt. Die Skeptiker nennen das Geld verloren. Es scheint aber doch Früchte zu bringen.

Die Schantungbahn, mit deutschem Kapital erbaut, greift in Verbindung mit dem neuen chinesischen Bahnnetz, bis ins Herz Chinas. Die Tientsin—Pukow-Bahn zum Beispiel, an der ebenfalls deutsches Kapital beteiligt ist und die Tientsin mit Nanking verbindet, berührt die von Tsingtau nach Tsinanfu gehende Bahn der Schantung-Gesellschaft. Deutsche Schiffahrtslinien, besonders die des Norddeutschen Lloyd, der über See und in Küstenfahrt den chinesisch-deutschen Handel fördert, stehen in scharfem und erfolgreichem Wettbewerb mit den Linien anderer Länder, von denen besonders Japan in den letzten Jahren heftige Konkurrenzanstrengungen machte. Der Erfolg könnte die Mühe lohnen. Was in China zu holen ist, hat der letzte große Vertrag mit Japan, der hauptsächlich die Mandschurei betraf, erkennen lassen. Das bei weitem wesentlichste Kontingent der chinesischen Bevölkerung lebt unter den primitivsten Daseinsbedingungen. Radikalreformen im Geldverkehr, in den Handelsusancen und der Verwaltung, die unter Kontrolle eines Reichsparlamentes stehen müßten, könnten China wirklich kolonisationsfähig machen. Wie wenig die ungeheueren Naturreichtümer des Landes bisher gehoben wurden, geht schon daraus hervor, daß der chinesische Außenhandel in Ein- und Ausfuhr insgesamt bei 2 Milliarden Mark angelangt ist.

Also auf den Kopf der Bevölkerung knapp 5 Mark! Deutschlands Außenhandel beziffert sich dagegen auf 14 bis 17 Milliarden. Welche Möglichkeiten! Die Amerikaner und Engländer pionieren mit aller Macht. Bereiten das Absatzfeld hauptsächlich durch die Errichtung von Schulen und werfen zu Minimalpreisen Fabrikate in das Land. Die Amerikaner verschicken in Riesenmengen Petroleumlampen, um die chinesische Bevölkerung an den Petroleummarkt zu locken. Sie errichten Elektrizitätszentralen und schaffen so ein Terrain für den Konsum von Elektromotoren, Beleuchtung und Energie.

Trotz der prävalierenden Bedeutung des agrarischen Chinas darf die Tendenz zum Industriestaate nicht unterschätzt werden. Die Berg- und Hüttenindustrie hat im Reiche der Mitte in den letzten Jahren einen kräftigen Vervollkommnungslauf genommen. Die Mineralschätze sind ungeheuer, die Arbeitskraft ist billig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Riesenhafte Kohlen- und Erzvorkommen verbürgen die Lukrativität eines modernen Betriebes. Das Ausland und auch Deutschland gehen daran, Kohlenbergwerke und Hütten zu bauen und der Chinese sah schnell die neuen Erwerbsmöglichkeiten. Ein Beispiel: Die chinesischen Hanyang-Werke treten schon heute als Weltmarktkonkurrenten für Roheisen auf. Die Chinesische Industrie- und Gewerbeausstellung in Nanking war ebenfalls ein Symptom.

Wie sehr die Kulturvölker die Situation begriffen haben, zeigte der widerwärtige Streit um den Bau der Kanton-Hankau-Bahn. Aber auch die Gefahren soll man nicht außer acht lassen. Die Schanghaier Finanzkrise im vorigen Jahre, die Folge des Gummifiebers hat bewiesen, wie wenig der Chinese noch auf europäische Geschäftsmethoden eingestellt ist. Die Unsolidität ist so groß, daß selbst rigorose Wechselverschärfungen nichts nützen. Seit Schangha Europa geöffnet ist, haben die mit dem Platz in Verbindung stehenden europäischen Handelsfirmen unter der Zahlungsunverlässigkeit der Chinesen schwer zu leiden. Sie haben sich daher bemüht, das Kassasystem durchzuführen. Chinesische Geschäftsführung und chinesisches Rechnungswesen sind so ungefähr das Ungeheuerlichste an Wirrwar, was man nur erdenken kann. Ähnlich steht es mit der kaufmännischen Rechtsprechung in China. Aber die Handelsveranlagung ist da und deshalb kann auch die Hoffnung auf Reformen bestehen. Aber wir müssen uns vor Überschwang hüten. Andere Völker erhalten für einen Pump das Dreifache. Wir gewöhnlich nichts als Versprechungen.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Der Tapezier

Für eines der schönsten Dinge schätzte ich einen Totenkopf, der, klappte man ihn auf, „Freut euch des Lebens" spielte, dessen Zähne bei angestrengtem Hinsehen zarte Gipssäuglinge waren, sein Griff ein blendender Frauenleib im Gazekleid; der umgedrehte Boden zeigte die Landkarte von Sachsen und in die Augenhöhlen (Abgründe verwesender Verzweiflung) waren Ansichten der sächsischen Bastei eingelassen. Das Ganze war ein Bierglas und schlechthin dämonisch. Ich schenkte es später einem Satanistenklub, man nahm es dankend entgegen, stellte es unter eine Ropsradierung und die Gemahlin des zweiten Vorstandes trank daraus bei den schwarzen Messen blutrote Himbeerlimonade.

Die Gefahr des Seltenen und Verwegenen scheint die Trivialität des Tapeziers zu sein, für den ein Schwan immer eine Jardinière ist. Der Jäger der Seltenheitstropen setzt für die sinnvoll übliche Bedeutung einer Sache etwas anderes ein, bis das Weltbild träumerisch verschwimmt in jene beliebte dilettantische Stimmung, wo jedes Ding tausend andere sein kann. Eine zu dehnbare Liberalität des heutigen Urteils fällt mir auf; und doch das versetzende Gleichnis will mir nicht einleuchten; eine noch fragwürdigere Sache soll hier einer undeutlichen Vorstellung Berechtigung verschaffen. Die Gefahr des Gleichnisses, das von weither kommt, ist die rasche Abnutzung und man kann behaupten, daß jeglicher Künstlichkeit das Tempo von Vulgari-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sierung und Verschleiß entspricht. Zwei Dinge gehören zueinander, soweit sie durch Handlung verbunden werden können. Jedoch die Tricks des Tapeziers lassen sich nur durch mittelbare Assoziation vergliedern.

Heute besitzen wir eine ganze Literatur des Tapeziers.

Menschen, die mit einem passiven und negativen Gefühl, gewissermaßen mit Abwesenheit dichten, denen das Gleichnis die Sache übertäubte, es an Gestalt mangelt, und die ihre Empfindungen mit einem Bilde bezeichnen. Das Bierglas ist nicht Bierglas, sondern gibt sich auf und vergißt sich, und ist einiges andere, das auch nicht sich selbst meint, vielmehr ein ziemlich banales Paradox. Eine Handlung, eine Rede, jeder ihrer Teile meint wohl etwas mehr als nur sich selbst und schafft dank seiner Zugehörigkeit zu einem Ganzen über sich hinaus, jedoch gerade um der einheitlichen Komposition willen. Sie helfen sich damit von der Stelle, daß sie mit den Augen nicht sehen, wohl aber hören, mit den Ohren nicht hören, aber sehen, und mit dem Tastempfinden erkennen. Und dies, da sie gezwungen sind — dank ihrer ideologischen Art — assoziierend zu drapieren. Es sind Ideologen.

Dem direkten Menschen kann etwas widerfahren, das leicht mit solchem Gebaren verwechselt wird. Hier der Unterschied. Dieser sieht mit dem Auge so gut, daß er nicht hinhören muß oder darf. Wie verwandt sind dem Tapezier der Schauspieler, der Jongleur und der Überlegene, diese Managers der Unfruchtbarkeit des Dilettantismus. Und zwei Formen liegen ihnen zugrunde: Der Artist und der Mystiker. Beide machen den Sprung in ein Jenseits, das sie von allem freispricht, und sie sind in der Freiheit des Unproduktiven befangen. Der Artist über- oder unterschätzt aus Sterilität die Bedeutung des Kunstwerks; und gar der Mystiker, dessen Tätigkeit in einem Ineinanderstülpen und Vertauschen der Gleichnis gewordenen Welt besteht, der alles als Gleichnis in sein ekstatisches Nichts zieht und nur durch den kontemplativen Bezug auf tausend Dinge drehend sich rettet; denn er lebt von der Variation der Paraphrase. Der Dekorateur wie der Mystiker sind Paraphraseure, nur nach entgegengesetzten Seiten gerichtet. Beiden fehlt es an Grenzen, weil ihnen keine gestufte Intensität zuteil wurde; sie illusionieren bedenklich, nehmen den Dingen den kristallisierenden Sinn und Zweck und vertauschen mit Spiegel und Maske und ohne Spiegel und Maske. All diesen fehlt die genaue Verpflichtung, weil sie durch ein verzerrendes, spielerisches Medium zu irgend etwas gelangen; denn sie *beziehen*, sei es durch die Kunst oder das Mysterium, und sind zuletzt Kunstgewerbler auf die eine oder die andere Art. Unproduktiv, wie sie sind, erscheint ihnen nichts zu ihrer Person gehörig, da sie keine sind. Der Mystiker, der Artist, der Jongleur und der Überlegene, sie sind um einer Imagination willen Skeptiker und hängen in der Kunst, dem Mysterium, die sie zur Willkür treiben; denn dies ist zuerst das Tyrannische solcher Existenzen, die Willkür und das bodenlose Dogma; dogmatisch sind sie immer und wenn nur einen Augenblick. Zwei Seinsformen besitzt das Dogma; die Ewigkeit oder den Augenblick; und beide sind imaginäre Zeitarten, in denen sich nichts handeln und bilden läßt.

Die Paraphrase ist ein Surrogat und zumeist noch ist ihr Inneres das Unnennbare, das Unbewußte oder die dunklen träumenden Dinge. Sie setzt das „Wesen" flink voraus und meditiert um und über eine Sache. Gleich gilt ihr, ob man das „Wesentliche" glaubt oder für lügnerisch hält, wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur die Paraphrase wirkt und klingt. Hier eben, die Paraphrase verpflichtet nur dekorativ (das Dekorative eines Bildes, damit man mich nicht mit falschen Schlüssen fange, besteht in seiner Ideologie), sie ist immer gebrochen und fordert einen Denkknick, indem sie statt der Sache irgendein anderes bringt, das jene durch das Rot, Lila oder die Topase der Vision beiseiterückt. Einigen gar dienten die geträumten Prächte der Kunst als Surrogat für das große Leben. Die Paraphrase ist aus Gummi oder aus Talkum und Sülze ohne das Kotelett. Ihre Dehnbarkeit, die endlos sich ringelnde Bezugnahme, zerstört jede Form und Nötigung, zumal nicht wenige auch in der Paraphrase leben. Ich meine hier zum Beispiel die häufige Figur des Jüngers. Vor allem eins: der praktische Paraphraseur; was kann er nicht alles tun, womit vermag er nicht den dialektischen Weg zur Maxime zu finden. Dieser Edle lebt dialektisch und ihn unterhält vor allem die wechselnde Spannung zwischen Paraphrase und „Wesen". Und es wäre nicht zu Ende, wenn dem Paraphrasierenden das Wesen plötzlich einfach begegnete, grüßte und ihn anhielte. Doch in demselben Augenblicke wird er ein Neues umschreiben, wenn er nicht der Ermüdung des tautologischen Bourgeois anheimfällt.

Dem Paraphraseur ist die menschenmögliche Wahrheit einer Sache ganz gleichgültig. Der Mystiker hat seine inkommensurable Ekstase, an der jeder Begriff scheitert; dem ästhetischen Paraphraseur wäre die Wahrheit seiner Sache geradezu ein Hindernis; jedoch zu welchem Ende sollte man eine bestimmte Sache sich selbst entziehen und nach vielen Seiten wenden?

Man pflegt eine Jacke eindeutig anzuziehen.

Jener lebt gerade davon, daß sich von Dingen, denen man die Gegenständlichkeit entzieht, viel reden läßt und daß man von ihnen nur noch einen unbestimmten Reiz verspürt, der durch lange Gleichnisse ausgenutzt wird.

C. M. E.

Um Erkenntnis!

Wenn ich einen Erkenntniswunsch erheben dürfte an das All — und ich weiß es im Voraus, ein solcher Wunsch ist stets unweise: Wieviel kosmische Neugier hat nicht beschämt verstummen müssen vor der wundervollen Bedeutung eines jener Schleier, die sie eben noch wegzerren wollte mit frevlen Händen vom lebenerhaltenden Geheimnis!

Wenn ich aber dennoch einen Wunsch erheben darf an das Unendliche, Alleine, so wäre es der: Es möchte mir für einen Augenblick nur Einblick gewährt werden in den Zusammenhang von Erkennen und Wollen, von Sein und Sollen.

Unweise mag dieser Wunsch sein. Und fast scheint es mir gewiß: die köstliche Freizügigkeit der Seele im Weltenall müßte darunter leiden, wenn dieser Wunsch in Erfüllung ginge, sie, die uns selbst strengste Gebote in der beruhigenden Möglichkeitsfülle eines kosmischen „Ungefähr" erschauen läßt. Dennoch wage ich diesen Wunsch! Allzusehr jammert es mich der Menschen, die einander hassen, beleidigen und verfolgen deshalb, weil nicht jeder von ihnen dasselbe Fleckchen Welt erblickt. Der Menschen jammert es mich, die sich die unwiederbringliche Ewigkeitssekunde ihres Daseins hindurch in Groll verzehren darüber, daß ihre Mitmenschen ihnen nicht den Gefallen tun, ihnen vorzulügen, sie sähen durch dasselbe Verkleinerungsglas dasselbe abgezirkelte Plätzchen Ewigkeit. Dieser Torheit im Angesichte des Unendlichen — und wer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiß sich völlig frei von ihr? — dieser kosmischen Torheit, die uns niederhält und uns so oft hinabzerrt zu unseren demütigen Brüdern, den Tieren, ihrer jammert mich allzusehr. Und darum vergesse ich einmal aller kosmischen Bescheidenheit und bitte Dich, unendlichen Zusammenhang: zeige uns ein wenig nur, wie das da durcheinanderläuft, die Fäden des Erkennens und die des Wollens! —

Keine Vorstellung vermögen wir uns davon zu machen, und deshalb allein war es unweise, solchen Wunsch zu erheben. Auch hat uns der Menschheit Vergangenheit gelehrt, daß oft erst nach jahrhundertelangem Kampfe um Phantome der Unwissenheit plötzlich alle die Kräfte da waren, welche die Wahrheit zu tragen vermochten.

Aber dennoch!

Manas

Epilog zum Monistentag

Wir wollen den Herren nicht die demagogische Art verargen, mit der die Segnungen der Wissenschaft gepriesen wurden und wollen ihnen auch die Scherze nicht weiter übel nehmen, mit denen sie sich gelegentlich an die Kirche heranmachten.

Wenn aber der Kampf gegen die Kirche in dem Programm der Monisten eine so wesentliche Rolle spielt, ist das fast verdächtig.

Denn kein vernünftiger Mensch kann heute in Deutschland glauben, daß der wissenschaftlichen Forschung von *der* Seite eine ernstliche Gefahr drohe, die Zeiten Giordano Brunos sind vorüber; es sind — manchen zum Leide — keine Märtyrerkronen mehr zu holen.

Wer wirklich mit übervollen Händen zu geben hat, der könnte dem besiegten Feinde mehr Achtung erweisen.

Als Gottheit wird die Wissenschaft proklamiert, Menschheitsdienst, nicht Gottesdienst soll es fürderhin heißen.

„Der Wille des Vaters aber, der mich gesandt hat, ist dieser: daß ich keinen von allen, die er mir übergeben, verliere, sondern ihn am letzten Tage erwecke." So sprach Jesus.

Das Christentum bedeutete die Erlösung vom Tode, bedeutete die Erfüllung jener heißesten Sehnsucht der Menschheit: nach Dauer.

Der Versuch, den Entwicklungsgedanken als Ewigkeitsprinzip auszugestalten, ist endgültig mißlungen. Kontinuierliche Veränderungen in *einer* Direktion sind unmöglich; die Zunahme der Entropie hat irgendwo im Weltall ein korrigierendes Ventil und damit fällt der Entwicklungsgedanke. Nicht die Menschheit und nicht das Weltganze streben einem Ziele zu, denn das wäre längst erreicht.

Alles Gewordene hat *ein* Schicksal.

Der Stern, der sich aus dem Chaos der Urnebel gelöst, hat eine Geburts- und eine Todesstunde und der Sternenleichen sind nicht weniger als der Menschenleichen.

Das Todesurteil der Erde mußte die Wissenschaft längst unterzeichnen.

Wenn wir aber statt Gottesidee Menschheitsidee setzen, geraten wir aus der Sphäre des Unendlichen in die Sphäre des Endlichen.

Für den Unsterblichkeitsgedanken kann es aber auch keinen Ersatz bedeuten, wenn es der Wissenschaft gelingen sollte, das Menschenleben auf das Doppelte zu verlängern. Es wird stets ein lächerliches Bemühen sein, den Gebilden der Phantasie in der Wirklichkeit ein Äquivalent zu schaffen und so die religiösen Bedürfnisse durch Errungenschaften der Technik befriedigen zu wollen.

Friedrich Jodl faßt die Mission des Monismus in folgende Worte: „Alle Volkskreise müssen mit dem Bewußtsein von der Größe und Erhabenheit der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kultur als dem gemeinsamen Menschenwerk in Vergangenheit und Zukunft erfüllt und angeleitet werden, ihre persönliche Leistung, an welchem Punkte immer sie sich vollzieht, als einen Beitrag zu diesem Ganzen anzusehen — nicht als Gottesdienst, wie man früher sagte, sondern als Menschheitsdienst und so weiter."

Wie aber, so müssen wir fragen, soll das Bewußtsein von der Größe und Erhabenheit einer Kultur Wurzel fassen, die uns die Wissenschaft als ein durchaus ephemeres Produkt zu erkennen zwingt? Konsequenterweise qualifizieren sich vom Standpunkte der Naturwissenschaft alle menschlichen Leistungen als ein Nichts, und wenn es gelingen sollte, auch die Vorgänge der organischen Welt auf physikalische und chemische Prozesse zurückzuführen, dann müssen wir uns zu dem Worte Tolstois bekennen: „Wir sind am Besten des Daseins durch die Wissenschaft betrogen worden."

Denn die Gesetze der Chemie und Physik beruhen auf der Gedächtnislosigkeit der Materie. Das Kohlenstoffatom, das die Schicksale Napoleons miterlebt hat, bleibt der Träger von unabänderlichen Eigenschaften ohne Entwicklungsmöglichkeiten.

Die restlose Auflösung alles Organischen ins Anorganische bedeutet gleichzeitig die Aufhebung des Satzes „von der Erhaltung des Wertes", sie bedeutet ins Ethische übertragen: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot".

Wenn aber ein Wilhelm Ostwald (nicht der große Chemiker, sondern das enfant terrible unter den philosophierenden Naturforschern), in Hamburg das monistische Jahrhundert zu eröffnen wagte, so ist das ein schmerzliches Symptom für die hypnotische Wirkung, welche die Erfolge, nicht zum mindesten auch die technischen, der Wissenschaft auszuüben vermochten, eine groteske Verwechslung von Zivilisation und Kultur, und wieder scheint sich der Fluch zu erfüllen, der solange auf dem Worte „Naturphilosophie" gelastet.

Dr. Franz Eißler

Frankreich und Tripolis

Wenn die Seinepolitiker den italienischen Feldzug in Tripolis mit unverhohlen zufriedener Miene verfolgen, so erklärt sich das nicht allein daraus, daß es ihnen Vergnügen macht, das deutsche Prestige in der Türkei durch den neuen rollenwidrigen Seitensprung einer Dreibundmacht weiter geschwächt zu wissen. Sie dürfen hoffen, aus dem Unternehmen unmittelbare Vorteile zu ziehen.

Die Jungtürken waren seit längerer Zeit mit gutem Erfolge bestrebt, der französischen Machtausdehnung im Sudan vom tripolitanischen Hinterlande her entgegenzuwirken. In jüngster Zeit waren sie, nachdem sie sich nach Tibesti gesehnt hatten, mit ihren Truppen nach Ain Galakka, dem Zentrum von Borku gelangt, das französische Expeditionskorps zweimal besetzten, aber immer wieder räumen mußten. Borku ist die Kornkammer der inneren Sahara und, was nicht weniger bedeutungsvoll ist, die Hochburg des Senussismus.

Dieser Orden legte zur Zeit des hamidischen Regimes den größten Wert auf seine Unabhängigkeit von Konstantinopel, ganz im Sinne seines 1859 gestorbenen Gründers Si Muhamed Senussi, der einmal ausrief: „Die Türken und die Christen sind von demselben Schlage; ich werde sie mit demselben Hiebe zerschmettern". Gleichwohl gelang es den Jungtürken, die heutigen Führer der Senussisten im vorigen Jahre zu bewegen, durch Entsendung einer Gesandtschaft nach Konstantinopel den türki-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen Sultan als geistiges Oberhaupt anzuerkennen. Der Ärger in Paris über die Erfolge der Türken im Sudan kam in letzter Zeit häufig in gereizten Leitartikeln französischer Blätter zum Ausdruck. Die neue Freundschaft zwischen den Senussisten und den Türken mußte sich dort um so unangenehmer fühlbar machen, als man selbst immer bestrebt gewesen war, die Senussisten für die eigenen Pläne zu gewinnen.

„Wir sollten Emissäre nach Guru schicken, schrieb Edmond Ferry vor einigen Jahren in seinem Buche „Frankreich in Afrika", sollten die Absichten des Oberhauptes des mächtigen Ordens sondieren und ihn mit den unseren bekannt machen. Wir sollten ihm die Türken zeigen als die Verfolger seiner Vorgänger und seiner Sekte, als Träger einer wirklichen Gefahr für ihn und seine Anhänger, im Falle jene sich in Bilma und im Süden des tripolitanischen Hinterlandes niederließen.

Wir sollten ihn unseres festen Willens versichern, das Gedeihen seiner Oasen und Gründungen zu fördern, die Sitten und Gewohnheiten seiner Anhänger zu respektieren, sollten ihn daran erinnern, daß schon vor mehr als hundert Jahren in Ägypten ein französisches Heer die wahre Religion des Propheten gegen die Usurpatoren von Konstantinopel verteidigte; sollten ihn von den Vorteilen überzeugen, die unsere Freundschaft sowohl für die kolonisatorischen Aufgaben, die er verfolgt, als für den religiösen Ritus, den er vertritt, mit sich bringen würde".

Solche schönen Pläne und Hoffnungen haben die Jungtürken zu durchkreuzen verstanden. Wenn es aber Italien gelänge, sich dauernd im eigentlichen Tripolis fest zu setzen, dann wäre der Senussismus plötzlich isoliert und — so denken französische Kolonialpolitiker — wahrscheinlich froh, wenn ihm Frankreich das wegen seines feindseligen Verhaltens schon eine Verdoppelung seiner Streitkräfte im Sudan in Aussicht nehmen mußte, goldene Brücken zu einer Versöhnung baute. Dann stände der Ausbreitung französischer Herrschaft über Borku und Tibesti bis ins Hinterland von Tripolis anscheinend nichts mehr im Wege.

Frankreich dürfte ferner versuchen, sich der Oasen Ghat und Gadames zu bemächtigen, sobald die Italiener in Tripolis die Herrschaft an sich reißen oder aber die Stellung der Türken so erschüttern, daß solches ohne großes Risiko geschehen könnte. Gadames ist seit 1840, Ghat seit 1874 türkischer Besitz, aber von 1856 ab bis in die neuere Zeit erschienen alle paar Jahre französische Unterhändler an einem dieser Plätze, um neue politische oder wirtschaftliche Beziehungen anzuknüpfen.

Es handelt sich nämlich um die wichtigsten Zwischenstationen auf der großen Karawanenstraße, die von Gabes in Tunis bis in das Herz Afrikas und zum französischen Tschadgebiet führt. Unter keinen Umständen möchte Frankreich diese für sie wichtigen Plätze ohne weiteres aus türkischem in italienischen Besitz übergehen lassen.

Witkop

Maximilian Harden und die Thronfolger

Die Kunde, daß Maximilian Harden über das Thema „Thronfolger" sprechen werde, vermochte am 15. Oktober 1911 den großen Sophiensaal in Wien bis auf den letzten Platz zu füllen. Am Tage vorher hatte dieser „erste deutsche Journalist von europäischem Ruf" einem „mit atemloser Spannung lauschenden Publikum" erzählt, daß ein deutsch-französischer Krieg „relativ nahe bevorstehend" sei. Wie berechtigt schien also die Erwartung, er werde von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner Gabe des Hellsehens in Hinsicht auf die Thronfolger im allgemeinen und den österreichischen im besonderen ausgiebig Gebrauch machen. Maximilian Harden aber, der sich nur auf den dringenden Wunsch seiner engeren wiener Freunde dazu verstanden, über ein solches Thema zu sprechen, hatte sich auch diesmal gegen die Lockungen der Applaussucht gesteift.

Lieber noch wollte er das Odium auf sich nehmen, die Zuhörer um den Eintrittspreis geprellt zu haben, als wider diese, „des Politikers wichtigste", Pflicht zu verstoßen. Darum gab er wohl allerhand Pikanterien aus der Geschichte alter Thronfolger zum Besten, verriet jedoch nicht im geringsten etwas über das, was ihm im Leben der neuen Thronfolger zu Hoffnungen oder Befürchtungen zu berechtigen scheint. Er führte auch Gründe dafür an, warum er, der Berufenste, keinem Kronprinzen das Horoskop stellen mag, trotzdem fortwährend soviele Unberufene sich damit abgeben. „Die Völker sollten . . . ihm (dem Thronfolger) nicht die Gefahr aufzwingen, die jedem öffentlich Auftretenden heutzutage die gefährlichste ist, Beifall und Wirkung zu verwechseln. Er hat nach seinem Range und nach seinem Amte und wie jeder, der Selbstachtung besitzt, überhaupt nicht nach Beifall zu streben. Er hat nach Wirkung zu streben. Und wenn man ihn streichelt oder kitzelt, lobt oder schilt, wenn er nicht den großen Königsgedanken in sich hat, wenn er nicht den Willen in sich hat, aus dem Gefühle eines Nationalbedürfnisses heraus sich zu opfern, sich hinzugeben, dann wird ihm aller Lärm und aller Beifall nicht ein Schritt weit helfen.

Lassen Sie, so möchte ich zu denen sagen, die in irgend einem Lande ihre Bewußtseinsinhalte mit diesem Gegenstande gefüllt haben, lassen Sie den Mann von morgen dieses Morgen erwarten." Solch zarte Rücksichtnahme auf das Schonungsbedürfnis eines Thronfolgers als eines Mannes, „ganz beschäftigt mit seiner inneren Vorbereitung und überzeugt von der Pflicht, sich vor allen Dingen im Willen zu stärken" konnte Maximilian Harden freilich nicht allein bei seinen weniger zartbesaiteten Zuhörern wegen der in ihnen erweckten trügerischen Hoffnung auf Zukunftsenthüllungen entschuldigen Das verhehlte er sich nicht, und weil ihm nichts Besseres einfiel, nahm er seine Zuflucht zu einer Notlüge. Er sagte, es sei nicht nur für die Psyche eines Thronfolgers verderblich, wenn man herauszuspähen suche, was er für ein Wesen ist, sondern auch völlig zweck- und sinnlos; denn hundertmal habe die Geschichte bewiesen, daß der Thronfolger etwas schien, was der König und der Kaiser nicht war. Man könne nie im voraus wissen, wie ein Thronfolger sich zu den Problemen seiner Regierung stellen werde. Seinen persönlichen Neigungen und Abneigungen käme nicht jene große Bedeutung zu, die sich das Publikum ausmale. So habe Bismarck ihm geantwortet, als er einmal noch zu Kaiser Wilhelm I Lebzeiten fragte, wie er sich die Regierung des künftigen deutschen Kaisers denke: Man könne aus den subjektiven Neigungen und Eigenschaften des Thronerben keine Schlüsse ziehen, die Gewalt der Ereignisse, der Tatsächlichkeiten würden ihm seinen Weg vorschreiben. Wenn Bismarck wirklich solches sagte, und wer wollte wagen, zu behaupten, Hardens Zeugnis genüge nicht, so weiß Maximilian Harden doch recht wohl, daß Bismarck darin irrte.

Für das Schicksal eines Volkes hängt nicht nur viel, sondern alles davon ab, wie der Mann beschaffen ist, der es regiert. Ein Mann wie König Eduard, Dutzende von Malen hat Maximilian Harden es bewiesen, machte während

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er regierte, nicht nur die Geschichte seines eigenen Volkes, sondern die ganze Weltgeschichte. Die Londoner „Times" mühten sich seinerzeit in Betrachtungen über die Regierungszeit König Eduards damit ab, nachzuweisen, daß die Wandlungen die sich unter diesem in der britischen Politik vollzogen, notwendige Wirkungen von internationalen Machtverschiebungen waren, die sich vor dessen Regierungsantritt vollzogen. Der europäische Ruf dieses Blattes, so groß er ist, kommt aber nicht gegen den europäischen Ruf Maximilian Hardens auf, dem „die wichtigsten Wendungen neubritischer Politik" alleiniges Verdienst König Eduards, die Versöhnung der Buren, der Friede von Portsmouth, die Algesirasakte, der frankodeutsche Vertrag vom 9. Februar 1909, anglo-japanisches, französisch-britisches Bündnis, anglo-russische Verständigung, Renaissance der türkisch-britischen Freundschaft „Werke seines" Willens", „Erträge eines neunjährigen Regentenlebens" dünken.

Und immer wieder ist in der „Zukunft" bewiesen worden, daß, wäre Maximilian Harden seit Bismarcks Abgang verantwortlicher Leiter der politischen Geschäfte des Deutschen Reiches gewesen, keinerlei „wichtige Entscheidung der letzten Jahre in Ostasien und am Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa gegen unsern Willen und ohne unser Wissen Ereignis geworden", keinerlei „Imponderabilien deutscher Macht verzettelt" worden und nichts von alle dem geschehen, was man inzwischen bemerkte, „daß unsere Verhandlungskraft nur noch just so weit reicht, wie die Treffkraft unserer Kanonen".

Maximilian Harden, der von der Politik nichts versteht, aber sehr viel weiß, kennt sich in den Schlupfwinkeln der materialistischen Geschichtsauffassung so gut aus wie in denen der heroischen. Er kann sich immer irgendwohin verkriechen, wenn er verfänglich politische Fragen beantworten soll.

Otto Corbach

Die Bedeutung des Impressionismus

Ganz im allgemeinen verfährt der impressionistische Künstler so: Er sucht aus der unendlichen Fülle der jeder Naturerscheinung anhaftenden Züge einige wenige heraus und zwar diejenigen, welche ihm die größte Zahl der übrigen ins Gedächtnis zu rufen imstande zu sein scheinen, und die darum den Gegenstand selber in der Unfaßbarkeit seiner Erscheinungsbedingtheit, seiner Verknüpfung mit und seiner Anpassung an die Unendlichkeit heraufbeschwören. Das Persönliche des Künstlers findet hier reichstes Betätigungsfeld eben in der Auswahl der wiederzugebenden Züge. Da nun diese Auswahl nur in Rücksicht auf möglichste Charakteristik des Gegenstandes geschieht, so sehen wir gerade hier eine seltene Garantie dafür, daß der Künstler nichts von seiner Person in das Kunstwerk hineinlegt, was nicht in Kunstwerte umgesetzt ist, daß er jene Überschätzung der eigenen Person vermeidet, die so leicht zu einer Unterschätzung der Kunst führen kann, daß er jener geschmacklosen Eitelkeit entgeht, die durchaus von dem Menschen erzählen will, wo uns nur der Künstler interessiert. Unstreitig gehört es ja zum Wesen des wahren Kunstwerks, daß es seinem Inhalte nach nicht abgegrenzt erscheint. Hierauf beruht auch jener Eindruck eines nicht auszuschöpfenden Genießens, den wir gewissen Meisterwerken gegenüber empfinden. Sie sind auch tatsächlich nicht völlig aufzunehmen von einem Einzelnen, die Grenzen sind hier so weit gezogen, daß jede Menschenseele darin

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihr Persönlichstes wiederzufinden vermag. Indem der Künstler den Gegenstand in seinem kosmischen Zusammenhang ahnen läßt und sich selber hinter sein Werk verbirgt, tritt der Beschauer so unbefangen vor das Kunstwerk hin, wie vor eine Erscheinung in der Natur. Er überträgt sein Empfinden in den Gegenstand oder besser gesagt: er findet sich in ihm wieder. Das echte Kunstwerk schließt ja wie jede Naturerscheinung alle Auffassungsmöglichkeiten in sich. Es liegen in ihm die Antworten auf alle die Fragen, welche die menschliche Seele im Zwiegespräch mit ihm stellen kann. Die ganz großen Kunstwerke enthüllen das typisch Menschliche in seiner kosmischen Form. Diese Meisterwürfe menschlichen Schaffens charakterisieren sich gerade dadurch, daß jeder Beschauer sie allein in ihrer ganzen Tiefe erfassen zu können glaubt.

Der Impressionismus ist also die eigentliche objektive Malermethode: Er läßt uns den Gegenstand nicht mehr durch das Medium unserer gedanklichen Anpassung an das Leben erblicken, das heißt alles Wunderbaren beraubt, er betrachtet vielmehr jeden Naturausschnitt auf seine Urelemente hin, hinter welchen das große Geheimnis steht, mit allen unberuhigten Ängsten und Gefahren.

Und das ist von unendlicher Bedeutung für unser praktisches Leben, für unser Alltagsdasein. Wir überwinden ja schließlich alle die Angst vor unserer kosmischen Einsamkeit, die Lebensangst, aber wir überwinden sie doch meist nur auf Kosten der höchsten Lebensanreize: Wir erblicken das Smaragdgrüne der Wiesen, den Azur des Himmels, das Schneeweiß der Gletscher meist nur noch durch das Alltagsaschgrau unserer banalen Resignation. Jenseits der großen Fermaten des Lebens, jenseits der Liebe und jenseits des Todes, scheint es uns wirklich so, als lebten wir in einer völlig harmlosen, absolut nicht rätselhaften, leider aber auch recht eintönigen Welt, in der uns eigentlich bloß die Angst vor dem Tode zurückhält. Und da kommt dieser Maler und schreit uns an: „Macht doch nur einmal die Augen auf! Ihr seht ja nichts als Euch selber! Und auch Euch selber seht Ihr nicht, so wie Ihr seid. Ihr habt Euch eingebettet in Eure Gewohnheiten, und der Schatten Eurer Alltäglichkeit verhüllt Euch das ewige Geheimnis! Werdet sehend! Und die Welt ist Euch neu wie an der Schöpfung erstem Tage!"

Und wenn wir dem Rufe folgen, dann erfaßt uns ein Staunen über die eigene Blindheit. Und wir fragen uns schließlich wie der heimkehrende Peer Gynt: „Wo war ich? Ich selbst. Ich ungebrochen ganz? Wie einst umstrahlt von Gottes Glanz?"

Und dann wird uns jeder Tag zu einem Feiertag, zu einem Gottsuchen! Und dann erwachen wir stets mit der stillen Freude, das Licht zu sehen.

Dr. Karl Nötzel

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Walters, für den Inseratenteil Fritz Roeßler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 92. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I. — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schluß! / Von Conrad Haußmann, M. d. R.

In neun Wochen liegen schon die Ziffern der Hauptwahl vor. Aber noch tagt und vertagt sich der alte Reichstag. Der alte Reichstag wird noch einmal einen Anlauf nehmen jung zu sein. Es wird kaum halb glücken. Die Interpellation über Marokko wird die lähmenden Mängel unserer unkonstitutionellen Konstitution scharf beleuchten. Der Reichstag hat nur das Recht, den völkerrechtlichen Vertrag, dessen Geburt Europa in Atem hielt, anzusehen, „zur Kenntnis zu nehmen" und zu bekritisieren — ihn beschließen und genehmigen darf der Reichstag nicht, das darf nur das Parlament an der Seine, nicht das an der Spree.

Artikel 11 der Reichsverfassung läßt Reichstagsgenehmigung nur „insoweit" zu, als die „Verträge mit fremden Staaten sich auf solche Gegenstände beziehen, die nach Artikel 4 in den Bereich der Reichsgesetzgebung gehören." Nach Artikel 4 gehören in diesen Bereich „Bestimmungen über die Kolonisation", und das legt Theorie und Praxis dahin aus, daß damit nur gemeint sind die Gesetze und Verfügungen in einer Kolonie, nicht aber die Verfügung über den Erwerb einer Kolonie.

Der so ausgelegte Inhalt der Verfassung ist beschämend für die Volksvertretung. Selbst zahme Deutsche „bäumen" sich. Diese Bewegung ist gesund und verdient angeregt zu werden.

Am gegenwärtigen Fall läßt sich glänzend nachweisen, daß dieser Zustand für Regierung und Krone ungesund ist und ihre Verantwortung überlastet. Es müßte diesen beiden Faktoren viel daran liegen, den Reichstag die staatsrechtliche Verantwortung für den Vertrag mit übernehmen zu lassen. Denn der Vertrag ist in weiten Schichten diskreditiert, über das verständige Maß diskreditiert. Es ist dies eine psychologische Folge der dramatischen Eröffnung und der epischen Fortspinnung der Verhandlungen, der Ausplaudereien des französischen und der Wortkargheit des deutschen Ministerhotels und einer Reihe anderer Umstände. Deutsche Preßchauvinisten hatten in dieser Atmosphäre ungeduldiger Geduld Eindruck durch die Frechheit gemacht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit der sie den Kaiser und die deutschen Unterhändler der „Angst" herausfordernd beschuldigten. So hat sich in heftigen und in harmlosen Politikern und Gemütern die gedankenlose und falsche Formel eingeschlichen: „Wir Deutsche sind blamiert." Es gibt Parteien und Rüstungsenthusiasten, die damit den Wahlkampf führen wollen. Es wäre ein Interesse der Regierung und der Krone, diese vergrämte Stimmung zu überwinden. Die Rede des Reichskanzlers wird diese Zaubermacht nicht haben, auch wenn er einige Trümpfe im Kartenspiel hat und selbst wenn er sie kräftig herauszuschlagen wagt. Hier könnte ein Parlamentsvotum, das die Reichstagsabgeordneten zu einem offenen Für oder Wider nötigt, eine Verminderung der Stickluft bringen. Die Verfassung erläßt der Regierung die Zustimmung des Parlaments und diese fehlende Zustimmung entzieht der Regierung die Stärkung eines offenen Vertrauens. Hartschlägig, wie sie geworden ist, muß die Regierung die Vorbehalte und den halben und ganzen Tadel der Parteien hinnehmen, die sich nicht engagieren „dürfen" und nicht engagieren müssen.

Die Linke wird für die Weiterentwicklung des konstitutionellen Rechts und für eine ehrenhafte Verständigung als Voraussetzung einer europäischen Reibungsmilderung eintreten und das Volksempfinden ausdrücken, ohne der Anhäufung von Chauvinismus, die dieser Sommer und die Verhandlungsdauer gezeitigt hat, noch neuen Stoff zuzuführen.

Der Reichskanzler hat sich in der inneren Politik auf den agrarischen Ast niedergelassen. Es ist ihm keine Wahlparole eingefallen und so klammerte er sich an die „altbewährte" Wirtschaftspolitik. Er hat die Rechte eingeladen, von ihm Besitz zu nehmen und die Linke ist frei von Neid. Am Schluß seiner Rede flehte er die Agrarier an, freiwillig zur stärkeren Viehwirtschaft überzugehen und den Körnerbau zurücktreten zu lassen. Dr. phil. von Bethmann fühlte nicht, wie seine Rede sich selbst in den agrarischen Schwanz gebissen hat. Denn eine Wirtschaftspolitik, die durch künstliche Mittel zum Körnerbau anreizt, wirkt lächerlich, wenn sie die Beschenkten bittet, auf ihre Geschenke zu verzichten. Auch sonst war die Untersuchung einseitig und frei von der markierten Unparteilichkeit und von dem staatsmännischen Scharfblick, der erkennt, daß die deutschen Kosumenten, die deutschen Bauern und die deutsche verarbeitende Industrie von den Auswüchsen der Schutzzollpolitik befreit sein will und daß für diesen staatsklugen Schritt die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit einer empfindlichen Preissteigerung der Moment ist, den ein leitender Minister ergreifen muß. Der Kanzler will hemmen, was im Lauf ist und bedient sich dazu der Landräte. „Es ist ein eitel und vergeblich Wagen, zu fallen ins bewegte Rad der Zeit."

Ringsum geht das Rad seinen Weg. In Belgien hat die Rechte einen vernichtenden Schlag bei den letzten Kommunalwahlen erhalten und sieht ihr Ende im März 1912 sicher vor Augen.

Die alten Schweden konservativer Observanz sind im letztem Monat von den jungen aus dem Sattel gehoben worden.

In England hat der demokratische Gedanke in der Niederwerfung des Oberhauses einen nachwirkenden und historischen Sieg errungen.

In Elsaß-Lothringen ist der Großblock aus dem Boden gestiegen.

Die Bewegung der Geister macht nicht Halt in Deutschland, zu einer Zeit, in der sogar die chinesische Mauer wankt.

In Deutschland ist der Wille zur Wahlschlacht auf der ganzen Linken vorhanden. Das ist gewiß. Ob nach der Wahl der Wille zur planvollen Arbeit, das hängt weitgehend ab von der Energie der Wählervotums und von der Zusammensetzung der Linken. Würde die Sozialdemokratie die Zeichen voll würdigen, so würde sie es vermeiden, energisch linksgerichtete nationalliberale Führer hinauszuwählen.

Aber kaum erträglich ist es, daß man uns statt uns vor dem Vertragsabschluß zu hören, auch nach der nachträglichen Erörterung noch immer im Reichstag und in Berlin angebunden hält. Die Wähler haben das ausschließliche Recht auf ihre Vertreter zwei Monate vor einer Wahl von dieser Bedeutung, am Schluß eines politisch ereignisreichen Jahrfünfts. Wenn man durch die weiße Wandelhalle auf und ab wandelt, so steht in den Zügen vieler künstlich zurückgehaltener Reichsboten eingeschrieben: „Nur wer das Plenum kennt, weiß was ich leide." Nie war das Bedürfnis der Volksvertreter größer, vor ihre Wähler zu treten. Darum Schluß! sobald als möglich Schluß!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Konferenzidee zur Lösung der orientalischen Frage / Von Julius Sachs (Wien)

ie orientalische Frage wird wieder aufgerollt. — Daß die Tripolisaffäre nicht eine bloße Einzelaktion Italiens ist, zeitlich im Eintritt durch die Abwicklung des Marokkohandels bedingt, daß sie vielmehr auch ein Baustein zu einem größeren Plane ist, der auf ein weiteres Objekt abzielt, haben wir versucht, in dem letzten Hefte des „März" darzulegen. Der Anblick der Ereignisse der letzten Jahre hat uns zur Annahme geleitet, daß auch hinter dem Coup von Tripolis die gewaltige Faust Englands stecke, das in Albanien, in Arabien und in Konstantinopel selbst die entsprechende Vorarbeit geleistet hat, und daß tatsächlich die Neuaufrollung der Orientfrage beabsichtigt sei. Eine Liquidation des ottomanischen Reiches soll 1911 unter dem Diktate Englands in der Tripelentente vorgenommen werden, nachdem 1908 der erste Teil der Liquidation unter der Führung der Tripelallianz erfolgt war.

Ehe wir den Gedanken charakterisieren, der die geeignetste Form zur Durchführung dieser Operation zu bieten scheint, sollen ein paar Worte über die bestimmten Objekte gesagt werden, die England bei der Liquidierung als wertvoll anstreben würde. Und zwar sollen, da diese Dinge allgemein bekannt sind, nur zwei Punkte präzisiert werden, über die die öffentliche Meinung in Deutschland vielfach ungenau orientiert ist. Man meint vielfach, die Annexion Ägyptens sei in keinem Falle geplant, denn die politischen und diplomatischen Verwicklungen, die durch ihre Vornahme hervorgerufen würde, seien allzu ernster Natur; einerseits sei der bisher eingehaltene Zustand für England mit vielen Bequemlichkeiten verbunden; andererseits sei durch die Neutralitätserklärung und durch die letzten Äußerungen Sir Edward Greys die wirkliche Herrschaft des Reiches in Ägypten ziemlich deutlich präzisiert worden. Diese Auffassung ist nur bedingt richtig. England hat vielmehr tatsächlich Interesse daran, das Land unter seine unbedingte Gewalt zu be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommen, und die Gründe hiefür lassen sich kurz in den folgenden vier Punkten zusammenfassen:

Unter dem bestehenden Regime kann England das Land nicht genügend wirtschaftlich und politisch ausnützen. Das in Ägypten geltende System mit dem Generalkonsul an der einen und dem Khedive an der zweiten Spitze bringt manche Unbequemlichkeiten administrativer Natur mit sich. Ferner wäre die Annexion das einfachste Mittel, die Kapitulationen und die gemischten Gerichte, los zu werden, ein Ziel, um dessen Erreichung England sich auf verschiedene Weise bemüht hat. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Frage gelöst werde, solange diese gemischte unklare Form eines unter der Suzeränität der Türkei stehenden Staates aufrecht bleibt. Wenn nun in Marokko die Konsulargerichte, die Schutzklauseln und die Kapitulationen fallen, wenn wie in Marokko auch in Tripolis die Nationalisierung überall über die internationale Form siegt, ist auch für England der Moment ein opportuner, und auch von Deutschland würde es keinen Widerstand erwarten, da Ägypten das genaue Gegenstück zu Marokko bildete und durch das englisch-französische Abkommen vom Jahre 1904 festgelegt erscheint. Als vierter Punkt kommt die Rücksicht auf das starke nationalistische Moment in Betracht, mit dem in Ägypten zu rechnen ist. Dieses unruhige Element profitiert von den unklaren Verhältnissen, und die Gefahr, die es bedeutet, kann nur dann mit Erfolg unterdrückt werden, wenn England die Herrschaft effektiv und endgültig in die Hand nimmt; denn es könnte mit einer Autorität und Kraft auftreten, die es bei der heutigen Form nie erreichen kann.

Der wesentliche Punkt zur Beurteilung der Frage liegt aber darin, daß diese in den Plänen der britischen Diplomatie wohl mit der arabischen Frage verknüpft erscheint. Die Unklarheit ist: Will jene jetzt nur die ägyptische Frage lösen und zu einem späteren Zeitpunkt erst die arabische? oder will sie den Moment größter Schwäche der Türkei wahrnehmen, um beide Probleme mit einem Schlage zu erledigen? Man muß wohl letztere Auffassung für die richtige halten, um so mehr, als die muselmännische Frage, die das ägyptische Problem beschwert, durch die Lösung der arabischen und durch die Erwerbung der heiligen Städte des Islams erleichtert würde. Denn wenn Georg V der Kalif aller Gläubigen wird, ist das islamische Problem von selbst geregelt. Vielleicht könnte bei der gleichen Gelegenheit die Anerkennung des englischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Protektorates über das am Persischen Golfe gelegene Muscate durch Frankreich durchgesetzt werden. Schließlich kämen noch die allgemeinen Erwägungen in Betracht, die bei dem geänderten allgemeinen politischen Status, wie er sich nach Durchführung der Tripolisaffäre ergeben wird, eine Stärkung der britischen Position in der Levante wünschenswert erscheinen lassen müssen.

* * *

Unsere letzte Frage galt der Form, in der die britische Aktion sich geltend machen würde. Zu ihrer Beantwortung müssen wir die allgemeinen Prinzipien anrufen, die die englische Politik leiten und die bisher auch in der Behandlung des ägyptischen Problems zu Worte gekommen sind. Warum hat England bisher nie das Protektorat über das Land verkündet und sich mit seinem Generalkonsul begnügt? Weil die englische Politik nach angelsächsischer Art mit strengster Ökonomie arbeitet, weil sie jede unnütze und nicht unbedingt notwendige Bewegung vermeidet. Übrigens bringt der gleiche Grund ganz verschieden aussehende Resultate hervor. Und das gleiche Prinzip, das die Engländer sich solange mit einem Provisorium im Niltale begnügen ließ, mag sie dazu leiten, bei Erfassung der Konjunktur energisch vorzugehen. Sie würden wieder dem Gesetze des geringsten Kraftaufwandes folgen, wenn sie bei einer Gelegenheit, die ihnen die endgültige Erwerbung von Ägypten gestattet, die arabische Frage zumindest amorcieren würden.

Welcher Art aber mag die Gelegenheit selbst sein und die Form, die England wählen würde? Würde es militärische Mittel in Anwendung bringen oder friedliche Wege suchen? Wenn die letzteren die einfacheren und weniger Kraftaufwand erfordernden sind, wird es gewiß diese vorziehen. Aber welcher Art mögen diese friedlichen Zwangsmittel sein?

Es wird jedenfalls die allgemeine Lage der Türkei berücksichtigen müssen. Das ottomanische Reich ist in der schlimmsten inneren und äußeren Krise; und schon droht auch die finanzielle Krise. Seit dem Bestande des neuen Regimes ist die Interventionspolitik in neuer Form in ihre Rechte getreten, indem die neben Abdul Hamid kontrahierten Schulden zurückgerufen werden. Österreich-Ungarn hat interveniert und Deutschland mußte vermittelnd intervenieren. Nun greift Italien mit rauher Hand ins Reich. Wäre es da, sofern auf einer bestimmten Seite ein starkes Interesse zur Erreichung dieses

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zieles gegeben wäre, nicht vernünftig, nach der Anwendung der nationalen Methode wieder einmal die internationale zu versuchen, — ein Siegel unter die Vergangenheit zu setzen, da es ja anerkannt ist, daß die jetzigen Ereignisse Folgen des Verfallprozesses sind, der unter dem alten Regime vor sich ging, und nach der Liquidierung in europäischer Kollaboration der armen Türkei unter die Arme zu greifen?

Die Hoffnungen, die für die Türkei in den Artikeln 7 und 8 des Pariser Vertrages formuliert worden sind, haben sich als trügerisch erwiesen. Im Jahre 1856 wurde die Pforte zum europäischen Konzert zugelassen und bei diesem Anlasse auch erklärt, daß, wenn je zwischen der Pforte und einer der Signatarmächte eine Differenz sich ergäbe, die Pforte und die betreffende Macht vor der Anwendung von Gewaltmaßregeln sich an die anderen Signatarmächte zwecks einer Vermittlungsaktion wenden sollten! Nun, diese Grundsätze blieben nicht mehr als schöne Grundsätze, und alle Kongresse haben den Status quo des ottomanischen Reiches immer verkleinert, da seine Schwäche und Mißwirtschaft zum Angriffe reizte. Warum der Vorschlag Iswolskis 1908 scheiterte, ist nach dem Ausgeführten zu mutmaßen. Aber sollte nicht heute der Tag gekommen sein, an dem die Konferenz opportun und für alle Teile erwünscht wäre?

Wenn wir unseren Ausführungen den Titel „Englands Hand" vorausgesetzt haben, geschah es nicht, weil wir diesem die Rolle des „villain of the piece" zumuten. Deutschland kann nur Bewunderung vor der Großzügigkeit und vor der Ökonomie empfinden, mit der die englische Diplomatie arbeitet. Wir bewundern die Klarheit der Linien, in denen diese ihre Aktion geführt hat, um die Schlappe von 1908 wieder gut zu machen. Jetzt ist die Partie gleich; und das Gleichgewicht hergestellt. Kann eventuell Deutschland mit England zusammen an den Konferenztisch treten? Wäre dies nicht für England die oben gesuchte ökonomische Gelegenheit, die eigenen Pläne zu verwirklichen? Und würde nun, nachdem jeder seinen Teil aus der Liquidation gezogen hat, nicht die Aufrichtung einer ehrlich gemeinten Garantie für den Bestand und die Gesundung der Türkei möglich sein? Müßte nicht den Jungtürken selbst diese Gelegenheit zur Rettung ihres Prestiges erwünscht sein, da sie dem ottomanischen Volke gegenüber zur Rechtfertigung ihrer Konzessionierung sich auf den stärkeren Willen Europas berufen könnten?

Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Wir sind, indem wir uns in die Pläne der englischen Politik hineinzudenken suchten, zur Annahme gelangt, daß die Einberufung einer Konferenz in der Linie ihrer Absichten liegt; das heißt, wir haben die Konferenzidee aus der englischen Politik selbst abgeleitet. Wir meinen aber, daß dieser Gedanke auch von den anderen Mächten als der vernünftige ins Auge gefaßt zu werden verdient. Gewiß erhebt sich die Frage nach der Situation, die Deutschland abwarten oder schaffen müßte, um mit Aussicht auf Erfolg an den Konferenztisch treten zu können. Aber diese Frage kommt gleich vielen anderen in zweiter Linie. Die erste und wichtigste Frage muß lauten: Ist die Konferenz notwendig oder nicht? Nun lassen sich, wie es scheint, in der allgemeinen europäischen Situation eine Reihe von Gründen nachweisen, die die Konferenz fast als unvermeidlich erscheinen lassen.

Vor allem sind es die Türken selbst, die offenkundig Lizitationspolitik treiben. Die Zeiten, wo sie den Gedanken an den Eintritt in eine Kombination nur darum für inopportun erklärten, weil sie sich nicht für genügend gekräftigt erachteten und weil ihre Schwäche ein Bündnis für sie zu einem Protektoratsverhältnis machen könnte, sind vorbei. Heute erklärt der „Tanin" rundheraus, daß die Türkei Auktionspolitik treibe und daß sie sich dem geben werde, der am meisten bietet. Nun hat aber diese Auktion nicht den erwarteten Erfolg gehabt. Die erhofften Angebote sind ausgeblieben, weil wie es scheint, in den beiden in Betracht kommenden Mächtegruppen die Empfindung vorherrscht, daß die Einreihung der Türkei in eines der Systeme das bestehende europäische Gleichgewicht stören und zu einer sehr bedenklichen Zuspitzung der Verhältnisse führen könnte. Und schon die konkurrierenden Versuche der beiden Gruppen, den respektiven Einfluß geltend zu machen, haben zu der Erweckung von Gegensätzen geführt, die die Lösung der Tripolisfrage durch die eine oder die andere Gruppe nicht eben erleichtern. Ferner fiele der Macht, die mit der Türkei in ein Bündnisverhältnis träte, quasi die Aufgabe zu, ihr statt der bisherigen papierenen Garantien zur Erhaltung ihres Besitzstandes bewaffnete Hilfe zu gewähren. Im Jahre 1908 haben England und Frankreich dieses Risiko nicht zu übernehmen gewagt. Und die Gründe, die damals die beiden Mächte abschreckten, gelten auch heute noch. Es besteht keine sichere Aussicht für die Regeneration des ottomanischen Reiches; das jungtürkische Regime hat sich als schwach erwiesen, die Politik der Ottomanisierung hat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ungünstige Resultate ergeben, und es hat sich jedenfalls unfähig erwiesen, die seit jeher auf den Zerfall hinarbeitenden Kräfte hintanzuhalten. Für Deutschland käme auch die Rücksicht auf sein Verhältnis zu Italien in Betracht. Die Türken sehen übrigens nicht klar und sind im Zweifel, welcher Anschluß für sie der geeignete wäre.

Ferner muß man bedenken, daß die Expedition der Italiener in Tripolis sich durchaus nicht zu einem militärischen Spaziergang zu gestalten scheint. Das anfänglich so günstig vorgeschrittene Unternehmen wird von Tag zu Tag schwieriger, der Kampf wird immer ernster, und man kann jetzt von einem wirklichen Kriege sprechen, der mit allen Unannehmlichkeiten des Guerillakrieges verschärft erscheint. Auch die Hoffnungen, die die italienische Regierung auf das Entgegenkommen der Senussitenbruderschaft mit Rücksicht auf den vor drei Jahren von ihrem Oberhaupt unternommenen Schritt gesetzt hat, haben sich als ebenso unbegründet erwiesen wie die Erwartung, die Araber würden die italienische Okkupation freudig begrüßen, weil sie in der Erinnerung ihrer alten Kultur auf den Türken mit Haß als auf den Barbaren hinabsähen. Nun haben sich Religion oder Interesse als stärker erwiesen, und auch die Hilfe der Senussiten bleibt aus, die 1908 wohl nur aus Reaktion gegen Frankreich sich Italien zugeneigt hatten. Dieser Erfolg oder dieser Widerstand der Türken hat aber ein doppeltes Ergebnis. Italien wird nun von seiner anfänglichen Forderung nach wirklicher Annexion noch weniger ablassen. Denn die Gefahren, die mit Erhaltung der nominellen Suzeränität verknüpft sind, müßten bei steter Feindschaft der Araber noch erhöht erscheinen. Und die Türken fühlen sich ermutigt. Diese Umstände müssen zusammen auf eine weitere Verschleppung der Affäre hinwirken, die nicht im Interesse der Mächte liegt. Mit dem Wachsen der türkischen Erfolge wird die Verständigung opportun. Zwischen beiden Mächten ebenso wird die Lösung des Konfliktes durch eine der beiden Gruppen oder durch eine einzelne Macht erschwert. So bliebe denn nur eine Lösung, das Zusammenarbeiten aller Mächte, und dieses wäre auf einer Konferenz ermöglicht.

Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Georg Büchner / Von Hans Kyser

Er starb dreiundzwanzigjährig. Schon hatte er das Leben unter seinen strahlenden Willen gezwungen, damit es ihm seine Schreckniſſe und seine Seligkeiten, sein Lachen und sein Weinen hergäbe, Menschen daraus zu formen nach seinem Bilde, — da hielt der Tod, der Stärkſte aller Götter, dieſes herrliche Herz an, das ſo tief wie ein Volkslied erklungen, ſo reich wie das Leben strömte, das ſo urſprünglich war wie die Natur. Goethe kam durch eine Ungeſchicklichkeit der Hebamme für tot auf die Welt. Die Natur hätte in ihm ihren tiefſten Deuter und Künder verloren. Georg Büchners dichteriſche Kräfte — die strömenden, vielleicht auch die geballten — waren denen des jungen Goethe wohl ebenbürtig, und ſein reiner Blick in die Natur ſo tief, daß ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten und Anſchauungen ſeinen Bruder Ludwig Büchner die Prophezeiung wagen ließen: er würde vielleicht, wenn er am Leben geblieben wäre und ſeine wiſſenſchaftliche Laufbahn weiter verfolgt hätte, derſelbe Reformator geworden ſein, den wir heute in Darwin verehren. Die Natur hat Goethe gebildet und Büchner vernichtet, das iſt alles, was uns zu ſagen übrigbleibt. Sie hat keine Ziele, noch Zwecke. Sie iſt ein einfaches, ruhiges, unwiderſtehliches Geſetz: alle Erſcheinungen des Lebens ſind vor ihm von gleichem Wert und Unwert. Alle Formen zerbrechen, alle Kräfte müſſen ſich verwandeln, wenn ſie mit ihm in Konflikt kommen. — Mit dem Engel des Herrn kann wohl der Genius ringen, mit Typhusbazillen nicht. So blieb Georg Büchners Leben und Dichten Fragment: eines der ſeltenſten und verehrungswürdigſten, die wir haben.

Von beiden muß hier geſprochen werden. Sein Vater als junger Feldarzt mit den Heeren des großen Napoleon durch halb Europa geworfen; franzöſiſcher Militärarzt in ſeiner heſſiſchen Heimat; Skeptiker, Freigeiſt durch Lupe und Skalpell, Reaktionär durch Stellung und Charakter, Pedant aus Temperament, an Diſziplin und Gehorſam gewöhnt infolge ſeiner Lebensführung. Am 17. Oktober 1813, da ſeines Abgotts Schickſal bei Leipzig ſich entſchieden, wird ihm in Goddelau, einem Dorf bei Darmſtadt, ſein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erstes Kind Georg geboren. Acht Jahre darmstädter Gymnasium. Diese Anstalt soll damals zu den besten in Deutschland gehört haben: auf den letzten Bänken saßen, der „dumme Justus", später Liebig, Gervinus, der Zoologe Kaup. Ein Schulheft Büchners über antike Münzkunde trägt als Motto das Faustwort: „O Trödel, der mit tausendfachem Tand in dieser Mottenwelt mich dränget." In einem anderen singen zwischen Paragraphen lustige Volkslieder hindurch und alles wird mit den Worten besiegelt: „Lebendiges! Was soll der tote Kram." — Sonst: Odenwald, die weite, großartige Ebene um Darmstadt. Sein Brevier: Faust. Seine „Privatlektüre": Shakespeare, des Knaben Wunderhorn, Jean Paul. In der darmstädter Galerie: die Rembrandts! Sein Beruf, „über den er auch nie eine einzige Sekunde im Zweifel gewesen": Naturwissenschaft. In sich kraftvoll, nach außen strebend, voll herrlichen Mutes geht er nach der völlig französierten Akademie Straßburg.

Hier: Französisches Leben, moderne Ideen, revolutionäre Kreise. Tiefster Anteil. Neunzehnjährig schreibt er an den Vater, als man ihm vom frankfurter Attentat berichtet: „Was nennt Ihr denn einen gesetzlichen Zustand? Ein Gesetz, das die große Masse der Staatsbürger zum frohnenden Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfnisse einer unbedeutenden und verdorbenen Minderzahl zu befriedigen. Und dies Gesetz, unterstützt durch eine rohe Militärgewalt und durch die dumme Pfiffigkeit seiner Agenten, dies Gesetz ist eine ewige, rohe Gewalt, angetan dem Recht und der gesunden Vernunft, und ich werde mit Hand und Mund dagegen kämpfen, wo ich kann". — Aber noch hält er sich ganz zurück, weil er „in der neueren Zeit gelernt hat, daß nur die notwendigen Bedürfnisse der großen Masse Umänderungen herbeiführen können, daß alles Schreien und Bewegen der Einzelnen vergebliches Torenwerk ist". — Er arbeitet: Anatomie, Zoologie. Das Brotstudium der Medizin stößt ihn ab. Im Münster. „Das Schellen und Knieen der buntscheckigen Pfaffen" kümmert ihn wenig. Wanderungen durch den Elsaß, Vogesen, Schwarzwald: die Seele der Erde quillt ihm zu. Im Hause des protestantischen, deutsch-elsässischen Pfarrers Jaeglé, wo er wohnt, findet er die eine, große, starke Liebe seines Lebens: seine Braut Minna. Aber er bittet sie um Schweigen, „um nicht hinter jedem Kuß die Kochtöpfe rasseln zu hören und bei den verschiedenen Tanten das Familien-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vatergesicht zu ziehen". Prachtvoller Mensch. Juli 1833 geht er, wie vorgeschrieben, nach der hessischen Landesuniversität Gießen, um dort seine Studien...nicht zu beendigen.

Gießen: Philisterstädtchen; burleske Professorenoriginale; Metternichs System; öftere Katzenmusiken; Mittelmäßigkeit in allem; Phrasentum; Geheimbündeleien. Büchner sieht zu, zieht sich zurück, spottet, leidet. Der Vater drängt zum Brotstudium. Er besucht Klinik, Kolleg, Seziertisch. Dumpfer Druck der reaktionären Zeit, der flachen Umgebung, des empörterregten Blutes, der ungewohnten Einsamkeit. Hinab in die Philosophie. Keine Antwort ans Herz. Er packt die Geschichte der Revolution an: „Ich fühle mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte". Hier: Innere Leere; dort: Fülle der Erde; hier: Fülle des Herzens; dort: Leere der Welt. Krisen, wie wir sie alle durchmachen, denen ein unbekanntes Licht in der Brust brennt. Bis in die Nerven, bis ins Blut. Starrkrampf der Seele ... und da draußen: „ein einziger, forthallender Ton aus tausend Lerchenkehlen, ein schweres Gewölk wandelt über die Erde, der tiefbrausende Wind klingt wie sein melodischer Schritt". — „Ach wir armen, schreienden Musikanten!" schreit er in den Briefen an seine Braut auf. Nur mit einem von allen verhöhnten, von Almosen lebenden Studentenvagabonden, „dem roten Becker" verkehrt er. In einer Stunde der Seele schüttete er ihm sein gequältes Herz aus, seine Armut, seinen Reichtum, seine Liebe. Da vertraut ihm der „rote Becker" *seine* große Liebe an: das geknechtete Vaterland und entdeckt ihm eine schon über ganz Süddeutschland ausgedehnte Verschwörung vieler bester Männer gegen die von Wien dirigierte allgemeine Unterdrückung der deutschen Geistes- und Menschenfreiheit. Büchner trifft das ins Herz. Die Realitäten der Zeit rufen zum Handeln auf. Er flieht vor sich selbst nach Straßburg. Zu seiner Braut, bekennt sich öffentlich zu ihr, wird ihr wohl auch heimlich seine neuen volksbeglückenden Pläne ausgebreitet haben, schreibt auf der Reise nach Darmstadt an die Eltern: „Ich schämte mich, ein Knecht unter Knechten zu sein". — Zu Hause angelangt, reißt ihn eine Gehirnentzündung nieder. Er überwindet. Zurück nach Gießen: Und nun wird er, der Zwanzigjährige, neben dem Pfarrer und Schulrektor Ludwig Weidig das Haupt und der Wille der heimlichen Umsturzpartei. Radikal bis in die Knochen. Sein Programm

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heißt: Republik; seine Mittel: Revolution. Herrlichster Sturm und Drang der Tat. Er gründet, organisiert Ortsverbände: Bürgersleute und Handwerker. Sein Genie reißt alle mit. Sein praktischer Scharfblick erkennt: man muß die Massen hinter sich haben, und so schreibt er zur Mobilmachung der Bauern und Arbeiter als erstes Werk mit dem Motto: Krieg den Palästen! Friede den Hütten! seinen gewaltigen Aufruf: „Der hessische Landbote".

Ohne Phrasen, aber mit apokalyptischen Gesichten malt er mit den nüchternen Zahlen der Statistik das Elend des ausgesogenen Volkes hin, ein Zeitgemälde mit Ewigkeitslichtern, glutvoll aus dem Magen und den Herzen der Armen, den Bauern auf ihren empfindlichsten Punkt, den Geldsack, pochend, die materiellen Interessen zur Propaganda der Tat aufrufend. —

Ein hessischer Judas verrät sie. Man kerkert ein paar Leute ein, die später im Gefängnis starben; Büchner flieht als Warner nach Frankfurt. In Darmstadt hält ihn der mißtrauische Vater fest. Er muß studieren, präparieren, wie ein Schulbube beaufsichtigt. Nachts eilt er zu den heimlichen Versammlungen seiner Partei, hält Waffenübungen ab, durch Widerstand blind vor Fanatismus, Revolutionsreden ... und befreit sich zwischendurch zu seinen inneren Welten: zwischen Skeletten und in Spiritus gelegten Präparaten schreibt er sich den ungeheuren Druck von der Brust, schreibt, da jeden Tag seine Verhaftung droht, in fünf Wochen, um Geld zur Flucht zu gewinnen — die Darmstädter Polizisten, die vor seinem Hause patrouillieren, sind seine Musen, — der Bruder hält Wache, daß der Vater ihn nicht überrascht, — so dichtet er aus Notwendigkeit Leibes und der Seele mit einer in dieser Situation unglaublichen Objektivität sein Revolutionsdrama: Dantons Tod.

Wer könnte unter solchem Druck ein Theaterstück schreiben? — Dafür wurde es ein Stück Welt. Wie es noch werdend in der Hand des Schöpfers bebt. Trunken von Zeugungswonne, schreiend in allen Schmerzen der Geburt. Schwebende Träume und wuchtende Empörungen, Nichtgekonntes und unerbittlich Gestaltetes: taumelnde Schatten, nackte, prachtvolle Blutmenschen, selige und irre Weiber, Tiraden, Spitzfindigkeiten, Wahnsinn, tragische Müdigkeit. Man blickt in die Diebshöhle des Genies, das nach Emerson „der verschuldetste Mensch" ist. Wie sie stehlen, wo sie es finden. Wie sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Talmi und Gold mit ihren Blitzen zu Götterabbildern umschweißen. Ein chorisches Gewaltwerk. Der Held ist die Revolution. Hier setzen die „Weber", hier setzt „Florian Geyer" an. Die Kraft zur Schöpfung ist da: glühend, brausend, leuchtend, in jedem Augenblick sich neu gebärend, vollgepfropft mit Heutigem. Der Riß fehlt. Auch Grabbe hatte ihn nicht. Hebbel gewiß, nur fehlte ihm zu oft die Faust voll Erde. Es gibt hier Szenen, die man den besten, die wir haben, an die Seite setzen kann.

Büchner schickt das Manuskript mit einem zerstört-stolzen Brief an Gutzkow. Dieser erkennt das Genie, was ihm zu größerem Ruhme gereicht als alle seine Werke. Noch vor seiner Antwort flieht der Angstirre nach Straßburg.

Kunst befreit, indem sie objektiviert. Büchner ward frei zu sich selbst, reif zu sich selbst. Einundzwanzigjährig. Ein Phänomen der Entwicklung. Das Leben lacht ihn wieder an, er genießt es mit der Gewalt eines, der vor seinem Grabe gestanden, genießt es: arbeitend. Das „junge Deutschland" schüttelt er ab. Keine Schule. Das Genie ist einzig. Er übersetzt in Gutzkows Auftrag zwei Hugosche Dramen. Was ihm dabei nicht paßt, wirft er heraus. Das ist seine Muße. Sonst: anatomische Forschungen, philosophische Studien, Kunst. Mit gründlichstem Ernst. Er findet eine bis dahin noch unbekannte Verbindung unter den Kopfnerven der Fische, arbeitet seine Entdeckung in drei Monaten zu einer Doktordissertation aus, die er an drei Tagen der „Straßburger Gelehrten Gesellschaft für Naturwissenschaft" vorliest und die sie unter ihren Annalen drucken läßt. Griechische Philosophie von Thales bis Epikur, Descartes, Spinoza. Seine philosophischen Manuskripte umfassen 1200 enggeschriebene Seiten. Er bewirbt sich um eine Dozentur für Anatomie in Zürich, lernt englisch, um dem großen Shakespeare bis ins Blut zu sehen und stößt sein Prosawerk „Lenz" heraus, dichtet sein Lustspiel „Leonce und Lena", entwirft den „Wozzek". Alle drei Werke sind Fragment geblieben: unsere Zeit hat sie zu einer Literatur umgeschaffen.

Der „Lenz" steht an der Spitze unserer modernen psychologischen Romankunst, die ihn bis heute nicht erreicht hat. Eines der stärksten Stücke, das in deutscher Prosa geschaffen worden ist. Hier wühlt sich ein Dichter in das All hinein: gewaltsam, keuchend, mit einer Lust, die wehe tut; hier strömen und singen die Wälder und Wolken; hier reißt sich das Licht aus der Finsternis auf; hier dampft es von der Tiefe her; hier haben die Geister der Erde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stimmen gewonnen, die Luft ihre Töne; hier ist Natur mit ursprünglicher Kraft. Ein panisches Mitfühlen: alles erlebt in seinem eigentümlichsten Leben, in einer hymnischen Prosa, die das meiste, was geschrieben wird, zu dickgewordener Tinte umwandelt. Und inmitten dieser reinen, gottvollen Melodik der Welt: ein armer, von den überwachen Stimmen seines Inneren in tiefsinnige Ängste, in Gottverzückungen und grauenhafte Öden gehetzter Mensch, auf dem Wahnsinn zu allen Martern und Seligkeiten der Seele hinjagend. Das springt über Abgründe hinweg, rücksichtslos, ohne alle Übergänge. Eine neue Prosakunst will sich hier gebären. Der Stoß ist da, er hat sie alle, bewußt oder unbewußt zu sich selbst hingestoßen. Und in einem Tischgespräch steht hier das Programmbuch unserer „modernen Literatur", das Arno Holz schulmeisterlich in den „konsequenten Naturalismus" übersetzt hat: „Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht wie sie sein soll und wir können wohl nicht was besseres klecksen; unser einzig Bestreben soll sein, ihm ein wenig nachzuschaffen". Oder ein anderes Büchnerwort: „Man muß die Menschheit lieben, um in das eigentümliche Wesen jedes einzudringen; es darf einem keiner zu gering, keiner zu häßlich sein, erst dann kann man sie verstehen." — Wahrheiten alt wie Shakespeare und neu wie Hauptmann. Aber die berliner Literatur überwindet schon mal wieder den „Naturalismus", — und so kommen wir zur Komödie:

„Leonce und Lena". — Den „Lenz" ließ Büchner halbfertig liegen. Äußerer Anlaß: die Zeitschrift, für die er geschrieben, wurde verboten. Innerer: das Werk war abgestoßen. Das „platte Schreiberhandwerk" reizte ihn noch nicht. Es drängten ja Mozartsche Musiken. Und er schuf dieses Lustspiel, von einer so tiefen Grazie, wie wir es nicht zum zweitenmal haben. Es lacht nicht darüber, *wie* jemand ein Mensch ist, sondern *daß* er es ist. Träume, die da spielen, bunte, leise, kokette, müde, dumme, selige Träume. Holde Schatten in Biedermeierröcken mit Rosentuffs an den zierlichen Schuhen, aus Sereniſſimuswelten und aus der Ewigkeit gezaubert; gespickt mit plumpen Narrenwitzen, umstrahlt von Shakespeareschen Humoren, umlächelt von Spießbürgerlichkeit, und umschattet von einer tiefen Weltmelancholie. Nein, führt dieses pastelldufftige Meisterbildchen nicht auf: es paßt nicht in unsere Theater.

Daneben furchtbar prächtig: Wozzek. Es sind nur Szenen da; huschende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder voller Grauen, Angst des Herzens, Not des Magens; Schreie aus einer mißhandelten Kreatur, Liebe, die mit Menschenzungen redet. Gab Büchner im Danton des Pöbels wütenden Chor, so wollte er hier eine Stimme aus der Tiefe dieses geknechteten Volkes gestalten: einen gutmütigen, dumpfen, armseligen, von religiösen Ängsten bebenden, gestoßenen, mißbrauchten Menschen. Alles bei den Hörnern gepackt. Hingehauen. Ihre Herzen reden, sie reden immer allein. Sprache des Volkes vor Lassalle und Marx. Unsozial. Aus der Kraft, die Volkslieder gebiert. Ohne Tendenzen. Nichts als Menschlichkeit. Aber alles mehr balladesk als zur Tragödie geballt. Im Anfang schon zu stark auf das Groteske gestellt. Seine Anlage hätte sich nie rein zusammengefügt. Aber das Leben, das hier pocht, wirkt heute wie gestern stark und befruchtend. Wedekind ging hiervon aus und schuf sein erstes Werk: „Frühlingserwachen". Auch Eulenberg fand hier seinen Ton.

Büchner saß schon in Zürich. Er hatte das Doktordiplom erhalten, und nach einer Probevorlesung „über die Schädelnerven" wurde er — der Dreiundzwanzigjährige — zur Dozentur über Anatomie zugelassen. Am Tage schaffte er mit dem Seziermesser seine anatomischen Präparate für die Vorlesungen, nachts mit seinem klingenden Schädel zwischen Froschzehen und Fischschwänzen seine lebendigen Werke. „Ich gehe schon so richtig wie eine Schwarzwälderuhr" — schreibt er. Da hält sie mit einem gleichgültigen Griff der Tod an. Fast drei Wochen ringt er mit dem furchtbaren Fieber. Auf einen fremden Brief an seine Braut das letzte Wort von seiner Hand: „Adieu, mein Kind." Gesichter aus seinen Werken umschweben ihn, seine Kameraden, die in den deutschen Gefängnissen sterben, stehen um sein Todeslager, er fühlt sich verfolgt, gefesselt, er packt noch einmal die Welt anklagend an, dann predigt er: „Wir haben der Schmerzen nicht zu viel, wir haben ihrer zu wenig, denn durch den Schmerz gehen wir zu Gott ein", und in erhabenen religiösen Phantasien verstummend stirbt er. Er ließ einen für das Leben zerbrochenen Menschen zurück: seine Braut. Man begrub ihn mit Ehren. Der Genius ging voran.

1875 ehrten die Züricher ihn, wie man einen toten Dichter nur ehren kann: auf dem schönsten Erdenfleck, den sie hatten, senkten sie seine Gebeine ein, hoch auf der Höhe. Reine Luft, weite Horizonte, alles überragend:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Alpen. Von hier ging Hauptmanns „Apoſtel“ aus, die Liebe zu allen Kreaturen im Herzen, wie es Georg Büchner allzeit ſeines Lebens gehalten und geredet. „Weißt du, Valerio, daß ſelbſt der Geringſte unter den Menſchen ſo groß iſt, daß das Leben noch viel zu kurz iſt, um ihn lieben zu können.“

Dem deutſchen Volke aber iſt dieſer außerordentliche Menſch und Dichter noch ein Unbekannter. Erſt heute erſcheint eine Neuausgabe ſeiner Werke. (2 Bände bei Paul Caſſirer-Berlin, herausgegeben von Paul Landau, der einen vorzüglichen Lebensabriß mitgegeben.) In einem ſeiner tiefgründigen Aufſätze, den Moritz Heimann in der „Neuen Rundſchau“ unlängſt Büchner widmet, ſchreibt er: „Es iſt nicht ein Strich von dieſem Dichter alt und kraftlos geworden. Daß er ſo wenig bekannt iſt, gehört zu den Unbegreiflichkeiten, ach nein: zu den Begreiflichkeiten im deutſchen Geiſtesleben.“

Lottchens Geburtstag

Luſtſpiel in einem Akt von Ludwig Thoma

(Schluß)

Neunte Szene

Profeſſor Giſelius ſtehen bleibend: Nicht wahr, mein lieber junger Mann, Sie werden verſtehen, daß meine Frage an Sie nur vom ſtrengſten Pflichtgefühl diktiert iſt?

Dr. Appel ſehr beſcheiden: Wie meinen Herr Geheimrat?

Profeſſor Giſelius: Ich meine, daß ich als diligens pater familias dazu verpflichtet bin, und daß mich keine profanen Motive beſeelen. Nicht wahr?

Dr. Appel eifrig, aber ohne ihn zu verſtehen: Gewiß!

Profeſſor Giſelius: Vielleicht könnten Sie mir entgegenhalten, daß es richtiger wäre, wenn ich das alles mit meiner Tochter beſprechen würde.

Dr. Appel ſchüchtern: Ja, ich weiß nicht . . .

Profeſſor Giſelius: Doch! Ich ſehe dieſen Einwand voraus, und ich betone, daß meine erſte Abſicht auch dahin zielte, aber aus verſchiedenen Gründen ſpreche ich eben doch lieber mit Ihnen. Erſtens . . .

Dr. Appel ſich linkiſch verbeugend: Es freut mich ſehr . . .

Profeſſor Giſelius ihn unterbrechend: Erſtens iſt es naturgemäß ein heikles Thema, deſſen Beſprechung ſich zwiſchen uns leichter ermöglicht. Das geben Sie zu?

Dr. Appel hilflos: Wenn Sie glauben . . .

Profeſſor Giſelius fortfahrend: Zweitens rechne ich bei Ihnen auf Verſtändnis und guten Willen, mich anzuhören . . .

Dr. Appel: Aber gewiß, Herr Geheimrat . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Professor Giselius fortfahrend: Auf den guten Willen, bei der Sache zu bleiben, ohne persönliche Einwürfe zu machen.

Dr. Appel: Sie dürfen überzeugt sein..

Professor Giselius die Stimme etwas erhebend: Drittens und letztens ist für mich der Umstand ausschlaggebend, daß Sie Zoologe sind, denn Sie haben damit schon die Präsumtion für sich, daß Sie von meiner Seite aus keiner Belehrung bedürfen ...

Dr. Appel lebhafter: O nein, Herr Geheimrat, ich bin Ihnen dankbar für jeden Hinweis. Bei dem großen Interesse, das Sie unserer Sache entgegenbringen.

Professor Giselius: Interesse ... nun ja.

Dr. Appel: Und den gewiß beachtenswerten Kenntnissen, die Sie sich errungen haben ...

Professor Giselius: Davon wollen wir eigentlich nicht sprechen, verehrter Kollege.

Dr. Appel: Aber nach dem, was mir Ihre Frau Gemahlin sagte ...

Professor Giselius betroffen: Was hat meine Frau gesagt?

Dr. Appel: Daß Sie von jeher für unsere Wissenschaft das wärmste Interesse hegten ...

Professor Giselius etwas ungeduldig: Ach wo!

Dr. Appel: Und sich viel damit beschäftigten?

Professor Giselius: Fällt mir doch gar nicht ein!

Dr. Appel: Ich glaubte aber ...

Professor Giselius: Wo in aller Welt hätte ich die Zeit dazu finden können? Nein! Nein! Derartige Scherze dürfen Sie nicht ernst nehmen. Aber wir wollen auf unser eigentliches Thema zurückkehren ...

Er rückt mit dem Stuhl näher an Dr. Appel heran. Sie sitzen einander gegenüber, so daß sich ihre Knie beinahe berühren.

Dr. Appel unsicher: Auf unser Thema?

Professor Giselius: Sie werden also Ihren Einwand, daß ich mich richtiger an meine Tochter wenden würde, Sie werden also diesen Einwand fallen lassen?

Dr. Appel: Ich verstehe wirklich nicht ...

Professor Giselius: Wir werden uns sofort verstehen, mein lieber ... Sucht nach dem Namen.

Dr. Appel sich verbeugend: Doktor Traugott Appel.

Professor Giselius: Wir werden uns rasch verstehen. Und wenn ich Ihnen sage, daß ich vor reichlich zwanzig Jahren in der gleichen Lage einem erfahrenen Freunde gegenüber saß und von ihm Belehrung erbat, so werden Sie unsere jetzige Situation als eine naturgemäße und keineswegs beklemmende ansehen ...

Dr. Appel spielt mit seinem Blumenbukett: Gewiß!

Professor Giselius: Eben. Und so wollen Sie sich also nicht länger dagegen ablehnend verhalten?

Dr. Appel wie oben: Nein.

Professor Giselius: Dann gehen wir in medias res und beantworten Sie mir die Frage, ob Sie mit dem Wesen der Ehe vertraut sind?

Dr. Appel ihn erstaunt ansehend: Mit dem ...?

Professor Giselius nimmt ihm sanft den Blumenstrauß weg und hält ihn nun selbst in der rechten Hand: Ob Sie mit dem Wesen der Ehe vertraut sind?

Dr. Appel verlegen und hilflos: Ich ... ich weiß nicht.

Professor Giselius väterlich verweisend: Lieber, junger Freund, das ist auch keine präzise Antwort. Ich weiß doch, ob ich weiß!

Dr. Appel sehr verlegen: Vielleicht habe ich noch sehr wenig darüber nachgedacht.

Professor Giselius: Ja, glau-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ben Sie, daß hierin irgend etwas aus einem Denkprozesse zu gewinnen ist?

Dr. Appel schüchtern fragend: Nicht?

Professor Giselius: Nein! Bester! Teuerster! Ich kann Ihnen aus eigener Erfahrung sagen, nicht das mindeste!

Dr. Appel immer schüchterner: Vielleicht könnte ich ...

Professor Giselius: Sie wissen also nichts? Rein gar nichts?

Dr. Appel: Ich glaube nicht ...

Professor Giselius bekümmert: Das erschwert natürlich meine Aufgabe sehr!

Er steht auf, legt das Bukett auf den Stuhl und geht auf und ab.

Das erschwert natürlich meine Aufgabe ganz wesentlich.

Dr. Appel: Es tut mir so leid ...

Professor Giselius sich nach ihm umdrehend: Was hilft mir das? Hm? Ich stehe nun einfach vor der überaus heiklen Pflicht, Ihnen nicht weniger wie alles sagen zu müssen!

Dr. Appel: Vielleicht könnte ich zu Hause einiges Sachdienliche lesen und dann mit Ihnen darüber sprechen?

Professor Giselius: Wie?

Dr. Appel nimmt das Bukett vom Stuhle weg und hält es wieder vor sich hin: Ich meine, ich könnte vielleicht eingehende Spezialwerke lesen.

Professor Giselius: Ach wo! Das ist nichts. Er sieht Dr. Appel nachdenklich an. Hm! Hm! Hm! Nun stelle ich die Frage an mich, ob es nicht doch besser wäre, wenn ich das Thema mit meiner Tochter durchspräche?

Dr. Appel lebhafter: Aber, wenn Sie es für notwendig halten, sprechen Sie, bitte, ruhig mit mir.

Professor Giselius achselzuckend: Tja!

Dr. Appel: Ich lasse mich gerne belehren ...

Professor Giselius: Das sagen Sie so! Setzt sich wieder wie vorher; vorwurfsvoll. Ich hätte geglaubt, daß Sie als Zoologe durch Ihr Studium an dieses Problem wenigstens herangeführt worden wären!

Dr. Appel: Meine Spezialität waren von jeher die Bostrichiden.

Professor Giselius verständnislos: Die ...?

Dr. Appel: Borkenkäfer.

Professor Giselius: Das gibt mir nicht viel Hoffnung. Müssen Sie gerade mit Insekten zu tun haben?

Dr. Appel lebhafter: Aber wenn sich Herr Geheimrat dafür interessieren, gerade das gesellige Leben der Bostrichiden ist mannichfaltig und lehrreich! ...

Professor Giselius zweifelnd: Lehrreich?

Dr. Appel eifrig: Ja, wir haben geradezu alle Variationen des Zusammenlebens. Die wahllose Polygamie bei den Eccoptogastern und wiederum die Monogamie bei anderen Arten ...

Professor Giselius: So ... so?

Dr. Appel: Der wichtigste Käfer, der Buchdrucker, Ips typographus, hingegen lebt in Bigamie.

Professor Giselius: M—hm.

Dr. Appel: Ich habe über diese Gattung Ips eine größere Abhandlung geschrieben und manche glückliche Entdeckung gemacht.

Professor Giselius: So?

Dr. Appel: Es kommt nämlich auch vor, daß der typographus mit drei Weibchen lebt, aber die Regel ist mit zweien.

Professor Giselius: Ja — und?

Dr. Appel wieder hilflos: Und?

Professor Giselius ungeduldig: Wo bleibt das Analogon? Der Vergleich?

Dr. Appel: Ein Vergleich der Gattung Ips mit ... mit?

Professor Giselius ungeduldig: Ach was! Ips! Was helfen uns Ihre Ips? Da sitzen wir jetzt und können

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von vorn anfangen. Ich habe mir das anders vorgestellt . . .

Dr. Appel immer schüchterner: Vielleicht gelingt es mir, Ihrem Gedankengange zu folgen . . .

Professor Giselius kategorisch: Nein!

Dr. Appel: Sie glauben nicht?

Professor Giselius: Wenn ich mich daran erinnere, wie Ihr großer Vorgänger Busäus unterrichtet war . . . Sie kennen seinen Namen?

Dr. Appel: Ich kenne sein Werk über die Moschustiere.

Professor Giselius: Davon weiß ich nichts, aber offenbar hat er dabei mehr Analoges gefunden, wie Sie bei Ihren Ips. Und auf rein wissenschaftlicher Basis, denn er war Junggeselle.

Dr. Appel steht auf: Entschuldigen Sie, Herr Geheimrat, ich sehe selbst ein, daß mir momentan das rechte Verständnis fehlt.

Professor Giselius drückt ihn auf den Stuhl zurück: Bleiben Sie sitzen! Wir müssen wohl oder übel in den sauren Apfel beißen. Sie haben offenbar noch nie daran gedacht, welche Pflichten Sie in der Ehe erwarten?

Dr. Appel resigniert: Ich habe mich noch nie mit dieser Frage beschäftigt.

Professor Giselius: Gut.

Dr. Appel: Da ich keinen speziellen Anlaß dazu hatte.

Professor Giselius: Es ist aber höchste Zeit, mein lieber . . .

Dr. Appel sieht ihn hilflos an.

Professor Giselius: Sie verlassen sich doch nicht etwa darauf, daß junge Mädchen an einem schönen Frühlingsabend und so weiter, ohne irgendeinen ersichtlichen Grund alles wissen?

Dr. Appel: Ich muß offen gestehen . . .

Professor Giselius energisch: Es ist eine ganz unlogische Annahme, sage ich Ihnen. Es ist eine Redensart, die uns über eine Pflicht hinwegtäuschen soll.

Dr. Appel resigniert: Gewiß, Herr Geheimrat!

Professor Giselius: Schön, dann wollen wir also beginnen.

Appel sieht schüchtern auf sein Bukett nieder. Giselius schlägt die Arme übereinander und sieht ihn über die Brille forschend an.

Professor Giselius: M—ja, wenn es nur nicht so schwierig wäre! Vorwurfsvoll. Sie hätten mir diese peinliche Aufgabe wirklich ersparen können!

Dr. Appel steht auf: Es ist wahr, ich habe Ihre Zeit zu lange in Anspruch genommen.

Professor Giselius grämlich: Bleiben Sie doch sitzen!

Dr. Appel sich langsam zurückziehend: Ich möchte wirklich nicht länger stören . . .

Professor Giselius: Was soll das heißen, wenn Sie jetzt gehen? Damit wir morgen das nämliche Pensum zu bewältigen haben?

Dr. Appel: Vielleicht ist es nicht notwendig . . .

Professor Giselius eigensinnig und etwas lauter: Aber gewiß ist es notwendig; darüber sind wir uns doch im klaren, und überhaupt folgt das schon aus Ihrem Zugeständnisse, daß Sie sich keine Vorstellung machen können von diesem wichtigen Vertrage, den Sie abschließen wollen . . .

Er steigert seine Stimme, und bei den letzten Worten tritt seine Frau von links ein. Sie sieht erstaunt auf ihren Mann und auf Dr. Appel, der an der Mitteltüre steht und die Hand auf der Klinke hat.

Zehnte Szene

Frau Giselius: Was gibt's denn, Giselius? Zu Dr. Appel. Und Sie, Herr Doktor, wollen uns doch net verlasse?

Dr. Appel: Herr Geheimrat schienen mir den Wunsch auszusprechen . . .

Professor Giselius ärgerlich zu seiner Frau: Siehst du, da haben wir's! Genau, wie ich sagte. Rerum ignarus. Der junge Mann hier hat nicht die ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ringste Ahnung davon, wieso und warum er heiraten will ...

Frau Giselius erstaunt: Der Herr Doktor?

Professor Giselius: Deine Einwendungen haben sich als hinfällig erwiesen; jetzt wären wir ja soweit, daß wir uns auf deine berühmten Ahnungen verlassen müßten, das heißt, wenn ich leichtfertig genug wäre, meine Tochter in voller Unkenntnis ihrer Zukunft zu lassen.

Frau Giselius: Ja, hat der Herr Doktor ...?

Professor Giselius: Jawohl, er hat erstens zugestanden, daß er selbst nichts weiß und zweitens dessenungeachtet meine Belehrung nicht angenommen.

Dr. Appel in größter Verlegenheit: Verehrter Herr Geheimrat!

Frau Giselius: 'n Augeblick. Ich muß direkt frage, lieber, guter Herr Doktor, hawwe Sie denn um unser Lottche angehalte?

Dr. Appel: Ich habe mir diese Freiheit allerdings nicht genommen.

Frau Giselius schlägt die Hände zusammen: Aber Otto! In was für Verlegenheite bringscht du dann unser Kind?

Professor Giselius eigensinnig: Das war doch die gegebene Voraussetzung — und übrigens hast du selbst die Tatsache behauptet.

Frau Giselius: Ich?

Professor Giselius: Du und Cölestine.

Frau Giselius: Kann m'r denn dich kein Augeblick allein lasse? Mußt du mit deine Schrulle partout Konfusione anrichte?

Dr. Appel: Ich habe mir diese Freiheit allerdings nicht genommen.

Frau Giselius: Herr Doktor, jetzt müsse Sie mir hoch un heilig verspreche, daß Sie keim Mensche e Sterbenswörtche sage.

Dr. Appel: Ich habe mir diese Freiheit allerdings nicht genommen, indes muß ich bekennen, daß mir der Gedanke seit einigen Tagen nicht fremd ist ... Ich weiß nicht, ob Sie mir erlauben, darüber zu sprechen.

Frau Giselius: Jetzt is scho das beschd, frei von der Leber weg.

Dr. Appel: Seit ich Ihr verehrtes Fräulein Tochter gesehen habe, richteten sich meine Gedanken auf ein stilles Familienglück ...

Frau Giselius: Und hawwe Sie das unserm Lottche gesagt?

Dr. Appel: Nein! Das hätte ich mir nun und nimmermehr erlaubt, und ich entschloß mich auch nur schwer zu dem Wagnis, heute meine Glückwünsche darzubringen.

Frau Giselius heiter, mit einem Blick nach ihrem Mann, der links im Hintergrunde steht und nachdenklich zur Decke aufsieht: Und da sin Sie ihm in die Händ gefalle? Resolut. Wisse Sie was, Herr Privatdozent, so in der G'schwindigkeit laß sich net Ja und Ame sage, aber wann alles in Ordnung is, und unser Lottche will, hernach ihm die Hand entgegenhaltend sin mei Geheimrat und ich auch keine Rabeneltern.

Dr. Appel linkisch: Ich darf also meine Hoffnung ...

Professor Giselius ohne seine Stellung zu verändern: Veto.

Frau Giselius: So komm doch her, Giselius!

Professor Giselius: Ich lege mein Veto ein, wenigstens in solange nicht durch eine erschöpfende Aussprache volle Klarheit geschaffen ist ...

Elfte Szene

Durch die Mitteltüre kommt lebhaft und fröhlich Lottchen herein, hinter ihr Cölestine. Lottchen eilt auf ihre Mutter zu und umarmt sie stürmisch.

Lottchen: Mutterche, ich hab's! Du wirst gucke!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau Giselius: Schau doch um, Lottche! Mir hawwe Besuch.

Lottchen bemerkt jetzt erst Dr. Appel, der sich oft und linkisch verbeugt; sie geht frank auf ihn zu und gibt ihm die Hand: Gute Morche, Herr Doktor! Das ist schön, daß Sie sich bei uns sehe lasse.

Dr. Appel: Ja — — — jawohl!

Lottchen zu ihrer Mutter: Ich hab' was für dich.

Frau Giselius: Aber siehst du dann net, daß der Herr Doktor für dich Blume gebracht hat? Zu dein Geburtstag.

Lottchen sich wieder an Dr. Appel wendend, der sein Bukett immer noch in der Hand hat: Für mich?

Dr. Appel: Ja . . . jawohl . . .

Lottchen nimmt ihm das Bukett ab: Das is aber zu liebenswürdig, daß Sie an mich gedacht hawwe.

Dr. Appel: Das habe ich . . . gewiß . . .

Lottchen: Die schöne Rosen . . .

Dr. Appel: Und ich müßte . . . ich wollte eigentlich mit meinen Glückwünschen eine Frage verbinden . . . ja, eine Frage, aber ich weiß nicht, sich hilflos nach Giselius umsehend ob es mir gestattet ist . . .

Frau Giselius resolut: Lottche! Der Herr Doktor Appel hat bei uns um dei Hand angehalte.

Cölestine sehr fröhlich: In der Zwischenpaus?

Lottchen: Es kommt so überraschend . . . Dr. Appel nett ansehend Ich hab mit dem Herrn Dokt'r bloß 'n paarmal gesproche . . .

Frau Giselius: Das isch nit von heut auf morge; du mußt dir das ruhig überlege.

Professor Giselius der vorgetreten ist: Und du wirst auch mit mir vorher eine ernste Unterredung haben.

Cölestine ärgerlich: Heiliger Bimbam!

Dr. Appel: Ich wäre sehr glücklich, wenn Ihre Entscheidung einigermaßen günstig für mich ausfallen würde . . .

Lottchen: Mutterche, gelt, da gibt's kei hin und her? So was muß gleich oder gar net sei. Dr. Appel lustig ansehend. Und ich glaub als, ich sag Ja . . .

Frau Giselius. Kindche!

Professor Giselius dazwischen tretend: Ich bitte . . .

Cölestine faßt ihn energisch am Ärmel: Du, jetz mach nix drei!

Lottchen: Ich möcht aber doch zuerst das sagen. Ich hab' ja wohl net gewußt, ob ich einmal stockt heirate werd, und ich hab' gedacht, mich nützlich zu mache, und ich wollt' in der Klinik vom Professor Musovius eintrete, und da hab' ich, zu ihren Eltern und da hab' ich ohne euer Wissen den Hebammekurs durchgemacht.

Frau Giselius: Was hascht du, Kindche?

Lottchen: Den Hebammekurs hab ich absolviert, daß ich auch emal allein auf die Füß stehe könnt . . .

Frau Giselius umarmt Lottchen: Ach du lieb's Ding! Du gut's!

Professor Giselius zu Appel: Junger Mann, damit ist die Sache allerdings wesentlich anders — — —

Vorhang

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Stück Seife / Von W. N. Harteweld*)

Frei aus dem Russischen übertragen von Dr. Karl Nötzel

I

Das war im Kabinett des Zuchthausdirektors. Ich hatte fast den ganzen Tag im Zuchthaus zugebracht, war von einer Zelle in die andere gegangen, hatte mich mit den Arrestanten unterhalten und sie nach ihren Liedern ausgefragt. — Der dicke und ziemlich gutmütige Zuchthausdirektor Adrian Fjedorowitsch wollte gerade selber weggehen. Ich verabschiedete mich von ihm und sagte scherzend: „Nun, jetzt gehen Sie wohl nach Hause und essen etwas Ordentliches?"

„Meinen Sie?" rief er aus. „Heute habe ich absichtlich etwas früher zu Mittag gespeist und will gleich noch ein Stündchen schlafen."

„Warum denn das? Es ist ja noch nicht 7 Uhr!"

„Ja, glauben Sie denn, daß ich mich heute Nacht überhaupt werde hinlegen können?"

„Weshalb?"

„Wissen Sie es denn nicht?" frug er erstaunt. „Mit Matochin ist es aus, gestern wurde das Urteil bestätigt, und heute bei Tagesanbruch — —" und er fuhr sich vielsagend mit der Hand um den Hals.

„Aber, ist das möglich?" Ich sprach nicht zu Ende.

„Ja, das ist schon so, mein Täubchen!" bestätigte Adrian Fjedorowitsch, „dem Matochin steht bei Tagesanbruch eine unangenehme Prozedur bevor!"

Er hielt inne. Dann fuhr er fort:

„Aber er hat ja nach Ihnen gefragt. Wenn Sie wollen, werde ich Ihnen einen Durchlaßschein geben!"

---

*) Es handelt sich hier keineswegs um eine Dichtung, vielmehr um die schlichte Wiedergabe einer wahren Begebenheit. Harteweld bereiste 1908 die sibirischen Strafanstalten, um die Lieder der Gefangenen zu sammeln. „Das Stück Seife" ist seinem sibirischen Tagebuche entnommen.

Der Übersetzer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich bitte darum!"

Adrian Fjedorowitsch schrieb mir rasch einen Durchlaßschein zum Besuche Matochins, und ich kehrte damit sofort zum Zuchthaus zurück.

Bei meinem Entschluß, den Unglücklichen aufzusuchen, leitete mich der Gedanke: Vielleicht hat er irgendeinen Wunsch „vorher", vielleicht will er auch irgend etwas den Seinigen in Rußland zukommen lassen. Matochin war aus Kostroma gebürtig. Ich wußte von ihm nur folgendes: Er galt selbst unter den Zuchthäuslern für einen ganz ausnahmsweise rohen Gesellen. Er hatte in Rußland mit einem Helfershelfer eine ganze Familie „geschlachtet" und dabei nicht einmal unschuldige Kinder geschont. Nach Sibirien verschickt war er entlaufen und hatte auf freiem Fuße nach seinem eigenen Geständnis mehr als acht Menschen mit dem Messer „in Stücke geschnitten". Wiederum festgenommen und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt stand er von nun an unter ganz besonders scharfer Bewachung. Jetzt war er wohl 40—42 Jahre alt: Von mittlerem Wuchse, untersetzt, mit krausen Negerhaaren, und mit kleinen, stechenden, ewig umherrollenden Augen. Matochin hätte wahrscheinlich ein natürliches Lebensende im Zuchthaus gefunden — ein zweites Mal davonzulaufen wäre ihm wohl schwer geworden, man gab zu sehr auf ihn acht, — wenn er nicht eine Tat verübt hätte, die das ganze Zuchthaus in Aufregung versetzte: Ganz ohne äußere Veranlassung — die abendliche Kontrolle war gerade beendet, — auch ohne daß der geringste Streit vorausgegangen war, hatte Matochin einem Arrestanten sein Messer mitten ins Herz gestoßen. Der Mord hatte alle erschüttert durch seine vollkommene Sinn- und Zwecklosigkeit: Der ermordete Sträfling war aus einer anderen Zelle, und Matochin kannte ihn fast gar nicht.

Über die Beweggründe der Tat verweigerte Matochin vor Gericht zunächst mürrisch jede Aussage, endlich antwortete er nur:

„Es war nötig so ... Es war nicht anders möglich. Meine Zeit war gekommen!"

Weiter war aus ihm nichts herauszubringen.

Die Sträflinge waren furchtbar aufgebracht über Matochin, und sie beschlossen in ihrem „Gerichte" seinen Tod, wenn er wieder unter ihnen erscheinen sollte. Das Kriegsgericht aber kam ihnen zuvor und verurteilte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Matochin zum Tode durch den Strang. Das Urteil war bereits bestätigt, u..d Matochins Stunden gezählt.

Mehr wußte ich nicht von ihm, als ich jetzt durch finstere Korridore in den Eckbau des Gefängnisses schritt, wo ich vom Oberaufseher empfangen wurde.

Ich zeigte meine Durchlaßkarte vor.

„Bitte. Ich werde Ihnen aufschließen und an der Türe warten. Der da sitzt, ist nämlich ein ganz besonderer Vogel. Wenn nötig, so rufen Sie nur gleich . . ."

Der Aufseher führte mich zur Zelle Nummer 38, blickte erst durch das Guckloch und schloß dann rasch die Türe auf. Da Matochin sich in einer „besonderen Lage" befand, hatte man ihm eine Einzelzelle angewiesen. Die Zelle war winzig. Eine Pritsche, ein hölzerner Tisch und ein hölzerner Stuhl. Weiter nichts an Einrichtung. Es war dunkel: noch waren die Lampen auf dem Korridor nicht angezündet.

Als ich eintrat, lag der Verurteilte in Hand- und Fußfesseln auf der Pritsche. Er erhob sich rasch auf den Ellenbogen, setzte sich aber, als er mich erkannt hatte. Ich trat zu ihm hin und sagte:

„Guten Tag, Matochin —. Nun wie geht's — sind Sie gesund?"

„Gesund bin ich wohl," antwortete er, „wenn Sie aber Lieder suchen, so gehen Sie weiter. Mein Lied ist ausgesungen!"

Es überlief mich den Menschen noch scherzen zu hören.

„Haben Sie etwa irgend etwas besonderes in Erfahrung gebracht, Matochin?" frug ich ihn vorsichtig.

„Nein, nichts besonderes. Nur, daß man mich heute Nacht aufhängen wird."

Ich fuhr unwillkürlich zurück.

„Nun was denn?" fuhr Matochin fort, „das ist meiner Meinung nach ganz in der Ordnung. Wären die Kerle mir in die Hände gefallen, so hätte ich sie alle „geschlachtet". Bin ich ihnen in die Hände gefallen, so hängen sie mich! Was ist einfacher?" Er hielt mürrisch inne.

„Nun hören Sie aber einmal, Matochin", begann ich. „Mir sagte der Direktor, Sie wünschten mich zu sehen, Sie hätten wenigstens nach mir gefragt. Nun, und jetzt sagen Sie mir doch gefälligst, weshalb Sie diesen unglücklichen Becker (so hieß der Getötete) ermordet haben? Wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie gleich im Zuchthaus sitzen, so wären Sie doch am Leben geblieben, aber wer weiß, was dort ist ... Weshalb mußten Sie das tun?"

„So wollte es nun schon einmal mein Stern. Die Zeit war gekommen!" brummte widerwillig Matochin.

„Nun hören Sie aber auf!" unterbrach ich ihn, „was hat das mit Ihrem „Stern" zu tun? Was soll das bedeuten: „die Zeit war gekommen"? Hören Sie auf, sich dumm zu stellen, Matochin! Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn Sie mir alles erzählen, werde ich Ihr Geheimnis mit mir ins Grab nehmen und es niemandem sagen!"

Er schwieg.

„Vielleicht hatten Sie irgendwelche alte Abrechnungen mit Becker? Vielleicht haben Sie einen Kameraden an ihm gerächt?" forschte ich weiter.

„Sehen Sie, mit genau denselben Fragen haben sie mich alle vor Gericht so gelangweilt. „Sprich, ja sprich! Nur heraus damit. Ein Geheimnis, ja ein Geheimnis!" Aber es ist da überhaupt gar kein Geheimnis! Den Becker habe ich beinahe gar nicht gekannt, und ich habe keinerlei Haß gegen ihn gehegt. Es ist mir einfach ein Mensch vor Augen getreten, und das ist alles. Er hätte mir nicht vor Augen treten sollen!" sagte er fast drohend.

„Aber das ist doch roh, das ist doch sinnlos!" schrie ich ihn an. Er versank wieder in Schweigen.

„Sehen Sie," begann er endlich, „von klein auf habe ich eine Leidenschaft für diese Dinge. Vater und Mutter habe ich nicht gekannt. Als kleiner Junge lief ich durch die Dörfer und nächtigte, wo es sich gerade traf. Früh schon ist bei mir diese Gewohnheit erwacht. Ich liebte es, flink ein Kätzchen oder ein Mäuschen zu fangen und dann zu quälen. Oder einem Tarakan oder sagen wir, einem Schmetterling, die Beine auszureißen — das war ein Spaß für mich — er wehrte sich, konnte aber nichts machen. Und ich war erst neun Jahre alt, als ich mit meinem Messer eine kleine Katze in Stücke schnitt. Nun, auch da habe ich gelacht, obgleich ich Prügel bekam. Nun, und das ist dann so weiter gegangen. Menschen zu schlachten begann ich aber schon mit zwanzig Jahren, nachdem ich in Tula im Schlachthause gedient hatte. Ich ward erwischt und ging dann den Weg über die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wladimirka.*) Und nun, sehen Sie, dies Jahr fühle ich mich die ganze Zeit über schon nicht recht wohl. Ich schlafe nicht, ich esse nicht, und immer drehen sich mir solche grüne Kreise vor den Augen. Trüb ward es mir im Sinne. Das bedeutet: meine Zeit ist gekommen ..... nach Blut. Nun, und so hat sich dann diese Sache zugetragen ..... aber gegen den Becker hatte ich auch garnichts. Er tut mir sogar leid, man sagt, er sei ein ganz guter Kerl gewesen. Aber mir ist es danach ganz gewiß leichter geworden: ich schlafe gut, ich esse mit Appetit, gleich als ob mir ein Stein vom Herzen gefallen wäre. Ich habe mich vorzüglich erholt ..."

„Mein Gott!" dachte ich, „und diesen Menschen hängt man, statt daß man ihn zu heilen sucht!"

„Sagen Sie mal, Matochin", frug ich ihn, „hat nicht einmal ein Arzt mit ihnen gesprochen?"

Er lachte höhnisch.

„Ja! Bin ich denn ein ‚gnädiger Herr'? Mit Peitschen und Ruten hat man mich behandelt. Und heute Nacht wird man mich wohl völlig auskurieren. Nun, ich danke Ihnen dafür, daß Sie gekommen sind. Jetzt möchte ich ein wenig schlafen!"

Ich verstand, daß ihm nicht der Sinn danach stand, die Unterhaltung fortzuführen, und sagte:

„Nun, dann also auf Wiedersehen!"

„Das wohl nicht: Leben Sie wohl!" antwortete er.

„Vielleicht haben Sie irgendeinen Wunsch, vielleicht haben Sie etwas zu übergeben? Ich würde mit Vergnügen ..."

„Ja — was sollte ich wohl noch wünschen? Es scheint, daß alles aufs beste angeordnet ist. Aber, wenn Sie wirklich so gütig sein wollen: Sehen Sie, ich habe gehört, daß man mit mir zusammen auch die Kameraden hinausführen wird. — Seht nur zu, daß es nicht zu verlockend sein wird! — Sehen Sie, also ich fürchte, mir möchte unwohl werden, und dann werden die Genossen lachen. Also, ich möchte etwas Schnaps haben, so, wissen Sie, zur Stärkung, zur Courage, wie man sagt."

„Ich werde mich bemühen, Ihnen Schnaps zu verschaffen!" sagte ich und verließ die Zelle.

*) Die Wladimirsche Chaussee in Moskau: der Weg nach Sibirien.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich nahm mir vor, den Wunsch des Matochin um jeden Preis zu erfüllen und kehrte zur Wohnung des Direktors zurück. Auf mein Läuten öffnete mir Adrian Fjedorowitsch selber. Er war in Hemdsärmeln und wunderte sich einigermaßen über mein Kommen.

„Ich wollte mich soeben zur Ruhe begeben!" sagte er.

„Ich bin auch nur noch auf einen Augenblick zu Ihnen gekommen", entschuldigte ich mich.

„Gehen Sie ins Kabinett!"

Ohne meinen Mantel abzulegen folgte ich ihm.

„Nun legen Sie los. Worum handelt es sich? Haben Sie ihn gesehen?" frug er.

„Ja!" sagte ich, „und dann habe ich eine Bitte an Sie: erlauben Sie mir, Adrian Fjedorowitsch, dem Matochin Schnaps zu bringen, so zur Courage. Er bittet sehr darum!"

„Und Sie, mein Täubchen, sind wohl verrückt geworden?" schrie Adrian Fjedorowitsch. „Kann ich denn überhaupt etwas derartiges erlauben? Sie wissen doch, daß Schnaps und Karten im Gefängnis unter keinen Umständen geduldet werden. Ich selber kann dafür zur Verantwortung gezogen werden. Ich werde Ihnen sogleich einen neuen „Durchlaß" schreiben. Sie aber gehen zu Matochin und sagen ihm, daß er sich diesen Gedanken aus dem Kopf schlagen soll!"

Adrian Fjedorowitsch setzte sich an den Schreibtisch, schrieb einen „Durchlaß" und gab ihn mir. Dann stand er auf, schritt zum Fenster, drehte mir den Rücken und sagte in gleichgültigem Tone vor sich hin, während er auf die Straße hinausblickte: „Sie sind ein korrekter Mensch, und werden es nicht tun, aber wenn Sie kein korrekter Mensch wären, so würden Sie mich eben betrügen. Sehen Sie, da steht zum Beispiel bei mir im Vorzimmer auf der Fensterbank gerade so ein — nun Sie wissen schon — Flakon. Wenn Sie jetzt gleich fortgehen, so könnten Sie ihn mitnehmen und unter ihrem Mantel verstecken .... ja und dem Matochin bringen. Ich würde davon natürlich nichts erfahren. Aber Sie werden das, versteht sich, nicht tun ..." endete er leise. Ich ging zu ihm hin und drückte ihm die Hand: — „Natürlich werde ich das nicht tun!"

„Nun, zum Teufel mit Ihnen! Gehen Sie! Das Mädchen habe ich heute fortgeschickt. Ich selber werde hinter Ihnen abschließen!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fünf Minuten später war ich bei Matochin, übergab ihm das „Lebenselixier" und wollte schon weggehen, als er mir sagte: „Wenn es Ihnen nicht gerade zuwider ist, so kommen Sie heute Nacht. Es wird mir dann, so glaube ich, etwas lustiger zumute sein!"

„Warum nicht?" antwortete ich. „Wenn es möglich sein wird, das heißt wenn ich eingelassen werde, so werde ich kommen."

Ich verließ das Gefängnis und ging nach Hause.

(Schluß folgt)

Rundschau

Technikerstreik

Für den Streik, in dem die berliner Eisenkonstrukteure seit dem 1. Oktober stehen, hat sich die breite Öffentlichkeit bisher verhältnismäßig wenig interessiert. Wahrscheinlich macht die Zahl der Beteiligten keinen Eindruck auf sie. Denn was sind etwas über 200 Ausständige? Man ist an andere Ziffern gewöhnt, und die Nerven sind abgestumpft.

Es wird eben nicht genügend beachtet, wer streikt. Es sind nicht Arbeiter im engeren Sinne, sondern Techniker, Angestellte. Zum erstenmal haben Leute im Stehkragen, Angehörige des sogenannten neuen Mittelstandes von den Kampfmitteln Gebrauch gemacht, die der Rüstkammer der Arbeiterbewegung entnommen sind. Nicht als ob sie die ersten seien, die von den organisierten Arbeitern gelernt hätten. Auf die Ärzte des leipziger Verbandes beispielsweise ist der Gewerkschaftsgedanke nicht ohne Einfluß geblieben, und auch andere, die gemeinhin nicht dem Proletariat zugerechnet werden, haben gelegentlich versucht, ihre Lage durch gemeinsame Verweigerung ihrer Arbeitskraft zu verbessern.

Aber es blieb in der Hauptsache bei gelegentlichen Versuchen, bei Drohungen und Anläufen. Hier haben wir einen gut vorbereiteten und nach allen Regeln der Kunst durchgeführten Streik. Man bezieht Kontrollposten vor den Fabriken, man erhält von den in Frage kommenden Organisationen (Bund der technisch-industriellen Beamten und deutscher Technikerverband) Streikunterstützung, man verhängt die Sperre über die Betriebe, in denen Streikbrecherarbeit geleistet wird: kurzum man arbeitet konsequent und zielbewußt nach dem von der Arbeiterschaft geschaffenen Muster.

Wer die Angestelltenbewegung in den letzten Jahren verfolgt hat, den setzt dieser Kampf nicht in Erstaunen. Insbesondere unter den Technikern hat die Erkenntnis von der Notwendigkeit gewerkschaftlichen Vorgehens immer mehr an Boden gewonnen. Überrascht können durch den Streik nur die sein, die die Tendenz unserer ökonomischen Entwicklung nicht erkennen oder sich einen dauernden Erfolg von dem Versuch versprechen, einen Keil zwischen Arbeiter und Privatbeamte zu treiben.

Selbstverständlich gibt es Unterschiede zwischen einem Eisenkonstrukteur und einem Eisenarbeiter. Unterschiede

Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

der Bildung, des Milieus, der gesellschaftlichen Ansprüche und so weiter. Aber sie gehören beide der Klasse der Lohnempfänger an, sie sind beide von den Produktionsmitteln getrennt und haben infolge der Konzentration der Betriebe beide keine Aussicht, aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit zur Selbständigkeit zu gelangen. Die Unterschiede, die sich ja dann auch in den Forderungen an die Gesetzgebung und den Arbeitgeber ausdrücken, können sie veranlassen, sich in getrennten Organisationen zusammenzuschließen. Die Wesensgemeinschaft aber läßt sie zu den gleichen Waffen greifen.

Schließlich bleiben die Beschwörungen der Unternehmerpresse und der Harmonieapostel wirkungslos. Der Ingenieur, der für einen geringen Lohn unter Umständen sogar seine Staatsbürgerfreiheit an den Kapitalbesitzer verkaufen muß, glaubt diesem nicht mehr, daß er sein Vertrauensmann sei, und er lernt einsehen, daß ihm die Anwendung der gewerkschaftlichen Methode nicht, wie sein wohlmeinender Brotherr warnt, auf ein niedrigeres Niveau hinabdrückt, sondern das einzige Mittel ist, seine Persönlichkeitsrechte geltend zu machen und damit sein Niveau zu erhöhen.

Ist so der Konflikt in Berlin seiner symptomatischen Bedeutung wegen von höchstem Interesse, so verdienen doch auch seine Gründe und sein bisheriger Verlauf unsere Aufmerksamkeit. Zuvörderst: eigentlicher Kampfgegenstand ist *nicht der Lohn*. Nach einer Erhebung, die die Eisenhoch- und Brückenbaufachgruppe des Bundes technisch-industrieller Beamten vor etwa Jahresfrist veranstaltet hat, blieb zwar reichlich ein Drittel der von der Statistik erfaßten hinter der angenommenen Mindestgehaltsgrenze von 150 Mark plus 20 Prozent Ortszulage zurück, und diese Verhältnisse sind angesichts der Teuerung wirklich nicht glänzend zu nennen. Aber im Vordergrund der Auseinandersetzung stehen doch andere Dinge. Die Angestellten wollen die einheitliche Grundlage zu einem den *Ideen des sozialen Fortschritts gerecht werdenden Dienstvertrag* schaffen.

Bevor sie ihre Stellungen aufkündigten, überreichten sie den Unternehmern den Entwurf eines Dienstvertrages, der zur Grundlage von Verhandlungen gemacht werden sollte. Seine wichtigsten Punkte sind: Achtstündige und am Sonnabend sechsstündige Arbeitszeit. Verpflichtung zu Überstunden nur in dringenden Fällen. Bezahlung der Überstunden mit einem Zweihundertstel des Monatsgehalts zuzüglich eines Zuschlags von 30 Prozent. Jährlicher Urlaub von zehn Tagen (nach mindestens sechsmonatiger Tätigkeit) bis zu drei Wochen entsprechend den Bestimmungen des österreichischen Privatbeamtengesetzes: Weiterzahlung des Gehalts im Urlaub, in Krankheitsfällen und bei militärischen Übungen, Eigentumsrecht des Angestellten an seinen Erfindungen. Mitwirkung des Angestelltenausschusses bei Kündigungen.

Man sieht: dieser Entwurf ist ein Niederschlag der Stimmungen, die aus der *Auflehnung gegen den Industriefeudalismus* geboren wurden. Das Verlangen nach einer Sozialisierung des Arbeitsvertragsrechts ist hier in einer Reihe von Vertragsparagraphen formuliert.

Hätten die Angestellten Lohnerhöhung gefordert, wer weiß, ob es dann überhaupt zum Äußersten gekommen wäre. Das Unternehmertum ist eher geneigt, einen Teil seiner Rente zu opfern, als etwas von seinen Herrenrechten aufzugeben. Die Rente läßt sich bei guter Organisation durch Erhöhung der Verkaufspreise und so weiter wieder einbringen, den Arbeitnehmern gewährte Rechte aber sind nur schwer zurückzuerobern.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So lehnten die berliner Eisenbaufirmen den Entwurf a limine ab und antworteten mit Gegenvorschlägen, die, von anderem abgesehen, das von den Angestellten bekämpfte System auf dem Wege des Vertrags festlegen sollten. Am interessantesten ist da der Punkt 9: „Die Ausübung einer auf Gelderwerb gerichteten oder für die Öffentlichkeit bestimmten Nebenbeschäftigung kann dem Angestellten nur mit schriftlicher widerruflicher Einwilligung der Firma gestattet werden."

„Für die Öffentlichkeit bestimmte Nebenbeschäftigung" — das ist beispielsweise ein Referat in einer politischen Versammlung, der Vorsitz in einer wirtschaftlichen Organisation, ein Stadtverordnetenmandat und anderes mehr. In der Ausübung staatsbürgerlicher Rechte soll also der Angestellte von der widerruflichen Einwilligung seiner Firma abhängig sein.

Die Techniker gaben nicht nach; sie forderten, daß ihr Entwurf zur Grundlage der Verhandlungen gemacht und ein Unparteiischer, über den man sich einigen solle, zur Leitung dieser Verhandlungen bestellt werde. Beides lehnten die Arbeitgeber ab. Vor allem wollten sie den Vorsitz bei den Konferenzen nicht aus der Hand geben. Sie sind ja doch die Herren in ihrem Hause, und Unparteiische besitzen fast nie das genügende Verständnis für den Unternehmerstandpunkt.

So stehen sich bis zur Stunde die Parteien noch schroff gegenüber, und auch eine Vermittlungsaktion des Hansabundes scheint an dem Widerstand der Eisenbauanstalten zu scheitern. Allerdings haben die inzwischen eine Rückendeckung erhalten. Wären sie isoliert, so hätten sie sich Verhandlungen wohl schon geneigter gezeigt, denn der meist aus sehr untüchtigen Ausländern bestehende Ersatz, den sie für die Streikenden erhalten haben, genügt ihren Ansprüchen keineswegs. Aber der Gesamtverband deutscher Metallindustrieller hat sich hinter sie gestellt, hat die Ausständigen auf die schwarze Liste gesetzt, und geht jetzt dort, wo er kann, gegen die organisierten Techniker vor. An verschiedenen Orten wird von den ihm angeschlossenen Firmen auf die Angestellten ein unerhörter Druck ausgeübt, um sie zum Aufgeben ihrer Verbandszugehörigkeit zu zwingen, und wo das bisher noch nicht geschehen ist, hat es weniger an der Koalitionsfreundlichkeit der Unternehmer als an dem Mangel an geeignetem Ersatz gelegen.

Man beginnt am Punkte des geringsten Widerstandes, aber es muß damit gerechnet werden, daß die nächsten Jahre im Zeichen fortgesetzter und zum Teil sehr heftiger Zusammenstöße zwischen Großkapital und Angestelltenorganisationen stehen. Die sozialen Konflikte ergreifen die Privatbeamten. Eine Bildungsschicht nimmt auf dem Feld des Klassenkampfes Aufstellung.

Rud. Breitscheid

Reine Werke

Verminderung des Kapitalrisikos ist das wesentlichste Konventionsmotiv. Seit Angebot und Nachfrage sich nicht mehr in Einzelzügen treffen, vielmehr das Unternehmertum auf Massenproduktion angewiesen wurde, hat man eifriger als je nach Methoden gesucht, die Verlustgefahr zu mindern. Die kolossalen Immobilinvestitionen machten die Liquidität erstarren. Man mußte in steter Konkurrenzangst mit beliebigen Mengen Ware am Markte sein, um so viel Gewinn hereinzubringen, daß die umfangreichen Anlagen rentierten. Es wurde auf Lager gearbeitet und dadurch das Risiko noch bedeutend vermehrt. Wie verderblich eine solche Methode in einer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ära freien Wettbewerbs sein kann, hat der Krach nach dem Milliardensegen gezeigt. Die Selbsterhaltung wies den Weg. Das Einzelwerk konnte die Unsicherheit nicht ertragen, sie mußte auf die Gesamtheit übergehen und damit bedeutend vermindert werden. Die Epoche der Kartelle begann. Lange Zeit galten diese Gebilde für die letzten Formen wirtschaftlicher Konzentration, und es gibt jetzt noch schlafende Professoren, die sich von der Ansicht nicht abbringen lassen. Aber in der Volkswirtschaft sprechen nur Positiva und Negativa. Und hier sprach ein sehr erhebliches Negativum. Die Kartelle mit ihrer Selbständigkeitsmaxime und nur partieller Bindung bewährten sich nicht. Immer wieder wurden sie von innen gesprengt, von außen schwer geschädigt. Die Mitglieder deklassierten die Zentralinstanzen zu Agenturen, deren Leiter nach dem Willen der Kartellgrößen tanzen mußten. Die Montanindustrie liefert sprechende Beispiele. Was war der Grund? Die drängende Kraft des Kapitals, der reißende Strom verlangt ein hoch und sicher eingedämmtes Bett. Sonst geht er über die Ufer ins freie Feld. Die Kartelle haben zwar monopolistischen Charakter, aber was nützt das, wenn sie ihre Tendenz nicht durchsetzen können. Monopole verlangen als Vorbedingung Straffheit, und Straffheit ist nicht das Wesen des Kartells. Außerdem regelte die Kartellierung wohl periodisch Absatz, Produktionsquote oder Preis. Aber sie ging damit nur auf die Ziele der Produktion, den Verkauf, nicht aber auf den Produktionsprozeß selbst. Es wurde vergessen, daß die Minderung der Gestehungskosten einer der wichtigsten Faktoren im Kampfe um eine größtmögliche Risikolosigkeit ist. Es mußte ein anderer Weg gefunden werden. Und man fand ihn in der Zusammenführung verschiedener Produktionsstadien, die aber alle in derselben Produktionslinie liegen. Man ging rigoros an die Ausschaltung der Provisionen, die vom Eisenwerk bisher die Kohlenindustrie, von der Fertigfabrikation die Eisenindustrie bezogen hatte. Man produzierte und fabrizierte alles selbst und vereinigte die Verwaltung und die technische Leitung des Ganzen in eine Hand. Damit setzte man die Gestehungskosten wesentlich herab, belastete sich allerdings mit der Notwendigkeit größeren Absatzes. Dieser Umwandlungsprozeß ist in Deutschland bis zu einem gewissen Grade schon vollzogen worden. Aber, wie überall, so geht auch die Neugeburt in der Volkswirtschaft nicht ohne Schmerzen vor sich. Diejenigen, welche die Möglichkeit der Kapitalsverminderung frühzeitig begriffen hatten oder sie infolge einer bestimmenden Finanzgewalt durchführen konnten, haben die Rückständigen oder Schwachen an die Wand gedrückt, und man darf sich nicht wundern, wenn jetzt die Klagen der Gepreßten ertönen.

Charakteristisch ist, daß gerade die Kartelle innerhalb ihres eigenen Rahmens diese Neuordnung gefördert haben. Am deutlichsten wird das beim Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat. Während man annehmen sollte, daß ein Verband, der Theorie gemäß, zur Einigkeit führt, hat gerade das Kohlensyndikat eine Gegensätzlichkeit der Interessen gezüchtet, die zeitweise in bitterste Feindschaft überging. Und so war eben die Herabsetzung der Gestehungskosten das Kampfmotiv. Die gemischten Werke, das heißt diejenigen Unternehmungen, welche alle Produktionsstadien derselben Herstellungsrichtung in sich vereinigen, konnten infolge dieser Vereinigung die sogenannten „reinen" Werke, die Nurwerke zu Lasten heranziehen, von denen jene vorwiegend den Profit hatten. Die Exportpolitik der Gemischt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

betriebe wurde von den reinen Werken, die davon so gut wie nichts hatten, bezahlt. Sie mußten bluten und die Harpener-Bergbaugesellschaft zum Beispiel zahlt noch heute an das Syndikat über 9 Millionen Mark Umlage, welche in der Hauptsache von der für die Hüttenzechen betriebenen Exportschleuderei absorbiert wird. Daß sich dagegen heftige Opposition erhob, ist verständlich, und bei den Verhandlungen um die Erneuerung der Kohlensyndikate dürften die Forderungen der reinen Zechen, die auf Teilnahme der Gemischtwerke an der Umlage gehen, an erster Stelle stehen. Neuerdings spricht man von einer prinzipiellen Bereitwilligkeit der Hüttenzechen, die Umlage zur Hälfte zu tragen. Aber man darf nicht allzu optimistisch sein und vor allen Dingen nicht vergessen, daß die Gemischtwerke im Syndikat teilweise von diesen „Liebesgaben" leben.

Der Volkswirtschaftler wird von dieser Einzelerscheinung im allgemeinen geführt. Er sieht die Methode, das Kapitalrisiko durch Ausschaltung der Zwischengewinne respektive durch Zusammenschweißung der Produktionsstadien, herabzumindern, in allen Industriegebieten wiederkehren, oder er erblickt doch schon die Anfänge einer solchen Politik. Auch in der Eisen- und Stahlindustrie treffen wir auf diese Entwicklung, in der Elektroindustrie schreitet sie machtvoll vorwärts. In den Vereinigten Staaten hat sie bisher die höchste Stufe erreicht. Hier ist sie so weit gegangen, daß einzelne Massengebilde sich zu wirklichen Monopolen auswachsen konnten, daß sie dem Konsum gegenüber ein Risiko nicht mehr empfanden und daher übermütig wurden. Wenn eine solche Vereinigung den Zusammenschluß aller ursprünglich „reinen" Werke darstellt, wie es beim Stahltrust der Fall ist, so sinkt das Kapitalrisiko auf ein Minimum herab. Einen Antagonismus zwischen Gemischtbetrieben und reinen Werken gibt es dann nicht mehr. Das zu erreichen, war Herrn Morgan so wichtig, daß er die Urproduktion Carnegies für 500 Millionen Dollars kaufte. Aber auch an diesen, vorläufig stärksten Gebilden der Volkswirtschaft, zeigt sich, wie immer und immer das Kapital wieder Gefahren für sich selbst und die gesamte Bevölkerung schafft. Denn man muß auch bei den großzügigsten Kaufleuten die menschliche Schwäche als ein wichtiges Passivum in Rechnung stellen. Hier äußert sie sich in einer Überbewertung der Werbekraft aller inferierten Betriebe. Damit ist die Möglichkeit eines Zusammenbruchs auch für die Wirtschaftsformen gegeben, bei denen es eine Divergenz der Betriebsarten nicht mehr gibt. Und ferner droht von ihnen aus dem Publikum die riesige Gefahr eines Kolossalverlustes an den Werten solcher Gesellschaften. Was durch kaufmännische Einsicht bisher nicht zu erreichen war und was das Komödiengeschrei der amerikanischen Regierung sicherlich nicht erreichen wird, das erreicht schließlich der menschliche Egoismus, weil er blind für seine eigene Kraft war. Langsam wird der Auffaugungsprozeß auch bei uns weitergehen, und soviel „reine" Werke auch in den Strudel gerissen werden, das Wasser wird immer mehr verunreinigt.

Dr. Alfons Goldschmidt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

„. . . Esel bis hoch hinauf . . .“

soll Bebel die Gegner der Sozialdemokratie genannt haben, und ein bayrischer Zentrumsabgeordneter gab die Bezeichnung an den Minister von Podewils weiter mit so deutlicher Beziehung, daß Seine Exzellenz, in Übereinstimmung mit allen Ohrenzeugen, den Schimpfnamen auf sich bezog.!

Hinterdrein hat der wackere Katholik folgend den Geboten Gottes seine Worte gedreht und gedeutelt, und seine Absicht abgeleugnet.

Da erklärte der beleidigte Minister sich für beschwichtigt und die Angelegenheit für erledigt.

Den Tag zuvor hatte er klagend ausgerufen, daß es einem anständigen Manne nicht unmöglich gemacht werden sollte, im bayrischen Parlamente tätig zu sein. Scilicet als Minister.

Ich glaube nicht, daß die Angelegenheit für jemand erledigt sein kann, der unserer bayrischen Heimat reinliche Verhältnisse wünscht, und der nicht gezwungen ist, sich den Schein durch eine nachhinkende Lüge retten zu lassen.

So bescheiden können die Herren von Podewils und Frauendorfer sein oder sich stellen; wir andern haben aus dem wüsten Gehaben des klerikalen Redners Überzeugungen gewonnen, mit denen wir nicht fertig werden.

Das Ministerium ist erledigt, nicht die Angelegenheit.

Ich meine aber nicht, daß eine Exzellenz darum vor dem Volke abgetan ist, weil ein immuner Maulheld ihr ein Schimpfwort anhängt.

Das kann dem Besten auf der Gasse, und mindestens ebenso leicht im Parlamente geschehen und verunehrt nur den Schreier.

Aber der öffentlichen Achtung verlustig geht ein Ministerium, das sich ohne Scheu einer Partei unterwirft, die von ihm Verletzung des Gesetzes, Rechtsbeugung mit drohenden Worten verlangt und zaghafte Einwilligung mit Roheiten antreibt.

Ein Ministerium ist erledigt, das die Verfassung zum Spielball wütender Klopffechter machen läßt, das mit schwächlichen Worten eine Vergewaltigung ableugnet, die seine brutalen Gebieter uns triumphierend vor Augen führen.

Wir mußten nicht erst durch ein freches Schimpfwort darüber belehrt werden, was sich bayrische Minister bieten lassen, und wie völlig sie sich mit der Abhängigkeit von einer unwürdigen Partei abzufinden wissen.

Seit manchem Jahre sehen alle aufrichtigen und denkenden Freunde des Landes mit Scham, wie die Bedürfnisse des Staates nicht mehr offen vertreten, sondern gegen heimliche und schlimme Zugeständnisse erhandelt werden, wie zur Rettung des Budgets pflichttreue Beamte preisgegeben, private und öffentliche Rechte verletzt, liebedienerische Maßregeln verteidigt werden.

Und die Scham wird nicht geringer, wenn man die Leute sieht, denen sich die Regierung unterwirft; kleine Geister, denen man ihr Machtbewußtsein verzeihen muß wegen der lächerlichen Naivität, mit der es gezeigt wird.

Was alle sehen, die Regierung sieht es nicht, daß hinter den Schreiern nicht die geringste Macht steht, und am allerwenigsten der Wille des Volkes.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denn diese Tribunen verdanken ihre Mandate nur allen möglichen Indolenzen, Teilnahms- und Interesselosigkeiten, und Wurstigkeiten, sie sind ausschließlich die Vertreter der braven Leute, die von der Politik nichts wissen wollen, der kommandierten Wähler, die ihre Ruhe haben möchten.

Heim ausgenommen, der sich durch seine Tätigkeit die Zuneigung der Bauern errungen hat, sitzt nicht ein Abgeordneter in der Reihe des Zentrums, für den sich auch nur ein lauwarmes Interesse im Volke regte.

Wenn heute die Regierung den Kampf, der ihr so oft und in den unwürdigsten Formen angeboten wird, aufnähme, würde sie bald erkennen, daß alle die Gewaltigen, vor denen sie zittert, nicht den geringsten Rückhalt bei ihren eigenen Wählern haben.

Diese auf Kapiteljahrtagen erkorenen, durch Winkelblätter dem Wahlkreis vorgeschlagenen Volksmänner würden von den Leuten, die sie in den Landtag schicken, auch in unwichtigen Dingen nicht ins Vertrauen gezogen werden.

Schon oft haben sich vernünftige und in ihren Bezirken angesehene Männer aufgelehnt gegen die Art, wie wildfremde Persönlichkeiten ihrem Wahlkreis durch ein geistliches Kollegium aufgedrängt wurden: häufig auch werden eingesessene Kandidaten gegen die offiziellen aufgestellt, und eine Fülle von Unstimmigkeiten könnte der Regierung zeigen, vor welchem hohlen Popanz sie eine so kümmerliche Angst hegt.

Warum eigentlich die Herren so zäh an ihren Ämtern hängen?

Freude an der Macht kann es nicht sein, denn Macht ist kein Begriff für einen bayrischen Minister.

An persönliche Gründe will ich nicht glauben; also bleibt nur die Sorge um den Staat.

Diese Männer glauben, daß unser Bayern einem düsteren Schicksale entgegengeht, wenn sie von ihren Stühlen sinken, und da wäre es unsere Aufgabe sie zu beruhigen und ihnen zu sagen, daß es für die Geschicke des Landes gleichgültig ist, ob sie am Ruder sitzen oder als behäbige Pensionisten Schwämmchen suchen. Es werden Nachfolger kommen und nach ihnen wieder Nachfolger, und wenn es vierundzwanzig waren, werden es zwei Dutzend gewesen sein.

Hätten von Podewils und Frauendorfer in ihrer wehen Stimmung sofort die Portefeuilles weggelegt, wir wären in unserer Sorglosigkeit verschwenderisch gewesen und hätten den Kultusminister nach darein gegeben.

Nein, wirklich aus Sorge ums Vaterland müssen sich die Herren nicht opfern und sich bald anrempeln, bald vergewaltigen lassen.

Wir würden ihnen dankbar sein, wenn sie sich gegen die kleinen Götter von Passau, Rosenheim und Haspelmoor auflehnend, gehen würden.

Diesen Rest von Stolz würden wir ihnen hoch anrechnen, ihn für patriotischer halten, als dieses unbedingte Bleiben.

Und wir versichern Herrn von Podewils, daß nicht das Wort von den Eseln, daß ganz andere Dinge es einem anständigen Mann unmöglich machen sollten, in dieser Kammer als Minister tätig zu sein.

L.

Schutz der nationalen Arbeit

Es konnte nicht anders kommen. Aus diesem jovialen, das ist jupiterhaften Haupte mußte die unerhörteste Wahlparole entspringen, die je einen Kampf der Reichsregierung gegen ihren Erbfeind, das wirklich arbeitende Volk einleitete. Wäre der lederne Kanzler im-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stande, ein originelles Wort zu finden, und hätten nicht dreißig Jahre Interessenkampf die alte Losung schon krumm und lahm geritten, so möchte man sagen: aus einem Guß. Allerdings, damit wäre die Möglichkeit der Originalität schon wieder abgeschnitten. Man möge seine Person ansehen, seine Taten oder seine Worte, es will sich kein anderes Bild herausstellen, als ein an die Wand geworfener Schatten, die Unpersönlichkeit in höchster Potenz. Oder Impotenz.

Denkt sich der Mann etwas dabei, wenn er die Verteuerung der Lebensmittel aus der Notwendigkeit erklärt, die nationale Arbeit zu schützen? Denkt er sich unter nationaler Arbeit etwas anderes, als die verbürgte Möglichkeit für Einzelne, Reichtümer anzuhäufen? Wie mag in seinem Kopfe überhaupt der Begriff Nation aussehen? Doch, Verzeihung, das ist schon wieder beinahe ein Originalitätsanspruch. Der Musterknabe auf dem Kanzlerstuhle hat Begriffe überhaupt nicht nötig, wie leicht könnte er da in Konflikt mit der „herrschenden Auffassung" kommen. Die Nation, das sind eben Wir, die, deren an die Wand geworfener Schatten in seiner öden Leblosigkeit und schematischen Langeweile doch die mächtigen Gewalten repräsentiert, die sich der Selbstbestimmung eines großen Volkes entgegenstemmen. Der liebe Gott ist auch dabei, natürlich.

Die Phrase von der nationalen Arbeit besitzt die gefährliche Eigenschaft aller agitatorischen Phrasen: es steckt so wenig hinter ihr, daß alle nur erdenklichen Deutungen darin Platz haben. Wer sich ihrer bedient, müßte zunächst die beiden Fragen ergründen: was ist Nation, was ist Arbeit, und wieweit reichen ihre Beziehungen zueinander? Ist nationale Arbeit alle Arbeit schlechthin, die sich in den Grenzen einer Nation abwickelt? Ist sie jener Teil der internationalen Arbeit, der der Behauptung dieser Grenzen dient? Wie aber ihn auslösen aus dem unendlichen Geflecht der internationalen Arbeitsbeziehungen? Wieweit reicht der Begriff der Arbeit überhaupt? Sind die widerstreitenden, einen realen Freiheitskampf ausfechtenden Mächte, spekulative und vertraglich-gewaltsame Verfügung auf der einen, Einsatz der persönlichen Existenz auf der anderen Seite wirklich zwei sich ergänzende Parteien, die zusammen die nationale Arbeit ausmachen? Trotzdem die Fortentwicklung dieses Verhältnisses die Gehäuse der Nationen zersprengen wird, wenn ihm nicht brutale Gewaltanwendung den Rechtsboden fortzieht?

Des Fragens würde kein Ende sein, wenn sich die reaktionären Parteien überhaupt darauf einließen. Aber sie machen es uns leicht. Sie schlagen ungeniert an ihre Brust: die Nation sind Wir! Und nur die zu Unserm Besten geleistete Arbeit ist nationale Arbeit. Und was so einfach und klar ist, das muß auch wahr sein. — Es ist wahr, so lange ihnen die Macht bleibt, es durchzusetzen.

Angenommen aber, so phantastisch es klingt, die deutsche Volksmehrheit würde sich zu einer wirklichen Selbstverwaltung durchringen, und sie könnte endlich sagen: die Nation bin ich! Wie stünde es dann mit jener Frage? Wäre dann der nationale Arbeitsbegriff feststellbar? Ebensowenig! Das Wesen der Arbeit wäre unverändert. Sie wäre, was sie nun einmal in unserer Zeit geworden ist: ein Mittel, sich möglichst viele Leistungen anderer zu verschaffen, sie — mittels der Geldorganisation — aufzuspeichern, fortwuchern zu lassen, um wenn irgend möglich ohne eigene Arbeit recht ausgiebig leben zu können. Das, was ehedem adelte, die unmittelbare Arbeit für die Selbsterhaltung, ist zum Stigma der wirtschaftlichen Hörigkeit geworden. Bildet sich der Staat zu einem Schutzmantel für diese neu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeitliche Hörigkeit aus, dann allerdings ist selbst die Arbeit des Taglöhners nationale Arbeit. Und sein Anteil an der Selbstverwaltung, soweit er in der Arbeit besteht, beschränkt sich auf das: wer Knecht ist, soll Knecht bleiben. Aber das meint doch wohl niemand mit seiner Arbeit. Die Grundidee der Arbeit: die Behauptung der persönlichen Freiheit will keiner erschüttert wissen. Vielmehr strebt der Arbeitende in seiner Nationalidee den Zustand an, der ihm die Aufrechterhaltung dieser Grundidee gewährleistet. Also auch dem sich selbst verwaltenden Volke kann die moderne Arbeit nicht zur nationalen Arbeit werden. Sie ist ein Kampf, der außerhalb des Nationalbegriffes fällt.

Am verhängnisvollsten ist die nationale Arbeitsphrase auf dem Gebiete, für das sie bei uns geprägt wurde, im Wettkampfe der Nationen. Denn die Arbeit ist durchaus international. Jede nationale Abgrenzung verkünstelt ihre Bedingungen, verschiebt ihre Grundlagen. Ihre Vorteile sind höchst kurzlebig. Wo es irgend angeht, wandert die durch einen Zoll geschädigte fremde Industrie über die Grenze herein. Hat aber die eine Nation etwas gewonnen, wenn Unternehmer der andern herüberkommen, abermals einen Teil der Bevölkerung in Hörigkeit schlagen und den Gewinn einstecken? Der Gewinn bedeutet dann nichts anderes, als einen festgelegten dauernden Tribut der „geschützten" Nation an die andere. Das internationale Kreditsystem ist ein Abrechnungssystem der durch Industrie und Handel erzielten Tribute. Nur das internationale Kreditsystem ist die „Nation", der die Arbeit des Nichtrentners zufließt.

Ein greifbares Stück nationaler Arbeit ist vielleicht die geleistete Arbeitsmenge, die in Form von Arbeit oder Steuern oder Waffendienst den unmittelbaren Staatszwecken zufließt. Aber ist es nicht gerade die überhandnehmende Internationalität der Arbeit, die die Anforderungen des Staates an den einzelnen ins Ungeheuere schraubt, so daß das Opfer eigentlich nicht der Nation gebracht wird, nicht national produktiv ist, sondern dem die Nation bedrohenden Moloch internationale Arbeit in den Rachen geworfen wird? Wie kommt es denn, daß dieses angebliche Friedenswerk, das die moderne Arbeit verrichtet, nur durch Kriegsrüstungen ermöglicht wird, wie sie die Welt nie vorher gesehen? Sind diese etwas anderes, als Schutzmaßregeln der Nationen — gegen die Arbeit? Und sind demzufolge nicht alle Zollkriegsmaßnahmen nationale Demonstrationen gegen die Arbeit? Mit der ganz logischen Folge, daß sie zuletzt die ihrem internationalen Charakter zustrebende Arbeit und ihre Diener bis ins Mark verwunden? Wenn wir die ganze Kette der Beweise aufrollen wollen, so kommen wir schließlich auf dasselbe, was jeder am eigenen Leibe spürt: daß es die nationale Abschließung der Arbeit ist, die uns die furchtbaren Lasten aufbürdet, deren Erträglichkeit in absehbarer Zeit an der Grenze angelangt sein wird.

Bis dahin wird es freilich nicht an Schattenbildern fehlen, die mit lederner Langweiligkeit eine Phrase herunterzuleiern fortfahren, deren Agitationskraft schon längst an der Logik der Lebenstatsachen zerschellt ist.

Hermann Gottschalk

„Lyrische Rangordnung"

Unter diesem interessanten Titel läßt Herr Doktor Karl Busse in den „Propyläen" vom 4. Oktober einen Aufsatz erscheinen, in dem er einem alten, abgegriffenen Thema neuen Glanz und neue Prägung zu geben versucht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber verschliffene Kupfermünzen werden nicht wertvoller, wenn man sie vernickelt und über den ausgelöschten Kopf des Louis Philippe einen Wilhelm II drückt.

So ist es auch kein sehr geschicktes Manöver, wenn Herr Doktor Busse dem alten, abgespulten Streit um Heine neues Garn aufzuwickeln sucht, indem er diesen ebenso interessanten wie unangenehmen Herrn gegen — Eduard Mörike ausspielt.

Freilich gibt er vor, umgekehrt denen auf den Leib zu rücken, die Mörike gegen Heine ausgespielt haben sollen. Aber das ist Spiegelfechterei. Und solcher Künste ist der Aufsatz überhaupt voll: Schon der Titel! Wem in aller Welt, außer Herrn Bartels und Busse, fällt es ein, eine „lyrische Rangordnung" aufzustellen; zu predigen, obenan stehe zweifellos „unser heimlicher Kaiser Wolfgang", dann aber, den zweiten Platz, um den streiten sich schon verschiedene lyrische Größen, und es sei ausgemacht oder nicht ausgemacht, daß der oder jener allein würdig sei, und so fort!

Und da ihn wohl selber ein dunkles Gefühl der Unsicherheit beklemmt, hüllt der Autor sich und uns in eine geheimnisvolle Rauchwolke von Ideen über die deutschen Dramatiker ein, die seltsamerweise „singuläre Erscheinungen" und Genies gewesen seien, im Gegensatz zu den deutschen Lyrikern, die im deutschen Volke wurzelten und also (!) „Talente" waren. Daß Grillparzer ironisch redete, wenn er ein Talent einem Dutzend „Genies" vorzog, scheint Herr Busse übersehen zu haben, und ebenso, daß dem grimmigen Alten deshalb gerade die im Volke wurzelnden als singuläre und seltene Erscheinungen vorkommen mußten.

Doch wozu der Schmerz? Was haben Heine und Mörike mit dem Drama zu tun? Aber Herr Doktor Busse möchte uns nur zeigen, daß Heine hierin wie überall „sowohl — als auch" auf Lager hatte: er ist sowohl eine singuläre Erscheinung, als auch wurzelt er im Volke; er ist sowohl Vogel wie Fisch, Schmetterling wie Elefant; er ist alles und jedes, wie er auch alles und jedes kann. Und wenn Herr Busse Verwandlungskünstler meint, so oft er von Künstlern redet, so hat er ohne Zweifel recht, Heine gegen Mörike auszuspielen. Und daß er, der auf dem ganzen Erdkreis herumfahren könnte, ohne ein Weltgefühl zu erleben, mißtrauisch gegen ein „Pfarrerle" wird, dem das Weltgefühl in Cleversulzbach auf Besuch kam, — wer will's ihm verargen? Und wer nimmt's ihm übel, daß Heine, der so recht tüchtig in der europäischen Sudelküche mitrühren half, ihm ein ganz anderer Kerl zu sein scheint als der Bästler und Träumer, der dem Geruche auswich.

„Man kann Mörike aus der Entwicklung der deutschen Lyrik glatt wegstreichen ..." Ja, der Lyrik, die Busse meint, schon! Und Heine ist hier allerdings „ein Tragpfeiler". Aber weiß Herr Busse nicht, daß der auch von ihm geschätzte Storm ein (man verzeihe mir das Wort) „Schüler" Mörikes war; daß es ferner auch eine süddeutsche Lyrik der neueren Zeit gibt, die ohne Mörike undenkbar wäre; daß ungezählte Norddeutsche von Benzman bis Vesper die glockenreinen Töne des stillen Mannes nachzuahmen suchen?

Doch genug davon. Wenn wir um Heine stritten, so war es nicht, um zu wissen, ob er der zweite oder der fünfte deutsche Lyriker, sondern ob er überhaupt „auch einer" sei.

Die Frage hab ich hier nicht zu beantworten. Und sie ist übrigens durch Karl Kraus schon erledigt.

Dr. Hans Limbach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Pol-Cook

Cooks geniale Methode, den Erdpol zu erreichen: nämlich auf psychologischem Wege, durch reine, einfache Behauptung — ist, wie man weiß, zuerst einmal ganz herrlich geglückt. Noch höre ich den Jubel der Menschheit, die sich an Zeitungen berauscht, und ich überlese in der Erinnerung die telegraphierten Gebärden: wie Potentaten reisten und mit Cook, der als Erster dort war, sich verbrüderten. Ein Rausch familiären Stolzes fieberte über die Erdoberfläche, und Cook spazierte würdevollen Schrittes durch eine Ehrenpforte sondergleichen.

Später freilich wurde der historische Moment revoziert und der Weltruhm scheu und verschämt an einen Zweiten weitergegeben. Der wilde Peary war plötzlich da und behauptete, auch dort gewesen zu sein, und zwar als Erster. Dieses tragikomische Doppeljüngertum, die Farce gleich zweier als Erster Angelangter, diese Hauptpointe, dieser spaßigste Schlager der Kulturoperette brachte die Ernüchterung. Ohne dieses Gewaltmittel wäre der Menschenverstand vielleicht garnicht zur Besinnung gekommen. Plötzlich verlangte man Beweise, und da Cook noch weniger Tatsächliches anführen konnte als Peary, stand er, der Triumphator, als Polschwindler da, der wenigstens im Betrug einen nicht mehr zu schlagenden Rekord gemacht hat.

Er hatte Pech, der arme Cook.

Aber er gibt's noch lange nicht auf. Er ist schrecklich zäh. Er beharrt auf seiner Methode wie nur irgendein Forschergenie. Sein erster Einfall, würdig eines großen Psychologen, war gewesen: frech behaupten! Sein zweiter Einfall, würdig des ersten: die Behauptung um keinen Preis zurücknehmen! Wenn von einer behaupteten Tatsache das Gegenteil nicht erwiesen werden kann, hat sie Anspruch auf den Glauben der Menschen. Es gilt nur, diesen gerechten Anspruch gehörig zu vertreten, vor Zeit und Ewigkeit.

Nach einer Respektpause ist Cook nun wieder aufgetaucht. Er hat der Wut der Gefoppten eine Beruhigungsfrist gewährt. Und tollkühn tritt er jetzt, Auge in Auge, der Entrüstung entgegen. Hält Reden in seiner Vaterstadt, erhebt neuerdings seinen Anspruch. Wird verhöhnt, niedergebrüllt, angepackt. Aber er überhört und übersieht souverän die faulen Äpfel. Und noch einmal schreit er seine Behauptung, schreit sie wieder und wieder. Und erklärt den Reportern: er sei mit seinen Erfolgen recht zufrieden.

Oh, er weiß, wie es gemacht wird. Morgen erzählt er den Reportern, daß ohnedies alle Welt an ihn glaubt. Er kennt sich aus. Er hat der Menschheit in ihr geheimes Herz geblickt.

Cook sucht in Berlin einen Verleger. Er hat arges Pech Kisten, in denen er vorsichtigerweise seine Beweise verschloß, und die er vorsichtigerweise im Eismeer deponierte, werden — wer konnte damit rechnen? — aufgefischt, gleich dem Ring des Polykrates. Man öffnet die Kiste und findet — blind für imaginäre Inhalte — nichts. Aber Cook sucht in Berlin einen Verleger. Dieser dritte Schachzug ist der feinste: sich an die Tücken des Objekts nicht kehren und ruhig und rüstig weiterbehaupten, mit unermüdlicher, suggestiver Energie unaufhörlich sein Diktum wiederholen. Man glaubt's vielleicht am Ende doch. Wenn's nur oft genug gesagt wird, merken sich's die Leute.

Diese Art, das Ideal zu verwirklichen, strotzt von psychologischer Intuition. Ich kann Cook diese Menschenkenntnis garnicht zutrauen. Ich beginne mit der Eventualität seiner Ehrlichkeit zu rechnen.

Ich beginne ihm zu glauben.

Berthold Viertel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Berichtigung

Wir erhalten folgende Postkarte:

Berlin, 26. 10. 11

Geehrter Herr, auf der letzten Seite Ihres letzten Heftes berichtet Dr. Owlglaß, Raabe halte sich „über den Literarhistoriker Richard Moses Meyer" auf. Das tut Raabe nicht. Er bemerkt einem Verehrer, der mich ihm „entrüstet" so vorgestellt hatte, daß er mein Buch noch nicht gesehen habe.

Im übrigen heiße ich Richard Moritz Meyer und habe niemals anders geheißen.

Um eine gefällige Berichtigung in Ihrem nächsten Heft ersucht höflichst

hochachtend

Prof. Dr. Richard M. Meyer.

— In dem Raabe-Kalender 1912 ist ein Brief Raabes vom 3. Januar 1901 an den Professor Dr. Robert Lange in Leipzig abgedruckt (Seite 70/71), wo es heißt:

„... Schade, daß Sie auf Ihrer Sommerreise nicht doch unterm Windmühlenberg vorgeguckt haben. Von Ostern an finden Sie uns dort nicht mehr: das hat man davon, wenn man Großvater wird! So ein fünfjähriger Enkel kann einer alten königlich preußischen Amtsgerichtsrätin a. D. überm Kopfe wohl zu viel werden bei seinen Besuchen, wenn der Papa im Manöver oder bei der Rekrutenaushebung beschäftigt ist!

— — — — — — — — — — —

Jawohl, moderne Häuser und Moses Meyers moderne Literaturgeschichtschreibung! Ich habe das Buch noch nicht zu Gesicht bekommen; aber ich habe mich gefreut, daß die deutsche Welt doch durchgängig für den „armen kleinen Kegel, der sich nicht besonders regt", mit Schild und Schwert auf den Plan gesprungen ist. Danach hat dieser Moses kein Trinkwasser für das deutsche Volk (das was wir so benennen!) herausgeschlagen aus dem Felsen! —"

— Oder genügt Ihnen das noch nicht, Herr Professor Dr. Richard Moritz Meyer?

Redaktion des „März"

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Walters, für den Inseratenteil Fritz Roesler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I. — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Guerra! Guerra! / Von Dr. Hans Barth

Rom, Anfang November

Hab' ich's nicht gesagt — telegraphierte der sozialistische Abgeordnete De Felice nach der Landung der Italiener an den „Messaggero" — hab' ich's nicht gesagt, die Besetzung von Tripolis würde glatt vonstatten gehen und uns kaum ein Menschenopfer kosten? Der Onorevole De Felice war ein schlechter Prophet. Denn tagtäglich bringt die amtliche „Agenzia Stefani" lange Listen von Verwundeten und Toten, obschon — wie es in allen Blättern heißt, — die Türken „nicht schießen können."

Seit einem Monat befindet sich also Italien im Kriegszustande. Seit einem Monat hat man in diesem leichtlebig frohen Lande kein anderes Interesse mehr als . . . „la guerra! la guerra!" Wo man geht und steht, überall Menschen mit geöffneten Zeitungen, selbst Frauen aus dem Volke breiten auf der Straße voll ängstlicher Neugier ihren „Messaggero" aus, und das einzige Gesprächsthema in Italien ist Tripolis, immer nur Tripolis. Und in diese tiefinnerliche Erregung des Volkes hinein heulen die „Giornalisti" unaufhörlich neue Extrablätter mit neuen Schlacht- und Siegesberichten. Kein Zweifel, das italienische Volk „lebt" diesen Krieg mit der Begeisterung, dem fanatischen Eifer, den nur eine wahre und leidenschaftliche Anteilnahme hervorrufen kann. Und wer Italien kennt, wer Jahre und jahrzehntelang den Charakter des Volkes an der Quelle studiert, mit öffentlicher Meinung und Politik Fühlung unterhalten, der weiß auch das „Warum" dieser Stimmung. Als ich vor einigen Wochen, am Vorabend der Expedition, den Sommerurlaub im Schwabenlande jählings unterbrach, um mit dem nächsten Schnellzuge über Hals und Kopf nach Rom zurückzukehren, da bestiegen denselben Zug eine Reihe italienischer Arbeiter. Bescheidene Leute, die „sonst" den Sozialisten markieren und das „ubi bene, ibi patria" befolgen. Die braven „Compagni" (Genossen) waren einberufen. Einberufen zu dem Kriege, den ihr Leiborgan „Avanti" in heiligem Zorne mit dem Namen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eines „Eroberungskriegs“ belegte, einberufen zu der königlich italienischen Armee, für die die italienische Sozialdemokratie bisher noch weniger Sympathie hatte als die deutsche für die ihre. Nun glaubt man wohl, diese Opfer des dynastischen Militarismus hätten mit Männerzorn in den Mienen, hätten finsteren Blickes und Haß im Herzen der Einberufungsorder gehorcht, die sie von auskömmlicher Arbeit wegriß, ihre Familien wenigstens für eine Zeitlang, der Ernährer beraubte. Aber nicht die Spur! Alle diese italienischen Sozialisten und Reserveleute, die ihr Leben lang kaum etwas von Tripolis gehört, traten flammenden Auges und stolzen Mutes ihre Reise an, von der es für die armen Teufel vielleicht kein „Zurück“ gibt. Und warum? Weil der wahre Grund, der das italienische Volk, hoch und nieder, in diesen Krieg begleitet, tief begründet liegt in der Psyche des ganzen Italienertums. Wie der gebildete Italiener noch heute unter der militärischen „Via crucis“ leidet, die über Custozza und Lissa nach Adua geführt; wie er sich der unleugbaren bisherigen Minderachtung im Rate der Völker schämt und sich „coute qui coute“ ein militärisches Prestige schaffen will: genau so empfindet der ruhelos die Welt durchstreifende und über die Achsel angesehene italienische Paria dieselbe Sehnsucht der Rasse, den italienischen Namen endlich bei den anderen Nationen zur Geltung gebracht zu sehen. Und wie der strammste Militarist, so erblikt auch der sonst sozialistisch, ja anarchistisch gesinnte „Genosse“ das Mittel zur Hebung des italienischen Namens nur in einem: in dem, was Gabriel d'Annunzio in seiner Kriegsode „la bocca rotonda del cannone“ genannt hat. „Im runden Munde der Kanonen! . . .“

Das Bedürfnis nach kriegerischen Lorbeeren, nach politischer Emanzipation, das seit Jahren von der nationalistischen Bewegung und den großen Blättern genährt worden war, fiel mit der Konstellation nach Agadir großartig zusammen. Und die denkenden Köpfe, vor allem die Regierung, hatten schon seit Jahren in stiller, unentwegter, geradezu genialer Weise vorgearbeitet, um für den einstigen großen Schlag die rechte Stimmung im Volke zu „machen“. Darum seit Monaten, ja seit Jahren die systematische Aufrollung des Themas Tripolis in allen italienischen Zeitungen, darum das zur ständigen Rubrik gewordene Kapitel über immer neue türkische Schikanen und Zwischenfälle, darum die Überschwemmung des Vilajets mit italienischen Berichterstattern und so weiter. Kurzum, das italienische Publikum fand es eines

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schönen Tages ganz selbstverständlich, daß das „von fremder Schelsucht bedrohte und für Italien so überaus notwendige Land" an das Königreich fallen mußte. Der Blick auf die Engländer in Ägypten, die Franzosen in Tunis und Marokko war schließlich maßgebender und bestimmender, als alle Bedenken juristischer und anderer Art. Und so kam es, daß im Streben nach dem für Italien aus tausend Gründen unentbehrlichen Gebiet, und in der Besorgnis, das einzig noch verfügbare Stück Nordafrika, dem Vaterlande gerade gegenüber, an andere zu verlieren, die kühle Erwägung dem Gefühle die Hand reichte. So und nicht anders entstand die mit leidenschaftlichem Chauvinismus getränkte Stimmung, die heute Italien erfüllt und berauscht, und die vom Publikum jenseits der Alpen etwas objektiver aufgefaßt werden sollte.

Aber ist diese unbedingte Kriegsstimmung heute noch genau dieselbe wie vor vierzehn Tagen? Die Italiener sind eine heißblütige Nation und die Geschichte vom „Strohfeuer" ist nur allzu bekannt. Nun, bis heute ist von einem „Erlahmen" der Kriegslust nicht zu sprechen. Freilich, die ursprüngliche Hoffnung auf den „Spaziergang nach Tripolis" ist dahin und die famosen Soldatenbriefe mit dem Hymnus auf den „wundervollen Krieg" (ein Soldat zum Beispiel schrieb nach Hause „la guerra è bella, immensamente bella!" werden heute durch gar traurige Hiobsposten abgelöst, die den Krieg weit weniger „schön" erscheinen lassen. Auch ist oben wie unten eine begreifliche Nervosität zu bemerken. Man hatte die voraussichtliche Dauer des Unternehmens auf eine nur kurze Spanne bemessen, hatte dem kühnen Handstreiche der zweifellos sehr schneidigen Flotte und des trefflich ausgebildeten Landheeres ein rasches, völliges Gelingen vorausgesagt. Statt dessen machen die Türken offenbar noch keine Miene nachzugeben und je mehr sich die Sache in die Länge zieht, desto unbehaglicher fühlt man sich hier. Daher auch die immer dringlicheren Mahnungen an die Regierung, den Stier endlich bei den Hörnern zu fassen und durch eine rasche „Aktion" nach andern türkischen Gebieten das Herz des Gegners zu treffen. Ein Begehren, dem sich das Publikum eifrig anschließt. Es beginnt sich an den neuen Zustand der Dinge zu gewöhnen, und wenn dann der anfängliche Kriegstaumel nicht mehr so ungestüm ist, wie zuerst, so ist doch heute das ganze italienische Volk der Überzeugung, daß es im Tripolishandel nur eine Lösung gibt: die unbedingte Annexion. Und selbst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Bedenken, die heute da und dort auftauchen, wie in dem bisher so kriegseifrigen Mattino, selbst die matten Proteste einer handvoll Republikaner, selbst der Ausblick auf eine gefährliche Verlängerung des Kriegszustandes mit all seinen wirtschaftlichen und andern Folgen und die Eventualität eines opferreichen Kolonialfeldzuges — dies alles übt in diesem Augenblicke noch keinen merklichen Druck auf die öffentliche Stimmung. Der von der Begeisterung des ganzen Volkes getragene, von der Kirche gesegnete Krieg um Tripolis ist .... populär!

Mr. Repington

Der englische Oberstleutnant Repington, militärischer Mitarbeiter der „Times" hat mit deutlichem Augenzwinkern über den Kanal die deutsche Armee in seinem Blatte, das ja dazu da ist, schlecht gemacht. — Das Urteil des Mannes, der das diesjährige Kaisermanöver beobachtet haben will, könnte nicht so schwer wiegen, daß man dagegen remonstrieren müßte, aber es liegt Methode darin, wie seit einiger Zeit mit der politischen Hetze Hand in Hand geht dieser Versuch, die deutsche Heermacht als geschwächt hinzustellen.

Der Mann hat es leicht, auf diese Manier den Franzosen Mut einzuflößen, denn er weiß seine heimischen Truppen sicher vor den Folgen einer frivolen Herausforderung.

Nur als Symptom einer gewissenlosen Hetze mag deshalb die Kritik des Engländers Beachtung finden. „Mister Repington gilt in England als militärischer Klassiker, dessen Timesartikel in Eton von Kriegsschülern gelesen werden müssen."

Heißt das viel?

Ich denke, die Männer, welche über die großen festländischen Armeen ein beachtenswertes Urteil abgeben können, suchen wir nicht in England, wo es dazu an verschiedenen Maßstäben gebricht, wir suchen sie nicht in einem Lande, das wohl viele fabulierende Kriegskorrespondenten, aber seit den umstürzenden Reformen unseres Kriegswesens keine Heerführer mehr hervorgebracht hat. Was aber Mr. Repington ist, so muß der Herr erlauben, daß wir ihn für

Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

einen bessern Feuerwehrhauptmann halten, und die Art seines Urteilens gibt uns die Bestätigung dafür.

Die deutsche Infanterie hinterläßt ihm den Eindruck, daß die Leute im Herzen nicht bei ihrer Sache sind. „Es ist nichts in ihren Augen. Die Dinge, die man im Blick eines französischen oder englischen Regiments liest, sucht man bei den verdrossen aussehenden, verschüchterten preußischen Fußsoldaten vergeblich."

Das sind keine fachmännischen Ausstellungen, das ist dummes Kaffeehausgeschwätz. Wir kennen die Erzählung vom intelligenten Franzosen schon sehr lange, und beim Ausbruch des Krieges 1870 haben alle französischen Zeitungen die überragenden geistigen Fähigkeiten, den unverwüstlichen Humor der Troupiers geschildert.

Was wir dann herdenweise zusammenfingen, war verdrossenes Volk, das durch den Eindruck der ersten Niederlagen entmutigt war.

Neuer ist die Historie von dem durchgeistigten englischen Söldner.

Er kann für einen braven Soldaten gelten, der unter guter Führung seinen Mann stellt. Die Rasse ist unleugbar gut, und insbesondere die verachteten Irländer haben sich stets brav geschlagen. Über die Führung wollen wir lieber nicht reden; es könnte dem Mr. Repington gegenüber sich wie eine Retourkutsche ausnehmen, und das haben wir nicht nötig.

Aber Korpskommandeurs à la Buller und Methuen haben wir nicht, und solche Führer, die am Modderfluß, bei Magersfontein, Colenso und am Spionskoop gegen regelloses Infanteriefeuer hilflos versagten, wären in einem europäischen Kriege gegen alle Schrecken der modernen Waffen jämmerliche Nullen.

Die Möglichkeit zugegeben, daß in den „Blicken eines englischen Regiments" etwas besonderes zu lesen ist, müssen wir doch auf den Beweis warten, daß die schneidigen Blicke nicht täuschen. Bis dahin geben wir uns mit der Mutprobe zufrieden, die der verschüchterte preußische Infanterist bei Spichern und St. Privat abgelegt hat, und wenn auch „in den Augen dieser Fußsoldaten nichts sein sollte," so hoffen wir doch, daß die Herzen noch so kühn sind, wie vor vierzig Jahren.

Was wir in Südwestafrika gesehen haben, gibt uns ein Recht zu dem Glauben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Man hat das Gefühl," schreibt der Klassiker Repington, „daß die Leute manövrieren und marschieren, nicht weil es ihnen Spaß macht, sondern weil sie müssen."

Man hat noch weiter das Gefühl, daß diesen Blödsinn kein wirklicher Offizier geschrieben hat.

Der Humor der Mannschaft ist gut und schlecht, je nach den Anstrengungen, die ihr zugemutet werden, und ein Regiment, das in der drückenden Hitze dieses Spätsommers viele Kilometer marschiert ist, vor es in die Gefechtslinie einrückte, wird Spuren dieser Strapazen gezeigt haben. Aber es hat geleistet, was von ihm verlangt wurde, und eine besondere Wehleidigkeit hat der englische Beobachter ganz gewiß nicht gesehen.

Natürlich schleppt man den Affen im Sonnenbrand, nicht weil es einem Spaß macht, sondern weil man muß, aber Verschwörungen und Streike, von denen man nicht selten in Frankreich hört, sind noch bei keiner deutschen Truppe vorgekommen, und das sei ohne Ruhmredigkeit gesagt, sie sind nicht denkbar.

Im übrigen kann ein englischer Beobachter so gut wie wir bemerken, daß unsere Leute nach bösen Märschen singend und pfeifend ins Quartier rücken, und die müdesten Knochen noch einmal zusammennehmen, wenn es hinter der Musik durch eine Dorfgasse geht.

Zum ungetrübten Amusement sind deutsche Manöver zu anstrengend. Das mag anders sein bei den Spielereien der volunteers, die einem geschniegelten Ladenschwengel noch Zeit lassen, strahlende Augen über seine niedlichen Gamaschen zu machen.

„Es ist unmöglich," sagt Repington, „sich Truppen vorzustellen, die im Felde so peinlich langsam sind, wie die deutschen . ."

Im Felde hat uns der Schwätzer nicht gesehen, und er mag abwarten, wie es da kommen wird.

Was aber die Langsamkeit im Manöver anlangt, so hat vor zwei Jahren ein englischer Schlachtenbummler hysterische Lobhymnen über die deutsche Marschtüchtigkeit gesungen. Der Mann hatte auch in einem Kaisermanöver nach einem anstrengenden Tage Regiment um Regiment durch Rothenburg marschieren sehen, und er war voll Bewunderung. „Der deutsche Stiefel ist die denkbar schlechteste militärische Fußbekleidung." Man könnte eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sachliche Kritik respektvoll anhören und entgegenhalten, daß sich der Stiefel auf breiigen Straßen, bei nassem Wetter und im Schnee immer noch als das beste bewährt hat, aber da auch dieser Tadel tendenziös ist, wie alles andere, bemerke ich dem Mister Repington, daß man in deutschen Soldatenstiefeln ganz nett vorwärts marschiert ist. Was er von den vielen schlappen Nachzüglern erzählt, ist geflunkert, aber wenn er dann noch die Feuerdisziplin der deutschen Armee schlecht macht, weil er eine Gardekompanie die Platzpatronen leichtfertig verknallen sah, so haben wir die militärische Autorität beim Wickel.

Sie weiß nicht, daß es sich in einem Manöver ganz und gar nicht um Schießfertigkeit der Truppe handelt; um diese auszuproben, haben wir das gefechtsmäßige Schießen kriegsstarker Kompanien und so weiter.

Im Manöver spart der Mann, so gut es geht, den Schuß, weil das Gewehrputzen nach anstrengenden Märschen nicht sehr beliebt ist.

Und weil die Manöver dazu da sind, die Fähigkeit der Führung, die Marschtüchtigkeit der Truppe und dies und das zu prüfen, kann es wohl vorkommen, daß eine Kompanie Schnellfeuer nur markiert und daß der Mann nicht sorgfältig zielt, wenn er eine Platzpatrone verfeuert. Wenn Repington daraus den Schluß zieht, daß die „deutsche Armee" im Schießen schlecht ausgebildet sei, beweist er gründlich, daß ein englischer Oberstleutnant, der klassische Bücher für die Kriegsschüler von Eton schreibt, von seinem Handwerk nichts verstehen kann.

Wir wollen nicht in selbstgefälliger Bewunderung vor der deutschen Armee ersterben, wir wünschen ihr jetzt und alle Zeit harte Tadler und strenge Richter, aber ernsthafte, sachverständige Richter; über englische Zeilenschreiber, die ihr geringes Wissen einer Tendenz zuliebe auch noch unterdrücken, lachen wir.

A.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der jungtürkiſche Verfaſſungsſtaat, ſeine Probejahre und Zukunftsausſichten

Von Dr. Freiherr von Mackay

2*)

Das paradoxe, dem osmaniſchen Reich anhaftende Weſen liegt in der Antitheſe von politiſchem und religiöſem Lebensgeſetz: der Staat in ſeiner Rieſenausbreitung vom albaniſchen Hochland bis zu den arabiſchen und ägyptiſchen Küſten iſt von Natur ein internationales und interkonfeſſionelles Gefüge, der Islam, der Träger der Staatsidee, fordert den unbedingten Primat der Tabaa, der Rechtgläubigen, über die Kafir, die rechtloſe Herde der Ungläubigen, und zwar ebenſowohl auf kirchlichem Gebiet wie auf allen anderen Stufen des völkiſch-geſelligen Daſeins. In der Zeit des Abſolutismus hat man ſich ſchlecht und recht mit dieſer Widerſinnigkeit mittels des Kompromiſſes abgefunden, daß den chriſtlichen Volksgemeinſchaften außerhalb des Hukum, des islamiſchen Kanon, eine mehr oder weniger ſelbſtändige Stellung angewieſen wurde, in der ſie auf Grund eigener Verwaltungsrechte, aber als Bürger zweiter Klaſſe ziemlich frei ihren abweichenden Sitten und Glaubensvorſchriften nachleben konnten. Wenn nun ſchon Abdul Hamid infolge ſolcher Zwitterhaftigkeiten zu einer Schaukelpolitik gezwungen wurde, in der er als europäiſcher Souverän den Rajahs Zugeſtändniſſe machen mußte, die er als Kalif zu bekämpfen ſich verpflichtet fühlte, ſo ſcheint jetzt, mit dem Sieg des Demokratismus, die Anomalie und der Gegenſatz noch ſchärfer und unverſöhnbarer geworden zu ſein. Denn der Triumph des Gedankens der Volksherrſchaft bedeutet naturgemäß einen Auftrieb des Nationalismus, wie es deſſen Machtgewinnung im Daſein aller orientaliſchen Völker deutlich zeigt. Der Verfaſſungsſtaat kann nicht das ſelbſtändige Zellenleben einzelner Organiſationen dulden; er mag wohl dezentraliſieren, den Körperteilen freie Bewegungsrechte einräumen,

*) Der erſte Artikel iſt erſchienen im Heft 36 vom 5. September 1911, Seite 382.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber des Körperganzen Blutumlauf und Herzschlag soll nach einheitlichem übergeordnetem Gesetz sich regeln. Das Auffluten des osmanischen Herrenstolzes mit dem Sieg des Jungtürkentums ist also eine natürliche Folgeerscheinung der Katastrophe von 1908, die an sich zu Bedenken keinen Anlaß gibt, sofern bei der Umsetzung des Staates von internationaler auf nationale Grundlage der unabweislichen, das Gleichgewicht herstellenden Gegenforderung Genüge geschieht, dem Gebot der religiösen Emanzipation, der Umbildung vom konfessionellen Absolutismus zur interkonfessionellen Parität. Jede Fortbewegung nach dieser Richtung hin scheint aber eben an dem despotischen Charakter des Islam scheitern zu müssen, dessen Schildhalter und Schrittmacher nach heiligem Gebot auf dem Ghasu, dem Eroberungszug, die Welt der Ungläubigen sich unterjochen und mit dem Schwert in der Hand zur Botmäßigkeit und Anerkennung der Autorität des Wortes des Propheten zwingen sollen. Da andererseits in allen Stürmen der letzten Zeit das mohammedanisch-staatskirchliche Gesetz sich als unerschütterlicher Granitkern des Reichsgefüges erwiesen hat, so erscheinen als entwicklungsgeschichtliche Grundprobleme der Fortbildung des jungtürkischen Verfassungsstaates die Fragen: 1. Ist eine Synthese von osmanischer Demokratie und islamischer Theokratie möglich? 2. Welche Anpassungsmöglichkeiten bestehen zwischen dem Prinzip der Volkssouveränität und dem Kalifat als der Verkörperung und Offenbarung der monarchisch-papistischen Norm des islamischen Staates?

Daß der Islam seine Urgestalt ausgesprochen demokratischem Geist verdankt und diese Wurzelfassung in allen seinen Grundformen bezeugt, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Dieser freiheitliche Ursprungsquell fließt auch in der Entstehung und Rechtsbegründung des Imamats klar und frisch. Seine dogmatische Pfahlwurzel ist die Koranstelle, in der Mohammed seine Getreuen auffordert: „O Gläubige, gehorcht Gott und gehorcht dem Propheten und denjenigen, die ihr zur Herrschaft erwählt." Der Nachfolger des Großen Propheten soll also aus der freien Wahl der Gemeinde hervorgehen, dementsprechend wird schon in den ältesten mohammedanischen ‚Wurzeln der Rechtswissenschaft' (usul el figh) eine Auffassung vom Kalifat vertreten, die in Parallele mit den altgermanischen Ideen vom Königtum als einem Vertrag zwischen Volk und seinem erkorenen fürstlichen Oberhaupt verläuft. Die praktische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirksamkeit dieses Ideals war freilich sehr kurzlebig: sobald das Zentrum des arabischen Reichs von Mekka nach Bagdad verlegt wurde, gingen die Kalifen dazu über, unter Beilegung des autokratischen Titels eines Emir ul Muminin, eines Fürsten der Rechtgläubigen, ihre Nachfolger selbst zu ernennen, womit der Keim zur Entwicklung der Erblichkeit der geistlichen Herrscherwürde gebildet war, und als späterhin der Abbaside Kaim den Türken Ertoghrul zum Sultan, zum Statthalter des Imam ernannte, wurde die dynastische Beschlagnahme dieser Würde im Sinn byzantinischer Selbstherrlichkeit vollends eine unumstößliche, schließlich auch von den Rechtsschulen als gesetzmäßig anerkannte Tatsache. Gleichwohl sind die wesentlichen ideellen Funktionen des demokratischen Substrats im Kalifat nach wie vor lebendig. Die Würde des geistlichen Oberhaupts ruht weder auf einem Gottesgnadentum, noch verbindet sie sich mit einer Unfehlbarkeit des Wahrspruches nach römischer Auffassung. Der Kalif unterliegt vielmehr in allen seinen Handlungen der Kontrolle der Gemeinde und den von dieser bestellten rechtskundigen Körperschaften, der Ülemas, die darüber zu wachen haben, ob er sich an die Vorschriften des Koran hält; geschieht das nicht, so ist ihm kein Muslim Gehorsam mehr schuldig. Die endgültige Regelung des Gemeindelebens und die Fortbildung des kirchlichen Gesetzes ist und bleibt dem Idschma, dem consensus ecclesiae, dem freiheitlich-evolutionistischen ‚protestantischen' Prinzip im Islam vorbehalten. Weit entfernt also, daß der Demokratismus mit dem kalifischen Amt in unlöslichem Widerspruch stände, ist er vielmehr mit ihm nach heute noch unverrückt bestehenden Rechtsgrundsätzen organisch verbunden.

Der gegen den Islam so oft erhobene Vorwurf der Unduldsamkeit wird vornehmlich mit dem angeblichen Gebot des Koran motiviert, jeder unterworfene Feind sei vor die Wahl: Annahme des Glaubens des Propheten oder Tod durch das Schwert zu stellen. Die Vorstellung beruht auf einem Mißverständnis der Sure 9, die mit dieser Alternative lediglich den ‚Götzendienern', das will sagen den Heiden droht, nicht aber den Christen. Denn vor deren Bekenntnis hat der Mohammedanismus grundsätzlich die größte Hochachtung. Die freien Geister unter seinen Vertretern geben offen zu, daß Christus ethisch höher stehe als Mohammed; aber der Prophet sei „die letzte fleischliche Erfüllung der alttestamentlichen Verheißung". Für die Angehörigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der christlichen Kirchengemeinschaften haben demgemäß Überlieferung, Kidjas (Folgerung) und Adet (Gewohnheitsrecht) eine sehr reichhaltige und biegsame Skala von Rechtsnormen aufgestellt, auf deren Fuß der islamische Staat in gesetzmäßig geregelte freundschaftliche Beziehungen zu dieser Gruppe von Ungläubigen treten kann, nämlich 1. die Mustamin, die geduldeten Fremden, die vorübergehenden Schutz genießen, 2. die Ahlusulh, die Angehörigen eines Landes, mit denen die Regierung ein Bundesverhältnis pflegt, 3. die Zimmi, die als Bürger zweiten Rangs anerkannten eingesessenen Christen und Juden, denen freie Ausübung ihrer Religion und Schutz der Person und des Eigentums gewährleistet ist, die dafür bestimmte Abgaben zu entrichten haben und denen lediglich der Erwerb des Vollbürgerrechts, des Maula, versagt ist. All diese Kompromisse können gewiß nicht Anspruch auf eine ideale Lösung des Problems erheben, eines wirklichen Rechtsstaats würdige Normen des Verkehrs zwischen den Angehörigen der anerkannten übergeordneten Kirche und der geduldeten Religionsgemeinschaften zu schaffen. Aber es ist sattsam bekannt, wie mit der toten Last ähnlicher Rechtsknifflichkeiten alle mittelalterlichen christlichen Staaten, in denen ein herrschsüchtiges Priestertum der weltlichen Macht seine Gesetze diktierte, sich ebenso jahrhundertelang herumgeschleppt und sich dennoch nicht als ‚unreformierbar' erwiesen haben. Zudem wird beim Kathederstreit um diese Fragen deren praktische Bedeutung für die Gegenwart zweifellos überschätzt. Es handelt sich um weitläufige und tiefgründige kulturpsychologische Probleme, deren Lösung sicherlich nicht von heute auf morgen, sondern nur im langsamen Wachsen, Werden und Wandel von Jahrhunderten erfolgen kann, deren endgültige Erledigung sogar eine gewisse Umbildung der sozialen und religiösen Mentalität der orientalischen Völker voraussetzt. Für den osmanischen Staat sind die dringlichen Forderungen des Tages ganz anderer und einfacherer Natur, konkreter und engerer Umschreibung. Es gilt zunächst nicht innerhalb der kirchlichen, sondern der weltlichen Rechtsatmosphäre die fundamentalen Bedingungen für ein bürgerliches Zusammenleben in modern geregelten gesetzlichen Formen zu schaffen und so die festen Pole zu schaffen, an denen sich allmählich die Kristalle freierer kirchlicher Weltanschauung und Gesetzgebung niederschlagen können. Das sind die nächstliegenden positiven Aufgaben, die der jungtürkischen Demokratie gestellt sind; werden sie befriedigt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so wird sich zeigen, daß die reorganisatorischen Versuche des Tanzimat und des Scherif i Gulhani nicht so sehr an der Reformsprödigkeit der Türkei als daran scheiterten, daß sie, statt an den Fundamenten, an der Bekrönung des osmanischen Freiheitsstaates zu bauen anfingen.

Das Erbe, das die hamidische Zeit dem neuen Staatswesen hinterlassen, ist ein wahrer Rechtstohuwabohu. Das Medschelle akkami adlije vom 18. September 1876, das bürgerliche Gesetzbuch, regelte in 16 Büchern nur einige Teile des Eigentums- und Obligationenrechts und übernimmt dabei blindlings gänzlich veraltete Grundsätze des Hukum. Das im Anschluß hieran veröffentlichte Handelsgesetzbuch ist ein verständnisloser Nachdruck des französischen Code, der sich über Widersprüche mit dem türkisch-islamischen Recht kühnen Flugs der Gedankenlosigkeit hinwegsetzt und beispielsweise die schönsten Bestimmungen über die Bevorrechtigung von Hypothekenforderungen enthält, obwohl das gemeine nationale Recht derlei Pfandverschreibungen gar nicht kennt. Wenn es im übrigen auch anzuerkennen ist, daß die Türkei unter allen islamischen Staaten zuerst den Mut gefunden hat, derlei modernisierende Gesetze zu erlassen und in Kraft zu setzen, die in die Prärogativen des Klerus verletzend eingreifen, so war der Gewinn der Maßregeln, abgesehen von deren materieller Unzulänglichkeit, doch schon deshalb fast gleich Null, weil die Rechtsprechung in denkbar willkürlichsten und regellosen Formen sich bewegte, so daß es im Grund ganz gleichgültig erschien, ob gute oder schlechte Gesetze bestanden. Der Richter urteilte frei nach ‚wohlerworbener Erleuchtung', will sagen nach persönlichem Interesse oder einem Wink von oben, und eine Flut von großherrlichen Irades machte die Anwendung der Gesetze durch widersinnige Interpretationen illusorisch oder ersetzte sie auch von Fall zu Fall kurzweg durch ‚Gelegenheitsbefehle'. Dabei war Konstantinopel eine große Schreibstube von Bureaukraten, in deren von klerikalreaktionärem Geist und den Zwangsideen der Staatsraison geschwängerte Dünste kein Lufthauch liberalen Sinns solcher Männer eindrang, die nicht auf das hamidische System abgestempelt waren. Seit 1908 sind auch hier die Verhältnisse gründlich umgestülpt und verbessert worden. Im Beamtenzwinger des Goldenen Horns hat der jungtürkische Besen fester Hand Auskehr gehalten. Hunderte von Schmarotzern und unfähigen Günstlingen sind von den Pulten getrieben worden, um jugendlichen tüchtigen Kräften, gleich-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

viel welcher Nationalität und welchen Bekenntnisses Platz zu machen. Im Programm des Komitees für Einheit und Fortschritt stand die Forderung einer umfassenden und einheitlichen Reform der gesamten bürgerlichen Gesetzgebung mit an erster Stelle. Die Verfassung betraut mit der Initiative zu neuen Gesetzen Ministerrat, Senat und Abgeordnetenkammer. Die beiden letzteren Instanzen haben allerdings bisher besondere schöpferische Fähigkeiten nicht bewiesen; um so eifriger und energischer ist aber vom Ministerium und den von diesem bestellten Kommissionen gearbeitet worden. Eine Menge fortschrittlicher, durch hamidische Ukas erdrosselte Gesetze wurden wieder in Kraft gesetzt. Dschavid Bei hat einen großzügigen Plan zur Umwandlung des üschür (Zehnten) und des Agnam (Hammelsteuer) in eine Einkommensteuer abendländischen Zuschnitts und zur Modernisierung des Temettu (Gewerbesteuer), die wieder die Vorbedingung für die Aufhebung der Abgabenfreiheit der Ausländer ist, entworfen, mit dem jetzt sein Nachfolger Nail Bei in der nächsten Session vor dem Parlament glücklich debütieren dürfte. Zur Frage der Justizorganisation liegen die ausführlichen Untersuchungen und Reformvorschläge des unter Leitung des Grafen Ostrorog stehenden Ausschusses vor, wonach Vorsorge für eine bessere Ausbildung der Richter getroffen und die Einrichtung eines geordneten Systems von Gerichtshöfen im ganzen Reich in die Wege geleitet ist. Auf dem Gebiete der bürgerlichen Gesetzgebung ist in sehr rationeller Weise mit einer Revision des Konkurs- und Wechselrechts begonnen worden. Der wichtigste Schritt aber, den die junge Türkei zur Erhebung des Staates und der Bevölkerung auf eine Stufe höherer und freierer Rechtsordnung vorbereitet, liegt im Plan zu einer Umbildung der Wakufgesetzgebung, der die allmähliche Säkularisation der frommen Stiftungen vorsieht. Damit tritt das osmanische Reich, der Agrarstaat, in die Epoche der Agrarreform ein, deren er am allernotwendigsten bedarf. Wie in Rußland der Feudalismus auf der einen, der kommunistische Zwang der Obschtschina auf der anderen Seite jahrhundertelang allen wirtschaftlichen Fortschritt unmöglich gemacht haben, so wirkte in der Türkei gleich reaktionärer Gewalt das System der Bodenprivilegien und Bodenauffaugung in Gestalt von Mulk, Wakuf, Gadik durch die Kirche: es gilt, einen unabhängigen Bauernstand zu schaffen, der sich frei von den Fesseln und der Fronschaft der geistlichen und der mit ihnen unter einer Decke spielenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weltlichen Machthaber bewegen kann. Hier steht ein schwerer und ausschlaggebender Konflikt in Aussicht: es wird sich zeigen, ob das neue Regiment schon so fest im Sattel sitzt, daß es die Kirche zur Anerkennung der übergeordneten Zwecke des Staatswohls zwingen kann.

Im vergangenen Frühjahr machte der ehemalige Senator Damad Ferid Pascha bei den Erörterungen über eine Verfassungsänderung den Vorschlag, kurzweg die Konstitution Midhat Paschas von 1877 wieder einzuführen. Die Ablehnung derlei gutgemeinter Anträge liberaler Schwärmer kann als ein Glück für die Türkei bezeichnet werden. Denn das Midhatsche Gesetz war nur allzusehr beeinflußt vom Geist der theoretisierenden und träumerischen okzidentalen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, die die bürgerliche Gesellschaft im Handumdrehen reformieren, an der Stirnlocke ihrer menschlichen Hohheit zum Olymp der Glückseligkeit führen und das Blut des Ostens mit Fermenten des Westens auffrischen wollten, für die jenes anogener Körper keinerlei Empfänglichkeit hat. Der Vorzug und die Lebensfähigkeit der heutigen konstitutionellen Regierung beruht offensichtlich in erster Linie darin, daß sie jenseits der Klippen solcher Utopismen sich auf praktische nüchterne Arbeit und Lösung der nächstliegenden, dringlichsten Reformaufgaben beschränkt und auf diesem Weg bereits mehr geleistet hat, als im Grunde bei vernünftiger Würdigung des Riesenumfanges der zu überwindenden Schwierigkeiten zu erwarten war. Und nur auf diesem mühseligen, steinigen, langsam, aber sicher berganführenden Pfad ist ein Aufstieg zu den Höhen freiheitlichen Staatslebens denkbar, wo internationale und interkonfessionelle Verträglichkeit nicht ein Gesetz der Furcht ist, sondern als ein natürliches Bedürfnis kultureller Hinaufentwicklung, politischen Fortschritts empfunden wird. Als Mohammed starb, waren es weit weniger seine glühenden Worte und der Bekehrungseifer, den sie erweckten, als die wirtschaftliche Notlage, die das Arabertum zu seiner Weltmission mit dem Koran und dem Schwert in der Hand hinaustrieb. „Der überraschende Erfolg wurde herbeigeführt durch die glückliche Fügung eines die Nation einigenden Schlagwortes und durch den politischen Machtwillen eines jungen, von ehrgeizigen und gewaltigen Männern getragenen Staates" sagt C. H. Becker zutreffend in einem Essai „Der Islam als Problem". Das ist das Erbe, die Aufgabe, die heute das Jungtürkentum unter veränderten Bedingungen und Zielen übernommen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat. Noch kein Weltreich ist anders als im Stahlbad solchen wirtschaftlichen und politischen Ringens und Wettstreits zusammengeschmiedet worden, und erst in solchem Analgamierungsprozeß haben die Rassen, Völker, Bekenntnisse die Gesetze, Notwendigkeiten, Bedingungen, die sie einigen können und müssen, erkannt.

Die führende Linie des jungtürkischen Regiments ist so zweifellos richtig gewählt, und die Erfolge sind heute schon sichtbar auch auf dem heiklen und spröden Feld der geistigen Veredelung der Nation, der Umbildung, Läuterung, Freiwerdung der Volksseele. Niemand würde es vor drei Jahren für möglich gehalten haben, was jetzt täglich geschieht, daß sich mohammedanische Hodschas an den religionsphilosophischen Debatten der christlichen Missionen beteiligen oder daß an islamischen Festen türkische, armenische, griechische, jüdische Familien der Reichshauptstadt zu den ‚süßen Wassern' von Pera pilgern, um sich am Balsam der Düfte des Meeres und der Wälder und an Volksbelustigungen gemeinsam zu ergötzen. Man umarmt sich nicht mehr nach dem Vorbild der Versöhnungsfeste vor drei Jahren, herzbrüderlich und besinnungslos in das bluttriefende Schlacht- und Nationallied der Osmanlis einstimmend. Aber man verkehrt freundlich, gesellig, lernt sich verstehen. Ein neuer sozialer Geist bildet sich: das beste Pfand einer glücklicheren Zukunft des Staats in friedlich-schiedlichem Vertragen seiner Bürger und im Ringen mit den Schicksalsprüfungen und Krisen der Gegenwart.

Kleist und Goethe / Von Margarete Siebert

Goethe hat Kleist zuerst durch den Amphitryon kennen gelernt, im Sommer 1807. Er hat sich über das Werk mehrfach geäußert. So steht im Tagebuch vom 13. Juli 1807: Gegen Abend Herr von Mohrenheim, russischer Legationssekretär, welcher mir den Amphitryon von Kleist, herausgegeben von Adam Müller, brachte. Ich las und verwunderte mich als über das seltsamste Zeichen der Zeit. Der antike Sinn in Behandlung des Amphitryon ging auf Verwirrung der Sinne, auf den Zwiespalt der Sinne mit der über-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeugung. Wie im Miles gloriosus das eine Mädchen zwei Personen vorstellt, so stellen hier zwei Personen eine — vor. — — Molière läßt den Unterschied zwischen Gemahl und Liebhaber hervortreten, also eigentlich nur ein Gegenstand des Geistes, des Witzes und zarter Weltbemerkung. Wie es Falk genommen, wäre nachzusehen. Der gegenwärtige Kleist geht bei den Hauptpersonen auf Verwirrung des Gefühls hinaus. Höchstwahrscheinlich ist bei den Alten keine Hauptszene zwischen Jupiter und Alkmene vorgekommen, sondern die Hauptmotive fielen zwischen die beiden Sosien und Amphitryon. Die Situation zwischen Amphitryon und Alkmene enthält eigentlich auch kein dramatisches Motiv.

Weiter. Vom 15. Juli berichtet Riemer, daß sich Goethe geäußert habe:

Das Stück enthält nichts Geringeres als die Deutung der Fabel ins Christliche, die Überschattung der Maria vom heiligen Geist. So ist's in der Szene zwischen Zeus und Alkmene. Das Ende aber ist klatrig. Der wahre Amphitryon muß es sich gefallen lassen, daß ihm Zeus diese Ehre angetan hat. Sonst ist die Situation der Alkmene peinlich und die des Amphitryon zuletzt grausam.

Adam Müller, der den Amphitryon herausgegeben hatte, sandte das Stück später Goethe noch ausdrücklich zu. Goethe antwortete ihm am 28. August:

über Amphitryon habe ich manches mit Herrn von Gentz gesprochen, aber es ist durchaus schwer, genau das rechte Wort zu finden. Nach meiner Einsicht scheiden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als sie sich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengesetzten Enden eines lebenden Wesens durch Kontorsion zusammenbringt, so gibt das noch keine neue Art von Organisation; es ist allenfalls nur ein wunderliches Symbol, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt.

Müller antwortete auf diesen Einwand in einem Brief vom 17. Dezember 1807:

Kleist, tief bewegt durch Ihren Tadel, will durch seine beiden Trauerspiele Penthesilea und Robert Guiskard den einzigen Richter gewinnen, auf dessen Urteil es ihm ankömmt.

Adam Müller hatte um diese Zeit auch Kleists anderes Lustspiel, den zerbrochenen Krug, an Goethe geschickt. Goethe antwortete darüber:

Es hat außerordentliche Verdienste und die ganze Darstellung drängt sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit gewaltiger Gegenwart auf. Nur schade, daß es wieder dem unsichtbaren Theater angehört. Das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt doch mehr gegen das Dialektische hin, wie es sich denn in dieser stationären Prozeßform auf das Wunderbarste manifestiert hat. Könnte er mit eben dem Naturell und Geschick eine wirklich dramatische Aufgabe lösen, und eine Handlung vor unsern Augen und Sinnen sich entfalten lassen, wie er hier eine vergangene sich nach und nach enthüllen läßt, so würde es für das deutsche Theater ein großes Geschenk sein. Das Manuskript will ich mit nach Weimar nehmen und sehen, ob etwa ein Versuch der Vorstellung zu machen sei. Zum Richter Adam haben wir einen vollkommen passenden Schauspieler und auf die Rolle kommt es vorzüglich an; die andern sind eher zu besetzen.

Das erste Heft des Phöbus, der Zeitschrift Kleists, brachte im Januar 1808 den Anfang der Penthesilea. Kleist sendet es an Goethe und schreibt dazu:

Ew. Exzellenz habe ich die Ehre, in der Anlage gehorsamst das erste Heft des Phöbus zu überschicken. Es ist auf Knieen meines Herzens, daß ich damit vor Ihnen erscheine, möchte das Gefühl, das meine Hände ungewiß macht, den Wert dessen ersetzen, was sie darbringen. Ich war zu furchtsam, das Trauerspiel, von dem Ew. Exzellenz hier ein Fragment finden werden, dem Publikum im Ganzen vorzulegen. So, wie es hier steht, wird man vielleicht die Prämissen, als möglich, zugeben müssen, und nachher nicht erschrecken, wenn die Folgerung gezogen wird.

Es ist übrigens ebenso wenig für die Bühne geschrieben als jenes frühere Drama: der zerbrochene Krug, und ich kann es nur Ew. Exzellenz gutem Willen zuschreiben, mich aufzumuntern, wenn dies letztere gleichwohl in Weimar gegeben wird. Unsere übrigen Bühnen sind weder vor noch hinter dem Vorhang so beschaffen, daß ich auf diese Auszeichnung rechnen dürfte, und so sehr ich auch sonst in jedem Sinne gern dem Augenblick angehörte, so muß ich doch in diesem Falle auf die Zukunft hinaussehen, weil die Rücksichten gar zu niederschlagend wären.

Auf diesen Brief antwortete Goethe am ersten Februar 1808:

Ew. Hochwohlgeboren bin ich sehr dankbar für das übersendete Stück des Phöbus. Die prosaischen Aufsätze, wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Penthesilea kann ich mich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser, man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der auf das neue Jerusalem, ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüst möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen, über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freilich mit aufrichtigeren Tornüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr.

Wunderlicheres als auf Calderon, mutatis mutandis, hingewiesen zu werden, konnte dem Verfasser der Penthesilea wohl allerdings nicht begegnen.

Glaubte Goethe allein das Privileg zu besitzen, für das unsichtbare Theater zu dichten?

Zu Vertrauten hat sich Goethe noch ganz anders über die Penthesilea ausgesprochen. Johannes Falk berichtet davon. Die Tragödie, so sagte Goethe zu ihm, grenzt in einigen Stellen völlig an das Hochkomische, zum Beispiel wo die Amazone mit einer Brust auf dem Theater erscheint und dem Publikum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite noch übrig gebliebene Hälfte geflüchtet hätten, ein Motiv, das auf einem neapolitanischen Volkstheater, im Munde einer Colombine, einem ausgelassenen Polichinell gegenüber, keine üble Wirkung hervorbringen müßte, sofern ein solcher Witz nicht auch dort durch das ihm beigesellte widerwärtige Bild Gefahr liefe, sich einem allgemeinen Mißfallen auszusetzen.

Am 2. März wurde dann der zerbrochene Krug auf dem weimarer Theater gegeben, als ein Füllsel hinter einer Oper, und was viel schlimmer war, was seinen Ruin von vornherein bedeutete, in drei Akte zerschnitten. Dazu war der Darsteller des Adam so breit und langweilig, daß selbst seine Mitspieler

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Geduld verloren; sein Dehnen und Zerren wäre nicht zu ertragen gewesen; alle Rügen Goethes bei den Proben nutzten nichts. War das der vollkommen passende Schauspieler? Das Stück fiel glatt durch.

Bei der Aufführung ereignete sich das damals, für Weimar, Unerhörte, daß jemand das Stück auspfiff, noch dazu ein herzoglicher Beamter. Karl August, der mit seiner Gattin zugegen war, beugte sich über die Brüstung seiner Loge und rief ins Parkett: Wer ist der freche Mensch, der sich unterstieht, in Gegenwart meiner Gemahlin zu pfeifen? Husaren, nehmt den Kerl fest! Der „Kerl" wurde für drei Tage auf die Hauptwache gesetzt. Über das Stück urteilte Karl August: (Brief an Goethe) Der Kleist des zerbrochenen Topfes hat nach Lavaterschem Stil eine Art Abgeschnittenheit, indem er mit vielem Witz, Verstand und etwas Talent sich mit sich selbst amüsiert, ohne die mindeste Ahnung zu haben, wie es anderen Leuten dabei zu Mute ist.

Diesem Urteil schloß sich Goethe nun an. Riemer berichtet, wie er sich am Tage nach der Aufführung über jene Episode geäußert hat: Der Mensch hat garnicht so unrecht gehabt; ich wäre auch dabei gewesen, wenn es der Anstand und meine Stellung erlaubt hätten. Des Anstandes wegen hätte er aber warten sollen, bis er außerhalb des Zuschauerraumes war.

Vielleicht war Goethe der Ansicht, daß jener Auspfiff der Aufführung galt.

Kleist nahm zu dieser Aufführung Stellung. Er veröffentlichte in der unmittelbar folgenden Märznummer des Phöbus Abschnitte des zerbrochenen Kruges mit der Bemerkung: Wir waren nach dem ersten Plan unserer Zeitschrift willens, hier das Fragment eines größeren Werkes einzurücken. (Robert Guiskard, Herzog der Normänner, ein Trauerspiel von dem Verfasser der Penthesilea); doch da dieses kleinere, vor mehreren Jahren zusammengesetzte Lustspiel eben jetzt auf der Bühne von Weimar verunglückt ist: so wird es unsre Leser vielleicht interessieren, einigermaßen prüfen zu können, worin dieses seinen Grund habe. Und so mag es denn, als eine Art von Neuigkeit des Tages, hier seinen Platz finden.

Goethes mündliche Äußerungen über die Penthesilea mögen Kleist zugetragen worden sein. Jedenfalls empfand er sich von Weimar aus schwer gemißhandelt. Im Aprilheft des Phöbus ging er wahrhaft vorstoßend gegen Goethe vor. Da standen Distichen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herr von Goethe.
Siehe, das nenn ich doch würdig, fürwahr, sich im Alter beschäftigen!
Er zerlegt jetzt den Strahl, den seine Jugend sonst warf.

Komödienzettel.
Heute zum ersten Mal mit Vergunst: die Pentheſilea,
Hundekomödie; Akteurs: Helden und Köter und Frau'n.

Forderung.
Glaubt ihr, so bin ich euch, was ihr nur wollt, recht nach der Luſt Gotts
Schrecklich und lustig und weich: Zweiflern versink ich zu nichts.

Der Kritiker.
Gottgesandter, sieh da! Wenn du das biſt, so verschaff dir
Glauben. — Der Narr der! Er hört nicht, was ich eben gesagt.

Der Theaterbearbeiter der Pentheſilea.
Nur die Meute, fürcht ich, die wird in W..... mit Glück nicht
heulen, Lieber; den Lärm setz ich, vergönn, in Muſik.

Endlich das schlimme auf Auguſt von Goethe, Goethes Sohn.

Das frühreife Genie.
Nun, das nenn ich ein frühgereiftes Talent doch! bei seiner
Eltern Hochzeit bereits hat er den Carmen gemacht.

Danach mußte natürlich jede Beziehung zwischen Kleiſt und Goethe abgebrochen sein. Doch hat sich Goethe noch des öfteren über Kleiſt geäußert. So zu Falk:

Sie wiſſen, welche Mühe ich es mir koſten ließ, seinen „Waſſerkrug" aufs hieſige Theater zu bringen. Daß es dennoch nicht glückte, lag einzig an dem Umstand, daß es dem übrigens geiſtreichen und humoriſtiſchen Stoffe an einer rasch durchgeführten Handlung fehlt. Mir aber den Fall desſelben zuzuschreiben, ja, sogar wie es im Werke geweſen iſt, eine Ausforderung deswegen nach Weimar schicken zu wollen, deutet, wie Schiller sagt, auf eine schwere Verirrung der Natur, die den Grund ihrer Entschuldigung allein in einer zu großen Reizbarkeit der Nerven oder in Krankheit finden kann.

1811 erschien das Käthchen von Heilbronn. Falk berichtet, daß Goethe zu ihm sagte:

Das Käthchen von Heilbronn, da ich Ihre gute Geſinnung für Kleiſt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kenne, sollen Sie lesen und mir die Hauptmotive davon wiedererzählen. Nach diesem erst will ich einmal mit mir zu Rate gehen, ob ich es auch lesen kann. Beim Lesen seiner Penthesilea bin ich neulich gar zu übel weggekommen.

Danach brachte Goethes Sekretär, Kräuter, Goethe das Stück mit der Bemerkung, daß viele in Weimar die Aufführung wünschten. Aber Goethe warf das Buch in den Ofen. Ein wunderbares Gemisch von Sinn und Unsinn! Die verfluchte Unnatur! Das führe ich nicht auf, wenn es auch halb Weimar verlangt.

Kleists spätere Stücke, die Hermannsschlacht, den Prinzen von Homburg, kann Goethe frühestens durch die Gesamtausgabe der Werke Kleists von 1816 kennen gelernt haben. Eine Äußerung von ihm über diese beiden Stücke ist nicht bekannt.

Von den Erzählungen standen Teile des Michael Kohlhaas, die Marquise von O. ganz im Phöbus. Nach Falk urteilte Goethe über den Kohlhaas:

Die nordische Schärfe des Hypochonders; es sei einem gereiften Verstande unmöglich, in die Gewaltsamkeit solcher Motive, wie er sich ihrer als Dichter bediene, mit Vergnügen einzugehen. Auch in seinem Kohlhaas, artig erzählt und geistreich zusammengestellt, wie er sei, komme doch alles gar zu ungefüg. Es gehöre ein großer Geist des Widerspruchs dazu, um einen einzelnen Fall mit so durchgeführter, gründlicher Hypochondrie im Weltlaufe geltend zu machen. Es gebe ein Unschönes in der Natur, ein Beängstigendes, mit dem sich die Dichtkunst bei noch so kunstreicher Behandlung weder befassen noch aussöhnen könne.

Dann hat sich Goethe noch mit dem Thema der Verlobung von St. Domingo eingehender beschäftigt. Theodor Körner hatte die Novelle dramatisiert, umgetauft und verflacht. So gefiel sie allgemein. Auch Goethe. Er führte das Stück auf, unter so liebevoller Teilnahme, daß er sogar selbst den Plan zur Negerhütte zeichnete. Von Kleist sprach bei dieser Toniaufführung, 1812, niemand. Er war ja auch schon tot.

* * *

So liegen die Dinge. Schlimm genug. Ein erstes Überlegen sagt sofort: Ganz schlimm für Kleist. Denn Goethe war mächtig. Nur äußerlich genommen, förderte sein Lob so sehr, daß der, den es öffentlich beglückte, für

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geborgen eingeschätzt werden konnte. Eine Ablehnung war um ihrer Folgen willen ein wahres Unglück. Außerdem mußte Goethes Urteil auch innerlich von allerhöchstem Wert für Kleist sein, der selbst am besten wußte, wie Goethes Alleinherrschaft in literarischen Dingen auf wahrsten Wert gegründet war. Gewiß, auch wenn Goethe Kleist anerkannt, gefördert hätte, konnte es kaum zu einem Freundschaftsverhältnis zwischen diesen beiden Männern kommen. Von einer gewissen Lebensepoche an ist zwischen großen Menschen und noch nicht ganz reifen, ja auch nur den Jahren nach untergeordneten, schon aus einer Art geistiger Etikette nur ein Jüngerverhältnis noch möglich. Auch Goethes Verhältnis zu Schiller war auf der vorbehaltlosen Anerkennung von Goethes Überlegenheit aufgebaut. Im einzelnen durfte dann Schiller alles Mögliche zugestanden werden. Zwischen Goethe und Schiller konnten die Dinge auch nicht anders stehen, wäre es auch nur deshalb gewesen, daß beide doch ungefähr gleiche Wege zum sicherlich gleichen Ziel anerkannten. Dann aber war Goethe schon der Zeit nach weit voraus.

Gewiß ist sich Goethe klar gewesen, was eine Ablehnung von seiner Seite bedeutete, auch, daß sie den Betroffenen im literarischen Fortkommen bis zur Lähmung hemmen konnte. Aber auch Goethe konnte nichts anderes tun als aufrichtig handeln. Daß eine schließlich für jede Menschenkraft, auch für seine, zu schwere Last mit der Verantwortung auf ihn gelegt war, richtend über allen literarischen Wert oder Unwert in Deutschland entscheiden zu sollen, war Schicksal, nicht Willen. Goethe wäre, im Grundsatz, immer bereit gewesen, auch seine Fehlbarkeit zuzugeben. Nur: über dem Irrtum, den er da nicht von sich abschütteln konnte, ging ein Herz entzwei, dessen Schlagen für die deutsche Dichtung nicht sehr viel weniger notwendig war als das Goethes selbst.

Über die ethische Seite des Problems ist nicht viel zu sagen. Bei Goethe kann es sich höchstens um die Schuld verschlossener Einsicht handeln. Allerdings pflegt gerade diese Schuld, die so jenseits aller Willensbeeinflussung zu liegen scheint, am unerbittlichsten heimgesucht zu werden.

Daß Kleists jähzornige Unbesonnenheit ihm zuziehen mußte, was sie tat, es liegt zu offen am Tage, als daß darüber ein Wort zu verlieren ist. Solche Dinge tut man nicht. Und wenn man sie doch tut, so muß man dafür büßen. Was Kleist ja denn auch reichlich getan hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Interessant ist die Frage nur vor dem Bruch, nur von der intellektuellen Seite aus, nur in betreff Goethes. Wie ist so etwas überhaupt möglich? Einem ganz reifen, bewußten Mann, der über ein Menschenalter mit tiefem Nachdenken über die Dinge seines Berufes zugebracht hat; der wissen muß und auch den selbstverständlichen Anspruch auf dieses Wissen erhebt, um was es sich bei diesem Beruf handelt: und ihm naht ein ganz neues, phänomenales Genie seines Faches, stellt sich ihm mit rührender Bitte dar, mit den Zeichen einer großen, tiefen Verehrung, will nur Beachtung, die Anerkennung, daß auch sein Wollen echt und lohnend sei, weil es von Charakter, Erkenntnis, von allen Fähigkeiten, solchen inneren Kräften Ausdruck zu verleihen, getragen wird. Und der große kluge ältere Mann, der in dem Bereich seiner Geister unumschränkt herrscht, verwirft den glühenden, bittenden, genialen Jüngling mit verlegener Kälte.

Genug Leute sogar unserer Tage, — von damals ganz zu schweigen —, werden meinen, daß sich dieses Problem sehr rasch erledigt, ja daß es überhaupt nur wie künstlich aufgestellt erscheinen kann. Sie mögen Kleist sogar außerordentliche dichterische Begabung zugestehen, obgleich sich auch heute noch mancher literarisch ganz gut Bewanderte von diesem ihm so gewaltsam scheinenden Dichter nur in hilflosem Grauen abwendet. Es sollte Goethe, dem älteren Mann, der unter der schweren Verantwortlichkeit für öffentliche, staatliche Dinge gereift war, ihm sollte zu verdenken sein, daß er einen Dichter verwarf, dessen Kunst immer nur rücksichtslos alle menschlichen Verhältnisse auf die alleräußerste Spitze treiben zu wollen schien? Dessen Leben ebenso wie seine Dichtung immer nur von heilloser Exzentrizität zeugen konnte?

Zur selben Zeit, als Goethe die Penthesilea ablehnte, als er sich mit dem Philister eins sagte, der den zerbrochenen Krug auspfiff, zur selben Zeit war Zacharias Werner in Weimar und ging bei Goethe aus und ein, der seine Stücke aufführte, den Verfasser verhätschelte und seine lächerlichen und abstoßenden Manieren mit einer Bereitwilligkeit entschuldigte, die sich bis zu dem Ausspruch steigerte:

Nur die ungebildete Seite an uns ist es, von der her wir glücklich sind. Jeder Mensch hat so eine.

Gewiß ist der zweite Teil des Satzes ebenso wahr wie der erste zweifelhaft. Aber Zacharias Werner durfte mit einer solchen Entschuldigung zufrieden sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Warum aber zog Goethe den Zacharias Werner Kleist vor? Hatte Werner größere dichterische Fähigkeiten? Die Frage ist lächerlich. Oder war Werner gesunder, selbst wenn der Standpunkt jener gelten soll, die in Kleist eine nur pathologisch zu nennende Überspanntheit feststellen?

Was diese Leute wohl sagen würden, wenn sie den Zacharias Werner lasen? Der stets zwischen den Grenzen eines alles auflösenden Zynismus und einer himmelnden, mystizierenden, versüßelnden Sentimentalität hin und her taumelt. Goethe hat es auf sich genommen, beim Kätchen von Heilbronn von Unnatur zu sprechen. Werners Wanda wurde im Jahre 1808 in Weimar aufgeführt. Hat Goethe die für „Natur" gehalten? Kleists gewiß sehr starke Sinnlichkeit hat damals schreckbare Seelen abgestoßen und tut es noch heute. Empfand da auch Goethe ein Zuviel? Kleists Sinnlichkeit ist zuletzt doch herrlich, weil in ihr ein ganz einiger starker Mensch sein ganzes Verantwortlichkeitsgefühl dem letzten Ziel zuspannt. Ihm ist seine Sinnlichkeit nie Hemmung sondern immer nur Flügel geworden. Niemals auch hätte er sich an der Ganzheit seiner Natur so weit versündigt, um dieses Leben in sich zu verdammen. Er brauchte es auch nicht. Es war für ihn sogar sehr wertvolle Kraft, um die er auch alles einzusetzen bereit sein konnte, denn auch sie diente seinem Ziele. Zacharias Werner? Man lese die Söhne des Tals, die Weihe der Kraft, die der Urkraft. Seine Sinnlichkeit ist Lüsternheit. Sie allerdings mußte er als Hemmung kennen, weil sie nicht einer Durchglühung auch des irdisch Körperlichen mit reinstem Gefühl galt, nicht einer vollkommenen Verschmelzung mit dem mit allen guten Kräften Geliebten. Werners Instinkte sind unrein und wenden sich zu dem, was seine Einsicht sehr klar verstößt; ihm ist die unschließbare Kluft zwischen Trieb und Erkenntnis aufgetan, er mußte die so sehr starke Seite seines Wesens hassen und unter bitteren Fluch stellen. Goethe hat nicht nur den üblen Zacharias Werner gefördert und verhätschelt. Nachmals ward ihm zum Vertreter einer zu liebenden Jugend Lord Byron. Goethe wurde nicht müde, von Byron zu reden, seine dichterische Kraft und Grazie zu preisen; er sah dem persönlichen Zusammentreffen mit ihm voll warmer Freude entgegen; er hat ihm als dem Euphorion im Faust das Zeichen aufgerichtet.

Aber gegen die Exzentrizitäten Byrons sind Kleists Unregelmäßigkeiten an wilden Reisen, an irrenden Lebensplänen, an mehrfachem Wechsel des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berufs schlicht bürgerlich. Goethe hat so gut wie jedermann damals gewußt, wie sich Byron ein nimmermüdes Vergnügen daraus machte, die gute Gesellschaft seines Landes und der Fremde, in der er sich gerade aufhielt, mit allen Mitteln der Torheit und des Witzes zu reizen. Uns erscheint die Pose sehr kindlich, die Byron zum Beispiel zu der Erklärung veranlaßte, es sei unerträglich, eine junge schöne Dame essen zu sehen, so daß er sich von der Tafel erhob, wenn eine solcher Ansicht ahnungslose Gefährtin sich solchen Frevels schuldig machte. Goethe lächelte, wurde ihm derlei erzählt, und sprach von dem begabten Menschen, der nicht am philiströsen Maßstab des deutschen Bürgers gemessen werden dürfe. Goethe hat den Michael Kohlhaas abgelehnt, als allzu peinlich. Kam es ihm poetisch vor, wenn im Don Juan bei Seenot der alte Hofmeister des Don Juan von den Schiffbrüchigen verspeist und sein zähes Fleisch mit Meerwasser heruntergespült wird?

Und was hatte Goethe denn selbst gedichtet, als er dreißig Jahre alt war? Hatte er zur Zeit, da er Kleists Produktionen ablehnte, das peinliche Aufsehen vergessen, das die Werke seiner Jugend hervorriefen? Kleist warf ihm ins Gesicht, was in seinem Leben noch damals schweren Anstoß gab. Der übermut seiner Jugend, oder was die Welt dafür hielt, hatten ihm den Tadel, das Mißtrauen ernsthafter und ehrenwerter Männer zugezogen. Wußte Goethe nicht mehr, wie ihn Klopstocks Ermahnung zu einem gesitteteren Wandel einstmals verdroß und ihm nur als das Zeichen grilliger Versteinerung eines vordem großen Mannes erschien?

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Stück Seife / Von W. N. Harteweld

Frei aus dem Russischen übertragen von Dr. Karl Nötzel

(Schluß)

2

Gegen 10 Uhr abends fuhr ich in den Klub. Es fand gerade ein Familienabend statt: Schon auf der Straße schallten mir die lustigen Klänge des Militärorchesters entgegen. Es war hell erleuchtet und warm dort, und ich hatte nach dem Gefängnis den Eindruck besonderer Gemütlichkeit. Eine Masse geputzter Frauen und junger Mädchen, und um sie herum, wie die Bienen um den Honig, die jungen Kollegienregistratoren und Assessoren!

Als ich den Saal betrat, tanzte man gerade die letzte Figur einer Quadrille. Ein ganz junger Leutnant leitete den Tanz und zeigte sehr großen Eifer. Er schrie mit zusammengezogenen Brauen:

„Balancez vos dames! Messieurs en avant!"

Ich ging hindurch nach dem Kartenzimmer, wo die ehrbaren Bürger bereits beim Spiele saßen. Ich wollte gerade Bekannte begrüßen, als der Gefängnisarzt Johann Karlowitsch auf mich zukam.

Johann Karlowitsch, ein gutmütiger und lustiger Deutscher mittlerer Jahre, wohlbeleibt und immer bei guter Laune, genoß eine große Popularität in der Stadt und galt für einen ausgezeichneten Arzt.

„Bitte, bitte, eine kleine Partie!" und damit nahm er mich beim Arme und zog mich fort. „Ein Partner fehlt, Sie sind gerade zur rechten Zeit gekommen. Kommen Sie!" Und er führte mich zu einem Tische, an dem bereits zwei Herren kampfbereit standen. Er machte mich mit meinen zwei Partnern bekannt, und wir setzten uns. Johann Karlowitsch mischte ganz besonders virtuos die Karten, und es begann der unvermeidliche Wint. Nach sechs Robber schlug er vor, noch drei weitere „zum Abgewöhnen" zu spielen, womit wir alle gern einverstanden waren. Während des vorletzten Robbers kamen Frau und Tochter des Doktors ins Kartenzimmer. Das Töchterchen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Johann Karlowitsch, eine kleine, blonde, deutsche Erscheinung, schritt an den Tisch heran, und sagte:

„Vergiß nicht, Papachen, heute Nacht, du weißt doch?"

Worauf Johann Karlowitsch ihr entgegnete: „Natürlich, Kindchen, es ist noch viel Zeit!"

Die Damen entfernten sich, und ich frug den Doktor:

— „Sie sind heute beschäftigt, wohl dort im Gefängnis!"

„Ja!" antwortete er ernst. „Fatale Geschichte das! Aber ich muß nun einmal hin. Ich bin ja Beamter!"

„Ich habe die gleiche Absicht," sagte ich. „Gehen wir miteinander!"

„Sehr gut," stimmte er bei, „Sie sind dran, Peter Iwanowitsch," wandte er sich an seinen Partner, und das Spiel nahm seinen Fortgang. — Ungefähr um ein Uhr aß ich mit dem Doktor zu Abend (seine Damen waren schon früher nach Hause gefahren). Um 2 Uhr sah Johann Karlowitsch nach seiner Uhr und sagte:

„Es ist Zeit zu fahren. Es ist nicht ganz nahe."

Wir verließen den Klub, setzten uns in eine Droschke und fuhren ungefähr um 3 Uhr morgens beim Portal des Gefängnisses vor. —

3

Ich sandte durch den dejourierenden Aufseher an Adrian Fjedorowitsch einen Zettel mit der Bitte, mir einen „Durchlaß" zu geben, und zehn Minuten später betraten wir schon den Gefängnishof, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Es war noch ganz dunkel, und nur im Osten zeigte sich kaum sichtbar ein hellerer Streifen und verhieß den baldigen Sonnenaufgang. Auf einem Baume, dem einzigen, sang schon ein Vogel. Auf dem Hofe, der von allen Seiten mit finsteren, hohen Mauern umgeben war, bemerkte ich eine Abteilung Soldaten mit einem Unteroffizier. Sie hatten ihre Gewehre mit sich, standen aber eben „außer Glied". In der Nähe der Soldaten, mit dem Rücken nach mir, unterhielt sich ein Offizier mit Adrian Fjedorowitsch. Der Offizier drehte sich gerade um, und ich erkannte den jungen Leutnant, den eifrigen Tanzleiter im Klub. Er hatte sich augenscheinlich sehr geeilt hierher zu kommen, denn er hatte nicht einmal Zeit gefunden die blauseidene Rosette abzulegen — das Zeichen des Ballordners.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf den Mauervorsprüngen zwischen der Küche und der Wäscherei war ein dicker Querbalken gelegt. An ihm baumelte ein ziemlich langer, und wie mir schien, dünner Strick. Unter dem Querbalken stand ein hölzerner Schemel.

Adrian Fjedorowitsch schritt auf uns zu und begrüßte mich und den Doktor. Der Ausdruck seines Gesichtes war ungewöhnlich ernst, und er schien in sich gekehrt.

„Es ist etwas frisch!" sagte er und schlug seinen Mantelkragen auf, dann machte er mich mit dem Leutnant bekannt. Das war ein ganz junger Offizier mit rosigen Wangen. Er trug einen Zwicker. Wir alle schwiegen.

Bald darauf hörte ich, daß man beim Gefängnisportal vorfuhr, und etwas später betraten zwei Herren in Uniform den Hof.

„Nun, jetzt sind wir vollzählig!" sprach ernst Adrian Fjedorowitsch.

Er machte mich mit den Ankömmlingen bekannt: Staatsanwalt S. und Mitglied des Gerichtshofes Herr N.

„Aber wo ist denn das ‚Väterchen'?"*) frug Adrian Fjedorowitsch den Oberaufseher, der gerade vorbei kam.

„‚Väterchen' ist drinnen," antwortete der Aufseher, „er ist schon lange dort, Euer Wohlgeboren, er muß wohl gleich herauskommen!"

„Warten wir also noch etwas!" sagte Adrian Fjedorowitsch und sah auf die Uhr.

Fünf Minuten später traten der Pope und der Psalmsänger aus der Türe, die in die Kaserne der Zuchthäusler führt. Der Psalmsänger trug vorsichtig etwas, das in einem Tuche eingeschlagen war. Der Geistliche trat auf uns zu.

„Nun, was denn, Väterchen?" frug ihn das Mitglied des Gerichtshofes, nachdem wir alle ihn begrüßt hatten. „Wie steht es? Hat man gebeichtet?"

„Er hat gebeichtet und das Abendmahl genommen!" antwortete der Geistliche, ein noch junger und stämmiger Mann, mit großem, breitem Bart, — „alles ist in Ordnung. Es scheint, daß er etwas weicher geworden ist!"

„Nun Gott sei Dank!" — sagte das Mitglied des Gerichtshofes, „alles wird dann wohl gut gehen, still und friedlich."

„Aber wie geht es denn Jelesaweta Grigorjewna?" frug er aufs neue den Geistlichen. „Erholt sie sich noch immer nicht?"

*) Übliche Bezeichnung für den Popen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wie sollte sie sich denn erholen?“ seufzte der Geistliche, — „sie macht mir große Sorge, ich quäle mich nur so um sie. Vor allem die Geschwulst, einen Tag scheint sie kleiner, am nächsten Tag ist es aber wieder ganz das gleiche, und Johann Karlowitsch will noch immer nicht schneiden!“

„Wenn es Zeit sein wird,“ sagte der Doktor, „werde ich schon mit dem Messer kommen, aber vorderhand — Ruhe und Diät!“

„Nun, Gott wird sie schon gesund werden lassen!“ sagte das Mitglied des Gerichtshofes.

In diesem Augenblick rasselten irgendwo Ketten, und aus dem Tore der Kaserne schritten zwanzig Zuchthäusler mit ihren Aufsehern. Man führte sie dem Galgen gegenüber auf die den Soldaten entgegengesetzte Seite und stellte sie dort auf.

Der Geistliche wandte sich jetzt an Adrian Fjedorowitsch und sagte: „Meine Aufgabe ist beendet. Es kommt mir nicht zu, hier noch länger zu verweilen. Gute Nacht, Ihr Herren!“ Und er entfernte sich durch das Gefängnistor.

„Dejourierender!“ rief Adrian Fjedorowitsch, „führen Sie den Schischkoff heraus!“

„Wer ist denn das, Schischkoff?“ frug ich leise den neben mir stehenden Aufseher.

„Das, Euer Wohlgeboren, ist der Henker“ — antwortete der mir ebenso leise — „er ist selber ein Zuchthäusler!“

Es ward mir beklommen zumute. — Währenddessen war es schon fast ganz hell geworden, und ich konnte gut den Schischkoff sehen, als er mit zwei Aufsehern aus der Kaserne trat und sich zum Galgen wandte. Das war ein kräftig gebauter Mann von ungefähr 45 Jahren, er trug die Gefangenenkleidung, war aber ohne Fesseln, er hatte weißblonde Haare und rote Augen wie ein Albino. Seine Backenknochen standen außerordentlich hervor.

„Schischkoff!“ rief ihn Adrian Fjedorowitsch an. Schischkoff kam eilig herbei.

„Ich hoffe, daß alles in Ordnung ist, und keine Liederlichkeit an den Tag kommt. Sonst, — du erinnerst dich wohl an das vorige Mal? Ich brauche nicht viele Worte zu machen. Die Rute hat schon lange Sehnsucht nach dir!“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Seien Sie ganz ohne Sorge, Euer Wohlgeboren, fast den ganzen Tag habe ich gearbeitet. Alles ist in Ordnung. Es ist nicht das erste Mal, Euer Wohlgeboren!" antwortete Schischkoff.

„Nun, marsch!" unterbrach ihn der Aufseher und rief laut in der Richtung nach der Kaserne:

„Man soll den Matochin herausführen!"

Da nahmen wir alle, ich weiß nicht weshalb, unsere Hüte und Mützen ab. Ich bemerkte noch Eines: Obgleich wir alle, die wir hier anwesend waren, leidenschaftliche Raucher waren, rauchte niemand von uns. Es schien uns unpassend. Der Doktor hatte zwar sein Zigarrenetui herausgenommen, aber wieder eingesteckt, als er sah, daß niemand rauchte.

4

Unter der Türe der Kaserne erschien in Begleitung eines Aufsehers Matochin, noch immer in Hand- und Fußfesseln. Er schien unnatürlich rot im Gesicht, aber er schritt ganz fest zu, während seine Blicke unruhig umherwanderten.

Schischkoff schritt auf Matochin zu, faßte ihn unter den Achselhöhlen und führte ihn zum Galgen. Die Trommeln rasselten.

Unter dem Galgen blieb Schischkoff mit Matochin stehen, faßte den Strick an und begann plötzlich etwas zu suchen. Er suchte auf der Erde und in seinen Taschen, aber augenscheinlich fand er nicht das, was er brauchte. Und plötzlich lief er zu Adrian Fjedorowitsch: „Euer Wohlgeboren . . ." raunte er rasch und stoßweise, „etwas ist nicht in Ordnung. Nichts, womit man den Strick einseifen könnte. Es war da ein Stück Seife, ich kann mich aber nicht entsinnen, wo ich es hingetan habe. Befehlen Sie ein Stück Seife zu geben!"

„Daß ich dir, du Schuft, die Rute geben lassen werde, das ist sicher!" brüllte Adrian Fjedorowitsch und schritt auf den Leutnant zu.

Die Trommeln verstummten. Adrian Fjedorowitsch wandte sich zu den Arrestanten und sagte:

„Nun, Kinder, gehe einer von euch in die Kaserne und hole ein Stück Seife!"

Niemand rührte sich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Was tun?“ er zuckte die Achseln. „Dejourierender!“ wandte er sich an den Oberaufseher, „ich schreibe dir sogleich einen Zettel für den Letschinsky. Wecke ihn: Er soll sogleich auf Rechnung der Kanzlei ein Stück Seife herausgeben!“ — und er schrieb auf seinem Knie einen Zettel, mit dem der Aufseher rasch verschwand.

Wir, das heißt das Mitglied des Gerichtshofes, der Staatsanwalt, der Doktor und ich, schimpften in unserer Ecke leise auf die Unordnung, derentwegen Matochin sich jetzt ein paar Momente länger quälen muß.

Adrian Fjedorowitsch schimpfte laut auf den Schischkoff und versprach ihm, „ein solches Bad zu geben, daß es dem Himmel heiß werden solle“.

Aber lauter als alle anderen schimpfte Matochin selber. Er wußte, daß er nichts weiter zu verlieren hatte:

„Gestreifte Teufel, Ihr! — schrie er — „Euer Verstand reicht nicht einmal dazu aus, einen Menschen aufzuhängen. Längst könnte alles zu Ende sein. Da hat man mich geweckt, der Teufel weiß, wann! Ihr da —“ schrie er dem Leutnant zu, „Ihr tragt Gläschen vor den Augen, was aber nötig ist, das seht Ihr doch nicht! Ja, und Euer Wohlgeboren“ — (er deutete auf Adrian Fjedorowitsch) „möchten wohl auch etwas schnarchen gehen, aber du warte nur noch etwas!“

„Maul halten!“ schrie der Leutnant, aber Matochin ließ sich nicht einschüchtern und fuhr fort zu schimpfen. Der Leutnant errötete und wußte nicht, was er tun sollte.

Adrian Fjedorowitsch aber ging nervös auf und ab. Der Leutnant schritt auf ihn zu:

„Soll man nicht die Trommeln rühren lassen, den Schurken zu übertönen?“

„Wozu?“ entgegnete Adrian Fjedorowitsch. „Im Grunde genommen hat er ja ganz recht!“

Endlich verstummte Matochin (er war wohl müde geworden) und setzte sich auf den Schemel unter dem Galgen. Neben ihn setzte sich Schischkoff.

„Wenn man mir wenigstens zu rauchen geben würde!“ sagte Matochin. Schischkoff nahm sogleich aus der Tasche Tabak und schüttete ihn sich auf die Hand. Darauf brachte er von irgendwoher etwas Zeitungspapier zum Vorschein und drehte zwei Zigaretten, die eine für sich, die andere für Matochin. So saßen sie nebeneinander auf dem Schemel und rauchten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich habe heute auch Fedja Jadreny gesehen!“ wandte sich plötzlich Schischkoff an Matochin. „Vom Fenster aus sah ich ihn, er ging vorüber!“

„Was sagst du da?“ frug lebhaft Matochin, „wie ist denn das möglich?“

„Was weiß ich,“ antwortete Schischkoff, „es heißt, er soll sich wieder mit der Katja herumtreiben!“

„Gott ist ihm gnädig!“ — murmelte mürrisch Matochin. „Würde ich ihm begegnen, ich würde alte Rechnungen begleichen!“

Dann begannen sie leise zu flüstern wie zwei alte Freunde.

Plötzlich wie aus dem Boden gestampft tauchte zwischen ihnen der Aufseher auf und hielt Adrian Fjedorowitsch ein Paket hin.

„Übergib es dem Schischkoff!“ sagte ihm dieser.

Der Aufseher händigte das Paket dem Schischkoff ein. Der Leutnant kommandierte wiederum: „Stillgestanden! Die Trommler vor!“

Die Soldaten standen stramm, die Trommeln rasselten, aber Schischkoff machte sich immer noch mit dem Strick zu schaffen. Endlich brachte er, irgendwoher, eine Art kleinen Sack zum Vorschein. Es war das eine weißleinene Maske, wie sie die Kapuziner tragen, mit zwei großen Löchern, um die Ärmel durchzustecken. Diese Maske wollte er dem Matochin über den Kopf ziehen, der riß sie aber weg und sagte irgend etwas. Beim Rasseln der Trommeln konnte ich es nicht verstehen. Schischkoff half dem Matochin auf den Schemel steigen, — das fiel dem in seinen Fesseln schwer — sorgsam legte ihm dann Schischkoff die Schlinge um den Hals und stieg dazu selber auf den Schemel neben den Verurteilten.

Dann sprang er plötzlich hinunter und riß dem Matochin den Schemel unter den Füßen weg.

Ich wandte mich ab. Vielleicht nach einer halben Minute blickte ich wieder dahin.

Die Augen des Erhängten wurden gläsern, sein Gesicht nahm einen seltsamen, gleichsam erstaunten Ausdruck an, und seine Finger bewegten sich unaufhörlich und sehr rasch, einer nach dem andern, als zählten sie etwas, oder als liefen sie über eine Klaviatur.

Da fühlte ich plötzlich einen heftigen Schmerz in der rechten Hand. Das neben mir stehende Mitglied des Gerichtshofes hatte meine Hand krampfhaft mit den Nägeln erfaßt und preßte sie bis aufs Blut.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sehen Sie doch“ — flüsterte er — „die Finger, die Finger!“

„Lassen Sie um Gottes Willen los, das tut weh,“ schrie ich fast.

Der Doktor — er stand unweit von mir — drehte sich um, spuckte aus, und sagte bloß: „Pfui Teufel!“

Ich wurde von einer Art Starrkrampf befallen. Ich wollte nicht dahin sehen und sah doch dahin.

Nach etwa einer Viertelstunde kam ich zu mir, als ich den Doktor mit der Uhr in der Hand neben dem Erhängten stehen sah: er fühlte dessen Herz und Puls und sagte dann etwas zu dem Leutnant.

Der Leutnant gab mit dem Säbel den Trommlern ein Zeichen, und die Trommeln verstummten. Dann steckte er den Säbel in die Scheide.

Johann Karlowitsch rief laut aus: „Der Delinquent ist bereits verschieden!“

„Man kann ihn herunternehmen, Schischkoff“, rief Adrian Fjedorowitsch, „nimm ihn rasch herunter!“

Schischkoff kletterte mit der Behendigkeit eines Affen auf den Querbalken, um den Strick loszuknüpfen.

„Was machst Du denn da nur?“ schrie ihn Adrian Fjedorowisch an. „Schneide ab, und laß alles dort!“

„Weshalb den Strick verderben, Euer Wohlgeboren,“ entgegnete Schischkoff. „Es ist ein guter Strick, er taugt noch weiter!“

Die Sonne war schon aufgegangen, und ihre Strahlen fielen gerade auf Matochins Gesicht: der gleiche erstaunte und seltsame Ausdruck lag auf ihm.

Zwei Soldaten brachten von irgendwoher einen hölzernen Sarg. Dahinein legten sie die Leiche.

Der Staatsanwalt und das Mitglied des Gerichtshofes unterschrieben ein Papier und übergaben es dem Leutnant, wobei der Staatsanwalt sagte: „Um zehn Uhr werden Sie zum Rapport kommen, Herr Leutnant!“

Der Leutnant nahm das Papier und verbeugte sich schweigend. Dabei bemerkte ich, daß er weiß war wie ein Bettuch, und daß seine Kinnladen zitterten.

„Nun, es ist Zeit, kommen Sie!“ sagte der Doktor. „Gehen wir, meine Herren!“

Wir verabschiedeten uns alle von Adrian Fjedorowitsch und verließen das Gefängnis.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5

Es war gegen 5 Uhr morgens, als wir alle, das heißt: der Staatsanwalt, das Mitglied des Gerichtshofes, der Doktor, der Leutnant und ich das Gefängnis verließen.

Die Sonne strahlte hell am blauen Himmel. Alles versprach einen schönen Tag. Wir stiegen von der Anhöhe, auf der das Gefängnis lag, zur Stadt hinunter. Unser Weg führte die ganze Zeit am Ufer entlang. In den Büschen sangen die Vögel. Auf dem Flusse stieg feiner Nebel auf.

Wir gingen schweigend. Ab und zu blickte ich auf den Leutnant. Er schritt dahin wie ein Betrunkener; plötzlich schwankte er und blieb stehen. Ich trat zu ihm hin und frug ihn:

„Was ist Ihnen? Ist Ihnen nicht wohl?"

„Nein, — es ist nichts — es wird schon vorübergehen," antwortete er „Wissen Sie, ich habe viel getanzt letzte Nacht, und da schwindelt mir jetzt ein wenig der Kopf."

„Nun, nun, junger Mann," sagte gutmütig der Doktor. „Der Kopf dreht sich ihm wie einem jungen Fräulein."

Der Leutnant erholte sich ein wenig, und wir gingen weiter.

„Ich habe keine Lust mehr mich schlafen zu legen," sagte der Staatsanwalt, „der beste Schlaf ist sowieso vorüber."

„Ja, und das war ein Schauspiel," bemerkte das Mitglied des Gerichtshofes, „daß man wohl nicht so leicht einschlafen wird."

Ich fühlte am ganzen Körper ein Frösteln und sagte einfach: „Ich würde gleich mit Vergnügen irgend etwas trinken!"

„Aber wissen Sie, meine Herren," sagte das Mitglied des Gerichtshofes, — und dabei blieb er stehen, „ich habe Kognak zu Hause, und ich sage Ihnen, Kognak ist garnichts gesagt, mein Kognak ist geradezu süßer Rahm. Ich lebe als „Waisenkind" — als Junggeselle . . . Kommen Sie zu mir, trinken wir eins und" — bemerkte er schüchtern, „machen wir dabei so eine kleine Morgenpartie. Wissen Sie — drei Robber, nicht mehr. Es wird ja auch so nach alledem niemand von uns schlafen."

„Ich hielt Sie immer für einen genialen Menschen, Iwan Fjedorowitsch," sagte der Staatsanwalt, „ich nehme Ihren Vorschlag mit Vergnügen an!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Doktor, der Leutnant und ich stimmten dem schmeichelhaften Urteil des Staatsanwalts bei. Wir beschleunigten unsere Schritte und waren bald bei der Wohnung des Mitgliedes des Gerichtshofes angelangt.

„Ich werde das Dienstmädchen nicht wecken," sagte dieser. „Wir werden uns selber bedienen."

Er zog aus der Tasche seine Schlüssel, wobei seine Hände seltsam zitterten, so daß er lange das Schlüsselloch nicht treffen konnte, und öffnete.

Wir traten ein, legten im Vorzimmer ab und schritten durch das Wohnzimmer ins Kabinett.

„Tun Sie, als ob Sie zuhause wären, meine Herren," sagte Iwan Fjedorowitsch mit sichtlichem Vergnügen, „ich werde gleich das Nötige besorgen."

Er brachte dann zwei Flaschen Kognak, öffnete sie und stellte sie auf den Tisch.

Ich hatte den Leutnant nicht aus den Augen gelassen. Er sprach die ganze Zeit kein Wort. Er hatte sich im Wohnzimmer hingesetzt. Er war leichenblaß und blickte gedankenlos ins Weite. Als man den Kognak auf den Tisch gestellt hatte, stand er schweigend auf, goß sich ein und stürzte rasch hintereinander zwei große Gläser hinunter. Dann kehrte er ins Wohnzimmer zurück und setzte sich wiederum ohne ein Wort zu sagen auf seinen früheren Platz.

Ich wandte mich an Iwan Fjedorowitsch: „Wenn wir Karten spielen sollen, so erlauben Sie wohl, daß ich mir vorher die Hände wasche?"

„Bitte," erwiderte bereitwillig der Hausherr, „dort, im Schlafzimmer, finden Sie alles." Er ging dann ins Wohnzimmer und wandte sich an den Leutnant:

„Vielleicht, Herr Leutnant, möchten auch Sie sich waschen. Dort im Schlafzimmer finden Sie alles, Handtuch und Seife."

Der Leutnant sprang plötzlich auf. Und er ward noch bleicher.

„Wie können Sie es wagen," — schrie er — „mich zu beleidigen? Ich bin ein ehrlicher Offizier, aber kein Henker .... Ich habe Ihre Seife nicht nötig. Unterstehen Sie sich nicht, derartige Anzüglichkeiten zu sagen!" Und er schlug derartig mit der Faust auf den Tisch, daß die Lampe, die auf ihm stand, auf den Boden fiel und in Stücke zerbrach. Wir liefen alle ins Gastzimmer.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Erlauben Sie einmal, Leutnant, wo ist hier die Anzüglichkeit?" — sagte sichtlich verlegen das Mitglied des Gerichtshofes, — „es ist mir auch garnicht eingefallen ...."

Aber der Leutnant war schon ins Vorzimmer gegangen, nachdem er noch einmal geschrieen hatte:

„Sie werden mir dafür noch Genugtuung geben!" Damit öffnete er die Tür und verschwand.

Wir andern sahen uns schweigend einander an.

„Der junge Mann ist offenbar betrunken," sagte der Staatsanwalt. „Er hat ja zwei Gläser auf einmal ausgetrunken."

„Hm," meinte der Doktor, „gut, wenn er nur betrunken ist. Ich fürchte, das ist etwas ganz anderes."

Wir waren alle erschüttert, und wir beschlossen, unsere Partie auf ein anderes Mal zu vertagen. Bald trennten wir uns.

Einige Tage darauf traf ich Johann Karlowitsch im Klub.

„Unser Leutnant," — begann er — „Sie erinnern sich wohl? Heute habe ich ihn gesehen. Er liegt bei uns im Spital in hohem Fieber. Er phantasiert ununterbrochen bald von einer grande ronde, bald von einem Stück Seife!"

Rundschau

Der Balkan und der Tripoliskrieg

Daß die Orientfrage wieder aufgerollt ist, haben wir versucht, in einer Reihe von Artikeln darzulegen. Aber das Eigentümliche in der Entwicklung dieser neuen Orientfrage scheint zu sein, daß sie zunächst auf die nichteuropäischen Teile des türkischen Reiches und auch in anderen Weltteilen gelegene Interessen ausgeht, was ja aus den allgemeinen Linien der Situation begreiflich wäre. Auf dem Balkan selbst, der in früheren Zeiten das Objekt jeder neuen Phase der Orientfrage darstellte, scheint Ruhe zu herrschen. Früher war es so, daß die kleinsten aus Anlaß einer Krise oder eines Schub sich ergebenden Zwistigkeiten auf dem Balkan selbst den Anstoß zu den schwersten Verwicklungen, zu den größten Ereignissen und zum Einschreiten der Großmächte selbst gaben, und der Konflikt zwischen den emporwachsenden jungen Balkanvölkern, zwischen dem Nationalitätenprinzip und dem Türkentum spitzte jeden kleinen Konflikt zu einem gefahrvollen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ereignis zu. Darum hat es sich bei allen früheren Orientereignissen, bei allen Gelegenheiten, die die Mächte zu einer Stellungnahme veranlaßten, immer um die Erhaltung des Status quo auf dem Balkan selbst gehandelt; dieser war das Losungswort, ihm galten die österreichisch-russischen Abmachungen, die Repliken und die Gegenzüge, die Aufstellung und die Ablehnung von Programmen, die Reformideen und die Reisen der Ministerpräsidenten. Als nun der Krieg um Tripolis ausbrach, hegte man allgemein die Befürchtung, daß nun die Türkei zum Kampfe um ihre Existenz selbst gedrängt würde, da die natürlichen Gelüste der Balkanvölker erweckt würden.

Wohl hatte die italienische Regierung in den Instruktionen an ihre Agenten in den Balkanstaaten erklärt, daß sie für die Erhaltung des Status quo auf dem Balkan sei, und man konnte auch den Standpunkt aufstellen, daß Tripolitanien zum Mittelmeersystem gehöre, an dem die anderen Orientstaaten nicht interessiert seien. Aber die Türkei selbst ist auch eine Balkanmacht, und man konnte fürchten, daß sie selbst auf den Einfall geriete, durch Bewegungen auf dem Balkan die Aufmerksamkeit der ottomanischen Bevölkerung von der italienischen Aktion in Tripolis abzulenken. Nach der Periode der ersten Besorgnisse, die durch die bekannten Ereignisse von Preveza und im Adriatischen Meere im allgemeinen und durch die spätere Bedrohung von Inseln im Ägäischen Meere erhöht wurde, trat eine Periode der Ruhe ein, die allerdings ein wenig mit jener Ruhe zu vergleichen war, die auf dem internationalen Finanzmarkt herrschte. Trotzdem die politische Lage eine gedrückte war wie seit langer Zeit nicht, schien doch der Geldmarkt fest; aber dieser Umstand mußte zu denken geben, da er auf den Gedanken leitete, daß absichtlich Ruhe von den interessierten Finanzmächten gehalten werde, in der Erwartung der größeren Ereignisse, die fällig werden sollten. So mußte man auch auf dem Balkan das Losbrechen großer Katastrophen befürchten. Besonders hat es sich um eine albanische Verwickelung gehandelt, um einige Bewegungen Montenegros und vor allem um Griechenland. Dieses schien gleich im ersten Augenblick ins Spiel gezogen, als es hieß, daß die Kretafrage durch die Tripolisaffaire tangiert werden sollte und schließlich durch die Bedrohung des griechischen Interessenkreises, die die Besetzung der Inseln im Ägäischen Meere mit sich gebracht hätte. Auch Bulgarien schien an den Ereignissen stark interessiert. Und die Italiener selbst erklärten, wenn die Türkei nach der Besetzung der tripolitanischen Küste nicht nachgebe, würden sie, entgegen den ursprünglichen Absichten, genötigt sein, den Krieg ins Ägäische Meer zu tragen.

Eine Ausdehnung des Konfliktes war schon durch die natürliche Absicht Italiens als möglich erwiesen, denn dieses mußte doch bedacht sein, wo immer es konnte, loszuschlagen; und mußte es nicht auch später zur Überleitung des Konfliktes auf Europa versucht sein, da der Gegner in Afrika sich einfach nicht zur Wehre setzte?

Angesichts dieser Verhältnisse war es die Hauptsorge der Mächte, der Krieg möge auf Afrika lokalisiert bleiben. Der Wille Europas war darauf gerichtet, daß der Status quo auf dem Balkan nicht getrübt werde, und sie erreichten es, daß der Kriegsschauplatz nicht durch den Entschluß der Belligerenten, sondern durch den Einfluß und durch den Druck der Mächte auf ein ganz bestimmtes Gebiet beschränkt wurde.

Da war schon das Interesse der Balkanvölker mit denen der Großmächte an manchen Punkten identisch, denn das Übergreifen der Kriegsoperationen auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Ägäische Meer hätte auch gegen ihre Interessen verstoßen. Aber von der Opferung dieses Interesses abgesehen, kann man die Haltung der Balkanvölker eine moderne und höchst erfreuliche nennen. Sie haben, möchte man sagen, einen Beweis ihrer europäischen Denkungsweise abgegeben, einen Beweis ihres Solidaritätsgefühles mit den großen europäischen Mächten, indem sie den Versuch unterließen, einen für die Türkei so überaus ernsten Moment — und der sah im ersten Augenblick noch viel ernster aus — für die eigenen Zwecke auszunützen und eine Abrechnung ihrer alten Ansprüche an die Türkei in Aussicht zu nehmen.

Ja man kann fast sagen, daß der Krieg, in den die Türkei verwickelt worden ist, sie in ein besseres Verhältnis zu den Balkanstaaten gebracht hat. Vor allem ist die Ausgestaltung dieses Verhältnisses in den Artikeln besprochen worden, die die Bündnismöglichkeiten der Türkei diskutierten. Bekanntlich hat der Großwesir in der Türkischen Kammer davon gesprochen, daß die Türkei daran denke, in ein Bündnisverhältnis zu anderen Mächten zu treten. Bald sprach man, wie der „Jeune Turc," von England als den natürlichen Verbündeten und ein Einvernehmen mit der Tripelentente wurde als das einzigmögliche erklärt. Der „Tanin" wiederum erklärte die Herstellung einer Freundschaft mit Rußland für wünschenswert; andere Stimmen plädierten für die Nützlichkeit eines innigeren Anschlusses an Deutschland. Vielfach wurde aber auch an einen Balkanbund gedacht, zu dessen Beitritt sich Bulgarien, Serbien, Montenegro und die Türkei — vielleicht auch Rumänien und Griechenland verstehen würden. Wenn diese Balkanstaaten sich mit der Türkei zusammenschließen würden, wäre allerdings eine mächtige Garantie für die Erhaltung des territorialen Status geschaffen. Freilich ist dieser Gedanke kaum in der nächsten Zeit und heute garnicht durchführbar. Er ist auch zur Zeit der Annexion von Bosnien und der Herzegowina aufgetaucht, gleichfalls in einem Augenblicke, wo er als eine Utopie erscheinen mußte. Aus rein taktischen Gründen nur ist es zu begreifen, daß man in Konstantinopel mit diesem Gedanken einer Balkanföderation mit der Türkei an der Spitze diskutiert, um Zeit zu gewinnen und um Tripolis im Namen der Integrität des Reiches zu retten. Darum ist dieser Gedanke ja auch mit dem eines türkisch-russischen Bundes verknüpft worden. Diese Idee, die in allen balkankritischen Stunden regelmäßig aufzutauchen pflegt, ist also undurchführbar, aber der Umstand schon, daß sie diskutiert wird, setzt ein gewisses freundschaftliches Verhältnis der Türkei zu den Balkanstaaten voraus. Was übrigens die Kretafrage betrifft, die man als den akutesten Punkt der möglichen Gefahr ansah, so war es beim Stand der Dinge selbstverständlich, daß sie weder von griechischer noch von türkischer Seite irgendwie in die heutige Krise einbezogen würde. Aus dieser auf die Herstellung von Allianzen gerichteten Stimmung heraus ist auch die Mitteilung entstanden, die von einem Bündnis zwischen Bulgarien und Griechenland sprach.

Die Sache liegt so, daß sich tatsächlich in letzter Zeit die Beziehungen zwischen Griechen und Bulgaren gebessert haben. Diese Besserung begann in Mazedonien, wo die griechische und die bulgarische Bevölkerung sich nicht mehr befehden, sondern einander nähergetreten sind, in der Erkenntnis, daß ein geschlossenes Zusammengehen für ihre nationale Stellung in der Türkei selbst von Nutzen sein könnte. Dieses Einvernehmen, das also im Volke selbst begann, hat sich dadurch vertieft, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die bulgarischen und griechischen Deputierten in der türkischen Kammer vielfach zusammengearbeitet haben. Durch das Zusammengehen der beiden Kirchenoberhäupter, des ökumenischen Patriarchats und des bulgarischen Exarchates, haben sich auch die kirchlichen Beziehungen wesentlich gebessert, so daß sogar von bulgarischer Seite vielfach an Aufhebung des Schismas gedacht worden ist. All das hat die allgemeine Reibungsfläche verkleinert und infolgedessen eine Annäherung der beiden freien Königreiche selbst herbeigeführt. Aber von da bis zum Eingehen eines Bündnisses ist noch ein weiter Schritt, und die Staaten müßten sich fragen, ob ein Moment, da man gerade gegenüber der Türkei den aufrichtigen Wunsch nach Erhaltung der Ruhe ausgesprochen hat, der geeignete zum Abschluß eines Bündnisses ist, das einen Gegensatz zu diesem friedlichen Gedanken herstellen könnte. Die Türkei hat übrigens diese Stellung der Balkanvölker zu würdigen gewußt; das beweist die viel mildere Haltung, die sie gegen die Desiderata der Nationalitäten angenommen hat wie auch die Energie, mit der in der türkischen Kammer der Großwesir den griechischen Abgeordneten sein Einschreiten versprochen hat, als die Ermordung des Metropoliten Emilianos zur Sprache gebracht wurde.

So ist die Ruhe auf dem Balkan bisher ausgezeichnet gewahrt worden. Ja, wenn heute Befürchtungen bestehen, sind sie eher in dem Gedanken an die ihrer letzten militärischen Erfolge bewußte Türkei begründet. Diese hat gezeigt, daß sie selbst in einem militärisch so verwahrlosten Teile des Reiches wie es Tripolitanien ist, einen energischen Widerstand aufzubringen vermag, und die Befürchtung ist nicht von der Hand zu weisen, daß der so angestachelte ottomanische Chauvinismus selbst zu einer Aktion in Europa dränge. Wie so oft hat sich also auch im heutigen Falle eine Umkehrung der Situation als möglich gezeigt. Zuerst befürchtete man die Erregung der Balkanstaaten, die ihre Aspirationen realisieren wollten; dann entstand aus der scheinbar notwendigen Feindseligkeit ein Entgegenkommen zwischen der Türkei und den Balkanvölkern, und heute muß die Hoffnung darauf gerichtet sein, daß die Türkei selbst nicht momentan dem aufgereizten Chauvinismus nachgebe.

Julius Sachs

Die Havensteinpredigt

Den Präsidenten der Deutschen Reichsbank, Havenstein, hält man für einen klugen Mann. Fachleute rühmen ihm Umsicht und kunktatorisches Talent nach. Solche Eigenschaften sind für den Mann, der auf der Kommandobrücke unseres Kreditschiffes steht, unbedingt notwendig. Ein Impulsiver, ein Angstbebender, könnten unsägliches Unheil anrichten. Ein Schauender, der das Erkannte prophylaktisch verwendet, vermag selbst heute noch zu retardieren. Selbst heute, wo die kaufmännische Kalkulation sich in Kreditphantasie wandelt.

Im Zentralausschuß hat Havenstein gewarnt, Börsenspekulation und Volkswirtschaft ermahnt, den Galopp zu mäßigen. Aus zwei Gründen: Die Wechselflut droht die Reichsbank schier zu ersäufen, und die Flut ist nicht mehr klar. Was sagen dazu die Bankdirektoren, die unserem Zentralnoteninstitut Berater sein sollen? Richter und Angeklagte. Und es scheint, daß den Angeklagten die Fähigkeit abgeht, Richter zu sein. Volkswirtschaftskredit und Börsenspekulation. Beide ungesund. Es kann ja auch nicht anders sein, da ein Blut durch beide rollt. In Wallung, in Siedehitze bringen es die

Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Banken, die zur Kreditregulierung Berufenen. Wenn man die Börse verstehen will, ist es nötig, den letzten Triebkräften des wirtschaftlichen Brauseprozesses nachzugehen. Immer mehr tritt es zutage: Zentralisation und Akkumulation im Bankwesen wird der Verderb aller Solidität. Darin mag eine Notwendigkeit liegen. Aber stärker noch als diese sind die Stimulantien mechanischer Natur, die das Tempo zur Raserei gebracht haben. Depositenschlucken und Emissionswahnsinn. Da sind die Wurzeln allen Übels. Der Kaufmann, der die alten Wege gehen will, stöhnt: „Mit Rechtschaffenheit ist heute nichts mehr zu machen, man muß schieben, schieben, sonst wird man geschoben, an die Wand geschoben, an der man zerquetscht wird." Und so schiebt alles. Von der einen Buchseite auf die andere, von einem Effektenportefeuille ins andere, vom Nichtwert mit der Agiopeitsche solange, bis der Nonvaleur sich als Wert geriert. Repräsentativ, blendend, ist die deutsche Volkswirtschaft geworden. Noch nie hat die Welt so viel Ziffern erlebt. Die Statistik sitzt auf dem Thron. Alles liegt vor der glitzernden Göttin im Staube und da der Blick ehrfürchtig gesenkt ist, erkennt man nicht die Talmiqualität. Die prunkvollkalten Bankmoloche schlucken und speien, recken die Arme immer weiter und es ist wie eine Lähmung über Industrie, Gewerbe und Handel gekommen. Sie können nicht anders als sich das Blut aussaugen lassen.

Krieg und Frieden, Revolution und Bürgerruhe, Börsenunwetter und Börsensonne, Publizität und Verschweigen, alles macht der Geist der Banken. Das schlimmste aber, der Einfluß lockert die kaufmännischen Soliditätsbegriffe. Selbst Produktionsführer, einst auf festem Boden stehend, geraten ins Torkeln. Ein Kreditrausch ist über die Welt gekommen. Und das ist das Übelste: Nicht dem Tüchtigsten, von Ehrlichkeit Beseelten, winkt Hilfe. Jedem Schieber wirft sich die neue Gottheit an den Hals. Dem Kräftigsten sperrt man den Personalkredit, und dem, der durch die neue Methode mächtig werden will, wirft man den papiernen Segen in den Schoß. Welch ein „Wechsel"! Selbst Herr Kirdorf wird blind und unterscheidet nicht mehr Buchgewinne von Konsumresultaten. Nichts ist kennzeichnender als die Überwertung des „Kaufmännischen Geistes" in der Verwaltung. Gewiß, er muß rein in die Köpfe der Regierungsschematiker. Aber doch nicht so. Da Lindequist ging, war Dernburg wieder die höchste Weisheit. Nicht das Bemühen des eben Geschiedenen, dem kolonialen Kreditunfug zu steuern, sah man. Man jubelte: Er ging in Dernburgs Spuren. Als ob das ein Verdienst wäre. Man soll doch mal am Nationalvermögen die Bilanz der Dernburgära ziehen. Ein Defizit, ein großes Defizit.

„Der Dernburggeist" war und ist kein kaufmännischer Geist. Und wenn es tausendmal geschrieben wird, Dernburg war doch kein Kaufmann. Und nur die Milderung Dernburgscher Bocksprünge in einen ruhigeren Gang könnte Lindequist als Verdienst angerechnet werden. Dennoch hat während seiner Ära das Kreditgift weiter gewirkt, mehrten sich die Verluste. Wieder wurde wie verrückt darauf los gegründet, war der letzte Schuster für Kolonialwerte begeistert. Kann man den Geist einen kaufmännischen nennen, der reale Möglichkeiten nicht sieht, und anstatt zu mahnen: „Aus den deutschen Kolonien wird erst nach schwerer, langer Arbeit etwas zu haben sein", die Spekulationspeitsche schwingt. Und nochmals, Dernburg war kein Kaufmann und die ganze Kaufmannsgeste war keine an-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dere als die des Kochs, der mit dem Schaumlöffel aus Kompaktem schönen Wind schlägt.

Überall dasselbe. Die kranke Kaliindustrie zittert vor jedem Salzfunde im Auslande. Die Zementindustrie, die Kohlen-, die Eisenindustrie alle mit Kredit verseucht. Epidemien vernichten sich selbst durch den Tod ihrer Angriffsobjekte. So wird es auch in der Volkswirtschaft sein.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Herr von Lindequist

Nachdem Dernburg verdrängt war, ist Herr von Lindequist Staatssekretär der Kolonien geworden. Er erinnerte als Kolonialminister nicht an Dernburg, sondern an den Prinzen Hohenlohe-Langenburg. Der unsensationelle Staatssekretär hat in einer sensationellen Weise seinen Abschied genommen. Ihn deswegen als Helden zu behandeln, erscheint demjenigen, der die Verhältnisse kennt, gründlich verfehlt.

Die Vorgeschichte ist folgende. Der Staatssekretär des Auswärtigen, Herr von Kiderlen-Wächter hat nach der Einleitung der Verhandlungen mit Frankreich dem Staatssekretär der Kolonien mitgeteilt, daß Kompensationen in Frage kommen, und darüber mit ihm konferiert. Dieser erörterte verschiedene Möglichkeiten, darunter den Kongo und Dahome. Die Verhandlungen mit Frankreich nahmen darauf ihren Fortgang und zwar auf der Basis einer Kongo-Abtretung. Erst in einem vorgeschrittenen Stadium dieser Verhandlungen stellte Herr von Lindequist in einer erneuten Konferenz zwischen ihm und Herrn von Kiderlen-Wächter den Antrag, eine Abtretung eines Teils von Dahome zu verlangen. Herr von Kiderlen erklärte dies für sachlich aussichtslos und überdies für ein unvorteilhaftes Schwanken des deutschen Standpunkts, wenn nunmehr plötzlich die Basis der früheren Verhandlungen verlassen würde. Dabei scheint er seinen Standpunkt mit einer gewissen Lebhaftigkeit der Betonung vertreten zu haben. Über diese Lebhaftigkeit des Tons erhob nun Herr von Lindequist Beschwerde an den Reichskanzler, die dieser nach Prüfung des Falls ablehnte. Diese Ablehnung zeitigte ein Rücktrittsgesuch des Herrn von Lindequist, das nicht genehmigt wurde und auf dem dieser auch nicht beharrte.

Nunmehr wiederholt er dasselbe. Darüber entsteht nun in der vorher schon zerfahrenen und widerspruchsvollen Lage eine heftige Partei- und Zeitungspolemik.

In Wahrheit hat selbstverständlich jeder Beamte die persönliche Befugnis, von seinem Amt zurückzutreten, aus welchen Gründen es ihm beliebt. Herr von Lindequist aber muß wissen, daß er der Reichsregierung in diesem Moment der Meinungsbildung über ihren Vertrag und in der gegenwärtigen scharf belasteten Lage der Regierung die besondere Verlegenheit bereitet, sie mit dem Schein zu belasten, ihre Politik sei so falsch gewesen, daß sie sogar der Kolonialminister nicht habe mitmachen können, während es sich in Wirklichkeit um Zweckmäßigkeits- und Quantitätsfragen gehandelt hat, in denen Meinungsverschiedenheiten möglich sind, aber objektiv das Recht eines Protestes demjenigen nicht geben, der die ganze Entwicklung mitgemacht und die staats-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rechtliche Stellung angenommen hat, die dem Reichskanzler die Verantwortung zuweist. Es ist ein falscher Einschlag im Tuch, wenn Herr von Lindequist den Lärm der Kolonialchauvinisten fruktifiziert, um sich als den Kolonialcharakter der forschen Politik feiern zu lassen.

Heinrich Hutter

Justiz, Presse und allgemeine Interessen

In der Mitte des November soll, so hat der Seniorenkonvent des Reichstags beschlossen, die kleine Strafgesetznovelle weiterberaten werden. Dieser Entwurf enthält die Lex Wagner, die Bestimmungen zur Verschärfung des Beleidigungsparagraphen, mit denen man die oppositionelle Presse vernichten will. Zwei Lesungen hat die Novelle schon passiert, und eine dritte steht noch aus. Es ist also sehr wohl möglich, daß das Vorhaben gelingt, den Behörden ein bequemes Mittel an die Hand zu geben, unbequeme Zeitungen durch Beleidigungsklagen bis zur oder nahe zur Vernichtung zu schädigen. Denn, wie der „Vorwärts" mit Recht hervorhebt, — die Befugnis des Richters, Geldstrafen bis zu 10,000 Mark neben Gefängnisstrafe bis zu zwei Jahren — jetzt entweder Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder Gefängnis bis zu zwei Jahren! — für einfache Beleidigung (Behauptung nicht erweislich wahrer Tatsachen) zu verhängen, wenn die Beleidigung öffentlich oder durch die Presse geschah, ist die Befugnis, kleinere Blätter finanziell zu ruinieren, mittlere in ihrer Entwicklung zu hemmen und große erheblich zu schädigen. Die Erhöhung des Maximalbetrages der Buße an den geschädigten Beleidigten von 6000 auf 20,000 Mark kommt noch hinzu.

Um die Ungeheuerlichkeit dieser Verschärfungen recht zu würdigen, muß man sich einmal Justiz und Presse als zwei miteinander konkurrierende Institute vorstellen. Dann erklärt es sich leicht, warum die Justiz immer geneigt ist, Preßvergehen besonders schwer zu ahnden. Es paßt ihr nicht in den Kram, daß die Presse sich nicht mit ihrem ursprünglichen Berufe, Neuigkeiten zu verbreiten, begnügen mag, vielmehr sich als Hüterin allgemeiner Interessen aufspielt, an öffentlichen Zuständen Kritik übt, gemeingefährliche Schurken entlarvt und sogar Handlungen der Obrigkeit auf ihre Bedeutung für den gemeinen Nutzen hin prüft. Die Wahrung der allgemeinen Interessen betrachtet die Justiz als ihr Monopol, und tatsächlich behandelt sie hartnäckig den Anspruch der Presse, auch für solche zu wirken, als eine widerrechtliche Anmaßung. Die Gerichte können sich auf Reichsgerichtsentscheidungen berufen, wenn sie in ihren Urteilen der Presse jegliche Befugnis aberkennen, öffentliche Zustände zu kritisieren, und ihr daher den Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches versagen.

Im vorigen Jahre hatte ein Großviehhändler zum Kaisermanöver dem Proviantamt ganz minderwertige alte Ochsen geliefert. Mehrere Blätter hatten das zur Sprache gebracht. Der Viehhändler erhob Privatklage wegen Beleidigung. Vor Gericht wurde festgestellt, daß tatsächlich sehr alte, minderwertige Ochsen geliefert worden waren, und nur in einem völlig nebensächlichen Punkte konnte der Wahrheitsbeweis nicht erbracht werden. Das Amtsgericht Würzburg verurteilte am 20. Juni 1910 die Redakteure wegen Beleidigung, was ausdrücklich damit begründet wurde, daß die Presse nicht berechtigt sei, allgemeine Interessen wahrzunehmen.

Die Justiz darf jederzeit in den vollen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staatssäckel hineingreifen, um die Kosten ihrer Berufsgeschäfte zu bestreiten. Die gesamte Bureaukratie, im besonderen die Polizei steht ihr zu Ermittelungszwecken zur Verfügung. Es ist ihr also so leicht wie möglich gemacht, Irrtümer zu vermeiden. Trotzdem kann sie in der Regel für Irrtümer nicht verantwortlich gemacht werden. Sie darf einen Mann, wie den Krankenpfleger Griehl, der dreißig Jahre lang in seinem Berufe aufs treueste seine Pflicht erfüllte, als ein liebevoller Ehemann, ein fürsorglicher Familienvater, ein vornehm denkender und handelnder Mensch in seinen Kreisen bekannt und geachtet war, plötzlich wegen Verdachts, ein gesuchter Mörder zu sein, verhaften und drei Monate und eine Woche in Haft behalten lassen, nur weil irgendeine Frau aus dem niederen Volke gesehen haben wollte, wie er zur Zeit der Mordtat die Treppe des Hauses, wo sie geschah, herunter kam. Wegen solcher Dinge wird der Justiz kein Haar gekrümmt, dem Geschädigten wird auch nicht der geringste Schadenersatz zugebilligt.

Wenn ein Journalist einen Schädling der Allgemeinheit bekämpft, so bedeutet das an und für sich ein großes Wagnis für ihn. Wenn er auch nur annähernd so leichtfertig eine Anklage gegen jemanden erhebt, wie es ein Staatsanwalt unbekümmert tun darf und oft genug tut, so macht er sich unmöglich. Es bedeutet daher eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn dieselbe Justiz, der es so leicht wie möglich gemacht ist, nicht zu irren, und welche doch wegen fahrlässigster Irrtümer nicht zur Rechenschaft gezogen wird, jeden geringsten Irrtum, den ein Vertreter der Presse, dem es so schwer wie nur irgend möglich gemacht ist, nicht zu irren, bei Aufdeckung öffentlicher Mißstände begeht, mit schweren Gefängnis- und hohen Geldstrafen ahndet und außerdem einer durch einen Preßangriff irrtümlich an einer Ehre gekränkten Person unter Umständen eine vom Angreifer zu zahlenden Buße zubilligt, die nach dem Reichstagsbeschluß vom 11. Januar 1911 auf 20 000 Mark heraufgeschraubt werden soll.

Dabei gibt es nichts, was der Überwachung und Beurteilung durch die Presse dringender bedürfte als gerade die Justiz. Die Geschichte aller Kulturvölker lehrt, daß die amtliche Rechtspflege umso schlechter ist, in je engeren Schranken das gesprochene und das geschriebene Wort sich bewegen müssen. In einem Lande wie Rußland, wo die Zensur noch am schärfsten geübt wird, ist der friedlichste Staatsbürger vor nichts weniger sicher, als vor der amtlichen Rechtspflege, während in England Vereine und Gesellschaften befugt sind, strafbare Handlungen zu verfolgen, zum Beispiel die National Society for the prevention of cruelty to children jedes Jahr Tausende von Strafverfolgungen einleitet und dabei durchschnittlich 96 Hundertstel Verurteilungen erzielt, ohne daß sich je eine Bewegung in der Öffentlichkeit dagegen geregt hätte. In Amerika hat der Staatsanwalt nur das Anklagematerial herbeizuschaffen; die sogenannten Großgeschworenen prüfen es und entscheiden, ob eine Anklage erhoben werden soll. Bei uns jedoch gilt der Staatsanwalt noch als so etwas wie ein Stellvertreter Gottes, ein unfehlbarer Papst, der als unfehlbar niemandem Rechenschaft schuldet.

Otto Corbach

Nach der Affäre Richter

Es ist wohl der Mühe wert, in einer gewissen zeitlichen Distanz der Spur der Sensationsereignisse zu folgen. Wenn erst die große Tatsachenwoge, die die Öffentlichkeit beschäftigte, vorüberge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rauscht ist, so läßt sich feststellen, welche bleibende Veränderungen sie im Alltäglichen zurückgelassen hat, welches neuartige Wirklichkeitsmaterial sie mit sich gebracht. Denn diese Woge, die im Heute so staunenerregend und unerwartet erschienen ist, sie schwemmt das Erdreich der Selbstverständlichkeit von Morgen an. Die Verblüffung, daß so etwas überhaupt möglich ist, sie klingt in der Regel in die Erfahrung aus, daß es heute eben so ist und nicht anders. Und deshalb lohnt es sich, gerade dann Betrachtungen anzustellen, wenn die Gefühle bereits schweigen, wenn Mitleid, Staunen, Sympathie und wie die andern Größen heißen, die für gewöhnlich den Prolog zu einer neuen Erkenntnis sprechen, bereits von der Bühne abgetreten sind.

Die Affäre der Gefangennahme des Ingenieurs Richter begann für den ganz ferne Stehenden mit einer gewissen Überraschung; Räuber, Lösegeld, Gefangene, man hatte doch längst vergessen, daß es derlei gab. Es waren Reminiszenzen aus der Jugendzeit, wo Karl-May-Romane die Ur-Begriffe von dem allen in die Köpfe der heutigen Generation gepflanzt hatten. Es klang seltsam genug in die Nüchternheit des täglichen Lebens hinein, und doch mochte man wieder den Eindruck haben, es sei wohlbekannt und ganz natürlich, so vertraut waren alle Rollen von früher her der Phantasie. Man wußte, was jeder der Beteiligten zu tun hatte. Die Räuber haben zu entführen und Geld zu erpressen, die Gefangenen haben, nach vergeblichem Widerstand, ein Quantum von Entbehrungen und Leiden auszukosten, und die dritten, die Gendarmen haben zu verfolgen; dann ist alles wie es sich gehört. Und da zeigte es sich, daß die Vorstellung mit der Wirklichkeit nicht mehr stimmte. Räuber und Gendarmen sind geblieben, aber der Gefangene hat sich verändert. — War es diesmal ein Ausnahmsfall, aus dem man keine Folgerungen ziehen darf? Die Annahme ist kaum mehr möglich; denn so viel Staunen und Anmerkungen die Affäre auch hervorrief, das eine Staunen fehlte, die eine Anmerkung wurde nicht gemacht, die, über die neuartige Weise eines Mannes, sich gefangen nehmen und gefangen halten zu lassen. Und deshalb ist der Schluß berechtigt, daß diese Neuartigkeit niemanden überrascht, daß die Änderung wirklich vollzogen, daß es eben die Weise von heute ist. Es soll kein Vorwurf gegen einen einzelnen erhoben werden. Wie viele Angehörige der Kulturstaaten hätten unter den gegebenen Umständen anders gehandelt? Aber das Bewußtsein, daß hier etwas Eigentümliches geschehen ist, scheint zu fehlen. Es ist wenigstens noch nicht ausgesprochen worden, daß sonst, wenn zwei Männer einem dritten zum Schutze beigegeben sind, es ihrer drei sind. In diesem Falle aber sind es nur zwei gewesen.

Daß Ingenieur Richter in dem Momente, wo die beiden Gendarmen, die ihn begleiteten, kämpfend niedergeschossen wurden, sich mit der Zuschauerrolle begnügte, muß nicht weiter verwundern. Er ist der Jüngste nicht, er ist nicht zu solchen Kämpfen mit Räubern nach Griechenland gefahren. Aber daß er auch nachträglich nicht ein Wort der Erklärung oder der Rechtfertigung versucht — unter den vielen, vielen Worten, die er bisher der Sache widmete — das gibt zu denken. Ist es denn eine Kleinigkeit, eine Angelegenheit, die nicht der Rede wert ist, neben sich zwei Menschen sterben zu sehen, die der eigene Wille — es braucht nicht erst festgestellt zu werden, ob dieser Wille achtungswertem Forschertrieb oder bedauerlichem Leichtsinn entsprang — an diesen Platz geführt hat? Oder sollte gerade das Leben dieser beiden Männer, die dort in Ausübung ihrer Pflicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gestorben sind, so wenig von Bedeutung sein? Rührendes oder Interessantes haben wir freilich nichts weiter von ihnen gehört. Das einzige, was erzählt wurde, ist der nüchterne Bericht der Tatsachen: als die kleine Schar überfallen wurde, nahmen sie ihre Gewehre, schossen solange sie Patronen hatten und wurden dann getötet.

Man jubelt jetzt allerorten in Deutschland dem Landsmanne zu, der aus Gefahr und Mühsal gerettet wurde. Die Freude ist vollberechtigt und Jubel, wem Jubel gebührt. Auch dem Befreiten selbst ist Freude und Selbstbewußtsein vollauf zu gönnen. Wenn er, wie es in den Interviews geschah, seinen Bericht damit beginnt, daß er es seinen geographischen Kenntnissen verdankt, immer gewußt zu haben, wo man ihn verborgen hielt, so erhebt er damit nur auf eine Anerkennung Anspruch, die ihm billigerweise niemand versagen wird. Aber manches andere Wort ist doch wohl nur in der ersten Freude gesprochen und bedeutet eine zu starke Zumutung an die Glaubfähigkeit des Hörers. Was soll die Erklärung, er verdanke nur seiner eigenen, unausgesetzten Wachsamkeit das Leben? In der Tat, der Gefangene der Räuber, den sie monatelang mit sich herumschleppen, der nicht zu rufen wagt, wenn die suchenden Gendarmen in Hörweite vorüberpatrouillieren, und der bei dem allen doch sich selbst, seinen eigenen Fähigkeiten, das Leben verdankt, — er ist ein noch weit interessanteres Phänomen als die Königstochter im Märchen, die von Korsaren entführt, nach jahrelanger Irrfahrt, dank der eigenen Tugendhaftigkeit, jungfräulich zu den Ihren zurückkehrt. Der Kulturmensch unserer Länder, den sein Geschick unter die Räuber des Olymp geführt hat, mag recht hörenswerte Schilderungen zu geben haben, aber stolz sollten sie nicht klingen. Schon deshalb nicht, weil selbst berechtigter Stolz neben dem Bericht von den beiden Soldaten, die ihre Pflicht getan, verstummen müßte. Aber von ihnen wird nicht weiter gesprochen.

Und das eben scheint mir das Überraschende der Affäre, das Bleibende, ihr Gehalt an neuer Erfahrung: die Selbstverständlichkeit, mit der über solche Dinge nicht gesprochen wird. Denn aus ihr geht hervor, daß man gar nicht mehr erwartet, Männer in den Angelegenheiten des Lebens agieren zu sehen, sondern eben Ingenieure oder Gendarmen, Menschen des Berufs. Die Männlichkeitsforderung, sie wird überhaupt nicht gestellt, sie ist vergessen, fast ebenso wie die Männlichkeitsanerkennung. Die Zeit fragt nach dem Beruf. Der Ingenieur ist an seinem Reißbrett zu Hause, ihm kommt es nicht zu, sich zur Wehre zu setzen. Der Gendarm hat sich zu schlagen, ist er gefallen, so kam es ihm eben zu. Man spart sich bei dem einen den Tadel, bei dem andern das Lob.

Das Heldentum hat heute nur noch Kuriositätenintereresse. In den zivilisierten Staaten ist keine Nachfrage mehr nach Helden. Und zweifellos bedeutet das auch manchen Gewinn. Daß die Zeit nüchterner geworden ist, daß man die Handlungen eines Menschen nach ihrer Nützlichkeit und Rechtlichkeit beurteilt, nicht nach der Äußerlichkeit der schönen Geste. Wahr ist es auch, daß der Ingenieur Richter in seiner Tätigkeit, in seinem Beruf, genug Gelegenheit hat, sich auszuzeichnen, und daß die nicht gegebenen Faustschläge, die nicht abgefeuerten Schußwaffen vielleicht nur Gelegenheiten sind, auf die er verzichten konnte. Trotzdem, wenn man auch keinen Vorwurf gegen ihn erheben will, daß er selbst den Vorwurf nicht vorweg nimmt, mutet seltsam an. Oder hat er gar dort unten heldenmütig gekämpft und es nur nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Mühe wert gehalten, davon Erwähnung zu tun? Das wäre zu viel der Bescheidenheit, aber — es wäre nur beweisender als alles. Beweisend für die Tatsache, daß in aller Stille eine Umwandlung der Werte vor sich gegangen ist, daß die Zeit manche der Tugenden von ehemals nicht mehr sucht und nicht mehr anerkennt, und daß die Mannhaftigkeit bereits zu diesen Tugenden zählt.

Otto Soyka

Turandot

Zwei Premieren. Turandot von Gozzi und Sonnenstößers Himmelfahrt von einem Träumer. Daß ein Träumer nicht zu Reinhardt geht, muß man heute nicht mehr sagen. Der meist genannte Theaterleiter, der keine Reklameinserate zu bezahlen braucht, sucht nicht nach Dichtern.

Er hat das Rezept gefunden, wie der europäische Snob ins Theater gelockt werden kann.

Dunkle Szene, nackte Beine, und die Erlaubnis, mitzupöbeln.

Blumenstege, Schauspieler, die in den Zuschauerraum gehen, so begann es. Dann kamen die halbnackten Chormädchen, die ihre Extremitäten über die Rampe hängen lassen, hernach mußte es die Masse bringen, hundert gröhlende Statisten und schwitzende Weiber. Der Schluß ist mitspielen und mitulken. In der Tat, Reinhardt weiß, wie man den Geldmob amüsiert, der viel zu roh ist, um Kunst ohne Lärm genießen zu können.

Die Zeit der öden Lümmel, die nach durchschlafenen Tagen ihre nächtlichen Späße haben müssen, hat ihren Regisseur gefunden.

Daß er nicht mit Sherlok Holmes sondern mit Oedipus dem Geschmacke entgegenkam, war eine besondere Tat, für die ihn der Fernhintreffer Apollon strafen mag, ihn und einen singenden Italiener. Nichts zu sagen von dieser Aufführung der Turandot.

Südliche Ausgelassenheit, chinesische Bilderbogen, Hysterie rundum, Hysterie auf der Bühne, Hysterie im Zuschauerraume und wieder der lebhafte Kontakt zwischen beiden.

Lustknäbliche Verzückungen, unter dem Gürtel heraufgeholte Seufzer, Schweiß und Patschuli.

Es war wieder wundervoll.

Bade dich gesund von dem Ekel, du, der du noch nicht zu ihnen gehörst und sieh in Sonnenstößers Himmelfahrt das reizvolle Werk eines Dichters, der nichts davon weiß und nichts davon wissen will, wie man nach dem Beifall der hohläugigen Genießer hascht.

A. R.

F. St.

Die Eröffnung des berliner Stadthauses hat Herrn Fritz Stahl Gelegenheit gegeben, über die Bevorzugung süddeutscher Künstler Klage zu führen.

Man hätte „Berliner" nehmen sollen, die es ebensogut können.

Diese Mahnung „kaufe im Orte" nimmt sich gut aus im Munde eines Herrn, der siebenmal in der Woche universell sein will.

Aber im Grunde meinte Herr F. St. wahrscheinlich nicht, „kauft in Berlin", sondern „kauft bei Cassirer!"

Wenigstens lassen seine fortgesetzten Angriffe vermuten, daß sich sein Sachverständnis nur für eine bestimmte Clique erwärmt.

Es ist möglich, daß dem gestrengen Kritiker ein paar seichte Porträtbüsten, Niedlichkeiten und Rodinimitationen besonders gefallen, aber wer mit der Miene des Unfehlbaren durch die Gefilde der Kunst stolziert, sollte nicht so oft über den Draht stolpern, den ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlauer Händler über seine Wege spannt.

Wenn Herr F. St. nachforschen will, wird er finden, daß so ziemlich alle, die Berlin und Norddeutschland mit ihrer Kunst schmücken, die unangenehme Eigenschaft haben und hatten, Süddeutsche zu sein.

Meffel, Hoffmann, Taschner, Lederer, Rauch, Gosen, Gaul, Kauffmann, Wiedemann, Wrba, Wackerle und so weiter. Südlich des Mains könnte man eifersüchtig sein auf die großzügige Art der Norddeutschen, welche uns die Besten wegholen, aber daß sich in Berlin jemand findet, noch dazu ein offizieller Kunstkenner, der darüber schimpft und den trefflichen Hoffmann bei der berliner Konkurrenz verklagt, das ist ein bißchen komisch.

In Neu-Ruppin oder in Kötzschenbroda kann ein eifersüchtiges Stadtkind gegen die Bevorzugung von „Zugereisten und Auswärtigen" Stimmen aus dem Publikum einsenden, aber für die Hauptstadt des Deutschen Reiches müßten höhere Gesichtspunkte Geltung haben. Zudem gefährdet Herr Stahl das Ansehen der Künstler, denen er nützen will. Man kommt zu der widerwärtigen Vermutung, daß ein paar brodneidige Halbheiten hinter dem Kritiker stehen und gegen den Baumeister, der schlechterdings mit ihrer Unzulänglichkeit nichts anzufangen weiß, einen versteckten Angriff richten.

Es gibt heimliche Talente, die mit Stänkerei erreichen wollen, was ihrem Können versagt bleibt. Man kennt sie, und der Angriff gegen die „münchener Ornamente" und die „italienischen Steinmetzen" wirkt noch schlimmer, wenn er zugunsten dieser Schwachmaier unternommen wurde

Im übrigen hat Herr Stahl Gelegenheit, zu sehen, was bei dem „kaufe im Orte"-Prinzip herauskommt.

Die Siegesallee. S.

Vom Segen des Nichtwissens

Wie müssen sie Gott langweilen, die Menschen, mit ihren ewigen Klagen über die Grenzen ihres Wissens, und wie beleidigen sie so Gottes vorausblickende Güte!

Haben wir aber auch nur begriffen, wozu uns unser Nichtwissen verpflichtet? Verbietend muß unser Nichtwissen sein überall da, wo man uns einreden will, es sei notwendig, daß der Mensch über den Menschen herrsche. Gebietend muß unser Nichtwissen sein, wo immer die Rede ist davon, daß den Mitmenschen vornehmste Bedürfnisse eignen, und daß die Rücksicht auf sie höchste Aufgabe sein kann für uns. Weil wir nicht wissen können, ob nicht der ganzen Menschheit und jedem einzelnen Menschenkinde ideale Ziele vorgeschrieben sind, darum allein ziemt uns jede Ehrfurcht und jedwede Rücksicht auf jeglichen unserer Mitmenschen!

Wir sind aber nun einmal träge von hause aus, und unsere ewigen Klagen über unser Nichtwissen verbergen nur allzuoft auch unser Nichtwollen. Weshalb wollen wir denn sonst die Gewißheit erleben, daß unser Streben für den Mitmenschen im Einklang stehe mit den Gesetzen des Weltalls? Weshalb wollen wir dessen gewiß sein, bevor wir uns dazu entschließen, die Hände zu regen für unseren Nächsten? Und wer von uns pflegt nicht jede Pflichtversäumnis einem Mitmenschen gegenüber vor sich selber zu entschuldigen damit, daß er eigentlich nicht wisse, ob selbstloses Tun überhaupt Zweck habe? (Aber unsere Seele glaubt dem nicht, und unser Gewissen läßt nicht locker.) Und was bedeutet denn eigentlich Wissen? Wer von uns hat jemals darüber nachgedacht? Wenn wir etwas wissen, so heißt das doch bloß, daß wir uns etwas angepaßt haben, daß wir uns verglichen haben mit ihm, daß

Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

es uns nicht mehr größer erscheint, als wir uns selber vorkommen. Alles Wissen wäre ein Nichthinauskönnen aus dem Ich, ein rettungslos Eingeschlossensein in der eigenen Beschränktheit. Was uns aber am Leben erhält, das entspringt vorzüglich unserem Nichtwissen. Höchster Lebensanreiz liegt für uns in der Wahrscheinlichkeit dessen, was wir niemals wissen können. Und es liegen Seligkeiten in ihm. (Die Künste haben uns etwas davon verraten.)

Etwas ausdenken, erforschen, erklären, etwas wissen, bedeutet immer nur es zurückzuführen auf die letzte Quelle unserer Unwissenheit, auf das Geheimnis, den unbegrenzten Tummelplatz der Seele. (Und wer das Geheimnis leugnet, der begeht die Sünde wider den Geist; der verurteilt sich selber zum Vegetieren: Was wäre absolutes Wissen anders als absolute Leere?)

Der ruhelose Menschengeist, erfüllt von der Majestät des Nichterkannten und in steter Sorge um dessen Unerkennbarkeit, strebt unaufhaltsam danach, alles zu erfassen, was zu erfassen ist. Und doch hegt er ein ganz elementares Mißtrauen gegen alle Weltenerklärer, weil er in ihnen von vornherein Weltenverkleinerer wittert, Verkleinerer des Ewig-Geheimnisvollen, in dessen vor jeder Aufdeckung sicherem Anblick für ihn, den Menschen, der höchste Anreiz zum Leben beruht. (Und nahetreten dem Weltengeheimnis darf bloß der, der es mit seiner Annäherung vergrößert.)

Unlösbarkeit des Weltengeheimnisses! Tummelplatz aller Freiheiten der Seele Du! Einzige Atmungsmöglichkeit des freien Geistes! Begreifen können, absolutes Erkennen, wäre Daseinsbetrug, Entwertung allen Lebens, Erstickungstod der Seele! Leben wäre dann gleich der heiteren Illusion in der Agonie eines Erhängten!

Lebenserhaltende Tragik der Seele! Sie will alles erkennen, um nur beruhigt sein zu dürfen über die Unerkennbarkeit des Alls! Was ist Erkenntnis, was sind Gedanken? Die sonnenbeschienene Oberfläche eines weltmeertiefen Ozeans! Was ist Gefühl? Potenzierte Gedanken, Gedankenmöglichkeiten, noch nicht geborene Gedanken. Und die Menschenseele lebt davon, daß sie Gefühle umsetzt in Gedanken — das ist der Stoffwechsel der Seele — und es bedarf nur eines ganz geringen Umsatzes. Und wenn darum auch die freie Seele stehen muß auf dem äußersten Vorposten des Wissens, so bedeutet doch jeder Versuch, das Weltenall zu erklären aus den Vorgängen in ihm, die wir zu erklären imstande sind, einen Mordanschlag auf die Freiheit der Seele. Denn jede Weltenerklärung leugnet das Unerfaßbare und setzt das Zeitliche an die Stelle des Ewigen. Und die Seele steht dabei und weiß nichts mehr mit sich anzufangen. Denn sie fühlt, daß sie geschaffen wurde zu dem, was unfaßbar ist. Das ist ihr Glück und das ist ihr Unglück! Des Menschen Seele will das Ewige, das Bleibende, und vermag es immer nur zu fassen in zeitlicher Einkleidung, in ewig wechselnden Gewändern. Aber dieses ruhelose Haschen nach dem Ewigen, dieses Nie-erhaschen-können und Immer-zu-erhaschen-hoffen, wogegen möchte sie das eintauschen, des Menschen Seele?

Manas

Verantwortlich für die Redaktion Otto Wolters, für den Inseratenteil Fritz Roeßler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I. — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Kohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die berliner Hochspannung

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die politische Spannung war größer als seit Jahrzehnten. Die öffentliche Meinung und die Presse, voran die Boulevardblätter der Reichshauptstadt, die Parteien und das Parlament, die Ämter, die Regierung, der Hof und die kaiserliche Familie zeigten Spuren hochgradiger Nervosität. Man sah die Gewitterwolken. Man wußte nicht genau, welches Ziel sich die Elektrizität zu ihrer Entladung aussuchen werde. Dieses Suchen unterschied die Novemberdebatten 1911 von denen anno 1908.

Die Spannung entlud sich im Reichstag selbst, der sich dadurch wiederum als politische Wetterecke erwiesen hat. Selbst der Kronprinz ist auf der Reichstagstribüne für Zuschauer handelnd aufgetreten. Er hat demjenigen Angreifer, der sich am heftigsten gegen die kaiserliche Politik und Ratgeber wandte, vor aller Welt applaudiert. Der Kaiser war der Friedensliebe angeklagt und der Ankläger wurde vom Kronprinzen öffentlich beklatscht vor Inland und Ausland: Verlangt jemand mehr Sensation auf der berliner Novitätenbühne?

Die Erscheinung weist auf konstitutionelle Schwächen, auf Störung im Blutumlauf und auf politische Unterernährung hin.

Bethmann hatte sich und die kaiserliche Politik durch den Mangel einer Verbindung mit dem Parlament und der öffentlichen Meinung glänzend isoliert. Er hatte ein halbkriegerisches Signal mit der Entsendung eines Kanonenboots abgefeuert und dann geheim verhandelt. Eine viermonatliche Unsicherheit hatte die öffentliche Stimmung aus dem Gleichgewicht gebracht. Warten macht verstimmt. In dieser Zeit erzwungenen Schweigens schrieen die Alldeutschen nach einer „Tat". Der Krieg kam nicht. Die Alldeutschen diskreditierten im voraus das Ergebnis des Friedensvertrags. Der Kolonialverein, erpicht auf Kolonien, zog gleichzeitig gegen eine Verkleinerung und gegen eine Vergrößerung von Kamerun widerspruchsvoll zu Feld. Der Flottenverein ließ sich den Anlaß nicht entgehen, auszurufen, wir seien „gedemütigt" weil uns zehn Kreuzer gefehlt hätten. Der Staatssekretär der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kolonien suchte Deckung im Kolonialverein, der seine Existenzberechtigung durch Angriffe nachwies, und Herr von Lindequist verließ das Kolonialamt in dem Augenblick der größten Verlegenheit der Reichsregierung. Er war sicher der Anerkennung erregter Kreise. Der Kronprinz schaut wie bekannt in die „Zukunft". Er fragte bei seinen jüngeren Brüdern telegraphisch an, ob auch sie die Gefahr der Friedensverträge erkennen. Er wurde dafür im 8 Uhr Abendblatt der Nationalzeitung als der kommende Mann gefeiert. Er kam auch tatsächlich, er reiste mit dreitägigem Urlaub aus seiner Garnison nach Berlin und erschien in der Hofloge des Reichstags. Kronprinz, Lindequist, Maximilian Harden, „Abendblatt" und viele Tagblätter sind in konzentrischer Bewegung und die alldeutschen Blätter reden von dem neuen Ollmütz und Jena und laden ihre Federn mit Kanonen.

So begann die Debatte im Reichstag.

Der Reichskanzler erhob sich, seine Rede war defensiv und daher eindruckslos. Kein Beifall. Die Rechte, der zu lieb er vor wenig Tagen die Linke innerpolitisch angegriffen hatte, verließ die Front und feuerte auf ihren Kanzler! Sie griff ihn heftig an, machte der kaiserlichen Regierung den Prozeß wegen Unfähigkeit und polterte stillos gegen das Ausland. Der Kronprinz applaudierte ostentativ dem Herrn von Heydebrand, auch bei seinen gegen das Ausland gerichteten Angriffen. Das Kopfschütteln droht zur schmerzerregenden Körperübung zu werden.

Der konservative Führer hatte sich absichtlich v o r Bassermann gemeldet, um diesem den Wind aus den Segeln zu nehmen. Bassermann verteidigte Bülow. Das war sein gutes Recht. Aber es geht über die Kraft, Bethmanns Marokkopolitik für schlecht zu erklären, und die Bülows, die jene präjudiziert hat, für mustergültig zu erklären. Amicus Bülow, sed magis amica veritas. Bebel sprach am ersten Tag maßvoll.

Der Tee, den Bethmann Abends bei dem Kaiser mit dem Kronprinz getrunken hat, muß stark gewesen sein.

Am zweiten Tag kurz nach einer Rede des Abgeordneten Wiemer, die sich von denen seiner Vorredner sehr vorteilhaft abhob, ergriff Bethmann das Wort zum zweitenmal. Der lange Faden seiner Geduld gegen Heydebrand, der ihm in den Rücken gefallen ist, war endlich gerissen. Seine Worte waren in der Form noch parlamentarisch, aber von höchster Deutlichkeit, die Be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tonung war die einer leidenschaftlich hervorbrechenden Entrüstung und die Bewegung des rechten Armes mit der geschlossenen Hand war, wie wenn die Faust das Haupt des Herrn von Heydebrand hämmern wollte, der seinen Sitz unmittelbar unter der Balustrade der Ministerbank hat.

Der Anblick war dramatisch verstärkt durch die unmittelbare und gleich sinnfällige Erinnerung, daß gerade die Äußerung, die vierundzwanzig Stunden vorher der Kronprinz höchst eigenhändig beklatscht hatte, vom Kanzler für gewissenlos und für eine Schädigung der Interessen Deutschlands im Ausland erklärt wurden.

Herr von Heydebrand antwortete am gleichen Tage matt, und am andern Tag zogen die Konservativen und Nationalliberalen ihre zweiten Redner zurück. Der parlamentarische Angriff war gescheitert. So konnte ich auf der Tribüne vor Schluß der Debatte feststellen, daß Herr von Heydebrand auch im Auswärtigen „Desperadopolitik" getrieben habe und daß der Reichskanzler, dem wir das geflügelte Wort verdanken: „Der Starke führt das Schwert nicht im Munde," dem Haupt der Konservativen „das Schwert aus dem Munde geschlagen hat".

Die etwaigen Wirkungen des Zusammenpralls auf die innere Politik bleiben abzuwarten. Man ist auf diesem Gebiet in Preußen zu keinen ministeriellen Hoffnungen berechtigt. Aber gegenüber dem Ausland hat der Reichskanzler durch die persönliche Leistung eines temperamentvollen Schlags wider ungerecht übertreibende und gemeingefährliche Treibereien den moralischen Erfolg einer mutigen und geschickten Verteidigung seiner Vertragspolitik erzielt. Über diese selbst und über die auswärtige Politik der letzten zwanzig Jahre habe ich früher berichtet. Die Debatten haben die Richtigkeit der von mir im „März" vertretenen Meinung nicht widerlegt sondern bestätigt.

Die konstitutionelle Frage der Erweiterung der Reichstagsrechte aber ist im Plenum von einer großen Mehrheit bejaht worden. Die Kommission soll nun noch die staatsrechtlichen Fragen einem Beschluß entgegenführen. In dem Punkt, ob schon die jetzige Verfassung den Reichstag nicht bloß zur „Kenntnisnahme" sondern auch zur Genehmigung berufe, ruht der Keim eines Konflikts.

Der Reichstag schließt unter Lichteffekten, durch die der bevorstehende Wahlkampf in seiner Bedeutung für die innere und äußere Politik elektrisch beleuchtet wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschlands Demütigung

Gedanken eines Unpolitischen

Von Ludwig Thoma

Wieder eine stürmische Sitzung im Deutschen Reichstag, mit hochgehenden Wogen nationaler Entrüstung, mit starken Worten, mit hintangesetzter Loyalität, ganz so, wie es fast auf den Tag vor drei Jahren war. — Und fast noch stärker sind die inneren Zusammenhänge zwischen heute und damals, denn recht eigentlich wurzelt die Überzeugung, daß wir an unserer nationalen Würde Einbuße erlitten haben, viel mehr in dem durch lange Jahre genährten Mißtrauen gegen das persönliche Regiment und seine Art, sich zu geben, als in der Kenntnis blamabler Tatsachen.

Ja, wenn wir sehr gerecht sein wollen, dann gestehen wir uns, daß das nationale Urteil angekränkelt ist von der etwas operettenhaften Manier, Politik zu treiben, wie sie seit anno 1890 sich entwickelt hat. Ich bin alt genug, um mich an die nationalen Freuden zu erinnern, die aufflammten bei der Entsendung Heinrichs mit der gepanzerten Faust, bei der Ernennung Waldersees zum Allerweltsmarschall, bei der Reise nach Tanger, und ich bin mißtrauisch genug, um den aufschäumenden Stolz über die Fahrt nach Agadir ähnlich zu beurteilen, wie seine Vorgänger. Ich sehe, natürlich ganz bescheiden als politischer Laie, daß auch Seine Majestät der Untertan ein bißchen viel Vergnügen am Pompösen gewonnen hat, und deshalb kann ich mich nicht kopfüber in die neuen Wogen der Entrüstung stürzen, sondern frage vorsichtig nach den Beweisen unserer Demütigung.

Es ist darauf nicht leicht eine Antwort zu erhalten.

Die Bestandteile des deutschen Volkes, an die ich mich wenden konnte, waren mehr entrüstet, als unterrichtet, und die Ursachen ihres Zornes zerflossen bei dem Versuche, sie zu ergründen. Die Ansicht, daß wir das Susgebiet einstecken müßten, war allgemein, die Ansicht, daß wegen Marokko kein europäischer Krieg entfacht werden dürfe, war selbstverständlich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich konnte darin kein rechtes entweder-oder finden.

Und ich begann zu glauben, daß die Politiker, welche die Entsendung des Panther freudig begrüßten, durch sie sogleich die Annexion von Südmarokko für garantiert hielten, und doch wieder nicht in finsterer Entschlossenheit die Welt in Flammen setzen mochten, durch die wilhelminische Regie etwas verbildet worden sind.

Daß sie Wirklichkeiten und Möglichkeiten nicht sehr nüchtern beurteilen.

Von einem Ende Deutschlands zum andern wird es zornschnaubend gesagt, daß die Franzosen ein glänzendes, wir ein miserables Geschäft gemacht haben; sie Marokko, das herrliche, fruchtbare, erzreiche, wir ein schlafkrankes Kongogebiet.

Ein glänzender Tausch wäre es nicht.

Aber wenn die Franzosen Marokko schon haben — und dahinter setzen Gegenwart und Zukunft immer noch Fragezeichen — so haben sie 's nicht von uns.

Wir haben ihnen die Möglichkeit des Protektorates, die ihnen von verschiedenen anderen Staaten Europas gratis eingeräumt wurde, gegen Entgelt zugestanden.

Liegt darin wirklich die große Demütigung? Wir haben auf ein nur durch Krieg realisierbares Verbot verzichtet und den Frieden erhalten.

Hat Europa Ursache, darin ein beschämendes Zurückweichen zu sehen?

Ich bin nicht imstande, zu beurteilen, ob Deutschland für sein Zugeständnis eine größere oder bessere Kolonie hätte einhandeln können, aber ich bin imstande zu glauben, daß von allen, die es behaupten, keiner das weiß, keiner die weiter gesteckte Grenze kennt, bis zu der eine friedliche Verhandlung geführt werden konnte. Wenn mir aber Jemand erklären will, daß so oder so das Zugeständnis des Protektorates eine unverantwortliche Schmälerung der deutschen Rechte und des deutschen Ansehens bedeutet, dann komme ich auf festen Boden und ich nehme mir bei der Autorität eines tüchtigen Politikers eins zu leihen.

Bismarck hat nicht einmal, sondern oft betont, daß er Frankreich herzlich gerne Erfolge in Nordafrika einräume.

Wir wissen es von dem damaligen deutschen Gesandten in Paris, dem Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe. Er schreibt unterm 26. November 1880:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bismarck betonte, daß wir den Franzosen offen sagen könnten, wir freuten uns, wenn sie anderweite Interessen verfolgten, wie in Tunis, Westafrika oder im Orient . . wir seien ruhige Zuschauer und würden Frankreich nicht inkommodieren . . Zu General Pittié sagte Bismarck, am 8. April 1881, die Franzosen sollten in Tunis vorgehen und sich nicht um die Italiener kümmern . . .

Am 23. Oktober 1881 hob Bismarck, wie schon bei früheren Gelegenheiten hervor, daß wir nur wünschen könnten, daß Frankreich Sukzeß in Afrika habe . . ."

Seitdem ist nun freilich die Welt um dreißig Jahre älter und der deutsche Zeitungsleser um dreißig Jahrgänge gescheidter geworden, aber ich bleibe hartnäckig darauf stehen, daß die nämliche Sache, die Bismarck für erfreulich und wünschenswert gehalten hat, von Herrn Maier nicht für schmachvoll und entehrend angesehen werden muß.

Er hätte sich gegen die Fahrt nach Agadir als einen Rückfall ins Wilhelminische ablehnend verhalten können; aber er hat sie mit Frohlocken begrüßt.

Er hat daran Hoffnungen geknüpft, die nur durch einen oder mehrere Kriege sich hätten erfüllen lassen, und hat doch als anständiger und gewerbefleißiger Mensch den Frieden gewunschen.

Er darf seine unmöglichen Hoffnungen nicht in die Wagschale werfen, wenn er die Qualität des Geschäftes überdenkt. Er muß konsequenter werden.

Ich glaube an die Suggestivwirkung des Plakates. Vor dem Jahre 1905 war kaum etwas zu hören von den Vorzügen Marokkos, das heute jedem Gevatter Handschuhmacher als das Land deutscher Sehnsucht gilt, weil über das Sultanat des Tages zweimal etwas in der Zeitung steht.

Unter den Aufgaben einer vorschauenden Politik Deutschlands, die Bismarck in seinem Testamente vorgezeichnet hat, finden wir nirgends die einer expansiven Politik, die uns zwingen sollte, nach einem gefährlichen Besitz in Nordafrika zu trachten.

Im Gegenteil versichert der Gründer des Reiches, sein ideales Ziel sei nach Erreichung der Einheit stets gewesen, das Vertrauen auch der großen Mächte zu erwerben, daß die deutsche Politik, nachdem sie die injuria temporum, die Zersplitterung der Nation gut gemacht habe, friedliebend und gerecht sein wolle.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Um dieses Vertrauen zu erzeugen, schreibt Bismarck, ist vor allen Dingen Ehrlichkeit, Offenheit und Versöhnlichkeit nötig. Ich habe dieses Rezept nicht ohne Widerstreben meiner persönlichen Empfindlichkeiten befolgt in Fällen wie Schnäbele, Boulanger, Kaufmann, Spanien gegenüber in der Karolinenfrage, den Vereinigten Staaten gegenüber in Samoa.

Vielleicht ist es nützlich, sich heute daran zu erinnern, daß der nationale Stolz gerade in den zwei letzten Fällen stärkeren Reizungen ausgesetzt war, als in der Marokkofrage, und so könnte man sich am Ende mit seinem Bismarck trösten, und seine persönliche Empfindlichkeit unterdrücken.

Es war schön, daß im Reichstag so viele Redner den Vergleich zwischen Frankreich und Deutschland als lange nicht gut genug bezeichneten, aber eine Frage drängt sich dem geduldigen Bewunderer auf. Hätte der Reichstag die Möglichkeit gehabt, den Vertrag abzulehnen, wäre er vor der Wahl gestanden, ihn so wie er ist zu billigen, oder das Vaterland in einen schweren Krieg zu stürzen, würde sich dann eine Majorität für die Ablehnung gefunden haben?

Rundweg, ich glaube es nicht.

Vielleicht hätten die Konservativen die wilden Männer gespielt, besonders wenn sie eine gesicherte Majorität für den friedlichen Ausgleich gesehen hätten, aber alle andern hätten um Sus und Entenschnabel nicht die Güter des Friedens aufs Spiel gesetzt.

Sie hätten seufzend und murrend den Vertrag, wie eben die ganze politische Konstellation als Folge älterer Sünden hingenommen.

Damit ist wahrhaftig nichts gegen den Mut der Deutschen gesagt; der wird in einer schweren Stunde darum nicht weniger stahlhart sein, wenn wir jetzt, wie es Bismarck von sich behauptet, „internationale Streitigkeiten nicht aus dem Gesichtspunkte des Göttinger Komments und der Privatmensurenehre auffassen."

Wir können ja den Versuch machen, nicht stets von der Mutlosigkeit der leitenden Persönlichkeiten zu reden, und wieder mit Bismarck an die „Objektivität des deutschen Charakters" zu glauben, der „dem Deutschen Reiche die Achtung vor den Rechten anderer Staaten erleichtert."

Und horchen wir nicht ängstlich nach dem Auslande hin, auf den Jubel über die deutsche Niederlage! Manche Anzeichen in England sprechen dafür,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß Gewissenhaftigkeit und Ruhe, die sich nicht durch überreizte Stimmungen vorwärts drängen ließen, ein anderes Gefühl als Schadenfreude wecken können.

Wer Deutschland und seine machtvolle Entwicklung unbefangen sieht, mag in der Scheu vor einem nicht durch alle Notwendigkeiten erzwungenen Kriege nicht den Beweis der Schwäche, sondern jener ehrlichen Friedensliebe sehen, der Europa vierzig segensreiche Jahre verdankt.

Und lassen wir uns den Vorwurf gefallen, daß wir noch immer am deutschen Respekt vor der Wohlfahrt der Menschheit und der Größe friedlicher Arbeit festhalten.

Schöne Bücher / Von Hermann Hesse

er Chevalier von Gramont" von Karl Federn erzählt uns in zwei großen schmucken Bänden eine amüsant-elegante Lebensgeschichte aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten (Verlag Georg Müller, München). Den Kern des Buches bilden die alten „Memoiren des Chevalier von Gramont", deren Verfasser des Chevaliers Schwager war. Er hieß Hamilton, und so ist es passiert, daß eines der elegantesten und beliebtesten französischen Bücher aus der höfischen Glanzzeit einen Engländer zum Verfasser hat. Um diese Memoiren her, in denen wir den beliebten Chevalier als Höfling, als Kriegsmann, als Liebhaber und Verführer, als Spieler und Falschspieler, als galanten Elegant und kecken Abenteurer kennen lernen und die seit ihrer Entstehungszeit her berühmt waren — um diese Memoiren her hat Karl Federn einen Rahmen von historischen Studien geschaffen, der viele Beziehungen und Aufklärungen herstellt und den sagenhaften Memoirenchevalier als historische Person samt seinen Mitspielern und Gegenspielern deutlich werden läßt. Die üppigen Bände sind mit vielen Bildnissen geschmückt, aus denen uns die verschollene Zeit der pathetischen Königspracht und der losgebunden genießerischen, aristokratischen Geselligkeit seltsam wohlerhalten mit den veralteten Frisuren und Kostümen anblickt.

Von den neuen Büchern des Tempelverlags in Leipzig, dessen Ausgaben wieder einmal genannt und sehr empfohlen seien, sind die vier ersten Bände

Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

einer sehr schönen Schillerausgabe zu bemerken, die uns ein schönes Ganzes versprechen. Beim Erscheinen mehrerer wichtiger Neuausgaben, die der Verlag anzeigt, wird von der Tätigkeit dieser schönen, hoffnungsvollen Verlegervereinigung weiter die Rede sein.

Die deutschen Volksbücher kommen nun auch an die Reihe, nachdem sie so lange Zeit verwahrlost und vergewaltigt ein wenig fruchtbares Leben gefristet haben. Seit Simrock, gegen den auch noch schwere Bedenken zu erheben sind, war für sie nichts Nennenswertes mehr geschehen. Nun gibt Richard Benz, der sich schon um die deutschen Legenden Verdienste erworben hat, die Volksbücher neu in sorgfältigst hergestellten Texten heraus. Es ist eine Tat, die damit geschieht, und es ist eine Tat vom Verleger Diederichs in Jena, daß er die Bändchen so schön und billig macht. Es erschienen zuerst die sieben weisen Meister und die Historie vom Doktor Faust. Wenn diese herrlichen Volksbücher kulturhistorische Kuriositäten und Schweinereien enthielten, so dürften sie pro Band zwanzig Mark kosten und fänden ihre Abnehmer; so kosten sie zwei Mark und enthalten nichts als eine Wunderquelle schlichtkräftiger Wortkunst und einen Schatz deutschen Volkserlebens — wie wird es ihnen gehen?

Ein Zufall brachte mir kürzlich das „Taschenliederbuch des Sondershäuser Verbands deutscher Studentengesangvereine" ins Haus, und da gleich der nette schlichte Einband mir gefiel und vier lithographierte Überschriftblätter mich bedeutsam ansprachen, begann ich zu blättern und fand, daß das Büchlein, das der akademische Gesangverein München ediert hat, so sorgfältig und geschmackvoll gemacht ist, daß man es wohl als Muster eines Studentenliederbuches nennen darf. Hoffentlich nehmen andere Vereine es sich zum Muster, auch in musikalischer Hinsicht, und hoffentlich entschließt sich der Verband recht bald, das Büchlein öffentlich herauszugeben und zu vertreiben.

Im Inselverlag hat Julius Petersen die Briefe Lessings in einer reichlichen Auswahl herausgegeben, das hübsche sehr wohlfeile Buch hat mir, der ich diese Briefe fast alle noch nicht kannte, einen wahren Genuß gebracht und ich gebe dem Herausgeber recht, der im Vorwort sagt: „Lessings Persönlichkeit kommt zum verhältnismäßig schwächsten Ausdruck in seinen Dichtungen; bedeutender tritt sie in seinen prosaischen Kampfschriften hervor; am stärksten und reinsten offenbart sie sich in seinen Briefen."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Bücher von Literarhistorikern sind nicht immer langweilig, und zu diesen schönen Ausnahmen gehört das neue Buch von Oskar Walzel „Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts", an dem nur der schwerfällige und dabei doch inhaltlose Titel den akademischen Gelehrten verrät. Das Buch (Inselverlag) enthält 22 Aufsätze, gescheite feine Arbeiten von guter Haltung, deren Lektüre Freude macht. Besonders interessant fand ich „Goethes Wahlverwandtschaften im Rahmen ihrer Zeit" und die beiden ganz vortrefflichen Essays über Ferdinand von Saar und Marie von Ebner. Da das Buch außerdem einen größeren Aufsatz über Lenau, sowie feine Notizen über den „Unbekannten" Villers und dessen Freund Hoyos bringt, seien österreichische Leser noch besonders darauf aufmerksam gemacht.

Ein anderes wertvolles Essaybuch hat Wilhelm Weigand im Inselverlag herausgegeben: „Stendhal und Balzac". Es enthält je einen umfangreichen biographisch-psychologischen Aufsatz über Stendhal und über Balzac, den letzteren kennen und besitzen die Käufer des großen Inselbalzac schon. Die Arbeit über Stendhal ist aus einem kleineren Anfange in einer Reihe von Jahren entstanden und zeigt nicht nur den Autor als einen sehr guten Stendhalkenner, sondern gibt wirklich ein reines, groß gesehenes Bild des großen seltsamen Franzosen. Dieser Essay gehört zu Weigands schönsten Arbeiten, formal sowohl wie in der Transparenz des Psychologischen.

Eine der schönsten literarhistorischen Biographien, der „Beaumarchais" von Bettelheim, ist soeben nach fünfundzwanzig Jahren in zweiter Auflage erschienen (Becksche Verlagshandlung, München). Die neue Ausgabe ist überarbeitet und etwas gekürzt, im übrigen ist sie das alte werte Buch geblieben, die beste Biographie des wunderlichen kecken Uhrmachers, Erfinders, Dichters, Satirikers, Politikers, Unternehmers und kriminellen Abenteurers Beaumarchais, die auch in Frankreich volle Anerkennung fand. Der edle Held mit der imposanten Pose, als welcher Herr Beaumarchais in Goethes Clavigo erscheint, verflüchtigt sich allerdings bei der Lektüre dieses feinen Buches und wird zum begabten Aventurier und erfolgreichen Glücksritter, aber er wird uns dabei so wohl bekannt und wir verstehen ihn so gut, daß wir mit Vergnügen dies kühne bunte Leben auf dem moralisch so nichtigen Grunde seines Charakters erstehen und zu seiner Art von schöner Vollkommenheit gedeihen sehen. Denn so sieht der Verfasser seinen Helden an. Er sieht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

garnicht jenseits von Gut und Böse, er versucht garnicht seine Fehler als Tugenden erscheinen zu lassen, sondern er gibt alle seine üblen Schwächen zu und liebt ihn doch, weil er nicht umhin kann an dem genialen Lebenskünstler und witzigen Burschen seine Freude zu haben. Wir beglückwünschen das liebe feine Werk zur zweiten Auflage, die nicht die letzte bleiben wird, selbst wenn sie wider alles Erwarten wieder volle fünfundzwanzig Jahre vorhalten sollte.

Von der Lenauausgabe des Inselverlags ist der zweite Band fertig geworden, er enthält den Faust und Don Juan, Helena, Albigenser und den schönen Savonarola. Es wird von dieser Ausgabe später wieder die Rede sein; doch sei sie auch jetzt wieder empfohlen, nicht nur weil sie in ihrer Vollständigkeit und Sorgfalt gewiß die beste Ausgabe von Lenau ist und hübsch aussieht, sondern auch weil seit einiger Zeit der arme Niembsch sehr mit Unrecht etwas vernachlässigt und durch literarhistorische Neuentdeckungen zurückgedrängt worden ist.

Franz Bleis Übersetzung der „liaisons dangereuses“ ist in neuer Auflage bei Hans von Weber in München erschienen. Der klassische galante Roman von Laclos hat nicht die schwärmende bunte Leichtigkeit des Faublas, ist aber unvergleichlich geistreicher, und die feine Beimischung von Satire, die nie über das im Salon Erlaubte hinausgeht und doch manchmal beinahe ernst aussieht, macht ihn für heutige Leser zum genießbarsten, galanten Roman aus dem Paris des 18. Jahrhunderts. Die schöne Webersche Ausgabe bringt die alten Kupfer von Gerard, Fragonard und Monnet in gelungenen Reproduktionen.

Mag man darüber streiten, ob es notwendig und wertvoll ist, solche Kulturdokumente in kostbaren Ausgaben wieder zu drucken, jedenfalls hat der Webersche Verlag sich nicht auf diese Spezialitäten beschränkt, sondern er hat auch neuerdings zwei Werke in kostbaren Liebhaberausgaben ediert, die einer solchen Auszeichnung längst würdig und bei dem gesteigerten Luxusbedürfnis dieser Zeit auch bedürftig waren. Er hat das Nibelungenlied und die Kudrun in wundervollen Musterdrucken großen Formates herausgegeben, die wohl den Vergleich mit den prachtvollen englischen Quartausgaben des 18. Jahrhunderts aushalten. Beide Bücher geben die besten Originaltexte und enthalten sich aller Beigaben, sie sind bei Enschede in Zoonen hergestellt und gehören zu den allerschönsten Drucken der neueren Zeit. Gerade solche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ehrwürdige Dichtungen alter Zeit erfreuen von neuem, wenn sie in einer feierlich großartigen Ausstattung wiederkehren, die über den praktisch-alltäglichen Gebrauch hinausgeht und dem edlen Buch als solchem eine Würde beimißt, die es in unserer Zeit des vielen Lesens und der billigen Drucke sonst nicht mehr hat. Das Nibelungenlied gehört billig gedruckt in hunderttausend Hände, aber es gehört auch in einer solchen bibelhaft ehrwürdigen Ausgabe in das Haus der Wohlhabenderen, und wenn vielleicht mancher Subskribent dieser Luxusdrucke nur der Mode huldigt und das Nibelungenlied in der Monumentalausgabe so wenig liest wie bei Reclam, so ist es nur sein eigener Schaden. Will die zurzeit so lebhafte Produktion luxuriöser Editionen sich rechtfertigen und nicht zur Afferei werden, so kann sie nichts besseres tun als sich je und je wieder solcher Werke erinnern, die zum Urbestand der Dichtung gehören. Und dann mögen diese beiden Drucke zum Vorbild dienen, die einen wertvollen Text ungestört und unverschnörkelt ohne Editorenallüren und ohne entbehrliche Künstlerscherze wiedergeben.

„Die Renaissance in Briefen" gab Lothar Schmidt in zwei Bändchen heraus (Verlag Klinkhardt und Biermann, Leipzig). Die Auswahl, an der ich nur ein Verzeichnis aller benützten Briefe vermisse, beginnt mit den Dichtern und endet mit Künstlerbriefen, dazwischen stehen Briefe von Staatsmännern, Gelehrten, Kaufleuten, Frauen, einige religiöse Briefe und viele aus dem Hause Medici, und so umfaßt die hübsche Sammlung die hauptsächlichsten Gebiete des kulturellen Lebens der italienischen Renaissance. Ein erzählend-erklärender Text läuft nebenher und enthält eine Anzahl guter Charateristiken, ohne die Dokumente selbst zu überwuchern. Die Mehrzahl der Briefe trägt, wie natürlich, das Gepräge humanistisch-literarischer Bildung, und es stehen neben wirklich lebendigen Sachen manche spielerisch-nichtige, davon stechen am meisten die Künstler ab, deren Briefe sich freilich großenteils um Honorare und Geschäftssorgen drehen; als Ergänzung dazu sei die reiche Sammlung von Guhl empfohlen. Geschichtsfreunde, denen die mühsame Auslese aus größeren Quellenwerken nicht möglich ist, mögen an dem hübschen Buche, das auch in einen einzigen Lederband zusammenengebunden käuflich ist, einen neuen eigenartigen Führer durch diese freudig reiche Welt finden.

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kleist und Goethe / Von Margarete Siebert

(Schluß)

Goethe hat seine eigene Jugend niemals verleugnet. Sie hatte sich ja auch immerhin in recht scheinenden Bahnen bewegt und in gerader Linie zu dem geführt, was danach für Goethe Wirklichkeit wurde. Dennoch hat er sich von ihr abgewendet. Der Riß zwischen dem jungen Goethe und dem der mittleren Jahre ist so groß, daß nur die Überlegung, die sich unter der Notwendigkeit sieht, die beiden Stücke vereinigen kann. Den wirklichen Zusammenhang hat erst der ganz alte Mann wieder hergestellt, der aus der Vogelperspektive seiner Jahre alles als gesetzmäßig erkannte, dem sich die Unterschiede zwischen hoch und tief als recht planmäßig hinlegten, ja, überhaupt als recht relativ darstellten. Als sich Goethe mit Kleist abzufinden hatte, war er vom Gipfel solcher Erhabenheit noch weit entfernt.

Gewiß hat niemand mehr als Goethe die Allgewalt des Lebens außer uns empfunden. Er kannte die Gefahr für den Empfänglichen, Reizbaren, von dieser übergewalt zermalmt zu werden. Er hatte Freunde wie Lenz, Fernerstehende wie Jerusalem, viele andere zugrunde gehen sehen. Er hatte ähnliche Drohungen an sich selbst gespürt. Ihm schien nur eins zu bleiben: Frieden mit dem Leben zu schließen. Der aber ward nur unter einer Bedingung gewährt; der Anerkennung, daß alles Leben so stark war, um den Einzelnen und sei er noch so genial begabt, überhaupt nicht als Feind in Betracht kommen zu lassen. Durch dieses Zugeständnis, aber auch nur dadurch, erkaufte sich der Einzelne wenigstens so viel Raum, daß sein Fuß wurzeln durfte. Und ganz langsam, Schritt vor Schritt, mochte von da aus Land erobert werden, durch strenge Erfüllung der Pflicht, die der Tag brachte, in rastlosem Eifer um Bildung. Der Mensch, so wußte Goethe, braucht unbedingt nötig Formen, soll er überhaupt etwas ausrichten. Dem, der sie verschmäht, bleibt nur das Chaos, in dessen Wirbel seine Kraft zerbricht. Anstatt, wie er meinte, zum fesselosen persönlichen Leben zu kommen, muß er seine Gaben in notdürftigen Vorbereitungen zum Allerprimitivsten aufbrauchen. Nur die rück-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haltlose Anerkennung des bisher Erworbenen, der Entwicklung, sichert wenigstens eine Freiheit der Bewegung innerhalb gezogener Grenzen.

Unter zweierlei Form ordnete sich Goethe unter. Einmal unter die gesellschaftliche, soziale. Die demokratischere Generation von heute steht staunend vor den Äußerungen Goethes, die bekunden, wie sehr ihm die soziale Auszeichnung durch Rang und Stand selbst in der Darstellung an sehr kleinlicher Menschlichkeit noch imponierte.

Der anderen Form bedurfte er für seinen Beruf, für seine dichterische Arbeit. Und da sah er sich ungefähr vor dem Nichts. Deutschlands große dichterische Vergangenheit war verschüttet. An sie konnte niemand anknüpfen. Die zweite Blüte der Renaissancezeit, das Barockzeitalter, hat sich in Deutschland nur musikalisch bezeugt. Was England an Shakespeare und Milton, an vielen anderen besaß, Frankreich in seinen Klassikern, das sollte für Deutschland jetzt Goethe schaffen. Aber die Zeiten, die durch ihn verbunden werden sollten, waren durch Abgründe geschieden, daß nicht einmal Erkenntnis den anderen Rand erreichte.

Aber Goethe mußte Formen haben. Kein noch so großes Genie einer vorgeschrittenen Kultur kann Entwicklungen zurückschrauben, kann die Aufgabe des Anfangs tun, Formen erfinden. Goethe fand in Deutschland nicht viel mehr als eine Warnung vor. Die Franzosen können uns keine Formen darreichen, so hatte Lessing überzeugend gezeigt. Schon Lessings Instinkt wies auf die Engländer hin. Aber nur von fern. Was war auch damals von dem einen, der in Betracht kommt, von Shakespeare, bekannt? Noch als er über Goethes Jugend aufstieg, kam er als ein so unfaßbares Gestirn, daß eher Anbetung als Untersuchung und Begreifen die richtige Stellung zu ihm sein konnte.

Lessing hatte nachdrücklicher noch andere Muster genannt, dieselben, zu denen jetzt Goethe in seiner Not griff. Sie waren gewiß nicht deutsch, aber sie erschienen als so groß, um einfach über allen Nationalitäten zu stehen, um in der Erhabenheit ihrer Menschlichkeit allen Völkern zur Quelle der Kultur, um in der Unermeßlichkeit ihrer künstlerischen Begabung zu Bringern aller Form werden zu können: die Griechen.

Goethe hatte keine Wahl. Aber es war doch nur ein Notbehelf. Alles Deutschtum damals, alles deutsche Bildungs- und Dichtungswesen war

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch viel zu jung und zu schwach, um sich gleichberechtigt neben einer ganz reifen und fertigen Kultur behaupten zu können, einer, die auch jedem noch so tiefen Eindringen bisher immer nur wie ein unbegreifbares Wunder erschienen ist. Außerdem: Was damals, zu Goethes Zeiten, von griechischer Kultur bekannt war, stellte vom Wirklichen nur einen Bruchteil dar. Goethe und seine Zeitgenossen haben sicherlich mehr Griechisch getrieben als wir im allgemeinen. Aber sie hatten ihre Kenntnis doch nicht gegen die Schneide einer unerbittlichen philologischen Kritik laufen lassen. Vor allem war ihre Einsicht aus literarischen Denkmälern noch nicht an den Denkmälern der bildenden Kunst korrigiert, erweitert, bereichert, in vielen Dingen umgestoßen worden. Wir Kinder eines Zeitalters der großen Reisen, wo Ausgrabungen, zahllose und ganz zuverlässige Veröffentlichungen ganz andere Aufschlüsse über griechisches Leben gegeben haben, wir können uns heute kaum einen Begriff davon machen, aus wie wenigem damals eine staunenswerte Kühnheit schloß. Winkelmann, Goethe, Humboldt meinten römische Kopien, wenn sie von antiker Skulptur schwärmten, also Werke, die uns, mit griechischen Originalen zusammengebracht, als stumpf, ja als halbtot erscheinen. Vielleicht war solche gezwungene Beschränkung zum Glück der Suchenden. Denn das Ganze hätte den Dienst nicht leisten können, der ihm damals abverlangt wurde, sondern die Leerheit hätte die Verwirrung nur noch vergrößert. Aber die mangelnde Kenntnis zeitigte vorschnelle Schlüsse. Der Geist, der aus dem Bruchteil, der sich dem Forscher bot, so beseligende Ergebnisse zu ziehen wußte, rechnete die Früchte nicht, wie er gesollt hätte, der eigenen Kraft zu. Sondern er glaubte, so stark aus einem ganzen Leben gespeist zu werden. Und um durchaus nicht als undankbar zu erscheinen, um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, als unternehme er es da, sich mit fremden Federn zu schmücken, erkannte er an, — das Schauspiel wiederholt sich bei Goethe und Schiller, nachdem Lessing das Beispiel war, — und trat selbst in den Schatten, verleugnete sich, damit nur der Glanz alles Ruhmes dem Ideal bleibe. Goethe hat es als das Ziel seiner Sehnsucht bezeichnet, Homeride zu sein. Vom Mangel an Material verführt, kam er zur Doktrin. Er übersah, daß es sich beim Vertiefen in eine vergangene Kultur, auch der griechischen, nur darum handeln kann, zu erkennen, inwieweit vollkommen sich das jeweilige Material unter den jeweiligen Umständen in Form umsetzt, daß sich, wo es sich um

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anderes Naturell, um andere Umstände handelt, auch bei gleicher Vollkommenheit der künstlerischen Veranlagung verschiedene Formen ergeben müssen. Gewiß, die Griechen haben es richtig gemacht, künstlerisch. Aber gerade sie würden es in einer andern Zeit, unter andern Umständen ganz anders angefaßt haben. Goethe fühlte sein Lebensprinzip dem griechischen verwandt. Aber er ahnte nicht einmal die Fülle der Formen, die griechisches Leben wirklich ausgebildet hatte. Ihm selbst konnte auch der Irrtum einer zu engen Anschauung nicht schaden. Unterm Schaffen stieß sein Geist solche Irrtümer spielend aus. Wenn er von seinem Faust mit liebevollem Spott als einem ungeheuerlichen nordischen Produkt sprach, so dichtete er doch an ihm weiter. Aber er war nicht immer liberal genug, auch andern ähnliche Freiheit zuzugestehen. Junge bildende Künstler, über denen er vorschreibend, urteilend zu Gerichte saß, haben außer dem starken Antrieb durch die Berührung mit seinem großen Leben doch auch nur zu oft die Hemmung erfahren, daß er sie in betreff ihres Weges falsch wies.

Unter die künstlerische Form der Griechen ordnete sich Goethe gern unter; denn diese Unterordnung war freiwillig, und an dieser Form war er beteiligt, wenn auch seiner Meinung nach nur erkennend. Schließlich war sie ihm doch nach Gefallen biegsam. Sich der andern, der gesellschaftlichen, einzufügen, ist ihm schwerer gefallen. Er war in die kleine Stadt gekommen, um dort in höfische Verhältnisse einzutreten, die trotz des Hofes ärmlich genug waren, auch geistig. Die Nachkommen haben sich gewöhnt, sich nach dem Weimar von Goethes Zeiten wie nach einem geistigen Dorado zu sehnen. Da wohnten Goethe und Schiller, Herder und Wieland, umgeben von einem andachtsvollen Kreis, in dem nur ein Streben, das nach Bildung, zu gelten schien. Aber dem, der die vielen Briefe aus dieser Zeit liest, der die vielen Bilder aufmerksam betrachtet, ihm möchte mitunter viel eher wehe als wohl werden. Da diese so unendlich breite Weisheit träufelnden Männer, diese so fürchterlich wichtig schwatzenden Frauen, die sich ihres dokumentarisch beglaubigten sittigenden Einflusses, ihrer schönen Seelen so absolut sicher fühlten, um auf alle schwere Mühe um eine wirklich ernsthafte Bildung zu verzichten! Enge Wände nach allen Seiten, politisch, moralisch, intellektuell. Wer sie ausdehnte wie die Romantiker, forderte in vieler Hinsicht zur Betonung des Entgegengesetzten heraus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Goethe fügte sich bewußt in die Enge. Um welchen Preis? Man lese einmal Werthers Leiden und gleich danach die Wahlverwandtschaften und Wahrheit und Dichtung. Der Kunst in allen diesen Werken ist schwer mit Worten gerecht zu werden. Aber die furchtbare Kälte im Stil der Wahlverwandtschaften, von Wahrheit und Dichtung, die Trockenheit in jedem Satz, die für den Dichter des Werther, der Briefe an die Frau von Stein nur mit allen Opfern ungeheurer Selbstüberwindung erreichbar war, sie bezeugen das grenzenlose Weh, die nicht abzumessende Enttäuschung, aus der Goethe mit aller Anspannung seines Willens dennoch Leben gerettet hatte.

In dieser Zeit kam Kleist an Goethe heran.

Auch Kleist tauchte in die Antike, um bei ihr zu suchen. Aber er war um ein Menschenalter jünger als Goethe und fand die Fülle dessen vor, was Goethe und die Dichter und Denker um ihn geschaffen hatten. So konnte er ganz anders zur Antike kommen. Goethe unternahm die Wallfahrt als ein Dienender. Kleist kam als Freibeuter. Ihm war vielmehr die Antike die Dienerin seiner Kunst. Und es war ihm vollkommen gleichgültig, ob sie bei diesem Dienst gut oder schlecht wegkam. Da waren also von einem glücklichen Zeitalter wirksame Stoffe gebildet worden. Sehr gut; mit dieser Arbeit brauchte man sich nun nicht mehr aufzuhalten. Da waren große Formen. Man entnahm ihnen den Maßstab. Im übrigen machte man alles anders.

Uns erscheint antikes Leben um sehr viel realistischer als dem Zeitalter Goethes, ihm selbst, Schiller, Thorwaldsen, Winkelmann, Humboldt, vielen anderen. Wir sehen es als viel leidenschaftlicher, wilder an. Wir meinen, daß die Griechen nicht so abgeklärt, so ganz auf das schöne Maß gestellt waren, wie sie damals gesehen wurden. Uns scheint Kleist mit seiner Auffassung ebenso das Richtige zu treffen wie Goethe und die um ihn. Schließlich ist da jede Auffassung eines bedeutenden Menschen gültig; die Griechen gehen uns nur insoweit etwas an, als sich unser Geist aus ihrer Kultur zu speisen vermag.

Aber in Goethe wirkte die Kraft gewaltig, die ihn aus so mageren Beispielen eine so großartige Einheit konstruieren ließ. Und er schätzte sie, die viel mehr im Gefühl wurzelte, als Erkenntnis. Hatten sich ihm aber Wahrheiten der Erkenntnis, also absolute, erschlossen, so mußte sich an der Wahr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit versündigen, wer sie nicht anerkannte. Abgesehen davon, daß es eine unerhörte Anmaßung bedeutete, wenn ein einziger junger Mensch, dessen Bildung nicht im entferntesten an die der älteren heranreichen, der ernst zu nehmende Untersuchungen über so wichtige Dinge überhaupt nicht veranstaltet haben konnte, wenn der es unternahm, anderer Meinung als sein ganzes Zeitalter zu sein.

Ein Verkennen so großer Dinge entstammte also einem Charakterfehler. Dann aber mußte sich dieser im ganzen Werk, nein, in jeder Zeile dieses Schriftstellers offenbaren. Was er ja auch tat. Daß es sich bei Kleist um eine allerdings sehr andere Fronde als zum Beispiel bei Byron handelte, das ist sicher wahr. Gerade Byrons gesuchte Bizarrerie bewies, wie viel ihm dennoch an dem brüskierten Philistertum lag. Kleist wäre auf derlei nie verfallen. Solche Leute auch noch zu ärgern, — welche Zeit- und Kraftvergeudung!

Aber jedes Wort von Kleist erhob Protest. Nicht gegen dies und das, nicht gegen Philister oder was dafür galt. Byrons Individualität war viel zu schwach, als daß sein Protest wirklich in den Kern treffen konnte. Kleist aber untersuchte den Grund, die ganze Lebensauffassung. Und da kam er zu anderen Schlüssen als Goethe.

Aus der Ehrfurcht vor dem All, der Erkenntnis der Allmacht, die unversöhnt, unanerkannt nur zermalmen kann, hatte sich Goethe zum Sichbescheiden durchgerungen. Er schloß Kompromisse, sehr bewußt. Sie haben ihre Quelle in starkem Willen. Dennoch aber haben sie Goethe jene ungeheure Popularität auch bei denen eingetragen, die bei ihm Trost suchen, wenn sie sich verpflichtet fühlen, im Kampf um ihr Wesentliches schon sehr früh die Fahnen zu senken.

Goethe selbst hat seinen bewußten Verzicht auch auf die letzte Konsequenz in seiner Kunst klar ausgesprochen. Am 9. Dezember 1797 schreibt er an Schiller:

Ich kenne mich zwar nicht selbst genug um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen, und ich bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte.

Schiller dichtete wohl auch Tragödien, aber nicht so, wie es Goethe meinte und von sich verlangte, daß er das Tragische gleichsam von neuem aus seinem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eigenen innersten Erlebnis erschuf. Das hat er in der Jugend tun wollen. Goethe ließ Schiller gewähren, erkannte seine Art sogar freudigen Herzens an. Denn sie trat dem eigenen Verzicht durchaus nicht zu nahe. Nur einem seit der Antike gestand Goethe die Kraft zu, Erlebnissen, wie sie eine Tragödie gebären können, dennoch Herr zu werden: Shakespeare.

Und nun nahte sich Kleist. Er kam allerdings zuerst mit einem Lustspiel. Nur daß es eins war, das den Tragödiendichter schon fertig gereift enthielt, das sich auf Voraussetzungen aufbaute, die nur deshalb nicht tragisch waren, weil sie der Todessprung ins Transzendentale rettete. Goethe hat von der Gefühlsverwirrung gesprochen, auf die Kleist ausgehe, und hat ihm damit das Etikett aufgehängt, unter dem er für die meisten noch heute herumläuft. Dennoch ist das Wort nicht richtig. Kleist will kein Gefühl verwirren. Aber er nimmt auch nicht das reinste und größte ununtersucht hin. Sondern gerade es stellt er auf die schärfste Probe. Ihn schreckt nichts in seiner Untersuchung.

Das aber erschien Goethe als der Anfang vom Ende. Das bedeutete Zersetzung, Atomisierung in lauter einzelne, und mochten sie genial wie Luzifer sein, in ihrer Vereinzelung ganz ohnmächtige und bedeutungslose Individuen. Goethe wußte, daß sogar der Maßstab für alle Größe nur der Allgemeinheit entnommen wird.

Die Zeit nach ihm hat vor allem untersuchende Geister gebracht. Auch die kühnste Fragestellung hat für uns den Schrecken verloren. Uns ist, an sie gewöhnt, in Kleist viel mehr die Synthese auffallend, daß er die Zersetzung überwand, oder daß von Zersetzung überhaupt nicht die Rede bei ihm sein kann. Denn vor ihm steht nicht die Analyse als Ziel, sondern, fertig vor jedem Anfang, die Einheit der großen, allumfassenden Empfindung. Alle Untersuchung sollte nur dazu dienen, die ganze Herrlichkeit des Zieles vollkommen erscheinen zu lassen. Er war niemals Individualist in dem Sinne, daß es ihm Ziel war, sich, seine Meinung, seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu bringen. Das war ihm sogar ganz gleichgültig. Sondern um seine Sache rang er; alles persönliche Empfinden wurde nur als Hebel eingesetzt.

Noch einer ist vor Goethe getreten, der alles Bestehende einer neuen Weltenschöpfung zuliebe verwerfen wollte: Napoleon. Und für ihn hatte Goethe nur schrankenlose Bewunderung. So sehr, daß er fast die innerliche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haltung verlor, daß er die eigene richtige Meinung auch vor sich selbst an den Irrtum des andern preisgab, so sehr, daß es ihm unerheblich war, wenn er sich da bewundernd in Gegensatz mit allem Leben um ihn, mit dem, was seinem Leben bisher Grund und Grenze bedeutet hatte, ja, mit seinem Volk setzte. Da wußte er nur eins: ihm war vergönnt worden, doch einmal vor einem Menschen seines Maßes zu stehen.

Aber Napoleon kam auch als Sieger.

Kleist? Da trat er auf und erhob nur Anspruch. Wie wäre der unreife Napoleon wohl dem älteren Goethe vorgekommen? Vielleicht hätte er väterliche Freude auch an den Zeichen der noch nicht bewiesenen Kraft gehabt. Ihn haben ja auch die Temperamentsäußerungen bei Byron als Merkmale von Bedeutsamkeit entzückt.

Aber weder Napoleon noch Byron dachten auch daran, Goethe eines Irrtums zu zeihen. Sie störten ihm nicht die Kreise seines ureigenen Gebietes. Goethe glaubte nun und nimmermehr, was Kleist ohne weiteres annahm, daß sie beide recht haben könnten. Dieser bedeutungslose junge Mensch, von einer so ungereiften Heftigkeit? Goethe hatte in seinem ganzen Leben an zeitgenössischer Literatur bisher nur die Erfahrung eines ungeheueren Abstandes nach unten hin gemacht.

So blieb für Kleist nur der Widerwille, von Mitleid verstärkt — denn wehe dem Künstler, der Mitleid auf sich herabzieht —, daß hier eine ververgiftete Anmaßung Gift auch in alle Weite zu streuen bemüht war. Und die Ablehnung war um so schroffer, als sich angesichts dieser verwegenen Kühnheit dennoch alte Wunden bitter zu rühren anfingen, längst ruhende Keime noch einmal schmerzhaft Dasein bezeugten, die ihm eine erbärmliche Welt so schnöde hatte verkümmern lassen. Sogar ihm. Der junge Goethe dichtete an Prometheus. Der ältere faßte seinen Verzicht auf die Tragödie in klare Worte. Kleist und ein Prometheus? Ist die Penthesilea sehr weit davon?

Kleist ist vierunddreißigjährig zugrunde gegangen. Auch Napoleon mußte der Welt, die er zerschlagen wollte, zum Beweis ihrer Stärke dienen.

Nun, sie kam auf ihn zurück. Und heute, nach hundert Jahren, steht Kleist wie am wahren Anfang seines echten Lebens.

Goethe hat noch einmal von Kleist gesprochen, sechzehn Jahre nach Kleists

Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Tode, nicht ausführlich, nicht an hervorragender Stelle. Dennoch setzte er ihn an die Stelle, die ihm gebührte.

Vom 16. Juli 1827 berichtet der Kanzler von Müller über ein Gespräch mit Goethe:

Immermanns Rezensionen der Kleistschen Schriften wurde sehr getadelt. Die Herren schaffen und künsteln sich neue Theorien, um ihre Mittelmäßigkeit für bedeutend ausgeben zu können. Wir wollen sie gewähren lassen, unseren Weg still fortgehen und nach einigen Jahrhunderten noch von uns reden lassen.

Das Grab des Dichters

Ein Märchen

zum hundertjährigen Todestage Heinrich von Kleists

Von Herbert Stegemann

Es war einmal ein großer Dichter der war sehr armselig und verhungert, weil niemand etwas von ihm wissen wollte; das ist lange, lange her, und natürlich ist es nicht in unserem schönen, gesegneten Lande gewesen, wo man die Dichter über alles ehrt und liebt. Die Lehrer an der hohen Schule, die seidene Gewänder trugen und schöne lange Prophetenbärte und ganz unbeschreiblich gelehrt waren, hatten es herausgefunden, daß in seinen Liedern kein rechter Sinn wäre und kein schöner vernünftiger Zusammenhang: und überdies, so sagten sie, wäre er viel zu stürmisch und zu wild und zu gottlos, und nichts wäre ihm heilig, nicht einmal die weisen Dichterregeln, die der alte große Gottfried Mümmelmann aus Nürnberg erfunden hatte, und die in dem dicken alten berühmten Pergamentband zusammengeschrieben waren. Und dann hoben sie ihre fetten Finger auf und weissagten ihm, die Bescheidenheit und die Sanftmut und die Mäßigung wären die ersten Tugenden für einen tüchtigen Dichter, und so wie es bisher gegangen wäre, könne es gewißlich nicht weiter gehen, und es werde sicher noch ein ganz schlimmes Ende mit ihm nehmen: dabei verdrehten sie ihre großen runden Augen und klirrten mit den goldenen Gnadenketten, die sie auf ihren breiten und tugendhaften Männerbrüsten zur Schau trugen. Die Lehrer an der kleinen Schule waren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lange nicht so vornehm und so preiswürdig, wie die an der großen, sondern es waren verhuzzelte und magere Männchen mit verschabten Röcken und dicken Hornbrillen, die den ganzen Tag in den hunderttausend Bänden der Bücherei des Königs herumkramen und über jedes i ein Tüttelchen setzen mußten; davon waren sie so verstaubt und so verhuzzelt, aber es war doch nichts Geringes um sie, denn sie waren Beamte des Königs, und wenn es mit ihnen zum Sterben ging, wurden sie pensioniert. Sie schüttelten aber auch ihre kahlen Köpfe über den närrischen Dichter, der so ungebildet war, daß er die Tüttelchen und die Häkchen durcheinander brachte und niemals ein schönes ordentliches Buch mit Anfang und Mitte und Schluß und vornehmem Goldschnitt an beiden Seiten schrieb. Und die Krämer am Markt und die Krieger in ihren stolzen Rüstungen und die Priester in ihren Prunktalaren rümpften alle miteinander die Nasen und verachteten den törichten und widerspenstigen Dichter über die Maßen.

Der aber zog seines Weges, und da er nicht mehr weiter konnte, brach er an der Straße zusammen. Da lag er nun, und die große goldene Leier, die ihm der Gott der Lieder vor Jahren zum Geschenk gegeben hatte, lag neben ihm. Aber es war in dem Reich des Königs verboten, an der Straße zu liegen, vornehmlich für Kranke und Sterbende, und so kamen die Wächter der Gasse mit ihren gesträubten Schnauzbärten und mit ihren stählernen Hellebarden dazu und schleppten ihn ins Gefängnis. Die goldene Leier aber wurde beschlagnahmt, denn man argwöhnte, der Dichter habe sie gestohlen. Der Goldschmied prüfte das Stück und zuckte die Achsel und lächelte und sagte schließlich, das Gold wäre nicht echt. Das war ein großes Glück für den armen Dichter, denn nun konnte er nur wegen Landstreicherei bestraft werden. Und das wurde er auch, denn im Reiche des Königs ging alles nach Recht und Gesetz zu. Dann stießen sie ihn hinaus, aber die Leier behielten sie, denn sie dachten sich an ihr für die Mühen und Kosten schadlos zu halten.

So wanderte der Dichter denn weiter, und als er die Stadt hinter sich gelassen hatte und die schönen grünen Bäume des Waldes über ihm rauschten, und als seine müden Augen den silbernen Spiegel des Sees in sich hineintranken, da ward ihm leichter zu Mut, und ein Lächeln spielte um seinen Mund. So setzte er sich nieder am Fuße einer alten Eiche, die stolz und stark in den blauen Himmel emporwuchs, und dann schlief er ein. Er war

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber so müde, daß sein Herz ganz von selbst stillstand, und daß er nicht mehr aufwachte: und als er nun tot war da kamen die Tiere des Waldes aus dem Dickicht hervor und umstanden den fremden Mann, und es kam eine große Traurigkeit über sie, sie wußten selbst nicht warum. Die Nachtigall aber schwang sich auf einen Zweig und jubelte und klagte, und die Wellen des Sees rauschten leise und melodisch an das braune Ufer. Und endlich schritten zwei Wanderer des Weges, Jünglinge mit leuchtenden Augen und von stolzem Wuchse: die fanden den Toten, und als sie den Adel seines Antlitzes und die Hoheit seiner Stirn erkannten, da sprachen sie zueinander: „Wahrlich ein verbannter König ist dies, und siehe, so laß uns ihn begraben im Schatten dieser hohen Bäume." Und so taten sie, und als sie dem Dichter das Grab gerichtet, da verweilten sie noch ein kleines und zogen von dannen.

Und es gingen viele viele Jahre ins Land, und die Bäume rauschten über dem Grabe des Dichters, die Wellen murmelten und die Vögel sangen. Aber eines Tages klang es durch den Wald von tausend schweren Schritten, bärtige Männer mit Axt und Spaten rückten heran, und von den festgewurzelten starken Bäumen fiel einer nach dem anderen unter Stöhnen und Ächzen zu Boden. Die dunkle Erde, die von falben Blättern zugedeckt war und von hohen grünen Farren, rissen sie auf und legten steinerne Quadern hinein und darauf türmten sie hohe Häuser, und über den stillen See fuhren ihre bewimpelten Boote und kreischenden Dampfschiffe dahin: Rauch und Ruß stieg auf an allen Ecken und Enden, Pfeifen schrillten, Hämmer dröhnten, riesige Krane hoben schwere Feldsteine in die Höhe — es blieb kein Fleck der schönen weiten Welt unangetastet, und die Menschen nannten dies Treiben das Jahrhundert der Arbeit und waren nicht wenig stolz darauf. So kamen sie denn endlich auch an den Ort, wo der Dichter unter der hohen alten Eiche begraben lag, auf deren Zweigen die Nachtigallen noch immer schlugen, wenn abends der Mond über die glänzende Fläche des Sees heraufschwamm und sein Silber wie ein gütiger König über Feld und Flur ausstreute.

Es war aber dem armen Dichter nach seinem Tode seltsam ergangen. Von den Lehrern an der großen Schule, die man auch die Alexandriner nannte, hatte einer seine Gedichte und Sagen aufgefunden und mit lauter grundgelehrten Anmerkungen wieder ans Licht gebracht. Und da sich die Alexandriner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen großen geheimen Eid vor dem Standbild der bescheidenen Tugend geschworen hatten, daß sie niemals einen lebenden Dichter loben wollten, auf daß er nicht übermütig werde und üppig und wohlgenährt wie sie selber, vielmehr immer nur einen ehrbaren und schweigsamen Toten, so beschlossen sie, daß fortan der arme tote Dichter zum Dichterfürsten gekürt werden solle, damit sie selbst ewigen Ruhm hätten von ihrer weisen und gerechten Wahl, und vornehmlich, damit sich alle Dichter, die vielleicht noch am Leben waren, ungesäumt zu Tode ärgern möchten über ihren eigenen Unwert und den unermeßlichen Wert des toten Dichters. So haben es nämlich die Alexandriner gehalten allezeit von Anbeginn der Welt an und sie sind wohl gediehen dabei und überaus stattlich und prächtig.

So verkündeten sie denn allerwege, daß der arme Dichter ein großer Genius gewesen wäre, und sie ließen ein thönernes Standbild fertigen, auf daß dem Volke vor Augen gestellt werde die Lieblichkeit und die Würde des abgeschiedenen Dichterkönigs. Es war aber der arme Dichter sonderlich verändert, und war aus seinem jungen schmalen Antlitz mit den brennenden Augen ein feierlich Fürstenangesicht geworden mit einem ehrbaren Männerbarte und breiten, braven Lippen, und auf seinem schöngescheitelten Haupte trug er die Dichterkrone, die war noch recht neu und ansehnlich und zum Überflusse erst kürzlich repariert und ganz mit Gold überzogen. Die beiden Jünglinge aber, die einst den Dichter begraben hatten, kamen auch herbei, das Wunder zu schauen: ihre Haare waren weiß geworden, aber sie gingen noch rüstig einher in der Kraft ihres Alters. Und sie erblickten das Bild und erkannten den Dichter nicht und verwundert heischten sie: „Welch seltsam Schauspiel vollführt ihr, lieben Freunde? Und was stört ihr die Ruhe unserer Tage, daß wir uns vor einem Götzen neigen, den unsere Augen nimmer gesehen haben und von dem unsere Herzen nichts wissen?“ Da ergrimmte der Oberste der Alexandriner über die Maßen, und er ließ die beiden fesseln und schließen und sie verwahren im Kerker, auf daß ihrer Lästerung Sühne werde nach Gesetz und Recht. Und dort leben sie wahrlich noch heute, wenn sie nicht inzwischen gestorben sind.

Am Grabe des toten Dichters aber trieben die Alexandriner ihr Wesen, und sie richteten dort eine Gedenktafel auf, da stand alles fein säuberlich verzeichnet, wann und wo er das Licht erblickt hatte auf Erden, der feierliche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dichterheld, und wann er abberufen war in das bessere Jenseits, und es war alles richtig und gerade und wohlgeordnet, so daß alle Alexandriner schmunzelten und mit den Köpfen nickten. Und dann brachten sie viele Schriften und Bände und Jahrgänge und Folianten hervor, in denen zeigten sie klar und deutlich, daß der tote Dichter eben darum ein so großer Dichter gewesen wäre, weil er genau nach ihren Regeln und Anweisungen gedichtet hatte; auch taten sie mit vielen Worten dar, daß sie das eigentlich schon immer gesagt hätten, aber obschon und obzwar in Wirklichkeit schwarz schwarz wäre, so könne doch im besonderen und unter Berücksichtigung der Umstände des einzelnen Falles gesagt werden, daß nichtsdestoweniger und dessen ungeachtet schwarz nicht eigentlich schwarz, sondern grau oder weiß oder violett wäre, und überhaupt wäre das eine ganz schwierige und zweifelhafte Frage, und gewiß wäre nur das Eine, daß der von ihnen eingesetzte Dichterfürst der allein richtige und gesetzmäßige wäre. Und die Lehrer an den kleinen Schulen klappten ihre staubigen Bände zusammen, und da flog den Leuten so viel Staub in die Nase und in die Augen, daß alles nieste und prustete und Hurrah schrie.

Nun beschlossen die Alexandriner, daß an dem Tage, an welchem der Dichter vor hundert Jahren gestorben war, ein großes Fest sollte gehalten werden, um seine sterblichen Überreste, die unter der alten Eiche am See lagen, nach Gebühr zu ehren. Und da versammelten sie sich aus allen Landen und Ecken des Reiches, die Hochwohlweisen und die Hochgelehrten und die Hochmögenden, die Kaufleute mit ihren Geldsäcken, die Priester und die Lehrer in den langen roten Talaren, und sie bliesen auf Fanfaren und Drommeten, und die weißen ehrenvollen Jungfrauen streuten viele Blumen umher und die Ehefrauen waren gerührt und weinten; aber alles war voll vom Lobe des Dichters, weil er so bieder war und so vaterlandsliebend und so lange verstorben. Und sie kamen zusammen auf dem Markte der Stadt, allwo sie sich ordneten in Zünften und Gilden, und es ging ein jeder sittiglich nach der Ordnung und dem Brauche, wie er geübt war seit den Tagen der Väter: es waren aber alle wohlzufrieden miteinander, wie da flatterten die schönen gestickten Fahnen im Winde und die Lieder klangen aus den Männerkehlen hervor und die Pauken dröhnten und die Schellen rasselten. So zogen sie alle hin mitsammen zum Grabe des Dichters, die breite gepflasterte Straße

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entlang, wo die hohen bunten Häuser sich emporhoben und die Wagen donnerten und die Pfeifen schrillten.

Und nun waren sie da, an dem Orte, wo er viele viele Jahre lang seinen ungestörten Schlummer geschlafen hatte, der arme tote Dichter. Noch breitete die Eiche ihre grünen Zweige aus über das stille Grab, und es drängten sich davor ein paar üppige Sträuche und Bäume, gleich als wollten sie ihn behüten und beschützen, den heiligen Schlaf des abgeschiedenen Mannes. Aber um das Grab und die Bäume herum hatten sie einen gewaltigen Zaun gezogen, die weisen Alexandriner, der war schwarz und weiß bemalt, und siehe, solche Bemalung war voll verborgenen Sinnes: denn das Schwarz war das Zeichen der Trauer und das Weiß war das Zeichen der Reinheit, und das alles war Volkseigentum und gänzlich unantastbar und stand auch weit zu lesen, daß der Eingang verboten wäre bei Strafe des Kerkers. Es standen aber an diesem Tage, als am Tage des Festes, die Pforten geöffnet, und so zogen sie hinein alle miteinander, die Alexandriner und die Krieger und die Würdenträger unter dem Schall der Posaunen und dem Jubel der Drommeten, die Nüstern geschwellt von Bedeutung und die Lippen geöffnet vor Begeisterung.

Und es trat zum Grabe der alte Erz-Ober-Alexandriner, Judas Asmodeus von Lästershausen-Neidhamster, der hatte so viel Gnadenketten, daß er sie kaum mehr schleppen konnte, und in der Hand trug er den großen goldenen Ehrenlorbeerkranz für das heilige Dichtergrab: und er hüstelte vor Rührung und zwinkerte mit den Augen vor Ergriffenheit, und zwei Ober-Alexandriner stützten ihn unter seinen Armen.

Und als er nun langsam genaht war dem Grabe, der löbliche Greis, da verzerrte sich sein ehrwürdig Antlitz und ward blau, und die Augen traten ihm aus den Höhlen. Denn Entsetzliches war geschehen, und geschändet war die heilige Stätte durch unerhörten Frevel. Siehe, es lag neben dem verbotenen Dichtergrabe ein Jüngling träumend auf dem weichen Rasen, und — o Schande — er lehnte sein Haupt gegen den heiligen Hügel, den niemand berühren durfte bei Strafe des Todes. Und es stürzten sich auf ihn die Wächter der Gasse und packten ihn und banden ihn, derweil das Volk sich mit Entrüstung und Geschrei herumdrängte um den kühnen Fremdling. Und es war ärmlich und durchlöchert sein Gewand und zerrissen seine Schuhe,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber sein Antlitz war edel und königlich sein Blick: darob ergrimmten sie noch mehr und schnürten die Stricke desto fester. Aber dieweil sie mildgesinnt waren, die gerechten und weisen Alexandriner, und kein Sünder so gering gehalten wurde und verloren, daß sie ihn nicht suchten zu bessern durch Wort und Zuspruch, so vergönnten sie dem Gefesselten, sein Herz zu läutern und seine Seele zu erheben an des Festes erhabenem Schwung und weihevoller Begeisterung. Und so stand er da unter den Wächtern, und harrte der Dinge, die kommen sollten.

Und siehe, es trat hervor unter dem Dröhnen der Posaunen und dem Schmettern der Zinken Judas von Lästershausen-Neidhamster, der Erz-Ober-Alexandriner und wankte heran zum Grabe und stellte sich auf zu Häupten und hüstelte und spuckte und begann laut zu predigen:

„Ihr Brüder, lieben Freunde! Wahrlich, wahrlich, das sage ich Euch, und wehe, wer mir widerstreitet im Geist oder im Wort: hart hat uns gestraft unser Musengott, daß er hat die Augen gewendet von seinen treuen Priestern und sein Ohr verstockt gegen ihr Flehen: siehe, vielleicht ist er selbst verschieden vor Schreck, als er sah all die Greuel und die Schande dieser Welt, die geworden ist sittenlos und befleckt und greulich ganz und gar. Und nun ist verschlossen der Dichterhimmel auf immerdar, und steigt nimmer hernieder ein Gesandter des Gottes in unser armes Land: denn also hat sich gedrehet der Zeiten Rad, und es ist niemand, der es wende zurück".

Und hustete abermalen und weissagte weiter:

„Und siehe, so haben wir für recht gefunden, wir, die wir voll Rates sind und Weisheit und Gerechtigkeit, daß wir Euch einen Dichterkönig setzen, der da ist begraben und tot: und doch nicht tot in der Wahrheit, denn wahrlich, ich sehe wiederstrahlen all seine Tugend und Sittsamkeit aus Euren edlen Augen, und ist es nicht sein Geist, der da hebt und schwellet Eure mannhaft ehrbaren Busen? Und sehet, da haben wir geforscht und gesucht — und nun wisset es alle miteinander, daß dieser Dichter, den dahiero verdecket des Rasens Kühle, gewesen ist ein Ur-Ur-Ur-Enkel des großen bärtigen Gottfried Mümmelmann aus Nürnberg, welcher ist der Vater aller Künste und der Quell aller Weisheit."

Und hustete zum dritten Male und sprach seinen Spruch zum Ende:

„Und wie wir ihn hoch geehrt haben im Leben, so daß er beinahe geworden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wäre ein wirklicher Erz-Ober-Alexandriner und Hauptprieſter, alſo wollen wir ihn auch ehren im Tode, und des zum Zeichen ſind wir hierhergezogen alle mitſamt, und laſſen die Fahnen wehen über ſeinem Grab und ſchmettern die Drommeten in die Lüfte. Denn wir ſind ein wackeres Volk und gerecht über alle Maßen und belohnen jede ehrbare Tugend nach ihrem Verdienſte und nach ihrer ſchätzbaren Nützlichkeit. Und alſo gebieten wir Euch, liebe Brüder, daß Ihr dieſen, deſſen Aſche dort ruhet ſo ſanft und ſo ſäuberlich, dieſen ehrbaren Dichtergreis über alle anderen Dichtergreiſe ehrt, liebt und lobt und Euch ſittiglich neigt, wenn ſein Name ſchallt an Euer Ohr. Und ſoll geſchehen, wenn einer ſich unterfängt, daß er einen andern ehre und liebe und lobe, ſo ſoll er gebüßt werden nach dem Geſetze und verwieſen des Landes für immerdar."

Und dann ſang er Amen und Halleluja und gurgelte mit der Kehle, und ſiehe, da fiel mächtig ein der ſtädtiſche Chor, welcher holdſelig gemiſcht war aus den zarten Stimmen der Weiblein und den rauhen Stimmen der Männlein, voll Ehrbarkeit und Tugend, und die Tuben ſchallten und die Fahnen wehten, und ſiehe, es blieb kein Auge trocken und es wallete vor Rührung ſelbſt der magerſte Buſen. Und als der Sturm verrauſcht war und der Jubel verſchollen, ſiehe, da winkte der Erz-Ober-Alexandriner, und ſie brachten den gefangenen Jüngling herbei, und gnädig heiſchte der erlauchte Greis:

„Nun wohlan, du blöder Tor, der du das Heiligtum freventlich geſchändet haſt, ſchick dich und beug dich und duck dich, denn unſere Gnade iſt groß und unſerer Güte iſt kein Ende. Hier iſt das Grab des großen alten bärtigen Heinrich Mümmelmann, des echten und rechten Dichterfürſten: ſo falle nieder und küſſe den geweihten Boden, auf daß du Vergebung findeſt deiner ſchweren Sünde und böſen Schuld."

Der Jüngling aber ſtand ſchweigend da und blickte den Erz-Ober-Prieſter ſeltſam an.

„Fürchte dich nicht" gewährte der gnädig, „und ſchäme dich nicht deiner Lumpen. Denn wahrlich, unſer König iſt freundlich und voll Huld gegen Jedermann — wie auch wir desgleichen ſind von Anbeginn unſerer Tage."

Und alles ſchwieg und ſtarrte den Fremden neugierig an.

Da aber erſcholl mit einem Mal ein gewaltiger Donnerſchlag, und ein euchtender Blitz ziſchte hernieder gerade auf das Haupt des Erz-Ober-Prieſters,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und als das Volk auffuhr in jähem Schreck, da lag nur noch ein Häuflein verkohlter Asche dort, wo noch eben der Hochwürdigste gestanden hatte und ihnen gedient mit Sprüchen der Weisheit. Dem Fremden aber waren die Ketten von den Händen gefallen, und er stand zu Füßen des Grabes, und die Glorie des Himmels war um sein Angesicht. Und alles sank auf die Kniee und jammerte und klagte, und es kam eine Stimme über sie aus heiliger Ferne, daß ihre Herzen bebten wie die Blätter im Winde und ihre Leiber sich krümmten wie die Würmer:

„Ihr Elenden, was lügt und trügt ihr mit gleißnerischen Mienen und glatten Worten? Gemordet habt ihr ihn, der hier ruht, Euren göttlichen Freund und Beglücker, meines Herzens Sohn, die Wonne meiner Augen. Und nun schändet Ihr noch die Stätte seiner Ruhe mit eurem eklen Lächeln und dem Gestank eures Atems? Zittert und verbergt Euch: denn nahe ist der Tag meiner Rache und nicht ferne die Stunde der Vergeltung."

Also sprach er und schritt verachtend vorüber an ihnen und ward nicht mehr gesehen.

Rundschau

Der spanisch-französische Marokkokonflikt

Die Lösung des deutsch-französischen Marokkohandels hat auch die Lösung des zwischen Frankreich und Spanien schwebenden Marokkokonfliktes notwendig gemacht. Denn zu einem Konflikte ist diese Affäre ausgeartet. Der französische Standpunkt steht dem spanischen schroff gegenüber. Die französische These meint, dank dem französisch-deutschen Abkommen werde Spanien instand gesetzt, den Besitz seiner Zone unter besonders günstigen Umständen zu genießen, die es im Jahre 1904 nicht hätte erwarten können. Hätte, so sagen die Franzosen, Frankreich nicht mit Deutschland Verhandlungen zur Erledigung der marokkanischen Schwierigkeiten geführt und hätte man zur Erreichung dieses Zieles eine neue Konferenz einberufen, so würde Deutschland als Voraussetzung die Rückkehr zum Status quo von 1906 gefordert haben. Das heißt: Frankreich hätte Fez, Udschda und die Schauja räumen müssen — und die Spanier Larasch, El Ksar und den Rif. Aber um diese Räumung zu vermeiden, habe die französische Regierung mit der deutschen unterhandelt und dieser im Kongo durch Abtretung von Territorien einen Gegenwert geboten. An dem so erreichten Resultate profitiere eben auch Spanien und daher müsse dieses auch einen Teil der Kosten tragen. Diese Notwendigkeit mag, meint der „Temps", für das Land vielleicht unangenehm sein, doch es befinde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich in der gleichen Lage wie Frankreich im Juli; es müsse zahlen um zu konsolidieren und Frankreich gegenüber dasselbe tun, was dieses Deutschland gegenüber getan habe. Diese Mitwirkung der Spanier müsse schon darum bereitwillig erfolgen, weil das Vorgehen in Larasch und El Ksar angeblich zur Entstehung des Konfliktes mit beigetragen habe.

Ja, dieses Vorgehen habe eine offenkundige Verletzung der Vereinbarung von 1904 bedeutet, und den Franzosen stände es frei, den Vertrag als nicht mehr bestehend zu erklären und daraus die Konsequenzen zu ziehen.

Spanien dagegen stellt sich auf den Standpunkt, daß die Abtretung des Kongogebietes an Deutschland es zu keinem Kompensationsopfer verpflichte, denn sein Teil an der marokkanischen Beute sei in den seinerzeitigen Verträgen endgültig festgelegt worden und dafür, daß Frankreich habe zahlen müssen, um in den Besitz des ihm in eben jenen Verträgen zugestandenen Teiles zu gelangen, könne doch die Verantwortung nicht Spanien aufgebürdet werden. Und was die Verletzung der bestehenden Verträge anlange, so sei diese zuerst von Frankreich begangen worden; denn entgegen dem ersten Vertrage habe es unterlassen, die spanische Regierung von seinen letzten Abmachungen zu benachrichtigen, die doch ausdrücklich die spanische Einflußzone betrafen. Ferner habe es das Anerbieten, das Spanien zur Zeit der Expedition nach Fez machte, als es sich bereit erklärte, in der eigenen Zone vorzugehen, abgelehnt. Auch seien französische Instruktoren in diese Zone eingedrungen. Aus allen diesen Gründen sei die Besetzung von Larasch und El Ksar gerechtfertigt. Was die Entschädigungen anlange, so bestehe für Spanien keinerlei Verpflichtung, zumal es nicht sicher sei, daß nicht auch Deutschland von seiner Seite Kompensationen fordern werde.

So stehen die Anschauungen einander gegenüber. Aber es scheint zu ihrer Ausgleichung ein Element zu fehlen, wenn man davon absieht, daß ein solches in der Gewalt gegeben sein könnte und daß immer, wenn zwei Starke sich versöhnen, der Dritte Gefahr läuft, an die Wand gedrückt zu werden. Ein kleiner Hinweis auf dieses Element ist schon in dem spanischen Vorwurf enthalten, daß die Franzosen nicht alle Geheimverträge, die nur stückweise bekannt seien, berücksichtigen. Dieses Element wird offenbar in jenem großen Ereignis zu suchen sein, das die ganze Neuorientierung der afrikanischen Fragen bestimmt hat, in der Annäherung zwischen England und Frankreich, die in dem bekannten auf Marokko und Ägypten sich beziehenden Vertrag vom April 1904 zum praktischen Ausdruck gelangt ist. Dieses Ereignis, der Umschwung in dem Verhältnisse zwischen England und Frankreich mußte den Gang sämtlicher afrikanischer Aktionen beeinflussen, und die Hervorkehrung des Gegensatzes zwischen England und Deutschland, die jene Annäherung mit sich brachte, mußte in gleicher Linie wirken. Auch die zwischen Spanien und Frankreich mit Bezug auf Marokko gepflogenen Besprechungen sind wohl durch diese geänderten Verhältnisse beeinflußt worden. Bedenkt man, daß das englisch-französische Abkommen zwei Jahre nach dem Beginne des spanisch-französischen erfolgte, und bedenkt man weiter, daß der Umschwung in der spanischen Stimmung damals begann und später stärker hervortrat und aktiv wurde, als Frankreich mit Deutschlands Duldung eine regere Politik in Marokko aufnahm, so wird es klar, daß in diesen Dingen das entscheidende Element zu suchen ist. Diese Tatsachen haben den Gegensatz, wie er heute zwischen Spanien und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frankreich besteht, herbeigeführt und nur durch ihr neuerliches Eingreifen und Vermitteln ist die Lösung des jetzt akut gewordenen Konfliktes möglich.

Schon vor dem Vertrage vom Oktober 1904 sind zwischen Spanien und Frankreich Unterhandlungen gepflogen worden. Seit dem Jahre 1902 haben die beiden Regierungen sich einander genähert und den ersten Geheimvertrag angebahnt, der eine Spitze gegen England enthielt; dies ist der wesentliche Punkt. Die Pariser Regierung fürchtete, daß England ihr in Marokko Schwierigkeiten machen würde; sie legte daher großen Wert auf eine Verständigung mit Madrid und kam den Spaniern sehr weit entgegen; sogar Fez sollte in die spanische Sphäre fallen. — Die Situation erfuhr eine Änderung als im Gefolge der Londoner Reise Loubets das englisch-französische Abkommen im April 1904 geschlossen wurde. Der Geheimvertrag mit Madrid, den man aus begreiflichen Gründen in Paris nicht publiziert hat, wurde nun abgeändert und es kam ein neuer Vertrag nicht mehr gegen England, sondern mit Hinzuziehung dieser Macht zustande. Im Vertrag vom 3. Oktober 1904 wurde der Beitritt Spaniens zum englisch-französischen Aprilvertrag ausgesprochen; und zwar war in dem veröffentlichten Teil das Prinzip von der Integrität des Scherifenreiches aufgestellt worden, während in den Geheimklauseln die Möglichkeit einer Änderung des politischen Status und die dann zu erfolgende Teilung des Landes nach Interessensphären und die entsprechenden Beziehungen der beiden Mächte ins Auge gefaßt wurden. Im Anschlusse sicherten sich die Franzosen durch die Benützung der Balearen die maritime Etappenstraße, soweit Spanien in Betracht kam, und die Unterstützung Spaniens im Mittelmeer.

Der zweite Faktor war die Linderung des deutsch-französischen Gegensatzes. Schon das Abkommen vom Februar 1909 hatte in Spanien einen heftigen Sturm hervorgerufen, denn die Spanier glaubten, daß nun auch Deutschland zu der Situation, die sich ergeben hatte, seine Zustimmung geben werde. Die Algezirasakte hatten nämlich indessen ihre Schwäche offenbart und die Macht der Dinge hatte sich als stärker erwiesen. Die früheren französischen Vorstöße in Udschda und Casablanca waren in Spanien mit dem größten Mißtrauen kommentiert worden. Der Marsch, den nun heuer die Franzosen nach Fez unternahmen, löste die angesammelte Spannung aus. Von der Befürchtung geleitet, die Franzosen könnten sie auch aus der ihnen zugestandenen Einflußzone verdrängen, bemühten sich die Spanier, das im geheimen Teile des Vertrages vom Jahre 1904 ihnen zugewiesene Gebiet zu besetzen. Am 8. Juni dieses Jahres landeten zwei spanische Kreuzer vor Larache und 500 Soldaten besetzten die Stadt El Ksar, und auf jede mögliche Weise suchte die spanische Regierung die Anlässe zur Besetzung neuer Punkte zu benützen, nachdem schon an der Mittelmeerküste in den Präsidien verschiedene ihrer Jurisdiktion nicht unterstehende Positionen okkupiert worden waren. Wenn die Franzosen seinerzeit — wie zum Beispiel in Casablanca — ernste Anlässe zum Einschreiten gehabt hatten, mußten die Spanier allein aus der Furcht vor Überraschungen heraus handeln. Es kam zu den bekannten Reibungen, Zusammenstößen und Zwischenfällen, die ein Ende fanden, als am 27. Juli in San Sebastian ein Modus vivendi in Form einer Verbalerklärung verabredet wurde.

Nun wäre die Besetzung von Larache und El Ksar für Spanien ein wertvolles Atout gewesen, wenn der deutsch-französische Konflikt zu einer neuerlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Marokkokonferenz geführt hätte. In einem solchen Falle wären diese Positionen ein Pfand in der Hand Spaniens gewesen.

Diese einen Moment erwogene Lösung ist nun gescheitert, und Deutschland hat das Scherifenreich ganz Frankreich überlassen. In diesem Falle muß jenes Vorgehen der Spanier auf der einen Seite und die Lösung durch Kompensationen, die Frankreich der deutschen Regierung zugesteht, auf der anderen Seite, einen scharfen Konflikt hervorrufen. Die Spanier meinen: mit dem Marsche auf Fez hatte die Souveränität des Sultans — die die Voraussetzung des ersten Teiles des 1904er Abkommens bildete —, zu bestehen aufgehört. Der Geheimvertrag hätte uns allerdings soweit gebunden, daß wir bis zu dem in Artikel II vereinbarten Zeitpunkt ohne die Genehmigung Frankreichs nichts hätten in Marokko unternehmen dürfen. Allein Voraussetzung zu dieser Verpflichtung war die Aufrechterhaltung der Souveränität des Sultans. Diese ist von Frankreich umgestoßen worden. Wir dürfen uns also jener Interessensphäre bemächtigen, die uns von den Franzosen zugestanden ist. Diese wieder erklären, der Marsch auf Fez sei über Verlangen des Sultans erfolgt und die Spanier selbst haben den Vertrag gebrochen, indem sie Larache und El Ksar besetzten.

Die Spanier befinden sich insofern in einer ungünstigen Situation, als in einem der Briefe, die dem eben abgeschlossenen deutsch-französischen Marokkoabkommen beigefügt sind und die die Unterschrift Cambons und Kiderlen-Wächters tragen, Deutschland ausdrücklich erklärt, daß es die Ansprüche Spaniens nicht unterstützen wird. Daß Frankreich einen Krieg mit Spanien führen sollte, etwa in der Form, daß scherifische Mahallen unter der Führung französischer Offiziere gegen die spanischen Truppen auf marokkanischem Gebiete rücken, ist heute ausgeschlossen. Die Lösung wird eine friedliche sein: Dieselbe hätte vielleicht in einem gewissen Augenblicke durch eine gemeinsame Zwiesprache Spaniens und Frankreichs mit Deutschland zustande gebracht werden können. Aber es kam nicht dazu und anfangs September wurden neuerliche Verhandlungen zwischen den beteiligten Regierungen eingeleitet. Es dürfte daher eine Lösung durch Vermittlung Englands zustande kommen, das auch den oben skizzierten Vorschlag vermittelt hatte. Eine Weile schien London die Spanier begünstigen zu wollen. Es hieß auch, England wolle Tanger den Spaniern überlassen und die geplante Internationalisierung des Hafens mit Übertragung der Polizei an Frankreich sei unerwünscht. Nun hat dieses sich an der Polizeiübernahme für uninteressiert erklärt und es wird zur Internationalisierung kommen. Spanien dürfte sich mit dem nördlichen Teil Marokkos begnügen.

Julius Sachs

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

München

Ich glaube, in keiner Stadt wird so viel über die Stadt selbst gesprochen, wie in München; wenigstens unter denen, die dort wohnen, ohne dort geboren zu sein. Und geschrieben wird über das gleiche Thema nicht viel weniger, seitdem die Mehrzahl der deutschen Dichter durchaus an den Ufern der Isar leben will; es herrscht eine allgemeine Neigung, München zu entdecken und das Resultat schriftlich oder mündlich der übrigen Menschheit mitzuteilen. Ob diese Resultate immer richtig sind?

München ist eigentlich keine süddeutsche Stadt, nach denjenigen Schichten der Bevölkerung zu urteilen, die einem Gemeinwesen sein Gepräge geben. Aber auch die „Verpreußung" ist in der Art, wie man sie befürchtete, nicht eingetreten. Münchens Züge — ich spreche von der modernen Stadt und zwar von ihren Menschen, nicht von ihren Bauten — haben etwas Vages. Die modellierenden Einflüsse von Zeit und Raum treten immer mehr zurück. Die bayerische Residenz ist vor allem ein Sammelplatz einer gewissen Klasse von Menschen aus den verschiedensten, zumal nördlichen und östlichen Gegenden; solcher Leute, die zeitweilig oder dauernd sich von ihrer ursprünglichen Umgebung mit deren Beschränkungen trennen möchten: in der Heimat unverstandene Künstler, Reichgewordene oder Pensionierte, die sich aus einem langweiligen oder beengenden Beruf zurückziehen, verwöhnte Herren und Damen, denen zuhause die „Anregung" fehlt. Diese bilden zusammen gewiß nur eine Minorität, aber sie wirken sehr richtunggebend. Die vielen Lehranstalten für Kunst und Wissenschaften kommen dazu; dergleichen gibt es zwar anderwärts auch, hier jedoch gewinnt es eine neue Note vor allem durch die Möglichkeit für die studierende Jugend, sich — im allgemeinsten Sinne — zu amüsieren. München als Fremden- und Vergnügungsstadt ist in der Welt bekannt genug; was ist darüber noch zu sagen, außer daß ein Teil gerade der Urbevölkerung von den Fremden abhängt, ja eigentlich für sie da zu sein scheint. Die Stadt der Freiheit und des Lebensgenusses — nicht der Arbeit, sondern des Zieles aller Arbeit — darum so viel moderner als Hamburg und Mailand, als Lyon und Lodz — so unglaublich modern, ja eigentlich schon in eine glänzendere Zukunft weisend, deren wir im ganzen noch nicht einmal sicher sind.

Wir wandeln überall auf Gräbern; unter den Fundamenten dieser modernsten aller Städte ruht ein vergangenes Leben, das des alten Münchens. Jener Stadt, die noch eine so starke Physiognomie hatte — und Physiognomie ist Begrenzung, also Beschränkung. Schon damals stand sie in dem Rufe einer größeren Freiheit; schließlich wurde ihr zwar die Freiheit erst von denen gegeben, welcher dieser Ruf herbeizog. —

Es hat seinen Reiz, sich zurückzuversenken in jene Zeit, da das Leben von festen, durch eine alte Tradition gesicherten Formen umgeben war; da man noch das Gefühl nachbarlicher Zusammengehörigkeit hatte; da man noch sowenig Komfort beanspruchte und soviel Ruhe; da die Geschmacklosigkeit noch so rührend war und soviel Art hatte ...

Was sich von jenem alten Münchner-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tum in unsere Tage gerettet hat, das tritt wenig hervor und entgeht meist dem zugezogenen Bewohner der neuen Stadtteile. Dafür vermöchte ein solcher sehr vieles zu sagen über das München des zwanzigsten Jahrhunderts, diese so ganz von außen und von den Genießenden bewirkte Schöpfung.

Aber merkwürdig, wenn diese Leute über den Gegenstand reden oder schreiben, knüpfen sie an eine Tradition an, die nicht existiert; als ob wir noch in der Zeit der ersten Jahrgänge der Fliegenden Blätter lebten und nicht in der des Simplicissimus. Jeder Straßenkehrer, jeder Rettichesser ist ihnen ein Original. Mit der Frauenkirche und dem Münchner Kindl wird ein Kultus getrieben, als ob sich irgendeiner etwas dabei dächte. Und die Mundart! Die nordöstlichsten Fräulein, die sonst das G wie J und das E wie A aussprechen, hört man nach ganz kurzem Aufenthalt „A bisserl" sagen und einen schmählichen Mißbrauch treiben mit den Wörtchen „halt" und „gelt". Ja, mancher sagt noch auf dem Karlsplatz „ei Herrcheses" und auf dem Marienplatz schon „Jessas Maria". —

Und nun gar das Reisepublikum! Diese Herrschaften wähnen, das Hofbräuhaus sei in den Tagen Kraepelins immer noch die allerwichtigste Angelegenheit des münchener Einwohners; sie glauben sich „gemütlich" geben zu müssen, um nicht aus dem Rahmen der angeblichen „Münchener Gemütlichkeit" zu fallen; und das Geschick ist noch gnädig, wenn sie nicht anfangen boarisch zu radebrechen. —

Man redet so viel von Stil. Stil ist aber nichts als innere Wahrheit, und ich wüßte nichts, was mehr dagegen verstoßen könnte, als die willkürliche Vermischung des Gegenwärtigen mit dem Gewesenen. Freilich geschieht diese Vermischung ganz gutgläubig. Denn die Menschen überzeugt nicht das, was sie sehen, sondern das was ihnen erzählt worden ist, sie sind also mit ihrer Anschauung immer hinter der Wirklichkeit zurück; so sehen sie, von der Suggestion veralteter Reisebeschreibungen beherrscht, in den italienischen Städten den nicht vorhandenen Schmutz und in den holländischen die nicht vorhandene Reinlichkeit. —

Und noch eines kommt hinzu. Das Leben hat in den letzten Jahrzehnten zwar sehr an Bequemlichkeit gewonnen, aber es ist auch recht monoton geworden. Individualitäten gibt es unter den einzelnen Menschen nicht mehr und auch nicht unter den Städten und Landschaften. Nun möchten wir die Welt aber ein bißchen bunter haben. Denn wo bliebe sonst die Literatur? Wie sehr müßten unsere Romane an Farbe verlieren! Darum übertragen wir die vergangenen Individualitäten in die Gegenwart, indem wir ihre Eigenheiten verallgemeinern und übertreiben; so ist in den Romanen der eingewandertste Hansestädter ein „Patrizier" und jeder nach Westphalen zuständige Krapülinsky eine sentimentale Eiche. Das erinnert an gewisse Konventionen der Familienblattliteratur. Die moralischen, gesellschaftlichen und Schicklichkeitskonventionen solcher Schriftstellerei haben wir einigermaßen überwunden; nun wäre es wohl Zeit, auf das wohlfeile Stilisieren unserer Umgebung ebenfalls zu verzichten. Es ist doch besser, die Welt mit offenen Augen anzusehen, als durch eine literarische Brille. Und es mit der Wahrheit zu halten, gibt doch auch eine Art Befriedigung.

Gerhard Duckama Knoop

Wie ein bayerischer Kultusminister am Freitag speiste

Von dem am 24. März 1895 unerwartet schnell verstorbenen bayerischen Kultusminister Doktor Ludwig von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Müller wird ein schöner Zug erzählt. — Es war an einem Eröffnungstage des bayerischen Landtages in München.

Nach einer Sitzung, die ziemlich lang gedauert hatte, beeilten sich die Abgeordneten, zum Mittagessen zu kommen. Ein Abgeordneter vom Lande, noch wenig in der Großstadt bekannt, stand unschlüssig auf der Straße. — Da gesellte sich zu ihm der Herr Kultusminister und fragte ihn, was er noch mit sich berate.

„Exzellenz," sagte der Abgeordnete, „heute ist Freitag, und da weiß ich nicht, wo ich hingehen soll, um ein einfaches und gutes Fasteneſſen zu bekommen."

Der Herr Minister antwortete ihm: „Wenn Sie mit einem einfachen Fastenmahl sich begnügen, so kommen Sie; ich zeige Ihnen ein Haus, wo man derartiges bekommt."

Mit Dank nahm der Abgeordnete das freundliche Anerbieten an.

Unter eifrigen Gesprächen schritten die beiden Herren dahin, bis endlich der Herr Minister voranging in ein Hotel, wie der Abgeordnete meinte. Aber bald erkannte er seinen Irrtum, als der Herr Minister ihm seine Frau vorstellte und seine Kinder ihn begrüßten.

Er wollte sich entschuldigen und aus der Wohnung des Ministers sich wieder entfernen, aber der freundliche Gastgeber ließ ihn nimmer fort und erklärte:

„Bei uns gibt es ein einfaches Mittagessen, wie man es in einem katholischen Hause am Freitag haben muß. Wir essen auch nie Fleisch am Freitag; denn das Kirchengebot gilt auch im Hause des Ministers. Es ist uns eine Ehre, wenn Sie bei uns bleiben. Sie werden gestatten, daß auch meine Kinder miteſſen, denn ich will sie bei mir haben, wenn ich daheim bin, da ich ohnehin so viele Zeit von ihnen fern bleiben muß."

Das Essen begann jetzt mit dem Tischgebet, das die Kinder langsam und schön und fromm mit aufgehobenen Händen vorbeteten, wie sie auch nach dem Essen nicht vom Tische gingen, bis wieder die ganze Familie gebetet hatte.

Tiefgerührt war der Abgeordnete und dankte mit herzlichen Worten, daß er das Glück gehabt habe, im „Ministerhotel" am Freitag bei einer katholischen Familie im schönen Zusammenleben speisen zu dürfen mit Beobachtung des Fastengebotes.

Kultusminister v. Müller ist tot —. Was helfen ihm jetzt seine Ehren und Würden, seine Ordensauszeichnungen, seine hohe Stellung, sein gutes Einkommen, sein großer Einfluß?! — Sicherlich unendlich mehr hat ihm genützt, daß er ein gutes katholisches Familienleben gehabt und die Gebote der katholischen Kirche nicht nur gekannt, sondern auch gehalten hat!

Aus dem „Seraphischen Kinderfreund", Nr 10, Oktober 1911.

Der Eigenmensch

Aus London empfing ich ein Schreiben. Am Briefkopf zwei bunte Marken: „Alldeutscher Verband" und „Arierblut — höchstes Gut" (2 Pfennig); der Rest: drei Seiten Unflat.

Der Anlaß ist gleichgültig. An meinen (in einer Tageszeitung geäußerten) Ansichten über ungeschichtliches Deutschtum Kritik zu üben, war des Schreibers Recht; er wählte die Form der brieflichen Schmähung. Soviel, damit nicht zu hart erscheint, was hier vollzogen sein muß: Nicht Antwort, sondern die öffentliche Züchtigung eines Unflätigen. Sein Name ist Dr. Siegfried Nordmann, „Lehrer der Deutschkunde."

. . . Londons Menschenmenagerie bleibt immer ein fesselndes Schauspiel. Alles seltsam Verwachsene und schreiend Groteske darf sich auf diesem duldsamen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Boden entfalten. Propheten und Sektierer, Geisterschwindler und moderne Theriakdoktoren; Ausbieter der „wunderbaren Gewalt"; der „Verein deutscher Eigenmenschen." Herr Nordmann präsidierte ihm. Daß Eigenmenschen Vereine gründen, habe ich mit inniger Freude bemerkt; obschon es nicht schön von Deutschen ist, die Schwächen ihrer Landsleute so grausam zu parodieren. Man spricht sich in diesen Kreisen mit „Treufreund" an. Man schreibt: „Wotan grüße dich" unter den Brief. Man übernimmt sich an Stirner, Nietzsche und Dühring zu gleicher Zeit. Dennoch wäre es voreilig, aus der Narretei der Wotansjünger auf ihre Harmlosigkeit zu schließen; Urteilsschwäche und Anreißertum sind keineswegs Gegensätze. Jede vierte Seite der Nordmannschen Briefe füllt ein Aufdruck, der den Empfänger wie einen Rekruten anschnauzt. Man lese die folgende, liebenswürdige Annonce. „Rücksichtsloser Kampf gegen: Verlotterung und Verseuchung der deutschen Helden- und Denkersprache; Vornehmtuerei, Prahlsucht und Flunkerei mit fremden Sprachfetzen; Knechtschaffenheit, Hundedemut und auf dem Bauchliegen vor allem Ausländischen; Affentum, Engländerei und Französelei; das wüste, faselnde Gelehrten- und Lohnschreiberdeutsch; den berüchtigten Schwulst und Bedientengeist in der deutschen Kaufmannssprache; sprachliche Ehrlosigkeit; alles scheinwissenschaftliche und sprachliche Getue, Gespreize, Geziere, Gewäsche und Gemauschel.

für: . . . deutsch-vornehme Gesinnungsgröße — — —

Zuschriften an mich beliebe man in schlichter, klarer, fremdwortreiner Sprache abzufassen. Die Zumutung, Sprach- und Satzungeheuer zu entwirren oder mit Speisekarten- und Esperantodeutsch zu übersetzen, weise ich als ungehörig zurück." (Folgen ein paar Zitate.) „. . An mich gerichtete, mit ähnlichem Bafel belastete Schriftstücke übergebe ich als Urkunden sprachlicher Gehirnerweichung ohne weiteres dem Leiter einer Wasserheilanstalt." Zum Schluß die Bravade: „Ich bringe jedem Empfänger meiner Briefe die gebührende Achtung entgegen, ohne ihr in Formeln inhaltsloser Höflichkeit oder gar Unterwürfigkeit besonderen Ausdruck zu geben. Bitte mir gegenüber in gleich mannhafter Weise zu verfahren." In solchem „mannhaften" Ton, der, mündlich angeschlagen, dem Sprecher Ohrfeigen einträge, stellt die deutsch-vornehme Gesinnungsgröße des Herrn Nordmann sich aus.

Fremdwörter sind nicht immer entbehrlich. Die Eigenart dieses Eigenmenschen zu umschreiben, würden sie nötig sein.

Wen aber die anreißerische Schamlosigkeit widert, mit der die Treufreunde die Nachsicht eines fremden Volkes mißbrauchen, den wird die Liste ihrer Schwurzeugen um so fröhlicher stimmen. Da ist Leibniz — der französisch schrieb. Goethe — der zuzeiten die deutsche Sprache verwünschte. Stirner, der Freieste der Freien. Nietzsche, der den Deutschen die gröbsten Worte ihres Lebens gesagt hat. Lauter Gewährsmänner für „rassensichere Geisteshaltung" und den deutschen Sprachverein. Die Mischung, die ein Eigenmensch daraus rührt, kann man sich ungefähr vorstellen. Friedrich Nietzsche hält trauliche Nachbarschaft mit Fichte. Stirners trotzige Losgelöstheit verträgt sich trefflich mit hysterisch kreischendem Chauvinismus; über allen ist Dühring. Bei ihm lernte Herr Nordmann das „sophistische" Griechentum verachten. Aber mehr. Auch die „jüdische Knechtsreligion" und Sklavenmoral der Christen dankt vor der wiederaufgerichteten Wotansherrlichkeit ab. In so schmutzige Hände ist also Nietzsche geraten.

Bleiben die Kleinigkeiten. Zugegeben,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Sätze, die Nordmann als Proben der Sprachverwüstung abdruckt, sind nicht schön (wenn auch anständiger als sein eigenes Ausschreierdeutsch). Aber was sagt das gegen die Fremdwörter? Wo sie Ausdrucksmöglichkeiten bereichern, sind sie willkommen. Nur darauf kommt es an. Mit dem Patriotismus hat die Sprachreinigung soviel zu tun wie die Barttracht. Wahrhaft groß wirkt der Eigene, wenn er furchtlos an den Briefschlüssen das „Hochachtungsvoll" wegläßt. Die „Formeln" werden ja von allen Dummköpfen des Erdballs verachtet. Und zweitens ist es ungefährlich.

Warum so viel Worte über Herrn Nordmann? Weil seine Defekte, neben ihrer Komik, auch bösartig sind. Weil in der Spürweite dieses Atems alles Deutschtum verächtlich wird. Schimpfsucht, Rassenkoller und gemeine Brutalität sind freilich international. Die Schaustellung dieser Eigenschaften als „deutsch-vornehme Gesinnungsgröße" rührt aber doch an Dinge, um die es schade wäre. Ich will Herrn Nordmann das Geschäft nicht stören. Mag er die Engländer in den Wotansdienst einreihen; London ist groß und verträgt noch ganz andere Kostgänger. Nur das Geisteswerk Goethes, Stirners, Nietzsches soll der befleckte Kämpfer mit seiner Nähe verschonen.

Dr. Hermann Friedemann.

Moral insanity

Als richtig gehender Psychiater, der kalt lächelnd die Konsequenzen aus seiner von psychiatrischen Scheuklappen eingeengten Weltanschauung zieht, bemühe ich mich mit konstanter Bosheit meine Mitmenschen in Gruppen einzuteilen, zu rubrizieren und zu etikettieren, bis für die geistig Gesunden nichts mehr übrig bleibt. Herrn Artur Lapp habe ich einstweilen den Neurasthenikern mit galligem Einschlag zugeteilt. Da ich außerdem von gesunden Eltern abstamme, nicht von Idioten sondern von einer psychisch ebenso massiven wie körperlich robust entwickelten schwäbischen Kindsmagd betreut wurde, welche sogar Ursula hieß und Ursche gerufen wurde, so ist meine Kompetenz nicht zu bestreiten. Allerdings war ich schon mit Leuten befreundet, die später paralytisch wurden, indem sie nämlich vorher eine Syphilis hatten, und hatte einen Lehrer, den ich später in einem der Dementia praecox zugehörigen Verblödungszustand auf meiner Abteilung in der Irrenanstalt zu verarzten hatte, aber vorerst bin ich gesund geblieben, so gesund, daß ich über den Kern der Übertreibungen von Herrn Lapp lächeln konnte. Ich möchte übrigens hervorheben, daß die Klassifizierungs-, Etikettierungs- und Rubrizierungssucht eine in Deutschland außerordentlich zahlreich und in jedem Fach vorkommende Störung ist und am besten als pathologischer Auswuchs der an sich in ihren rudimentären Stadien normalen deutschen Ordnungsliebe aufgefaßt wird. Ich schlage dafür den Namen Morbus rubricans Germanicus vor und rechne diese Erkrankung, die akut, subakut, subchronisch und chronisch auftritt und in Deutschland endemisch ist, der Gruppe der Zwangszustände zu.

Daß der erfahrene Psychiater nicht bis ans Endstadium oder die Katastrophe einer Erkrankung wartet, um die Diagnose zu stellen, ist richtig. Aber auch einen Typhus soll man zum Beispiel möglichst früh und nicht erst nach Eintritt der Katastrophe auf dem Sektionstisch erkennen. Wenn ein Handwerksbursche sich für den Kaiser von China hält, auf dem Thron Gottes sitzt und eine Blutwurst auf einem Zinnteller für Himmelsmanna auf demantner Schale hält, so wird auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein psychiatrisch nicht infizierter Mensch merken, daß es sich um einen Geisteskranken handelt. Schwieriger ist die Sache schon, wenn es sich bei kleinen Auffälligkeiten, Schrullen oder Spleen darum handelt, festzustellen, ob es sich um Symptome einer beginnenden Geisteskrankheit oder nur um Eitelkeiten handelt, die auch bei sonst ganz geistvollen Menschen vorkommen. Am Ende ist auch die Zerstreutheit eines psychisch sehr konzentrierten Gelehrten anders aufzufassen als die Zerfahrenheit eines sonst sterilen Menschen. Auch der Säuferwahnsinn ist aus scheinbar unscheinbaren Anfängen meist so früh zu erkennen, daß sein Inhaber noch rechtzeitig am Umbringen seiner Familie, Freunde oder eigenen Person verhindert werden kann.

Häufig ist allerdings die Unterscheidung, was anormal und was pathologisch ist, schwer. Herr Lapp wirft das durcheinander, für ihn sind die nicht geistig Gesunden anormal, pathologisch. Das Anormale ist aber noch lange nicht pathologisch; Bismarck, Napoleon, Goethe waren anormal, sie unterscheiden sich in Anlage und Leistung deutlich vom Normaltypus des Spießbürgers auch des kosmopolitischen. Sie ragen weit über die physiologische Breite hinaus, sie sind anormal. Auch ein Mensch von zwei Meter Länge ist anormal, denn er geht über die obere Grenze des Durchschnittslängenmaß hinaus. Man zeige mir den Psychiater, der einen Goethe oder Napoleon oder Bismarck für pathologisch das heißt krank hält (ausgenommen die psychiatrische, übrigens lebhaft bekämpfte, Sekte, die in sexuellen Symbolismen schwelgt und aus jedem Wort ein Sexualsymbol herausknobelt). Trotzdem solche Größen pathologische Züge zeigen können, sind sie nicht krank, ist ihre Größe kein Symptom einer Krankheit, ist das Pathologische nicht das Wesentliche ihrer Größe. Ihre Größe aber ist anormal. Ebenso wie einer, der einmal eine Lungenentzündung hatte, körperlich pathologisch war, kann einer vorübergehend oder dauernd einzelne psychopathologische Züge zeigen, ohne geisteskrank zu sein. Man kann ja auch vorübergehend hysterisch werden, ohne ein Hysteriker zu sein.

Die Moral insanity ist ein psychiatrischer Atavismus, ein ins Publikum verlorener und dort auf allerlei Hintertreppen herumschleichender Rest vergangener Psychiatrie, die noch mit gesonderten Seelenvermögen zu hantieren hatte. In den psychiatrischen Lehrbüchern und Krankenhäusern kennt man wohl moralische Verkümmerung und Stumpfheit als einen gelegentlich die intellektuelle Schwäche überragenden Symptomenkomplex der Degeneration oder Imbezilität, aber eine isolierte Moral insanity kennt jener gesunde Rest Menschheit, der sich mit Psychiatrie beschäftigt, nicht. Durch kleine moralische Fährlichkeiten haben wir uns alle in unseren Flegel- und Pubertätsjahren durchzuringen. Ich bekenne, daß ich vorzeitig Zigarren geraucht habe und rechtzeitig Äpfel gestohlen habe, rechtzeitig, denn ich wurde niemals dabei erwischt. Ich habe auch aus Haß gegen die Schule einmal mein Zeugnis selbst unterschrieben. Später entwickelte sich meine Intelligenz so weit, daß ich einsah, daß die Unannehmlichkeit häuslicher Strafe den Einsatz einer Karriere beim Erwischtwerden nicht wert war, darum habe ich später fast nie mehr Äpfel gestohlen und keine Zeugnisse mehr selbst unterschrieben.

Es gibt pathologische Verbrecher — ich habe solche aus allerlei Bevölkerungsklassen begutachtet — und es gibt verbrecherische Geisteskranke, es gibt aber auch geistig gesunde Verbrecher. Und diese gehören dem Strafvollzug und nicht der Psychiatrie überwiesen. Des-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wegen fallen sie aber doch aus dem Rahmen der Normalen heraus. Wenigstens gilt es einstweilen noch nicht normal, Verbrechen zu begehen. Es gibt ja auch asoziale Naturen, die trotz dieser Eigenart vermöge ihrer Intelligenz nicht forensisch werden. Eine so feinsinnige Künstlerindividualität wie Peter Altenberg ist zum Beispiel ausgesprochen asozial.

Noch eine Vertrauensfrage, Herr Kapp! Haben Sie sich schon einmal ernstlich eine Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke betrachtet? Vielleicht tun Sie es, um zu erfahren, daß es keine Tollhäuser mehr gibt. Unsere Geisteskranken sind in Krankenhäusern untergebracht, die keine Gitter und Mauern mehr haben, so weit sie in den letzten 15 Jahren gebaut wurden, und die alten sind oder werden allmählich nach solchen modernen Grundsätzen umgebaut. Kennen Sie Eglfing? Es liegt nicht weit von München. Ich würde es, wenn ich vor der Alternative stünde, entschieden einem Aufenthalt in Stadelheim vorziehen. Aber das mag eine pathologische Verweichlichung durch den Umgang mit der Psychiatrie sein.

Dr. Ludwig Mann

Morgan Shuster gegen die russische und die englische Diplomatie in Persien

In dem Augenblick, wo Rußland und England sich anschicken, durch Verstärkungen ihrer „Gesandtschaftswachen" oder Garnisonen in Persien, dessen endgültige Teilung vorzubereiten, beschuldigt Morgan Shuster in einer längeren Zuschrift an die Londoner „Times" Rußland und England, daß sie in offenem Widerspruch zu dem Inhalt der anglorussischen Konvention vom Jahre 1907 die ihm mit ihrem ausdrücklichen Einverständnis übertragene Aufgabe, dem persischen Reiche zu gesunden Finanzverhältnissen zu verhelfen, planmäßig hintertrieben und einer Erneuerung Persiens überhaupt widerstrebten. Shuster, der bekanntlich im Januar 1911 mit drei amerikanischen Hilfskräften seine Tätigkeit in Persien begann und von der persischen Regierung die weitgehendsten Vollmachten für sein Amt erhielt, deutet an, daß er sich als Vertreter des amerikanischen Volkes fühlen dürfe, und es macht fast den Eindruck einer Drohung, wenn er davor warnt, ihn zu nötigen, seinen Landsleuten die Enttäuschung zu bereiten, seine Mission durch Quertreibereien russisch-englischer Diplomatie scheitern zu sehen.

Die Zuschrift Shusters ist eine Antwort auf den Tadel, den die „Times" an ihm übten, als er schon vor einigen Wochen in Teheran öffentlich gegen die Haltung Rußlands und Englands seiner Tätigkeit gegenüber protestierte. Und nun erinnere man sich, daß Präsident Taft während den Verhandlungen über den englisch-amerikanischen Schiedsvertrag die Anstellung amerikanischer Finanzsachverständiger durch die persische Regierung ausdrücklich als eine rein amerikanische Angelegenheit kennzeichnete, mit der die Schiedsgerichtsbarkeit nichts zu tun habe, das heißt deren Anfeindung durch eine fremde Macht, Amerika als eine Einmischung in innere Angelegenheiten betrachten dürfe.

„Die Möglichkeit, Persiens Finanzwesen umzugestalten," sagt Shuster, „ist völlig abhängig von der Herstellung geordneter Zustände im ganzen Reich, sowie von der Schaffung und Erhaltung einer starken Zentralregierung, die mächtig genug ist, sich in den entferntesten Teilen des Reiches geltend zu machen." Alle ernsthaften Anstrengungen in dieser Richtung würden durch die Haltung der englischen und russischen Regierung vereitelt, die darauf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus seien, das Prestige der persischen Regierung in den Augen des Volkes zu ruinieren und das Land in einem Zustande finanzieller Ohnmacht zu erhalten. Obgleich in der Konvention von 1907 Persiens „Unabhängigkeit und Souveränität" festgestellt wurde, nehme Rußland für seine in Persien lebenden Untertanen vollkommene Exterritorialität in Anspruch. Die russischen Gesandtschaften und Konsulate in Persien übten zudem eine Art Protektorat über eine Klasse von Personen, hauptsächlich Reaktionäre und Verräter aus, gegen welche, obschon sie persische Untertanen sind, die persische Regierung sich nicht die geringste Maßnahme erlauben dürfe. Es gehören dazu Leute, die unter dem alten Regime mit ungesetzlichen Mitteln große Reichtümer ansammelten, und nun unter dem Schutze Rußlands sich weigern, die geringste Abgabe an die Regierung des Landes zu zahlen.

England macht Shuster hauptsächlich ein schwächliches Eingehen auf alle russischen Wünsche zum Vorwurf, zum Beispiel hinsichtlich einer Anstellung des Majors Stokes zur Organisation einer Polizeimacht für die Zwecke der Steuererhebung. Auf Anstiften Rußlands weigert sich England immer noch, Stokes die erforderliche Entlassung oder Beurlaubung aus den Diensten des indischen Heeres zu gewähren. Für das Unternehmen Shusters ist das darum von schwer wiegender Bedeutung, weil Stokes zu den ganz wenigen Personen gehört, die mit den Verhältnissen Persiens und seiner Verwaltung durch jahrelange Erfahrung gründlich vertraut sind und die Charaktereigenschaften und Fähigkeiten besitzen, um schwierige politische Reformen in Persien in selbständiger Weise auszuführen.

In englischen Handelskreisen besteht längst eine weitverbreitete Mißstimmung über die schlechten Erfahrungen, die man mit den wirtschaftlichen Wirkungen der anglo-russischen Entente in Persien bisher gemacht hat. Die „Times" selbst brachten im vorigen Jahre einen Bericht ihres Korrespondenten in Buschir über den unaufhaltsamen Rückgang des englischen Handels in Südpersien seit dem Abschluß der anglo-russischen Konvention.

Morgan Shusters Appell an die öffentliche Meinung in England dürfte daher kaum ohne Wirkung bleiben, und daß die Washingtoner Regierung ihm bei dem Bestreben die englisch-russische Entente in Persien zu sprengen und dadurch in Persien dem Prinzip einer Politik der offenen Tür unter amerikanischem Protektorate Geltung zu verschaffen, beistehen wird, unterliegt kaum einem Zweifel.

Otto Corbach

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Wolters, für den Inseratenteil Fritz Roeßler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I. — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 11
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der bayerische Sturm!

Von Dr. Ernst Müller-Meiningen

Sie kocht — kocht wirklich, die so oft mißbrauchte bayerische Volksseele! Und es sieht auch für einen Pessimisten so aus, als wenn die Erhitzung diesmal eine tiefe und echte sei. — Potzsakrament; woher kam den Herren Podewils und Genossen der Mannesmut zu solchen Taten! Wahrhaftig eine Tat! Und justament in einem Augenblicke, in dem man munkelte, Antonius der Heilige — der Träger des O—Weh-Systems (ich meine das große O des ritterlichen Oberstudienrats) — habe alle, mit Ausnahme des Finanzministers, auf die schwarze Seite gebracht!

Wie wir in Deutschland doch politisch im ewigen Wirbeltanze leben! Vor fünf Jahren stach der „Börsenjobber" die schwarze Eiterbeule Roerens auf. Heute hintertreppelt Matthias der Erzberger fidel bei dem groben Schwaben im Auswärtigen Amte. Vor fünf Jahren tat ein gewisser Herr am Promenadeplatz den Ausspruch: „Wenn Bülow mir nur ein Wort gesagt hätte, so hätte ich „mein Zentrum" herumgebracht!" Und nach fünf Jahren muß sich derselbe Herr gegen „sein Zentrum" durch Kammerauflösung wehren! Rechter Hand, linker Hand, Norden und Süden: alles vertauscht! Was wird uns die von Jahr zu Jahr steigende politische Nervosität noch alles bringen? Vorläufig sitzen die pharisäerhaften Zionswächter auf den Trümmern Jeruscholayms versunkener Herrlichkeit! So sehr sie die Rolle Jobs und Jeremiä verachten!

Manchmal haben wir sie gefrozzelt, die bayerischen Exzellenzen! Ehre, wem Ehre gebührt! Sie hatten den Schneid, sie erkannten endlich an der Aussperrung des „roten Heinrich", daß nach ihm die andern drangekommen wären — secundum ordinem, vielleicht bis auf den Mann „mit der wahrhaft christlichen Weltanschauung", unseren schließlich auch noch „suspekt" gewordenen wackeren Kultusminister! Und sie haben richtig, wenn auch spät ihre Not erkannt. Der ehrwürdige Regent riß den Komödianten, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eingestandenermaßen bis zur letzten Stunde nicht an den Ernst der Sache dachten, erbarmungslos die letzte Hülle ab, mit der sie sich fromm drapierten. Der wackre alte Herr hat sich jünger gezeigt als viele junge Exzellenzen vergangener Generationen!

Wie komisch doch Historie entsteht! Herr Oswald aus Lalling, einer der Geringsten in der Landesstube, bestens ein Agitator vierter Klasse, ward zum berühmten Mann! In dem ehrenvollen Berufe als Dorfhirte auf Niederbayerns fruchtbaren Auen ward ihm sein großes Schicksal offenbart! Er träumt jetzt Tag und Nacht, daß er ein leibhaftiges Ministerium gestürzt, was seit einer Generation in den weißblauen Grenzpfählen nimmer passierte. So ward die Fliege zum Geier, der dem bayerischen Löwen den Schnabel ins Fell hackt!

Freilich des Oswalds wegen hätten sie den Frauendorfer nicht boykottiert. Der knabenhafte Übermut, der sie fast bersten machte, mußte endlich ein Ventil erhalten! Da diente das auffallend höfliche Benehmen des sonst wegen seiner Burschikosität von den Oswalds begrinsten Verkehrsministers zum Beinstellen! Die „Schlange im Grase" — ich meine Herrn Dompropst Pichler — ließ der Ruhm seines Freundes in Regensburg nicht schlafen! Er mußte auch mal einen Minister stürzen!

Es genügte ihnen längst nicht mehr, den „Casselmann" und den „Hofmüller" durch Korybantengeheul zu beglücken, durch schulmeisterliche Heldentaten des erhabenen Gebieters des Luitpoldgymnasiums das bayerische Parlament vor der Welt zu blamieren, durch rohes Geschimpfe bis zum Eselsvergleiche alles Gegnerische — Pardon sich selbst zu diskreditieren: Nein, es mußte wieder einmal Einer „dranglauben" — an die wahrhaft christliche Gesinnung der Vertreter von Wahrheit, Freiheit und Recht!

Was deucht Euch? Der Moment schien trotz Oswäldchen gut gewählt; von den gefährlichen, umstürzlerischen armen Eisenbahnern sprach man — die bayerische Beamtenschaft und Lehrerschaft war das Ziel! Und die Lehrer, die wackeren, wahren Stützen moderner Staatskunst verdienten der Pharisäer Haß! Hatten sie doch selbst die Gesamtheit der Bischöfe in unerhörter Weise blamiert!

So stehen wir plötzlich mitten in einem der interessantesten Kämpfe der Neuzeit. Das war Sensation! Eben sprachen wir im Wallothause in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Budgetkommission des Reichstags über Marokko, den Kongo und die Rechte des Volkes. Da stürzte der Erste mit der Depesche herein und weg war zunächst das Interesse für den Kongo. Die Schwarzen an der Donau und am Lech beherrschten die Stunde! Wir fühlten: das deutsche Volk nimmt Anteil an unserem Schicksale, das Warnung den Unvorsichtigen in der berliner Wilhelmstraße geben könnte, daß ein zweiter Dezemberkonflikt tiefer gehen müßte als der Dernburger Husarenritt. Herrn von Bethmann Hollweg möchte ich ein Privatissimum bei den Herren von Frauendorfer und Pfaff über die Zuverlässigkeit seiner jüngsten Freunde gönnen! In seinem Interesse! Und Kiderlen ist wegen seines taktischen Ungeschickes bald sprichwörtlich geworden.

Doch was weiter? In Bayern! Gelingt der Wurf nicht, so ist das Schicksal des Ministeriums Podewils definitiv besiegelt — trotz des Ritters Antonius und seines ministrierenden Sohnes! Sind sich die Antipoden der Orterer und Pichler der Größe des Momentes bewußt? Wird Feilschen und falscher Parteiegoismus das Übel größer machen als vorher? So fragen sich Ängstliche! Ich glaube nicht. Die Linke ist sich des großen Moments vollbewußt! Der große Moment findet dort, so hoffe ich zuversichtlich, ein einiges, verantwortungsbewußtes Geschlecht. Wird es gelingen, den „größten Schwindel des Jahrhunderts", den Schlachtruf von der gefährdeten Religion auch diesmal wieder zum Lockrufe für die armen Massen zu machen? Wer wagt's zu sagen? Für den Komödiendichter wie den Kulturhistoriker wird sicherlich die fruchtbarste Zeit anheben, — macht die Augen auf! Zeigt dem aufmerksamen Deutschland, was im zweitgrößten Bundesstaate, uraltem Kulturboden, heute an Fanatismus und verwegener Volksverführung möglich ist — und vielleicht ziehen auch die Kultusexzellenzen drinnen und draußen allmählich die richtige Lehre!

Solange freilich noch die Leitung der staatlichen Schule den Unterricht zum Tummelplatz klerikalen Übermutes und hierarchischer Herrschsucht macht, — ist und bleibt solche Verzweiflungstat, wie sie vordem Bülow, heute Podewils wagt, ein Va banque-Spiel! Ihm wünschen wir, daß es felix faustum fortunatumque sit!

Wir aber läuten Sturm, Sturm, Sturm! Und schläft das bayerische Volk trotzdem weiter: Nun gut, dann verdient das Phäakentum die Zucht-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rute, gegen die Bläme und Österreicher, Romane und Germane sich stolz aufbäumten! Dann würden die gedemütigten Minister erkennen, was sie, was eine Generation in ihrer Schwäche gegen das gefährlichste Antikultursystem gesündigt haben!

Und ginge es gut — dann wäre es erst recht an der Zeit, einer Wiederholung der Periode der Demütigung des Landes endgültig durch Schaffung eines gerechten Wahlrechts vorzubeugen! Wo ist der Staatsmann, der an die Arbeit geht, Versäumtes nachzuholen? Auch auf kulturellem Gebiete!

Der Weg ist ihm bereitet. Er sichert dem bayerischen Staate die moralische Unterstützung des gebildeten Deutschland, das mit brennendem Interesse nach dem Süden, nach dem festesten Bollwerke der schwarzen Festung des Reiches blickt: Hier wird der Kampf für die nächste kulturelle Entwicklung Neudeutschlands ausgefochten: Zerschellt dort das klerikale Regiment, dann ade ultramontane Wirtschaft! Dann faßt auch Preußen Mut, der klerikal-konservativen Umklammerung sich zu entwinden. Um Großes geht der Kampf! Einsatz und Gewinn sind unseres Schweißes wert!

Rußland wieder an einer Wende

Von Alexis Freiherr von Engelhardt

Im Frühjahr 1906 trat der neuernannte Minister des Innern Peter Stolypin im Rahmen des Kabinetts Goremykin vor die erste Reichsduma. Er verglich die Stellung der Regierung mit der einer Schildwache. Man könne einem auf Posten stehenden Soldaten nicht sagen: „Du hast ein altes schlechtes Gewehr. Willst du es benützen, so kannst du dich und die Passanten verletzen. Wirf es von dir!" Ein ehrenhafter Posten werde auf solch eine Aufforderung antworten: „Solange ich auf Posten stehe und man mir kein neues Gewehr gegeben hat, werde ich, so gut es geht, verständig mit dem alten umzugehen bemüht sein."

Wenige Wochen später war Stolypin Ministerpräsident und der mächtigste Mann in Rußland. Und wenig mehr als fünf Jahre darauf ist der Mann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch jenes „alte schlechte Gewehr" gefallen, das mit einem neuen zu vertauschen er nicht vermochte.

Über Stolypins Regiment ist so viel bekannt geworden, daß heute ein näheres Eingehen auf die einzelnen Etappen seiner Regierungszeit nicht klärend wirken kann. Die Geschichte dieser Epoche wird geschrieben werden können, wenn eine neue, auf lebendigen Prinzipien aufbauende Staatskunst den Stolypinschen Bau, der bestenfalls als ein groteskes Provisorium angesehen werden kann, von Grund aus umgewandelt haben wird.

Was zeigt in großen Krisen den großen Staatsmann? Die Wahl der richtigen Mittel, die meist neu und verblüffend sind. Der ermordete russische Premier war energisch, ehrenhaft, begabt, er war ein Patriot. Aber die ihn heute zu einem genialen Staatsmann stempeln wollen, haben noch immer keine Ahnung von der Größe des Zeitalters, das für Rußland anbricht.

Alle Zeichen der Zeit weisen Rußland deutlich auf den Weg breiter demokratischer Entwicklung hin. Der wirklich große russische Staatsmann wird diese notwendige Evolution begreifen und sich an ihre Spitze setzen müssen.

Peter Stolypin aber erfaßte nichts davon. Er ließ die große Gelegenheit, den wundervollen Augenblick ohne Verstehen vorübergehen. Die Welle, die ihn zur Höhe getragen hatte, verstand er nicht zu meistern. So trug sie ihn hinaus ins Uferlose, aber nicht an den blühenden Strand.

Statt sich fest an die einzige Grundlage der verheißenen Staatsreform, an das Manifest vom 17. Oktober 1905 zu halten, an dieses „verlorene Dokument," wie es heute im russischen Volksmunde genannt wird, verschrieb sich Stolypin dem alten, historischen Feinde jeder Reform, dem Nationalismus.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß Stolypin es gewesen sei, der die nationalistische Strömung in Rußland hervorgerufen und als patriotisches Werkzeug zur Durchführung eines eigenen Reformprogramms benutzt habe. Die nationalistische Strömung ist in Rußland immer vorhanden. Sie ist sogar so spezifisch altrussisch, daß wir ihr nichts älteres an die Seite stellen können. Die ganze Erstarrung des mittelalterlichen Rußlands ist durch einen unduldsamen, engen, ja stupiden Nationalismus zu erklären. Ohne die in der Geschichte ohnegleichen dastehende dämonische Genialität eines Peter hätte dieser Nationalismus noch lange unbestritten die Geschicke Rußlands beherrscht. Die aufgeklärtesten russischen Herrscher haben immer aufs neue

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit den nationalistischen Auswüchsen zu kämpfen gehabt, die Reaktionäre unter den Kaisern pflegten sich auf den Nationalismus zu stützen.

Daher zeugt es von einem stupenden Nichtverstehen der durch die Zeit gegebenen Möglichkeiten, wenn man heute eine Verfassung proklamiert und morgen die nationalistisch-klerikale Reaktion als Stütze für sein Reformwerk erwählt. Ein Minister, der so etwas tut, ist eben nur ein — Minister, aber kein Staatsmann im großen Sinne dieses Wortes.

Das praktische Ergebnis der Ära Stolypin ist infolge dieses Mißverstehens des Zeitgeistes ein eminent geringes. Positiv gelungen ist nur die Niederwerfung der Meuterei, in die die edle russische Freiheitsbewegung — auch wieder zum Teil infolge der nationalistischen Gegenrevolution — auszuarten drohte. Man kann aber auch dieser positiven Leistung gegenüber nicht von besonders intelligent und originell gewählten Mitteln reden. Das altbewährte Werkzeug der Hinrichtungen und Massenfestsetzungen, des Belagerungszustandes und der Deportationen wurde in Aktion gesetzt, um das Land zu — „beruhigen".

Die ganze weitere Tätigkeit der verflossenen Regierung Stolypins bedeutet eigentlich nur ein einziges grandioses innerpolitisches Panama!

Es gibt in Rußland einen bedeutenden Staatsmann. Den Nationalisten ist er verhaßt, weil er der Urheber des Manifestes ist, das die Verfassung einleitete. Sein ehrlicher Patriotismus, seine fleckenlose Ehrenhaftigkeit, seine unleugbare Genialität sogar wird selbst von seinen Feinden — und deren Namen ist Legion! — anerkannt. Dieser wirkliche Staatsmann Graf Sergei Juljewitsch Witte, wahrt seit seiner Verabschiedung peinliche Zurückhaltung und vornehmen Takt den Machthabern gegenüber. Nur wenn er angegriffen wird, wehrt er sich, dann allerdings gewöhnlich mit solchen Hieben, daß der Angreifer schleunigst verstummt.

Kürzlich, einige Wochen nach Stolypins Ermordung, kam es zu einer Polemik zwischen dem Oktobristenführer Gutschkow und dem Grafen Witte. Bei den Oktobristen dämmert in letzter Zeit einiges Verständnis dafür auf, daß sie der Reaktion den Weg ebneten, indem sie Stolypin Vorspann leisteten. Sie versuchen nun dem Grafen Witte die Schuld zuzuschieben, weil er, als er kurze Zeit Ministerpräsident war, die Gelegenheit versäumte, ein Ministerium aus liberalen Parteipolitikern zu bilden. Auf diese Polemik einzugehen, hat hier kein Interesse. Hochinteressant ist aber das Urteil, das Graf Witte in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem offenen Briefe an die Zeitung „Retsch" über das Schicksal seines Werkes, der Verfassung vom 17. Oktober 1905 fällt. Dieses vernichtende Urteil aus diesem Munde ist wahrlich eine schwere Anklage.

Gutschkow hatte davon gesprochen, daß Stolypin als „überzeugter Anhänger der neuen Staatsordnung für diese gefallen sei." Ein allerdings unbegreiflich dreistes und jesuitisch-sophistisches Wort.

Graf Witte bemerkt dazu, unter anderem, folgendes: „Der ganzen Welt ist es bekannt, daß die neue Staatsordnung durch das Manifest vom 17. Oktober 1905 verkündet und durch Gesetze festgelegt wurde, die auf Grund dieses Manifestes erlassen wurden, als ich an der Spitze der kaiserlichen Regierung stand. Nicht weniger ist der ganzen Welt meine ausschließliche und allein verantwortliche Anteilnahme an der Entstehung dieser Akte bekannt, die der „neuen Staatsordnung" als Basis dienten. Von jenen Überzeugungen, die meinem Gebieter, dem Herrn und Kaiser gegenüber zu äußern ich damals die Kühnheit und das Glück hatte, habe ich mich nie losgesagt. Die Erinnerung daran erfüllt heute mein Leben und ist mein Stolz. . . . Aber von welcher „neuen Staatsordnung" redet A. J. Gutschkow, für die angeblich ihr überzeugter Anhänger Stolypin untergegangen sei? Worin sind die Grundlagen vom 17. Oktober erhalten geblieben, die zur Zeit meiner Ministerpräsidentschaft in Gesetze gefaßt und verkündigt wurden? Soll man darüber schreiben, so müssen es Bände sein! Ich aber versichere: in der Neuordnung, die jetzt A. Gutschkow verteidigt, befindet sich nur der Leichnam des 17. Oktobers. Unter der Flagge eines „konstitutionellen Regimes" werden der kaiserlichen Gewalt Grenzen gewiesen, während man die eigene Gewalt bis zur unumschränkten, absoluten und unerhörten Willkür gesteigert hat. Über dieses Thema kann ich nicht ruhig reden. Die Geschichte wird darüber urteilen."

Graf Witte hat recht. Unbeschränkte, absolute und unerhörte Regierungswillkür hat das Regime Stolypin an die verwaiste Stelle der unbeschränkten Initiative des Monarchen gesetzt. Wollte einmal das Parlament nicht mitmachen, so wurde es mit der drohenden Auflösungsordre eingeschüchtert oder durch die gefügige erste Kammer majorisiert. Die Provinzen sind Satrapen überliefert. Ausnahmegesetze herrschen im Lande. Und die längst selbst von Stolypin versprochenen Reformen sind ad acta gelegt. Was war nicht alles

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zugesagt worden: Unantastbarkeit von Person und Wohnung, Wahrung des Briefgeheimnisses, Abschaffung der administrativen Verbannung, Einführung der ständisch nicht beengten, sich selbst verwaltenden Landgemeinde, Erweiterung der landschaftlichen und städtischen Selbstverwaltungskompetenzen, Beschränkung der Verwaltungsvorrechte auf allen möglichen Gebieten, Abschaffung der Landhauptleute (einer besonders schädlichen, auf dem Lande allmächtigen Beamtenkategorie mit administrativen und richterlichen Befugnissen, mit der verglichen das Institut der preußischen Landräte eine harmlose Kinderkrippe ist), Einführung gewählter Friedensrichter, Übergabe der politischen Untersuchungen an die Justiz, Freiheit der Gewerkschaftsorganisation, Streikordnung, Arbeiterversicherung, Verkürzung der Arbeitszeit, Schulreform, Durchführung der Autonomie an den Hochschulen und so weiter.

Nichts davon ist gehalten, vieles durch gegenteilige Maßnahmen noch bedeutend verschlimmert worden.

Die Ermordung des Ministerpräsidenten durch einen Agenten der Geheimpolizei, deren oberster Chef derselbe Ministerpräsident war, ist ein grausig grinsendes Symbol für das Chaos, in das der unausgebildete Rechtssinn und die ganz subalterne Staatspraxis Stolypins Rußland und ihn selbst gestürzt hat.

Die Nationalisten preisen den Verstorbenen als Märtyrer und erheben seine Verdienste ums Reich ins Ungemessene. Sie müssen das tun, um ihre Anhänger und das übrige gutmütige Volk wenigstens noch kurze Zeit über den völligen Bankerott ihres Systems hinwegzutäuschen. Eines Systems, das den brutalen Instinkten des herrschenden Volkes schmeichelt, seiner Entwicklung hingegen überall Hemmungen entgegensetzt.

Es ist merkwürdig, wie schnell im Gegensatz zu früheren Menschheitsepochen die Zeit in unseren Tagen über anachronistische Regierungen hinwegschreitet. In den Völkern ist ein gesunder Selbstbestimmungstrieb erwacht, der ein starkes Regulativ gegen den ganz krassen Regierungswahnwitz bildet. Und das russische Volk ist zu gesund, um noch lange dem nationalistisch-pfäffischen Trust schwere Opfer zu bringen.

Der Höhepunkt der Reaktion ist allem Anscheine nach überschritten. Wie wird sich nun die nächste Entwicklungsphase gestalten?

Gleich nach der märchenhaften Katastrophe von Kiew schrie alles, was rechts steht, nach einem starken Manne. Leider fand sich kein einziger, von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem die Reaktionäre befriedigt gewesen wären. Der General, den sie vorschlugen, wollte nichts von der ihm zugedachten Ehre wissen: in Rußland läßt der Meuchelmord und die ministerielle Schutzpolizei keinen reaktionären Minister lange regieren.

So ging die Regierungsgewalt auf den ruhigen, klugen Kokowzow über. An Kenntnissen und staatsmännischer Erfahrung ist der neue russische Ministerpräsident seinem unglücklichen Vorgänger überlegen, auch wohl an natürlicher Klugheit. Das kämpferische Element, das an Stolypin sympathisch war und ihm einen Zug ins Heldische verlieh, geht seinem Nachfolger ab.

Und gerade das bietet einige Gewähr für besseren Verlauf der nun beginnenden Regierungsepoche. Kokowzow ist mehr klug als leidenschaftlich. Dem Nationalismus, mit dem, als dem gegebenen und offiziell approbierten Werkzeug er ja zunächst regieren muß, steht er innerlich kühl gegenüber.

Der russische Premier hat eine schlimme Erbschaftsmasse übernommen. Stolypin hatte die Selbständigkeit längst verloren. Er war Parteiminister geworden und betrieb in den letzten Monaten seines Lebens nur noch eine Politik des „Fortwurstelns". Das Fazit dieser Politik ist eine unerhörte Depression, wie sie stärker zur Zeit der absoluten Herrschaft eines Nikolaus I nicht bestanden hat. Alle guten Kräfte des Landes sind von Erbitterung und tiefer Enttäuschung erfüllt. Die Nationalitätenfrage ist zugespitzt, wie nie zuvor. Stolypins nationalistisches System hat es in kurzer Zeit erreicht, alle nichtrussischen Völker des Reiches einmütig gegen den russischen Chauvinismus in Front zu stellen. Ein doch gewiß nicht gewolltes Ergebnis. Der letzte phantastische Plan des Verstorbenen, die Nationalisierung des Kredits, hätte in seiner Ausführung zu wirtschaftlichem Untergang führen können. Viele russische Radikale bedauern Stolypins rasches Ende allein deswegen, weil sie überzeugt sind, daß der nationalistische Rausch, in dem sich der Ministerpräsident andauernd befand, zu Katastrophen geführt hätte, durch die der russischen Freiheitsbewegung wieder die Bahn geebnet worden wäre.

Dem Nationalismus wird sich Kokowzow, dieser Meister im Geldentlehnen bei Juden und Judengenossen, gewiß nicht verschreiben. Um aber an der Macht zu bleiben, muß er dem Lümmel schmeicheln. So wird die Welt Kokowzows wahres politisches Gesicht erst im nächsten Jahre, nach den Neuwahlen zur vierten Reichsduma kennen lernen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf den Ausfall dieser Wahlen wird alles ankommen. Ihr Ergebnis wird zeigen, ob die reaktionäre Flut schon abzieht oder das Land weiteren, größeren Katastrophen zuführen muß, bevor die dezentralistisch-demokratische Geschichtsperiode für Rußland anbrechen kann.

Dem Heraufziehen dieser neuen Zeit sich entgegenstellen, ist ein törichtes, unverständiges Beginnen. Es kommt mir so vor, als wollte ein Mensch einen Schnellzug aufhalten, der herangebraust kommt. Der Zug wird ihn überfahren und zur Seite schleudern. So ist es Stolypin ergangen, so wird es jedem seiner Nachfolger gehen, der es nicht verstehen wird, sich im Mitlaufen auf die Lokomotive zu schwingen und den Zug mit fester Hand dem neuen Ziele entgegenzusteuern.

Einmal wird ein solcher Mann kommen. Ich glaube nicht, daß Kokowzow der Auserwählte sein wird. Aber zu dessen Vorläufer kann er werden, wenn er eine Politik der Sammlung und Vorbereitung, vor allen Dingen eine Politik der Abwendung vom bankrotten und talentlosen Nationalismus handhaben wird.

Preußische Jugendpflege / Von Friedrich Daab

Das ist nun so der Erfolg dieses preußischen Ministerialerlasses vom 18. Januar „betreffend" Jugendpflege, daß jeder Fußballklub und jeder Ruderverein sich aufbläht: Wir —! Wir, die wir schon lange und schon längst erkannt haben, was jetzt die Weisheit der hohen Regierung entdeckt. Wir, die wir schon lange und längst getrieben haben, was jetzt endlich von oben allen nachgeordneten Behörden, Beamten und Dienststellen nach Möglichkeit zu fördern aufgetragen wird. Wir taten freilich nicht groß damit, wir waren uns auch unserer Bedeutung als Faktor ethischer Kultur nicht bewußt. Aber nun: von oben anerkannt! Und die Mitbürgerschaft wird nicht länger zaudern können, dem Klub ihre ideelle und materielle Unterstützung zu leihen: Es handelt sich um die Jugend, die deutsche Jugend. Es handelt sich um die Hoffnung und Zukunft des Volkes, des deutschen Volkes! Ja, wir —! Was alle geistige,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sittliche und religiöse Beeinflussung nicht vermocht hat: die Körperpflege muß es bringen. Der Sport wird es machen!

Und ringsum hört man Beifall klatschen. Ein allzeit bereiter und schneidiger Befürworter der Jugendpflege stimmt zu: „Ohne den Leib ist die Seele nicht zu gewinnen." Von der Rednertribüne des Parlaments klingts in die Ohren des deutschen Volkes: „Der hervorragende Turner ist auch immer intelligent." Und der Kriegsminister Preußens legt seinen Kollegen vom Kultus dahin aus, daß „die Jugendfürsorge jetzt in Preußen in die Hand genommen wird, um der Verhetzung unserer Jugend in antinationalem Sinne in erster Linie auch durch Ausbildung der körperlichen Leistungsfähigkeit vorzubeugen."

Alte verklungene Irrlehre, die da behauptete: Die Seele baut sich den Leib. Wunderbar, daß gerade unter den Hellenen, die immerhin nicht ohne Verständis für Körperkultur und Leibesschönheit waren, eine solche Meinung aufkommen konnte. Freilich bei Philosophen, Leuten wie Aristoteles, die doch mehr in das Gymnasium philologischen Stiles und Betriebes gehören als in das alte echte Gymnasion der Griechen, jenen luftigen und schattigen Platz für Spiel, Lauf- und Ringkampf. Ich würde mir daher wie ein sehr überwundener Standpunkt vorkommen, wollte ich Ideen der Philosophie hier vertreten. Immerhin mag ich nicht verschweigen, daß man auch jenen Mann einen Philosophen genannt hat, der es aussprach: Der Mensch ist, was er ißt. Und man braucht nur frei nach Luther das Gebiet des täglichen Brotes zu erweitern und an alles denken, was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört, als: Essen, Trinken, Turnen, Rudern, Schwimmen, Baden, Spielen, Wandern, dann hat man die philosophische Begründung für die neue Lehre, daß der Leib die Seele erzeugt. Wahrhaftig, der alte Büchner, einst berühmt und leider fast vergessen, er lebt wieder auf. Und wenn er es könnte, was allerdings seine Lehre ihm verbietet, er müßte seine helle Freude an dieser Jugendpflege haben, die den Leib pflegt, um damit die gute und korrekte Gesinnung zu wecken. Und das von Staats wegen!

Nur begreife ich nicht, daß der als omnipotent verschrieene Staat sich geberdet wie der bekannte Greis, der sich nicht zu helfen weiß, indem er nach freiwilliger Hilfe ruft, während er doch das einfachste Mittel bei der Hand

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat, nämlich die Schule. Hier muß alles junge Volk sich seiner Bildungsmethode fügen. Wenn sie bisher völlig versagt hat, was hindert ihn, sie zu wechseln? Er gebe nur den entsprechenden Lehrplan, in dem alles, was an geistige Beeinflußung im Sinne einer überlebten Pädagogik erinnert, wie Deutsch, Geschichte, Religion, ausgemerzt und durch körperliche Übungen ersetzt wird. Man setze das Gymnasion wieder in seine Rechte ein gegen das Gymnasium. Der Erfolg wird kommen — über Hoffen und Erwarten. Nur gilt es konsequent an die Formel glauben: Jugendpflege = Körperpflege = Gesinnungspflege. Denn das war der Grundsatz der Griechen: mens sana in corpore sano. Auf deutsch: in einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele. Lateinisch gesprochen, aber griechisch gedacht.

Auch hier, wie so oft, hat der Instinkt des weiblichen Geschlechtes, den kurzsichtige Menschen auch ihm durch gymnasialphilologische Ausbildung stehlen wollen, gefunden, was der Scharfsinn des Mannes erst spät entdeckte: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet — in Einfalt! — ein kindlich Gemüt. Nämlich, von Zeit zu Zeit tut eine schöne Frau ihr Rezeptbuch auf und offenbart die Geheimnisse ihrer Körperkultur. Nicht von Ohngefähr kommt es, daß es in der Regel eine Vertreterin der edlen Zunft der Schauspieler ist. Denn hier hat man längst erkannt, daß es auf der Bühne nicht so sehr auf die Gestaltung eines geistigen Inhalts und die Darstellung dichterischer Charaktere ankommt als vielmehr auf die Gestaltung des eigenen Leibes und die Darstellung seiner körperlichen Reize. Wie viel könnte hier eine moderne Jugendpflege profitieren! Denn keineswegs werden da etwa die Mittel einer überwundenen Anschauung aus den Apotheken empfohlen, sondern die einfachen und wirksamen Mittel, welche die Natur so überreich bietet. Warum macht man sich diese Offenbarungen erfahrener Jüngerinnen — und es sind immer „Jünger"innen — des Schönheitskultus nicht zunutze?

Aber das ist der Fehler, daß man immer in Halbheiten stecken bleibt, daß man das eine tun will und das andere nicht lassen, daß man immer noch geistige Werte berücksichtigt, während man die leiblichen erreichen will. Hier müßte ein entschiedenes Entweder — Oder eintreten. Zunächst halte ich für notwendig, daß die Mitwirkung der Kirche energisch abgetan werde. Wenn irgendwo, so gilt hier Voltaires Wort: Ecrasez l'infâme! Mag sie auch,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

milde geurteilt, nicht geradezu für die heutige Jugendverderbnis haftbar sein, s. hat sie jedenfalls sie nicht hindern können. Wenn aber gerade in diesem Punkte die Kirche versagt, wozu dienen dann die vielen Kirchensteuern?

Ich finde es noch sehr gnädig ausgedrückt, was ein Kritiker jener vom Kultusministerium Preußens einberufenen Konferenz, deren Resultat der Erlaß „betreffend" Jugendpflege darstellt, bemerkt: „Ich glaube nicht, daß die auf der Konferenz zahlreich vertreten gewesenen Geistlichen etwa durch Einführung von Religionsstunden in den Fortbildungsschulunterricht" (wofür freilich, wie ich notiere, nicht der ministerielle Erlaß, sondern gewisse Parteien des Abgeordnetenhauses eintreten) „das Richtige treffen werden. Wenn auch ihre Mitwirkung in bestimmten Grenzen nicht zurückgewiesen werden soll . . ." In bestimmten Grenzen? Der Mann kennt die Geistlichen schlecht! Haben sie nicht von jeher die ihnen gesteckten Grenzen überschritten? Wenn auch — —? Nichts da von „Wenn auch!" Was versteht ein Geistlicher von der Gesinnungspflege? Von der Pflege solcher Gesinnung, die der gesunde Leib in sich erzeugt! Und es bedarf ferner nicht mehr seiner „Seelsorge", da die Leibessorge genügt.

Ich war daher nicht weiter verwundert, als ich bei dem diesjährigen großen Hansatag in Berlin einen Redner den Kulturwert des schwarz-blauen Blockes dadurch kennzeichnen hörte, daß dieser den Religionsunterricht in die Fortbildungsschulen eingeführt haben wollte! Und die tausendköpfige Versammlung brachte ihre Entrüstung über das Fluchwürdige dieser schwarz-blauen Absicht in brausendem Beifall zum Ausdruck. Man tagte nicht umsonst im „Sportpalast". Ich war still und ganz beglückt, gerade in bürgerlichen Kreisen so viel Verständnis für — Religion zu finden. Man begriff den Schaden, den sie durch die schulmäßige Behandlung bisher erlitten hatte. Je mehr die Religion eingebläut und eingeschwärzt wird, desto mehr geht sie als fromme Gesinnung und heilige Scheu in die Binsen.

Es ist daher nur zu begrüßen, daß der Erlaß „betreffend" Jugendpflege nur ganz schüchtern von einer Erziehung zur Religion sich zu reden getraut. Doch kann man nicht ganz den Zweifel unterdrücken, ob er etwa denen Rechnung tragen will, die ohne die Berücksichtigung der Religion nicht mitmachen würden — und darum bringt er sie leise hinein — oder ob er den anderen zu Gefallen sein will, die bei der Betonung der Religion ihre Mit-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

arbeit versagen würden — und darum schmuggelt er sie nur so unter der Hand ein.

Jedenfalls umgeht der erste Paragraph die Frage nicht, sondern setzt die Aufgabe der Jugendpflege in die „Heranbildung einer frohen, körperlich leistungsfähigen, sittlich tüchtigen, von Gemeinsinn und Gottesfurcht, Heimat- und Vaterlandsliebe erfüllten Jugend." Dagegen genügt es nach Paragraph 2, wenn die zur Jugendpflege Berufenen ein Herz für die Jugend haben, und in der Lage sind, deren Erziehung im vaterländischen Geiste zu fördern. Nimmt man stillschweigend an, daß eins das andere in sich schließt? Daß Gottesfurcht nicht ohne Vaterlandsliebe und Vaterlandsliebe nicht ohne Gottesfurcht sein kann? Vom Standpunkte des Staates aus der einzig denkbare Gesichtspunkt. Denn er kann nur eine Religion brauchen, die sich mit ihren innerenGefühlen und Kräften in seinen Dienst stellt, und er kann nur eine Vaterlandsliebe brauchen, bei der alles, was sich an religiöser Andacht und religiöser Stärke im Menschen findet, nicht außerhalb des Staatsgedankens oder gar gegen ihn sich entwickelt. Ich halte es daher für eine Selbsttäuschung, wenn der moderne Staat behauptet, er gewähre Religionsfreiheit. Wo die Religion wirklich frei und also allein göttlichen Rechts ist, da wird sie nie mit dem menschlichen Rechte in Frieden leben. Sie ist, wo sie frei ist, die oberste Instanz und übt die letzte Kritik. Sie ist nie konservativ und staatserhaltend, sondern vorwärtstreibend und umwälzend. Der Staat will gehorsame Untertanen, die Religion schafft freie Persönlichkeiten.

Hier liegt die ewige Unausgeglichenheit: ein Staat als Gemeinschaft freier Persönlichkeiten ist ein Ungedanke, eine innerer Widerspruch. Will der Staat seinen Angehörigen innere Freiheit gewähren, so kann er nur eine Abwandlung dessen geben, was das Bürgerwort von 1848 besagte: Unser König absolut, wenn er unseren Willen tut, nämlich: Jeder Bürger absolut, wenn er meinen Willen tut. Ist es dem Staat Ernst mit einer Jugendpflege, welche die Gottesfurcht einschließt, dann wird er nur wie der antike Staat handeln können, der die Grenzen und Kräfte von Nation und Religion in eins setzte, eine Staatsreligion anerkannte und die anderen Religionen unterdrückte.

Von solcher Überlegung aus kommen wir noch zu einem tieferen, wohl

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unbewußt gebliebenen Grund, warum der ministerielle Erlaß „betreffend" Jugendpflege die Erziehung zur Religion nur ganz scheu und versteckt als Ziel nimmt, während die Pflege der Heimat- und Vaterlandsliebe so stark und deutlich betont wird.

Kein einsichtiger Mensch glaubt, daß der Staat Zwecke verfolgen wird, die außerhalb seiner Interessensphäre liegen. Es lag ja längst am Tage, daß man sich um die Jugend kümmern müsse. Schon lange war manchem das Herz schwer, weil er sie ohne Halt und Hort ihre Wege laufen und ihre Bestimmung verfehlen sah. Der Staat griff nicht ein — bis die Situation für ihn selbst bedenklich wurde und er sich in seinem Bestande bedroht fühlte. Da wurde die Sache in Angriff genommen — von Staatswegen.

Und nun gibt es einige unter denen, die man die „Wir-haben's-schon-lange-gesagt" nach dem Vorbild englischer Bibelspruchvornamen nennen könnte, die triumphieren nun: „Wir haben nicht umsonst gerufen und getrommelt." (Man achte auf den militärischen Jargon!) „Der Gedanke, für den zuerst an dieser Stelle eingetreten worden ist, — wir haben ein Recht, darauf stolz zu sein — der Gedanke marschiert. (!)

Man merkt, diesen Leuten geht es, wenn nicht bloß um das Rechthaben und den Vorrang, doch auch noch um etwas anderes als bloß um die Jugend. Sie sagen es selbst: „Keine ausgelaugten Industriesklaven, straffe Jünglinge sollen ins Volksheer eintreten." Straffe Jünglinge — vortrefflich! Aber warum sie denn gleich unter das Militär stecken? Dazu die gesunde Kraft des Nachwuchses? Immer die Jugend nicht für sich selbst da, immer Mittel zum Zweck! Weiter: „Blühende Mädchen sollen die Ehe schließen können." Blühende Mädchen — eine Vorstellung, an der auch mein schon längst liebeversorgtes Herz sich erlaben und erheben könnte. Aber warum sie denn gleich in die Ehe schicken? Daß ihre Blüte zur Frucht werde und sie dem Staate intelligente Beamten und starke Soldaten gebären?

Blühender Apfelzweig!
Du schmückst köstlich den Garten:
Blüh! — Auf die Früchte können wir warten! —

Es soll uns um die Jugend gehen und nicht um das, was mit Hilfe der Jugend und ihrer Gesundheit erreicht werden kann. Ich fühle, nicht die Jugend ist das Ziel der Jugendpflege, sondern irgendein anderes Gut.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So positiv der Erlaß „betreffend" Jugendpflege lautet, man spürt überall unsichtbar die Negation.

Der vaterländische Geist soll gepflegt werden. Ein hohes Ziel! Der vaterländische Geist — ich weiß nicht, warum mir hier Gottfried Keller in den Sinn kommt, aber er kommt wie gerufen, wenn er mir ins Ohr sagt:

O, mein Heimatland! O, mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Werf' ich von mir einst dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott, dem Herrn:
Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!

Soll wirklich allein und weiter nichts als dieser lautere, selbstlose Geist der Liebe zum Vaterlande gepflegt werden? Ihm will ich gern die deutsche Jugend ausliefern. Er macht sie reich und groß. Aber ich argwöhne, es steckt noch etwas anderes dahinter und der Hintergedanken verdirbt die Reinheit der Absicht. Ich argwöhne, die Pflege der vaterländischen Gesinnung ist aus der Furcht geboren, nicht aus der reinen Liebe zur Jugend. Wer sich aber fürchtet, ist nicht völlig in der Liebe. Es geht einem das Herz auf, wenn man liest: „wie überhaupt jede Gelegenheit zur Pflege der Heimatliebe zu verwerten ist." Aber das Herz zieht sich einem gleich wieder zusammen, wenn im Hintergrunde die sogenannten „vaterlandslosen Gesellen" auftauchen, gegen die die Aktion gerichtet ist. Woher ich das weiß? Der Erlaß ist klug genug, auch nur eine Andeutung nach dieser Richtung hin zu vermeiden. Aber die Situation, in der er erscheint, redet eine um so lautere Sprache.

Auch gibt es ja Kreise, die der Regierung nahestehen und daher wohl auch über ihre Absicht orientiert sind; sie nehmen kein Blatt vor den Mund, sondern sprechen durch ihr Organ, die bekannte preußische Kreuz- und Junkerzeitung offen aus, wozu die Jugendpflege dienen soll. Gewiß waren sie auf der im Kultusministerium abgehaltenen Konferenz nicht am geringsten vertreten. Daher kann die Kreuzzeitung zuerst die Nachricht davon verbreiten und ihr gleich die Abstempelung mitgeben, daß es gelte, die Jugend „vor den revolutionären Einflüssen der Gegenwart" zu schützen. Um etwas über die beste Methode solcher Schutzmaßregelung zu erfahren, wie sie in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesen Kreisen gewünscht wird, wird man gut tun, sich an ein Wort zu erinnern, das im „Deutschen Landwirtschaftsrat" aus dem Munde des Freiherrn von Erffa gekommen ist, der da sagt, heute wende sich nur noch ein ganz geringer Prozentsatz dem landwirtschaftlichen Dienst zu, in den Städten aber sei es nicht möglich, die jungen Leute moralisch und physisch fortzubilden. Daraus ergibt sich eine überraschend einfache Lösung der ganzen, sonst für so kompliziert angesehenen Jugendfrage: man überlasse die jungen Leute den Agrariern als Knechte und Landarbeiter und man wird über den Erfolg staunen! Beiden Teilen ist geholfen, die Agrarier kommen zu Arbeitern und die Jugend zu ihrer moralischen und physischen Fortbildung, die nirgends anders als auf den Gutshöfen zu erlangen ist. Und die Regierung erreicht obendrein den Zweck ihrer Jugendpflege: die Abtötung aller Keimbazillen des Umsturzes. Die gedeihen schlecht in der agrarisch und landwirtschaftlich geschwängerten Luft.

(Schluß folgt)

Schöne Bücher / Von Hermann Hesse

(Schluß)

Eine sehr klug angelegte und durchgeführte Sammlung kleiner Monographien ist „Die Gesellschaft", die Martin Buber in der literarischen Anstalt Rütten und Löning in Frankfurt herausgibt. Die Kollektion enthält eine große Reihe von flotten, zumeist nicht unpopulären, doch meist über dem Feuilleton stehenden Darstellungen moderner Lebensgebiete, deren viele ganz glänzend sind. Aus eigener Lektüre habe ich den hier schon angezeigten „Schriftsteller" von Wilhelm Schäfer in bester Erinnerung, ebenso die „Sprache" von Mauthner, den „Arzt" von Schweninger, den „Weltverkehr" von Wirth, die „Kirche" von Bonus. Weiter hat Göhre über das Warenhaus, Ostwald über Erfinder und Entdecker, Lou Andreas über Erotik, Bernstein über den Streik geschrieben, und in der ganzen Sammlung von bald vierzig Bändchen ist mir noch nichts Geringwertiges begegnet. Die billigen, sehr gut gedruckten Büchlein können manches Gute wirken mit ihren frischen, zum Teil kräftig persönlich gefärbten Darstellungen, die alle einen frohen freien Geist von heute atmen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Sammlung „Klassiker des Altertums" bringt der Verlag Georg Müller eine Reihe der schönsten Schriftwerke griechischen und römischen Ursprungs in mustergiltigen älteren übersetzungen heraus, die Durchsicht und Auswahl besorgt H. Conrad, die Ausstattung ist schön und bibliothekgerecht. Es sind in der Sammlung neu erschienen die Episteln und Satiren des Horaz in zwei Bänden nach Wieland, ein ebenfalls nach Wieland von Flörke bearbeiteter Lucian und Herodots Geschichte vollständig in der mir bisher unbekannten Übersetzung von Goldhagen. Indem ich die sechs Bände in den Bücherschrank stelle und mich, nochmals der Einbände freue (die nach dem einfachen Prinzip des Bibliothekbedarfs und nicht nach dem bei unsern Verlegern immer noch geltenden entarteten Plakat- und Schaufensterideal gemacht sind), besinne ich mich einen Augenblick darüber, wen von diesen alten Autoren ich wohl wieder einmal lesen werde. Den Horaz werde ich gelegentlich wieder hervorziehen, um ein Zitat nachzuschlagen, und werde für Augenblicke wieder mit Vergnügen in die fremde Welt seiner leichten kühlen Eleganz hineinsehen. Den Lucian werde ich auch wohl nur bei Anlaß einer besondern historischen Lektüre wieder zum Nachschlagen hervorholen, werde dann aber durch die merkwürdige Feurigkeit dieses doch wohl etwas äußerlichen Temperaments verführt doch einige Kapitel lesen. Den Herodot aber werde ich ohne Zweifel ohne allen äußern Anlaß je und je wieder in die Hand nehmen und einen kleinen Erholungsgang durch seinen Fabelgarten tun.

Daß von den Werken Molières eine neue deutsche Gesamtausgabe in neuer Übersetzung kommt, ist sehr zu begrüßen. Je weniger unsere deutschen Theater Molière spielen können, desto mehr sollten wir ihn lesen, und die neue Ausgabe von Neresheimer (bei G. Müller, München) verlockt dazu durch eine moderne, schöne Übersetzung (soweit die bis jetzt erschienenen Prosastücke das beurteilen lassen) und eine bemerkenswert hübsche, festliche Form. Wenn erst einige der Versdramen erschienen sein werden, soll wieder von der Ausgabe die Rede sein.

Für den Schluß habe ich mir etwas besonders Schönes aufgespart, aber diesmal keinen Roman und keine Memoiren, sondern das schönste Tierbuch das wir haben. „Brehms Tierleben" erscheint beim Bibliographischen Institut in Leipzig in einer neuen, völlig umgearbeiteten Auflage, deren erster Band fertig und deren zweiter schon angezeigt ist. Das Werk wird dies-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mal besonders gründlich modernisiert, so daß, wie es nicht anders sein kann, wieder ein Stück vom alten lieben Brehm verloren gehen wird; dafür kommt viel neues hinzu, das ganze steht jetzt auf rein wissenschaftlicher Grundlage und ist in allen Teilen umgegossen. Wir Laien glauben den Professoren gerne, daß der alte Brehm nicht mehr ganz einwandfrei ist, und danken für den Zuwachs an Wissenschaftlichkeit, der wir alle nicht mehr entbehren können; am meisten freuen uns jedoch die Neuerungen, die wir mit eigenen Mitteln und Sinnen wahrnehmen und beurteilen können, und die betreffen vor allem die Bilder. Es waren früher, trotz der guten Zeichner, noch manche Fehler im Brehm, und einige Vögel, die der Zeichner nicht selber lebend gesehen hatte, waren nach falsch ausgestopften Exemplaren abgebildet, und auch die richtigen Bilder waren zum Teil bescheiden und technisch unvollkommen. Wenn nun auch die moderne Wissenschaft aus dem Vielerlei des Wissens über Tiere nie mehr ein so lebendiges, organisches, lebensfrisches Gebilde wird machen können wie Brehm es einst gekonnt hat, so kann doch die moderne Technik weit bessere und schönere Bilder drucken als die alten waren, und darüber freuen wir uns besonders. Ich werde auf das große klassische Werk später wieder zu sprechen kommen; einstweilen sei die neue Auflage herzlich begrüßt und sei denen, die es noch nicht wissen sollten, gesagt, daß klugen Leuten eine gute Beschreibung der Krickente samt Bildnis mehr zu geben vermag als mancher Schrank voll Belletristik, und daß in einem halbwegs wohlhabenden Hause mit Kindern der Brehm notwendiger ist und besseres wirken kann als eine ganze Bibliothek von moralischen und anderen Jugend und Bildungsschriften.

Pater Matthias / Novelle von Hermann Hesse

An der Biegung des grünen Flusses, ganz in der Mitte der hügeligen alten Stadt, lag im Vormittagslicht eines sonnigen Spätsommertages das stille Kloster. Von der Stadt durch den hoch ummauerten Garten, vom ebenso großen und stillen Nonnenkloster durch den Fluß getrennt, ruhte der dunkle breite Bau in behaglicher Ehrwürdigkeit am gekrümmten Ufer und schaute mit vielen blinden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fensterscheiben hochmütig in die entartete Zeit. In seinem Rücken an der schattigen Hügelseite stieg die fromme Stadt mit Kirchen, Kapellen, Kollegien und geistlichen Herrenhäusern bergan bis zum hohen Dom; gegenüber aber jenseits des Wassers und des einsam stehenden Schwesterklosters lag helle Sonne auf der steilen Halde, deren lichte Matten und Obsthänge da und dort von goldbraun schimmernden Gerölllwällen und Lehmgruben unterbrochen wurden.

An einem offenen Fenster des zweiten Stockwerkes saß lesend der Pater Matthias, ein blondbärtiger Mann im besten Alter, der im Kloster und anderwärts den Ruf eines freundlichen, wohlwollenden und sehr achtbaren Herrn genoß. Es spielte jedoch unter der Oberfläche seines hübschen Gesichtes und ruhigen Blickes ein Schatten von verheimlichter Dunkelheit und Unordnung, den die Brüder, sofern sie ihn wahrnahmen, als einen gelinden Nachklang der tiefen Jugendmelancholie betrachteten, welche vor zwölf Jahren den Pater in dieses stille Kloster getrieben hatte und seit geraumer Zeit immer mehr untergesunken und in liebenswürdige Gemütsruhe verwandelt schien. Aber der Schein trügt, und Pater Matthias selbst war der einzige, der um die verborgenen Ursachen dieses Schattens wußte.

Nach heftigen Stürmen einer leidenschaftlichen Jugend hatte ein Schiffbruch diesen einst glühenden Menschen in das Kloster geführt, wo er Jahre in zerstörender Selbstverleugnung und Schwermut hinbrachte, bis die geduldige Zeit und die ursprüngliche kräftige Gesundheit seiner Natur ihm Vergessen und neuen Lebensmut brachte. Er war ein beliebter Bruder geworden und stand im gesegneten Ruf, er habe eine besondere Gabe, auf Missionsreisen und in frommen Häusern ländlicher Gemeinden die Herzen zu rühren und die Hände zu öffnen, so daß er von solchen Zügen stets mit reichlichen Erträgen an barem Gut und rechtskräftigen Legaten in das beglückte Kloster heimkehre.

Ohne Zweifel war dieser Ruf wohl erworben, sein Glanz jedoch und der des klingenden Geldes hatte die Väter für einige andere Züge im Bild ihres lieben Bruders blind gemacht. Denn wohl hatte Pater Matthias die Seelenstürme jener dunkeln Jugendzeiten überwunden und machte den Eindruck eines ruhig gewordenen, doch vorwiegend frohgesinnten Mannes, dessen Wünsche und Gedanken im Frieden mit seinen Pflichten beisammen wohnten;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wirkliche Seelenkenner aber hätten doch wohl sehen müssen, daß die angenehme Bonhommie des Paters nur einen Teil seines inneren Zustandes wirklich ausdrückte, über manchen verschwiegenen Unebenheiten aber nur als eine hübsche Maske lag. Der Pater Matthias war nicht ein Vollkommener, in dessen Brust alle Schlacken des Ehemals untergegangen waren; vielmehr hatte mit der Gesundung seiner Seele auch der alte, eingeborene Kern dieses Menschen wieder eine Genesung begangen und schaute, wenn auch aus veränderten und beherrschten Augen, längst wieder mit heller Begierde nach dem funkelnden Leben der Welt.

Um es ohne Umschweife zu sagen: Der Pater hatte schon mehrmals die Klostergelübde gebrochen. Seiner reinlichen Natur widerstrebte es zwar, unterm Mantel der Frömmigkeit Weltlust zu suchen, und er hatte seine Kutte nie befleckt. Wohl aber hatte er sie, wovon kein Mensch etwas wußte, schon mehrmals beiseite getan, um sie säuberlich zu erhalten und nach einem Ausflug ins Weltliche wieder anzulegen.

Pater Matthias hatte ein gefährliches Geheimnis. Er besaß, an sicherem Orte verborgen, eine angenehme, ja elegante Bürgerkleidung samt Wäsche, Hut und Schmuck, und wenn er auch neunundneunzig von hunderten seiner Tage durchaus ehrbar in Kutte und Pflichtübung hinbrachte, so weilten seine heimlichen Gedanken doch allzu oft bei jenen seltenen, geheimnisvollen Tagen, die er da und dort als Weltmann unter Weltmenschen verlebt hatte.

Dieses Doppelleben, dessen Ironie auszukosten des Paters Gemüt viel zu redlich war, lastete als ungebeichtetes Verbrechen auf seiner Seele. Wäre er ein schlechter, uneifriger und unbeliebter Pater gewesen, so hätte er längst den Mut gefunden, sich des Ordenskleides unwürdig zu bekennen und eine ehrliche Freiheit zu gewinnen. So aber sah er sich geachtet und geliebt und tat seinem Orden die trefflichsten Dienste, neben welchen ihm sogar zuweilen seine Verfehlungen beinahe verzeihlich erscheinen wollten. Ihm war wohl und frei ums Herz, wenn er in ehrlicher Arbeit für die Kirche und seinen Orden wirken konnte. Wohl war ihm auch, wenn er auf verbotenen Wegen den Begierden seiner Natur Genüge tun und lang unterdrückte Wünsche ihres Stachels berauben konnte. In allen müßigen Zwischenzeiten jedoch erschien in seinem guten Blick der unliebliche Schatten, da schwankte seine nach Sicherheit begehrende Seele zwischen Reue und Trotz, Mut und Angst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hin und wider, und bald beneidete er jeden Mitbruder um seine Unschuld, bald jeden Städter draußen um seine Freiheit.

So saß er auch jetzt, vom Lesen nicht erfüllt, an seinem Fenster und sah häufig vom Buche weg ins Freie hinaus. Indem er mit müßigem Auge den lichten frohen Hügelhang gegenüber betrachtete, sah er einen merkwürdigen Menschenzug dort drüben erscheinen, der von der Höhenstraße her auf einem Fußpfad näher kam. Es waren Männer mit Pickeln, Schaufeln, Seilen und Schiebkarren, die sich lässig daran begaben, die begonnene Erdarbeit an einer schönen neuen Weganlage wieder aufzunehmen. Auf je drei oder vier Arbeiter aber kam ein Aufseher mit glänzender Uniform und Schießgewehr, und an den Arbeitern selbst fiel eine seltsame Einheitlichkeit der äußern Erscheinung auf, sie trugen alle dieselben groben Hemden und dieselben weiten, grau und braun gestreiften Beinkleider, und der neugierig zuschauende Pater erkannte nun, daß es Zuchthaussträflinge waren, welche hier unter bewaffneter Bewachung ihre Arbeit an dem städtischen Bauwerk taten.

Erfreut durch die Ablenkung, beschaute sich der Pater die wunderliche Gruppe, jedoch nicht ohne in seinem heimlichen Mißmut unzufriedene Betrachtungen daran zu knüpfen. Die Männer in ihren gestreiften Hosen gingen ihrer Arbeit nach, stachen Schaufeln voll gelber Erde los und warfen sie in ihre Karren, schleppten Steine und Gerät hin und wider, doch ohne Hast und Anschein von Sklaverei, und die Aufseher mit ihren Gewehren saßen ruhig ringsum verteilt, aufmerksam doch gutmütig, und hatten nichts dagegen, wenn die Sträflinge in häufigen längeren Ruhepausen zum Himmel auf, zur Stadt hinüber oder in den raschen hellgrünen Fluß hinab spazierenschauten. Der Pater empfand wohl ein gewisses Mitleid mit den armen Teufeln, doch schien ihm, sie hätten es eigentlich nicht gar zu übel.

„Jeder von diesen Zuchthäuslern," dachte er, „hat als ersehntes Ziel den Tag vor sich, da er entlassen und wieder frei wird. Ich aber habe keinen solchen Tag vor mir, nicht nah noch ferne, sondern eine endlose bequeme Gefangenschaft, nur durch seltene gestohlene Stunden einer eingebildeten Freiheit unterbrochen."

„Mancher von den armen Kerlen da droben," dachte er weiter, „mag mich hier sitzen sehen und mich herzlich beneiden. Sobald sie aber wieder frei sind und in ehrbarer Kleidung am Kloster vorübergehen, hat der Neid

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Ende und sie halten mich lediglich für einen armen Tropf, der wohlgenährt hinterm zierlichen Gitter sitzt."

Während er noch, in den Anblick der Arbeiter und Soldaten verloren, solchen Gedanken nachhing, trat ein Bruder bei ihm ein und meldete, er werde vom Guardian in dessen Amtszimmer erwartet. Freundlich kam der gewohnte Gruß und Dank von seinen Lippen, lächelnd erhob er sich, tat das Buch an seinen Ort, wischte über den braunen Ärmel seiner Kutte, auf dem ein Lichtreflex vom Wasser herauf in rostfarbenen Flecken tanzte, und ging sogleich mit seinem unfehlbar anmutig-würdigen Schritt über die langen kühlen Korridore zum Guardian hinüber.

Dieser empfing ihn mit gemessener Herzlichkeit, bot ihm einen Stuhl an und begann ein Gespräch über die schlimme Zeit, über das scheinbare Abnehmen des Gottesreiches auf Erden und die zunehmende Teuerung. Pater Matthias, der dieses Gespräch seit langem kannte, gab ernsthaft die erwarteten Antworten und Einwürfe von sich und sah mit froher Erregung dem Endziel entgegen, welchem sich denn auch der würdige Herr ohne Eile näherte. Es sei, so schloß er seufzend, eine Ausfahrt ins Land sehr notwendig, auf welcher Matthias den Glauben treuer Seelen ermuntern, den Wankelmut ungetreuer vermahnen solle und von welcher er, wie man hoffe, eine erfreuliche Beute von Liebesgaben heimbringen werde. Der Zeitpunkt sei nämlich ungewöhnlich günstig, da ja soeben in einem fernen südlichen Lande bei Anlaß einer politischen Revolution Kirchen und Klöster mörderlich heimgesucht worden, wovon alle Zeitungen meldeten. Und er gab dem Pater eine sorgfältige Auswahl von schrecklichen, teils rührenden Einzelheiten aus diesen neuesten Martyrien der kämpfenden Kirche.

Dankend zog sich der erfreute Pater zurück, schrieb Notizen in sein kleines Taschenbüchlein, überdachte mit geschlossenen Augen seine Aufgabe und fand eine glückliche Wendung und Lösung um die andere, ging zur gewohnten Stunde munter zu Tische und brachte alsdann den Nachmittag mit den vielen kleinen Vorbereitungen zur Reise hin. Sein unscheinbares Bündel war bald beisammen, weit mehr Zeit und Sorgfalt erforderten die Anmeldungen in Pfarrhäusern und bei treuen gastfreien Anhängern, deren er manche wußte. Gegend Abend trug er eine Handvoll Briefe zur Post und hatte dann noch eine ganze Weile auf dem Telegraphenamt zu tun. Schließ-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich legte er noch einen tüchtigen Taschenvorrat von kleinen Traktaten, Flugblättern und frommen Bildchen bereit und schlief danach fest und friedevoll als ein Mann, der wohlgerüstet einer ehrenvollen Arbeit entgegengeht.

Zweites Kapitel

Am Morgen gab es, gerade vor seiner Abreise, noch eine kleine unerfreuliche Szene. Es lebte im Kloster ein junger Laienbruder von geringem Verstand, der früher an Epilepsie gelitten hatte, aber seiner zutraulichen Unschuld und rührenden Dienstwilligkeit wegen von allen im Hause geliebt wurde. Dieser einfältige Bursche begleitete den Pater Matthias zur Eisenbahn, seine kleine Reisetasche tragend. Schon unterwegs zeigte er ein etwas erregtes und gestörtes Wesen, auf dem Bahnhofe aber zog er plötzlich mit flehenden Mienen den reisefertigen Pater in eine menschenleere Ecke und bat ihn mit Tränen in den Augen, er möge doch um Gotteswillen von dieser Reise abstehen, deren unheilvollen Ausgang ihm eine sichere Ahnung vorausverkünde.

„Ich weiß, Ihr kommet nicht wieder!" rief er weinend mit verzerrtem Gesicht. „Ach ich weiß gewiß, Ihr werdet nimmer wiederkommen!"

Der gute Matthias hatte alle Mühe, dem Trostlosen, dessen Zuneigung er kannte, zuzureden; er mußte sich am Ende beinahe mit Gewalt losreißen und sprang in den Wagen, als der Zug schon die Räder zu drehen begann. Und im Wegfahren sah er von draußen das angstvolle Gesicht des Halbklugen mit Wehmut und Sorge auf sich gerichtet. Der unscheinbare Mensch in seiner recht schäbigen und verflickten Kutte winkte ihm noch lange nach, Abschied nehmend und beschwörend, und es ging dem Abreisenden noch eine Weile ein leiser kühler Schauder nach.

Bald indessen überkam ihn die hintangehaltene Freude am Reisen, das er über alles liebte, so daß er die peinliche Szene rasch vergaß und mit zufriedenem Blick und gespannten Seelenkräften den Abenteuern und Siegen seines Beutezuges entgegen fuhr. Die hügelige und waldreiche Landschaft leuchtete ahnungsvoll einem glänzenden Tag entgegen, schon von ersten herbstlichen Feuern überflogen, und der reisende Pater ließ bald das Brevier wie das kleine wohlgerüstete Notizbuch ruhen und schaute in wohliger Erwartung durchs offene Wagenfenster in den siegreichen Tag, der über Wälder hinweg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und aus noch nebelverschleierten Tälern emporwuchs und Kraft gewann, um bald in Blau und Goldglanz makellos zu erstehen. Seine Gedanken gingen elastisch zwischen diesem Reisevergnügen und den ihm bevorstehenden Aufgaben hin und wider. Wie wollte er die fruchtbringende Schönheit dieser Erntetage hinmalen, und den nahen sicheren Ertrag an Obst und Wein, und wie würde sich von diesem paradiesischen Grunde das Entsetzliche abheben, das er von den heimgesuchten Gläubigen in dem fernen gottlosen Lande zu berichten hatte!

Die zwei oder drei Stunden der Eisenbahnfahrt vergingen schnell. An dem bescheidenen Bahnhofe, an welchem Pater Matthias ausstieg und welcher einsam neben einem kleinen Gehölz im freien Felde lag, erwartete ihn ein hübscher Einspänner, dessen Besitzer den geistlichen Gast mit Ehrerbietung begrüßte. Dieser gab leutselig Antwort, stieg vergnügt in das bequeme Gefährt und fuhr sogleich an Ackerland und schöner Weide vorbei dem stattlichen Dorfe entgegen, wo seine Tätigkeit beginnen sollte und das ihn bald einladend und festlich anlachte, zwischen Weinbergen und Gärten gelegen. Der fröhlich Ankommende betrachtete das hübsche gastliche Dorf mit Wohlwollen. Da wuchs Korn und Rübe, gedieh Wein und Obst, stand Kartoffel und Kohl in Fülle, da war überall Wohlsein und feiste Gedeihlichkeit zu spüren; wie sollte nicht von diesem Born des überflusses ein voller Opferbecher auch dem anklopfenden Gast zugute kommen?

Der Pfarrherr empfing ihn und bot ihm Quartier im Pfarrhause an, teilte ihm auch mit, daß er schon auf den heutigen Abend des Paters Gastpredigt in der Dorfkirche angekündigt habe und daß, bei dem Ruf des Herrn Paters, ein bedeutender Zulauf auch aus dem Filialdorfe zu erwarten sei. Der Gast nahm die Schmeichelei mit Liebenswürdigkeit auf und gab sich Mühe, den Kollegen mit Höflichkeit einzuspinnen, da er die Neigung kleiner Landpfarrer wohl kannte, auf wortgewandte und erfolgreiche Gastspieler ihrer Kanzeln eifersüchtig zu werden.

Hinwieder hielt der Geistliche mit einem recht üppigen Mittagessen im Hinterhalt, das alsbald nach der Ankunft im Pfarrhause aufgetragen wurde. Und auch hier wußte Matthias die Mittelstraße zwischen Pflicht und Neigung zu finden, indem er unter schmeichelnder Anerkennung hiesiger Küchenkünste dem Dargebotenen mit gesunder Begierde zusprach, ohne doch — zumal beim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weine — ein ihm bekömmliches Maß zu überschreiten und seiner Aufgabe zu vergessen. Gestärkt und fröhlich konnte er schon nach einer ganz kurzen Ruhepause dem Gastgeber mitteilen, er fühle sich nun ganz in der Stimmung, seine Arbeit im Weinberge des Herrn zu beginnen. Hatte also der Wirt etwa den schlimmen Plan gehabt, unseren Pater durch die so reichliche Bewirtung lahm zu legen, so war er ihm völlig mißlungen.

Dafür hatte nun allerdings der Pfarrer dem Gast eine Arbeit eingefädelt, welche an Schwierigkeit und Delikatesse nichts zu wünschen ließ. Seit kurzem lebte im Dorf, als am Heimatorte ihres Mannes, in einem neu erbauten Landhause die Witwe eines reichen Bierbrauers, die wegen ihres skeptischen Verstandes und ihrer anmutig gewandten Zunge nicht minder bekannt und mit Scheu geachtet war als wegen ihres Geldes. Diese Frau Franziska Tanner stand zuoberst auf der Liste derer, deren spezielle Heimsuchung der Pfarrer dem Pater Matthias ans Herz legte.

So erschien, auf das zu Gewärtigende vom geistlichen Kollegen wenig vorbereitet, der satte Pater zu guter Nachmittagsstunde im Landhause und begehrte mit der Frau Tanner zu sprechen. Eine nette Magd führte ihn in das Besuchszimmer, wo er eine längere Weile warten mußte, was ihn als eine ungewohnte Respektlosigkeit verwirrte und warnte. Alsdann trat zu seinem Erstaunen nicht eine ländliche Person und schwarzgekleidete Witwe, sondern eine grauseidene damenhafte Erscheinung in das Zimmer, die ihn gelassen willkommen hieß und nach seinem Begehren fragte.

Und nun versuchte er der Reihe nach alle Register, und jedes versagte, und Schlag um Schlag ging ins Leere, während die geschickte Frau lächelnd entglitt und von Satz zu Satz neue Angeln auslegte. War er weihevoll, so begann sie zu scherzen; neigte er zu geistlichen Bedrohungen, so ließ sie harmlos ihren Reichtum und ihre Lust zu mildtätigen Werken glänzen, so daß er aufs neue Feuer fing und ins Disputieren kam, denn sie ließ ihn deutlich merken, sie kenne seine Endabsicht genau und sei auch bereit Geld zu geben, wenn es ihm nur gelänge, ihr die tatsächliche Nützlichkeit einer solchen Gabe zu beweisen. War es ihr kaum gelungen, den garnicht ungeschickten Herrn in einen leichten geselligen Weltton zu verstricken, so redete sie ihn plötzlich wieder devot mit Hochwürden an, und begann er sie wieder geistlicherweise als Tochter zu ermahnen, so war sie unversehens eine kühle Dame.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Trotz dieser Maskenspiele und Redekämpfe hatten die beiden ein Gefallen aneinander. Sie schätzte an dem hübschen Pater die männliche Aufmerksamkeit, mit der er ihrem Spiel zu folgen und sie im Besiegen zu schonen suchte, und er hatte mitten im Schweiß der Bedrängnis eine heimliche natürliche Freude an dem Schauspiel weiblich beweglicher Koketterie, so daß es trotz schwieriger Augenblicke zu einer ganz guten Unterhaltung kam und der lange Besuch in gutem Frieden verlief, wobei unausgesprochenerweise freilich der moralische Sieg auf der Seite der Dame blieb. Sie übergab zwar dem Pater am Ende eine Banknote und sprach ihm und seinem Orden ihre Anerkennung aus, doch geschah es in ganz gesellschaftlichen Formen und beinahe mit einem Hauch von Ironie, und auch sein Dank und Abschied fiel so diskret und weltmännisch aus, daß er sogar den üblichen feierlichen Segensspruch vergaß.

Die weiteren Besuche im Dorf wurden etwas abgekürzt und verliefen nach der Regel. Pater Matthias zog sich noch eine halbe Stunde in seine Stube zurück, aus welcher er wohlbereitet und frisch zur Abendpredigt wieder hervorging.

Diese Predigt gelang vortrefflich. Zwischen den im entlegenen Süden geplünderten Altären und Klöstern und dem Bedürfnis des eigenen Klosters nach einigen Geldern entstand ganz zauberhaft ein inniger Zusammenhang, der weniger auf kühlen logischen Folgerungen als auf einer mit Kunst erzeugten und gesteigerten Stimmung des Mitleids und unbestimmter frommer Erregung beruhte. Die Frauen weinten und die Opferbüchsen klangen, und der Pfarrer selbst sah mit Erstaunen die Frau Tanner unter den Andächtigen sitzen und dem Vortrage zwar ohne Aufregung, doch mit freundlichster Aufmerksamkeit lauschen.

Damit hatte der feierliche Beutezug des beliebten Paters seinen glänzenden Anfang genommen. Auf seinem Angesicht glänzte Pflichteifer und herzliche Befriedigung, in seiner verborgenen Brusttasche ruhte und wuchs der kleine Schatz, in einige gefällige Banknoten und Goldstücke umgewechselt. Daß inzwischen die größeren Zeitungen draußen in der Welt berichteten, es stehe um die bei jener Revolution geschädigten Klöster bei weitem nicht so übel, als es im ersten Wirrwarr geschienen habe, das wußte der Pater nicht und hätte sich dadurch wohl auch wenig stören lassen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sechs, sieben Gemeinden hatten die Freude, ihn bei sich zu sehen, die ganze Reise verlief aufs erfreulichste. Nun, indem er sich schon gegen die protestantische Nachbargegend hin dem letzten kleinen Weiler näherte, den zu besuchen ihm noch oblag, nun dachte er mit Stolz und Wehmut an den Glanz dieser Triumphtage und daran, daß nun für eine ungewisse Weile Klosterstille und mißmutige Langeweile den genußreichen Erregungen seiner Fahrt nachfolgen würden.

Diese Zeiten waren dem Pater stets verhaßt und gefährlich gewesen, da das Geräusch und die Leidenschaft einer frohen außerordentlichen Tätigkeit sich legte und hinter den prächtigen Kulissen der klanglose Alltag hervorschaute. Die Schlacht war geschlagen, der Lohn im Beutel, nun blieb nichts Lockendes mehr als die kurze Freude der Ablieferung und Anerkennung daheim, und diese Freude war auch schon keine richtige mehr.

Hingegen war von hier der Ort nicht weit entfernt, wo er sein merkwürdiges Geheimnis verwahrte, und je mehr die Feststimmung in ihm verglühte und je näher die Heimkehr bevorstand, desto heftiger ward seine Begierde, die Gelegenheit zu nützen und einen wilden frohen Tag ohne Kutte zu genießen. Noch gestern hätte er davon nichts wissen mögen, allein so ging es jedesmal und er war es schon müde dagegen anzukämpfen: am Schluß einer solchen Reise stand immer der Versucher plötzlich da, und fast immer war er ihm unterlegen.

So ging es auch dieses Mal. Der kleine Weiler wurde noch besucht und gewissenhaft erledigt, dann wanderte Pater Matthias zu Fuße nach dem nächsten Bahnhof, ließ den nach seiner Heimat führenden Zug trotzig davon fahren und kaufte sich ein Billet nach der nächsten größeren Stadt, welche in protestantischem Lande lag und für ihn sicher war. In der Hand aber trug er einen kleinen hübschen Reisekoffer, den gestern noch niemand bei ihm gesehen hatte.

(Fortsetzung folgt)

Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Rundschau

Frankreichs koloniale Handelspolitik

Oft konnte man in jüngster Zeit die französische Kolonialpresse erstaunt und beleidigt sehen. Was wollt ihr? hieß es dann immer; was mischt ihr euch so dreist in die unvergleichliche Kulturmission ein, die allein Frankreich zu erfüllen vermag? Frankreich mit seiner klugen, liberalen Eingeborenenpolitik und seiner freimütigen Gastlichkeit, die auch fremden Kolonisten Tür und Tor offen läßt! Und man bekam dann regelmäßig vorgerechnet, wie viele Italiener in Tunis sitzen und wie viele Spanier in Oran, und wie wohl ihnen allen unter französischer Flagge sei. Was also wollt ihr? Als ob französische Oberhoheit nicht im Interesse europäischer Kultur und internationaler Interessen die denkbar segensreichste wäre! Dies zu belegen, stand immer auch eines jener statistischen Taschenspielerkunststückchen parat, mit dem sich bekanntlich alles beweisen läßt. Und schließlich waren wir wieder mal die europäischen Störenfriede und mußten den tödlichen Vorwurf gehässiger, haarspalterisch kleinlicher Schikane auf uns laden lassen.

Das war es, was mir täglich aus jenen Tagesblättern und -blättchen entgegengrinste, die drüben, auf den staubigen Caféterrassen von Oran und im unwirtlicheren Casablanca durch meine Hände gingen. Und ich muß bekennen, daß ich immer schwach und gerührt werde, wenn an meine unverwüstliche Hochachtung vor allem, was französische Kultur heißt, appelliert wird.

Doch mit Verlaub! Sie ist gar einseitig, diese der „grande nation“ geläufige Taktik, jeder unbequemen Kritik den Schild eines von niemand bestrittenen althergebrachten Kulturprestiges entgegenzuhalten; denn sie weiß nur zu gut, wie mühelos sie damit entwaffnet!

Ja, wenn es sich um „Kultur“ handelte! Doch wir wissen's ja längst: nicht um etwas zu bringen, wird erobert und kolonisiert, sondern um etwas zu holen. Und das macht auch Frankreich nicht anders. Ein Blick in seine koloniale Handelspolitik beweist es.

Diese gipfelt im Gesetz vom 11. Januar 1892, das dem Mutterland durch ein geradezu monopolistisches Zollsystem eine Vorzugsstellung sichert, die für die wichtigsten Importartikel jede fremde Konkurrenz so gut wie vollkommen ausschaltet, ohne auf der anderen Seite den also bevormundeten Kolonien für ihren eigenen Export nach Frankreich die im internationalen Handelsverkehr üblichen Gegenvorteile zu gewähren.

Nun rechnen uns freilich die Franzosen an der Hand unserer eigenen Reichsstatistik gar zu gern vor, wie der deutsche Handel im Laufe von acht Jahren trotzdem um 575 Prozent (in Algerien), beziehungsweise um 360 Prozent (in Indochina) und so weiter gestiegen sei. Doch sind diese prozentualen Ziffern — so sehr sie auch für die Expansionskraft unseres Überseehandels zeugen mögen — durchaus irreführend. Hält man ihnen die absoluten Zahlen entgegen, so findet man, daß die deutsche Gesamteinfuhr in Algerien im letzten Jahre 3½ Millionen kaum überstieg. Noch deutlicher springt das französische Monopol ins Auge, wenn man einzelne Spezialartikel herausgreift und etwa feststellt, daß dem deutschen Import von Baumwollgeweben in Höhe von zirka

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

40 000 Mark ein französischer von fast 58 Millionen gegenübersteht. Diese Produkte sind nämlich durch einen 50 prozentigen Einfuhrzoll vor Konkurrenz geschützt. Ähnlich steht es um alle Textilartikel, sowie um eine Reihe anderer, und zwar nicht bloß deutscher, sondern internationaler Produkte, die unter normalen Umständen die französische Konkurrenz nicht zu fürchten hätten.

Nun läßt sich ja freilich einwenden, es sei Frankreichs gutes Recht, seine Zollpolitik so einzurichten, wie sie seinen Interessen am besten frommt. Aber ist das wirklich der Fall? Stehen den künstlichen Vorteilen, die die einheimische Industrie aus ihrer Monopolstellung zieht, nicht um so schwerwiegendere Bedenken gegenüber, die vor einer solchen Kirchturmspolitik dringend warnen müßten?

Diese engherzig egoistische Abschließung gegen den internationalen Außenhandel hat zunächst für die Kolonien selber Folgen gezeitigt, die sich heute schon voll und ganz einschätzen lassen. Da es in diesen Kolonien selber fast durchweg just an jener Industrie mangelt, die von den Schutzzöllen mitprofitieren und zugleich mit dem französischen Import konkurrieren könnte, so fällt aller Vorteil aus den künstlich hochgetriebenen Preisen ausschließlich diesem in den Schoß. Demgegenüber fehlt, wie gesagt, jede französische Reziprozität. Die kolonialen Rohprodukte werden entweder vollkommen zollfrei unter gleichzeitiger Zulassung der internationalen Konkurrenz von Frankreich hereingelassen (so zum Beispiel Wolle, Baumwolle, Kautschuk und anderes mehr), oder sie werden nach Tarifen verzollt, die keine ausreichende Förderung des kolonialen Absatzes bedeuten (so die wichtigsten Kolonialwaren Tee, Kaffee, Kakao und so weiter).

Ein solches System egoistischer Ausbeutung kann einer gesunden kolonialen Wirtschaftsentwickelung unmöglich förderlich sein. Schwer lastet es vielmehr auf der Handelsbilanz der Kolonien und lähmt Landwirtschaft und Industrie vor allem durch die unerschwingliche, 40 prozentige Preissteigerung auf Maschinen in unverantwortlichster Weise. Die Resultate sind denn auch durchaus entsprechend. Man vergleiche nur die bei aller Fruchtbarkeit vegetierende Insel Reunion mit ihrer blühenden englischen Nachbarin Mauritius oder die Ärmlichkeit von Guadeloupe und Martinique mit der Üppigkeit Trinidads.

Was Wunder denn, wenn trotz allen kulturellen Prestiges des französischen Mutterlandes seit längerer Zeit bereits gerade in dessen mündigsten Kolonien eine tiefgreifende Verstimmung fühlbar wurde, die hier und dort sogar zu offener Revolte und zur Hissung fremder Flaggen (so der amerikanischen in Saint Pierre et Miquelon) geführt hat, und deren Berechtigung öfter schon durch den Mund berufener Sachkenner und Kolonialreferenten offiziellen Ausdruck fand! Ich will nur die bekannteren Namen der einstigen und heutigen Minister Etienne, Bienvenu-Martin, Dubief, Caillaux und Messimy hier nennen.

Doch daß dies bisher Stimmen in der Wüste blieben, die eine großzügige und gründliche Reform der wirtschaftlichen Beziehungen der französischen Nation zu ihren Kolonien nicht durchzusetzen vermochten, liegt in der romantischen Irrealität dieses Verhältnisses begründet. Die souveräne Masse des Volkes betrachtet den ganzen Kolonialrummel als eine Art Pflegestätte des nationalen Waffenruhms und überläßt die Regelung aller nüchternen Realitäten leichten Sinnes dem Zufallsspiel einer von allerlei kleinen und kleinlichen Momentrücksichten allzu sehr beherrschten Politik, — einer Politik, deren Gegenteil Englands kolonisatorische Größe schuf und festigte. Dr. R. Prévôt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Depositenschutz

Kurz nach dem Zusammenbruch einer alten Berliner Bankfirma tauchte an der Berliner Börse das Gerücht auf, die Regierung plane ein Depositengesetz. Zähneklappern der Bankspekulanten. Bald jedoch begannen die Beruhigungserwägungen: „Die Bankenquete ist zu einem Veto gelangt und dann tun wir doch mit der Veröffentlichung der Zwischenbilanzen wahrlich genug. Dann begann der Dementierapparat zu klappern und schließlich einigte man sich dahin: Falls die Regierung tatsächlich einen Depositenentwurf einbringen will, wird sie keineswegs in dieser Session damit heraus kommen. Bis zur nächsten aber kann noch manches Tränklein gekocht werden, das man ihr eingibt.“ Die Angst ist charakteristisch. Sie beweist, daß im Gewissen nicht alles ruhig, daß man so optima fide doch nicht ist. Daß gebessert werden muß und zwar baldigst, darüber sind sich die der deutschen Kapitalwohlfahrt Gutgesinnten klar. Aber wie? Trennung von Depositen- und Effektengeschäft? Keine Universalbanken mehr? Reiner Kreditbetrieb, reine Depositenverwaltung? Die Trennungsfanatiker blicken nach Westen, wo, in London, bekanntlich nur das Beste sitzt.

Wenn wir deutsche Reformen haben wollen, muß zunächst England helfen. Dies ist der berühmte Stolz der wirtschaftlich sonst so Selbstbewußten. Aber exemplum britannicum zieht nicht. Zwar gibt es auf der anderen Kanalseite Separatinstitute, sie bewähren sich nur nicht. Die Anglomanen sollten sich die englische Bankgeschichte einmal etwas genauer ansehen. Theoretische Konstruktionen sind ganz hübsch, aber die Wirklichkeit ist maßgebend. Man nehme sich ein englisches Krisenkapitel vor und man wird darin erschreckend viel Depositenkonkurse finden. „Aber die reinen Depositenbanken halten sich in England gänzlich von dem Gründungs- und Emissionsgeschäft fern, von dem Verderb des deutschen Bankbetriebes“ Direkt gewiß. Aber indirekt unterstützen die englischen Depositenbanken die Effektenspekulation sehr erheblich. Sie leihen gegen Effektenunterlagen tagtäglich ungeheure Summen an die Jobbers und Dealers aus. Auch wird die Gründungs- und Emissionskontrolle durch das englische System erschwert. Zugegeben, daß gerade die Kontrolltätigkeit der deutschen Banken in ihren Industriekonzernen die schwersten Mißstände gezeitigt hat, aber das Prinzip ist doch gut. Nur die Auswüchse müssen bekämpft werden. Auch soll man Länder mit ganz verschiedenen Wirtschaftstraditionen nicht ohne weiteres vergleichen. Der historische Prozeß ist hier maßgebend und seine Ursächlichkeiten sind in England andere als in Deutschland. Auch die Freiwilligkeitsphantasten gehen fehl. Die deutschen Banken brauchen die englische Methode nicht aus Einsichtsgründen nachzumachen. Sie hat sich eben nicht bewährt und es hieße die Wesenheit unserer Bankentwicklung zerstören, wollte man künstlich separieren, was organisch sich zusammengetan.

Daher kommt denn auch die große Mehrzahl der Theoretiker und Praktiker zur Ablehnung des Trennungsvorschlages. Biermer, Schär, Schinckel, Rießer und so weiter. Auch aus den Anschauungen der Wiener Philippovich und den volkswirtschaftlichen Grundsätzen einer ganzen Reihe namhafter Nationalökonomen ist die Aversion gegen operative Eingriffe in den volkswirtschaftlichen Organismus zu ersehen. Gesetze sollen den Strom weiterleiten, aber nicht in zersplitterten Läufen. In der Bankenquetekommission sagte der Hamburger Bankier Max Schinckel den Anglomanen: „Sehr oft ist davon

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Rede gewesen, daß die getrennte Art der Geschäftsführung in den Banken Englands immer großen Anklang gefunden habe. Ich muß dieses Bild zerstören. Es hat sich im letzten Jahre (1909) immer mehr herausgestellt, daß die Engländer augenscheinlich diese Einrichtung für rückständig halten; sie werden sie nicht aufrecht erhalten können. Bekanntlich werden dort jetzt fortwährend die Depositenbanken mit Kreditbanken fusioniert. Die Konzentration der Banken hat in England in den letzten Jahren einen viel größeren Umfang angenommen als in Deutschland, und ich kann sogar verraten, daß es eine der größten Depositenbanken ist, die inzwischen von der Bank von England wegen ihres allzu großen Akzeptumlaufs verwarnt worden sein soll, da sie gegen amerikanische Werte zu viel akzeptiert haben sollte: Also mit dem reinen Depositenbankwesen ist es in England inzwischen auch vorbei." Schinckel ist gegen jeden mechanischen Eingriff behördlicher Natur und will höchstens der Deutschen Reichsbank eine Vorwarnerbefugnis zuweisen. Er glaubt an die Ratio der Bankwelt und hofft daher auf eine Besserung infolge des Selbstbesinnens. Schäden erkennt auch er an.

Der Schäden sind tatsächlich ungeheuer viel. Fast jeder Bankkrach im letzten Jahrzehnt hat gezeigt, wie leichtfertig die Depositenverwalter das Vertrauen ihrer Gläubiger mißbrauchen. Besonders die Fiasken Niederdeutsche Bank und Carl Neuburger Kommanditgesellschaft waren kennzeichnend, wenn auch der Neuburgerische Depositenfischzug mehr von der widerwärtigen Bankkonkurrenz als von dem Eigenwillen Neuburgers veranlaßt wurde. Durch korrupte Finanzblätter, Zirkulare, Überredungsagenten, Briefe und so weiter wird das Publikum an die Kassen gelockt. Der Wettbewerb zwingt zu hohen Passivzinsen und um noch höhere Aktivsätze zu erhalten, muß das Darleiherisiko vermehrt werden. Die unsolide Depositenunterbringung durch Großbanken, Banken und Bänkchen hat Deutschland in die ungeheuerste Krisengefahr gebracht. Die Laienhaftigkeit des Publikums wird in einer straffälligen Weise ausgenützt. Man operiert zu Spekulationszwecken mit dem Begriff „Spargelder" und die Ahnungslosen glauben tatsächlich, ihr Geld sei bei jedem Anreißer ebenso gut untergebracht wie bei einer Sparkasse, für deren Solvenz doch die dahinter stehende Gemeinschaft bürgt. Eine fieberhafte Effektenanimiererei, ein ekelhaftes Jagen um das Depositum des Sparers oder vielmehr dessen, der zu sparen glaubt, aber sein Geld für ganz andere Zwecke hingibt, ist die Folge unseres Universalsystems. Aber wie helfen? Mit der Trennungsidee ist es, wie oben gezeigt, nichts. Ihre Durchführung wird schon von der Unmöglichkeit einer straffen, gesetzlich zu fassenden Depositendefinition verboten. Was sind Depositengelder?

Wo ist die Trennungslinie zwischen Depositen und Spargeldern? Wie unterscheiden sich Depositen, Scheckkonto und Kontokorrentkreditoren? Was man durch die Separation erreichen will, wäre schon deswegen nicht erzielbar, weil nur die Namen aber nicht der Charakter der Gelder gewechselt würde. Mit Bankvernunft sich begnügen? Eine kitzliche Sache. Nur auf die Anleihewünsche des Fiskus Rücksicht nehmen? Unmöglich, weil das eine Verkennung der Wirtschaftsentwicklung wäre. Freiwillige Kontrollstellen, freiwillige Monatsbilanzen? Damit ist auch nicht geholfen. Hier kann nur eine Änderung des Aktienrechtes Hilfe bringen. Einmal werden immer mehr Banken Aktieninstitute und dann könnte ein Appendix des Gesetzes auch die privaten Bankgeschäfte, die mit Leihgeldern aller Art arbeiten, treffen. Die Reform

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müßte vor allen Dingen die Aufsichtsratspflichten verschärfen und sie auf die Privatinstitute ausdehnen.

Beide, Aktienbanken und Privatinstitute, verwalten fremde Gelder und es ist nicht einzusehen, weshalb der Privatbankier dem Aktienbankier gegenüber im Vorteil sein soll. Denn es handelt sich hier nicht so sehr um eine Aktionär- wie um eine Gläubigeraufklärung. Das Bankgeschäft lebt vom fremden Gelde und die Gläubiger können eine intensive Aufsicht und stetige garantierte Kontrolle verlangen. Die Kontrolle müßte erzwingbar sein und Leuten anheimgestellt werden, auf deren Macht nicht nur die Bank Einfluß hätte. Eine ständige, öffentlich kontrollierbare Geschäftsführung und eine gesetzlich verbürgte, gewissenhafte Aufsicht könnten vielleicht etwas Besserung bringen. Im augenblicklichen Wirtschaftsstadium ist nichts anderes möglich. Wohl in einem zukünftigen.

Dr. Alfons Goldschmidt

Vom verflossenen Zentrum

Nunmehr, da der neunte Thermidor in der bayerischen Kammer uns von der Schreckensherrschaft der schwarzen Robespierres und St. Justs befreit hat, wollen wir noch einen letzten Blick auf die fürchterlichen Gewalthaber werfen.

Es waren ihrer 98 Mann, darunter 44 Geistliche, 21 Bauern, 10 Realitätenbesitzer, 6 Posthalter und Gastwirte, 2 Lebzelter, die übrigen Beamte, Lehrer, Professoren, Zeitungsleute und so weiter.

Die Landwirte sind, wenn man so ihre Bilder betrachtet, behäbige und brave Menschen, denen gewiß jeder Fanatismus fremd ist; Leute, denen das Leben keine Aufregungen und Sensationen gebracht hat, so daß einer von den biedern „eine Reise nach Tirol" als denkwürdiges Geschehnis in den Almanach drucken lassen konnte.

Die meisten rundbackige, breitgeschulterte Männer, die sich „Ökonomen" heißen, wenn sie aus Altbayern und „Bauern" wenn sie aus dem Fränkischen sind, und „Realitätenbesitzer" wenn's aus dem Vollen geht.

Von diesen 37 Abgeordneten ist nicht ein einziger mit Heftigkeit hervorgetreten, ja die meisten haben nur dann ein paar Worte gesprochen, wenn Ortskunde oder Sachverständnis es erforderten.

Auch die zwei Lebzelter verhielten sich als schwerblütige Bayern und brave Hausväter.

Ingleichen finden wir unter den 16 Richtern und Verwaltungsbeamten nicht die stürmenden Jakobiner, dagegen wohl manchen Schlaumeier, der die vorwärtstreibende Kraft des Rosenkranzes kennt und weiß, daß heute eine Altöttinger Wallfahrt in Bayern unbedingt die Gebrechen eines minderbegabten Beamten heilt.

Der eine und andere von ihnen könnte seine schlechte Note oder Qualifikation in der Kapelle aufhängen mit jener rührenden Unterschrift: Maria hat geholfen. Wo aber sind die scharfen Hetzer, welche die träge Masse der Ökonomen und Realitätenbesitzer zum Sturme gegen das Ministerium, gegen die „Salber" und wenn es sein muß auch einmal gegen angestammte Wittelsbacher führen?

Wo sind die Unermüdlichen, die in der schönen, parlamentslosen Zeit Unterdrückungen der katholischen Kirche erfinden, Sozialisten unter den Ministern entdecken, die Radau machen, Skandale aufrühren, hetzen, hetzen, hetzen?

Wir finden sie unter den Angehörigen des eigentlich friedlichsten Berufes, unter den Priestern des Herrn, wir finden sie unter den christlichen Federhelden, und per se unter den hiefür

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angestellten Sekretären der ultramontanen Arbeiterverbände.

Da ist einer, der jüngsthin von sich reden machte, der Miteigentümer des „Regensburger Morgenblattes", einer Zeitung, die mit bischöflicher Wagenschmiere gedruckt wird, Herr Heinrich Held.

Ich stelle als Bayer mit Genugtuung fest, daß der Mann auch nicht im losesten Zusammenhange mit unserm Vaterlande steht.

Er ist in der langen Pfaffengasse im Kreise Limburg an der Lahn geboren, und ausschließlich die rheinischen Fanatiker, nicht unsere Altbayern haben seine Existenz und Art zu verantworten.

Erst im Alter von 31 Jahren berief ihn Gott nach Regensburg, wo damals noch der Bischof Senestrey hauste, der Jesuitenzüchter, der verspätete Peter Arbuez, der Schrecken menschenfreundlicher Pfarrer der altbayerischen Gaue.

Hier hat er nun das Recht ersessen, die Regierung seines Adoptivvaterlandes bis „hoch hinauf" mit Eseln zu vergleichen, und wenn einen neben allem andern noch etwas besonders anekeln kann, so ist es das Schauspiel, zu sehen, wie die braven Kraglfinger und Huglfinger Deputierten dem Pfaffengäßler von Limburg an der Lahn Gefolgschaft leisten müssen.

Ein anderer ist der Kaplan der „Anima", der Domkapitular Franz Seraph Pichler. Allerdings stammt er aus dem tiefsten Niederbayern, aus dem messerzückendsten Gaue dieser Provinz, aber die hervorstechenden Eigenschaften des unhörbar auf römischen Filzsohlen wandelnden Herrn sind nicht die Eigenschaften der Krafthuber und Weizengrafen Niederbayerns.

Man muß wie der Herr Domkapitular viele Jahre unter den Jesuiten in Rom gelebt haben, um ein so lauterer und offenherziger Politiker zu werden.

Zehn Jahre lang hat er als Mitglied des bayerischen Eisenbahnrates und als gebietender Referent im Verkehrswesen gewaltet und wir verdanken ausschließlich ihm und der Nachgiebigkeit des Ministeriums die herrliche Entwicklung der bayerischen Eisenbahnen, den Bau der hinterwäldlerischen Sekundärlinien, ein ewiges Defizit und die Lähmung des Verkehrs.

Seit vierzehn Jahren ist er der Todfeind seines Parteigenossen Doktor Heim, dessen Begabung er ebenso rasch erkannte als mit Neid verfolgte, und den er wegen seiner Popularität haßt. In vielen Prozessen mußte sich Heim gegen ehrabschneiderische Beschuldigungen wehren und so oft er im Gerichtssaale die Denunziationen widerlegte, so oft tauchten sie wieder auf in obskuren Blättchen.

Freilich war der heimliche Urheber aller versteckten Angriffe nie zu fassen, denn bei den Jesuiten lernt man das Pfeile aus dem Dunkeln senden. In der Feindschaft Pichlers gegen Heim, und in dem Ableben des gemütlichen Vaters Daller liegen die eigentlichen Ursachen der Hetze, die zur Auflösung des Landtags führten. Pichler wollte mit einer großen Agitation über den Bauernführer Heim Oberwasser kriegen, und er konnte das nur erreichen, weil der stets vermittelnde Daller fehlte.

Jetzt sind die Landtagsboten heimgeschickt und Heim erklärt, daß er kein Mandat mehr annehmen werde.

Aus Gesundheitsrücksichten, was ihm jeder glauben wird, der den Kaplan der Anima, Herrn Franz Seraph Pichler kennt.

Mit diesem Manne in einem Turme des Zentrums zu sitzen, muß fürchterlich sein.

Die Oswald, Cadau und so weiter sind Werkzeuge und keiner Betrachtung wert.

Der Vorstand der Partei, Herr Landgerichtspräsident Franz Xaver Lerno,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

strömt eine solche austrocknende Dürre aus, daß er, wie bekannt, nicht Streusand und nicht Löschpapier bei seinen schriftlichen Erzeugnissen anwenden muß. Gedenken wir noch des einen, des Komturs vom päpstlichen Gregoriorden, Doktors Georg von Orterer.

Aus Erding, wo Bayern am flachsten ist. Ein Philologe.

Ein Feind des bäurischen Wesens.

Ein Hasser der Ökonomen im Landtage, weil sie ihn nicht um die Erlaubnis hinausgehen zu dürfen fragen.

Der Einteiler des Landtags-W.-C. in ein Herren- und Bauern-W.-C., weil er bäuerliche Nebengeräusche verabscheut.

Ein dimittierender Studienrektor.

Ein Unterbrecher der Reden durch belachenswerte Witze.

Das ununterbrochene Mitglied des Landtages seit 1883.

Der ununterbrochene Träger eines Pelzmantels seit 1884.

Aus Erding, wo Bayern am flachsten ist.

Mit ihm schließe ich die Beschreibung der Männer, von denen uns der neunte Thermidor befreit hat.

Ludwig Thoma

Glossen

Geistige Strömungen

Das ist wie im arktischen Sommer. Zwar, die Landschaft verwandelt sich; Moosflechten kommen hervor, die Zwergbirke setzt Grün an, Wasseraugen spiegeln. Unter dem allem aber liegen die zweitausend Meter Bodeneis. Das ändert sich nicht. Oder doch, es verändert sich; nur langsam, langsam nach der kosmischen Uhr.

Wenn wir die Bildungsschicht in Deutschland hinwegdenken: was bleibt von den „geistigen Strömungen" seit hundertsechzig Jahren übrig? — Manches; einzelne, unmerkbare aber starke Wirkungen. Äußerlich: nichts. Hundert Millionen haben seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf unserem Boden gelebt; zwei Millionen, äußerstenfalls, hatten Beziehung zu dem, was wir „Strömungen" nennen. Heute? Wir haben, in Deutschland, beiläufig 200 000 „Akademiker". Mit den 70 000 Studenten und akademischen Anwärtern aller Art mögen es 300 000 sein. Siebenhunderttausend (schätzungsweise) haben das „einjährige" Zeugnis. Ein schlechter Bildungsmesser? Indes, in diesem examensstarken Lande, der einzige. Und da die unexaminierten Gebildeten und examinierten Ungebildeten sich ziemlich ausgleichen mögen, darf man wohl, ohne sich lächerlich zu machen, die triviale Grenzbestimmung verwerten. Eine Million vielleicht, Männer und Frauen: so dünn ist die Humusschicht, die wechselnd unter den geistigen Sonnen taut. Nur wenig tiefer: und Kant, Herder, Goethe haben niemals gelebt; ein Geringes: und alles Getöse der Kunst- und Literarkämpfe versintert in die große Stille. Gottfried Keller:

> Darin wir uns vertieften,
> Die aber hundert Schriften,
> Was uns erfüllt die Brust;
> Das zog dir all vorüber,
> Dämmernd heran, hinüber,
> Du aber hast es nicht gewußt.

. . . In Ziffern: 98 von hundert Menschen gehen die „Strömungen" nichts an. Unweigerlich stellt sich das rechnerische Problem Überlegenheit ist ein Divisions-, wie Berühmtheit ein Multiplikationsexempel. Man wehrt sich gegen die Vorstellung, ohne Tieck,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlegel, Brentano könnte Goethe in unserem Durchschnittsurteil als Größe zweiten Ranges fortleben; dennoch ist es so. Was Wunder, sagt Stendhal, wenn die zwanzig, die mich heute vielleicht verstehen, ein Menschenalter brauchen, um ihre Erkenntnis an weitere Hundert zu geben? Ein Zahlenproblem. Der Naturalismus, die Romantik sind nicht Bewegungen des „deutschen Volkes"; die Sittengeschichte des Rokoko redet von einem Bevölkerungstausendteil. Statistisch gesehen, sind das alles Oberflächenerscheinungen. Auch anders gesehen? Der Gedanke hat etwas Unheilvolles; die bösen Flöten des Nihilismus pfeifen auf seinem Grund.

Aber die Statistik ist nicht dazu da, Geistiges zu mechanisieren: sie ist da, im Mechanischen das Geistige aufzuhellen. Es kommt auf eine Unterscheidung an. Wertmesser können Menschenzahlen nicht sein; aber Zeitmesser. An ihnen haben wir das Tempo; die säkulare Langsamkeit alles „Strömenden". Stendhals Rechnung. Die Modernität einer Richtung mit der Volkszahl multipliziert: das ist ihre Dauer; dadurch dividiert: ihre Vergänglichkeit.

Sind die Vordergrundspieler der Kultur darum nichtig? Nein. Sie leben bewußt; das unterscheidet sie von den achtundneunzig Prozent, und deshalb dürfen sie (mit einer Zeitkorrektur) ihr Dasein für das Dasein einer Epoche setzen. Völker, die keine Geschichte schreiben, meinte Novalis, haben auch keine Geschichte. Er hat recht.

Hermann Friedemann

Yuanschikai

Wenn Jung-China klug ist, dann tut es vielleicht der europäisch-amerikanischen Kultur den Gefallen und läßt Yuanschikai auf seiner politischen Bühne eine Weile „Diktator" spielen. Lange braucht es nicht zu geschehen; denn es ist ebenso leicht, bei der modernen, Zeitungen lesenden Menschheit einen politischen Machthaber als anbetungswürdigen „Helden" in Mode zu bringen wie wieder heraus. Man wünscht aber nun einmal einen „starken Mann" in China zu sehen, der in Peking den allmächtigen Staatsmann mimt, und dem sich alles zuschreiben läßt, was künftig im Reiche der Mitte geschehen muß. Ob ein Kuli oder ein echter Mandarin diese Rolle spielt, ist nebensächlich. Yuanschikai erscheint nur deshalb als der geeignetste, weil er einmal im Auslande den Ruf eines „starken Mannes" erworben hat. Eine allerwärts in unserer Kulturzone vorhandene Laune der „öffentlichen Meinung" heischt Befriedigung, und wenn sie nicht gewährt wird, droht eine rasch um sich greifende Begeisterung für das siegende Jung-Chinesentum so rasch wieder zu schwinden wie sie kam.

In Wirklichkeit gleicht das Bild, das sich die europäisch-amerikanische Presse von Yuanschikai macht, der Wirklichkeit noch weniger als die übertriebensten Darstellungen historischer Persönlichkeiten in Schulgeschichtsbüchern. Die Chinesen nennen ihn den „Mann mit dem doppelten Gesicht". Man kann ihn in der Tat nicht besser kennzeichnen. Das heißt, eigentlich hat er nicht nur zwei, sondern drei Gesichter; das dritte, sein wahres Gesicht, bekommt niemand zu sehen. Für die Öffentlichkeit hat er immer eins der beiden andern als Larve bereit. Im einen erscheint er als Volks- und Reformfreund, im andern als Freund der Dynastie und der Reaktion. Der wahre Yuanschikai ist weder das eine noch das andere, sondern ein skrupelloser Opportunist, ein Mann mit gesundem Menschenverstand, aber ohne besondere Fähigkeiten, ein bauernschlauer Halbgebildeter, den ein Zufall

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum Glücksritter machte. Als Kangyuwei und seine Freunde dem jungen Kaiser Kuangsü im Jahre 1898 Reformedikte diktierten, war Yuanschikai Befehlshaber über 5000 in der Nähe von Tientsin stehender Soldaten. Er galt für einen Freund der Reformbewegung. Nicht etwa, weil er ihr irgendwelche neue Lichter aufgesteckt und dadurch seine Begabung als künftiger fortschrittlicher Staatsmann verraten hatte, sondern weil er Kangyuwei und Genossen gegenüber immer ein reformfreundliches Gesicht aufsetzte. Die trauten diesem Gesicht, sahen in ihm aber sonst nicht viel mehr als einen willkommenen Handlanger. Ihn ersah man dazu aus, die Kaiserin-Regentin Tsesi gefangen zu nehmen, damit sie Kuangsü und seine Berater nicht länger durch unbequeme Einsprüche und Ränke in ihrem Reformwerk störe. Er aber verriet Tsesi den Plan der Reformer, stellte ihr seine Dienste zur Verfügung und Kuangsü wurde statt seiner Tante ausgeschaltet und gefangen gesetzt. Die Herrscherin Tsesi ließ alsdann ihren Retter von Stufe zu Stufe auf der Leiter des Mandarinentums emporsteigen.

Auch in Schantung bewährte sich Yuanschikai als „Mann mit dem doppelten Gesicht." Nachdem die Boxerwirren ausgebrochen waren, ließ er allen im Innern Schantungs weilenden Fremden auf das Freundschaftlichste raten, schleunigst die Küstenplätze aufzusuchen, da er für ihre ihm mehr als alles andere am Herzen liegende Sicherheit in derart unruhigen Zeiten nicht bürgen könne. Kaum hatte er den letzten Europäer aus dem Innern hinauskomplimentiert, als er nach Peking berichtete, seine Provinz sei von fremden Teufeln gesäubert. Dann wartete er ab, wie die Boxerbewegung in Tschili verliefe. Er ließ die erforderlichen Truppenbewegungen vollziehen, um gegebenenfalls in Kiautschau einfallen zu können. Erst als er, ziemlich frühzeitig, merkte, daß es mit der Boxersache schief gehen müsse, nahm er eine ausgesprochen fremdenfreundliche Haltung an.

Sein Verhalten während der gegenwärtigen Krisis im Reiche der Mitte entspricht aufs neue seinem chinesischen Spitznamen. Als der Hof sich an ihn, den kurz nach dem Tode der Herrscherin Tsesi und des Kaisers Kuangsü aus allen Ämtern in die Heimat Verbannten, um Hilfe wandte, ließ er sich Bedenkzeit gewähren. Nach einigen Tagen zeigte er sich grundsätzlich bereit, den Thron retten zu wollen, aber er verneigte sich zugleich vor der revolutionären Bewegung. Die raschen Fortschritte, die die Revolution machte, die Erfolge der Rebellen in den Kämpfen bei Hankau bewogen ihn dann, dem Hofe zunächst eine Absage zu erteilen. Indessen, er wußte wohl, daß die Revolutionäre ihn hassen, in ihm nur einen Judas sehen. Er bluffte nur, als er so tat, als ließe ihn persönlich das Schicksal der Mandschus kalt. Nachdem alle Machtbefugnisse gewährt worden sind, die der Thron noch zu vergeben hat, ist er nun ja doch nach Peking gekommen, um zu versuchen, die Mandschu-Dynastie vor völligem Untergange zu bewahren und zugleich als Vermittler zwischen ihr und den Revolutionären für sich Kapital zu schlagen.

Was er seinem geheimsten Sekretär, einem Vertreter des New York Herald, sagen ließ, läßt einen Blick in seine Seele tun. Danach möchte er den Thron bei „streng beschränkter Monarchie beibehalten wissen" (Verneigung vor der Mandschuspitze). Gleichzeitig aber will er sich der Entscheidung der Abgeordneten der Provinzen fügen, die nach Peking entboten sind, um zu bestimmen, ob eine Republik gegründet oder die Monarchie erhalten werden soll (Verneigung vor den Revolutionären). So

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder so, ihm ist alles egal, wenn ihm nur der Kopf fest auf den Schultern sitzen bleibt.

Noch ein Vorgang aus seiner Tätigkeit als Generalgouverneur von Tschili sei hier erwähnt. Eines Tages erschien er in der Militärschule in Tientsin und befahl dem Leiter, ihm die besten Schüler vorzuführen. Diesen hielt er eine kurze Lobrede. Dann verlangte er auch die schlechtesten Schüler zu sehen. Der Leiter führte ihm zwei vor, über die er sich zu beklagen hatte. Der große Staatsmann überschüttete sie mit einer Flut von Schimpfworten und befahl ohne weiteres zwei Bewaffneten seines Gefolges, ihnen die Köpfe abzuschlagen. Der Leiter der Anstalt fiel ihm zu Füßen und flehte für seine Zöglinge um Gnade. Juan ließ sich schließlich erweichen und nahm von seinem barbarischen Vorhaben Abstand.

Wäre Yuanschikai selbst der Staatsmann, den das Ausland in ihm sieht, so könnte ihm trotzdem kaum eine bedeutende Zukunft mehr beschieden sein. In revolutionären Zeiten spielen Reformatoren als Vertreter einer dem Untergange geweihten herrschenden Macht immer eine unglückliche Rolle.

Man denke an Turgot und Necker in Frankreich, an Witte in Rußland. Sie vergeuden Zeit und Kraft in Kämpfen für überlebte Regierungsformen und versäumen es, im Volke eine Partei um sich zu sammeln, auf die sie sich stützen könnten, sobald ihnen die wetterwendische Hofgunst verloren geht. Darum können sie, wenn sie entlassen werden, nur immer wieder hoffen, Gelegenheit zu erhalten, für die Herrschenden Retter in der Not spielen zu dürfen.

Otto Corbach

Vom Erdbeben und der Straf' Gottes

Am Donnerstag, 16. November, abends 10 Uhr 38 Minuten, verzeichnen die Zeitungen ein unterirdisches Grollen. Vergeblich suchte ich in der Zentrumspresse nach der Spitzmarke „Eine Strafe Gottes" — und im Anschluß daran Bemerkungen über gottlose und verworfene Minister.

Man sagt, das Landvolk hört gerne auf solche gruselige Andeutungen. Spricht auch gerne so was ähnliches aus.

Also lauschte ich: „hat er halt auf'n falsch'n Knopf druckt."

„Decs hat er aber aa. Vielleicht hat er schneibn lass'n woll'n."

„All's derrat er halt aa net, unser Herrgott . . ."

* * *

Da hat einmal ein kleiner Handwerksmeister in der Provinz an einem Sonntag gearbeitet und auch seinen Gesellen arbeiten lassen.

Sieht's die Nachbarin, die Mayrin, und sagt in hohem Tone: „D'Straf' Gottes werd schoh net ausbleib'n!"

Richtig, am Nachmittag hagelt's schwer und die Mayrin triumphiert.

Am nächsten Sonntag aber hagelt's noch stärker und eiergroße Schlossen fallen herab — obwohl der Handwerksmeister an diesem Ruhetag nicht gearbeitet hat.

Gleichwohl zerschlägt's ihm drei Fenster seines Hauses.

Der Nachbarin, der Mayrin, aber elf Fenster.

Georg Queri

Herrle und Hannile

Von Hans Raithel, dem Verfasser des wundervollen Buches „Annamaig", erscheint in zweiter Auflage bei Amelang „Herrle und Hannile".

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einen Strauß Dorfblüten nennt der Dichter seine Geschichte, und er wählt für jedes Kapitel als Überschrift die Namen der Pflanzen, die auf Wiesen und Ackerrainen blühen, Feuerbohne und Honiggras, Ackerwinde und Pillenkraut, Augentrost und Engelsüß und so weiter und knüpft sie am Schlusse mit einem Bindfaden zusammen.

Es ist nicht zufällig und ist nicht gemacht, wenn Raithel diese Überschriften anbringt.

Ein leiser Zusammenhang besteht zwischen den Namen oder den im Volke bekannten Eigenschaften von Gras und Kraut und dem Inhalte der Kapitel, und einen starken tiefbegründeten fühlen wir aus dieser Vertrautheit mit dem heimatlichen Boden und dem lieben Buche heraus.

Ein Fabel so schlicht und einfach wie in der Heiterethei und jedem besten Volksbuche.

Der alte Herrle langweilt sich im Austrage, den ihm die Schnur durch ihre ruschigen Manieren und ihren Mangel an peinlicher Sorgfalt noch zuwiderer macht In einer ärgerlichen Stunde hinterbringt ihm der Totengräber von Mausloch die Kunde, daß gleich überm Berge drüben die Lehrigsbäuerin als Witwe hause, ein sauberes Frauenzimmer von achtbaren Tugenden und Besitzerin eines stattlichen Gutes.

Nun geht der Herrle auf Kundschaft und findet Gefallen an der Margelies, die auch in ihm den rechten Mann erkennt.

Es müssen aber etliche Schwierigkeiten überwunden werden, bis der Herrle auf dem Lehrigshofe aufziehen kann. Der kleine Hannile, den Margelies von ihrem ersten Manne hat, stellt sich übel gegen den Freiersmann, weil sich der Oberknecht Andres mit ihm verschworen hat.

Und Ruschebuschel, die Schnur will es auch verhindern, daß Herrle sein schönes Geld nach Mausloch verträgt, und es kämpft Heimlichkeit gegen Heimlichkeit.

Aber zuletzt gewinnt der Freiersmann das Spiel und nach einem rührenden Abschied von seinem alten Hunde Spanner, der ihn wohl versteht und laut heult, schwingt Herrle seinen Stock und schreitet hinüber nach Mausloch.

Und diese Geschichte ist erzählt mit einem prächtigen Behagen, das auch sogleich den Leser wohlig überkommt. Ehe er sich's versieht, ist er mitten hinein in das fränkische Dorf versetzt und versteht wie die einfachen Dinge die großen Dinge sind.

Ich lasse jeden Superlativ und jeden Vergleich weg und empfehle das Buch allen ruhigen Menschen, die sich an seelischen Analysen überfressen haben, zum abendlichen Genusse.

Und ich empfehle es allen suchenden Ästheten und Schöpsen, die einen neuen Gott oder sonst was besonderes suchen, damit ihnen ein Licht aufgehe und sie erkennen mögen, daß abseits von ihrer Welt das Gute wächst.

Dem Herrn Hans Raithel aber danke ich herzlich für frohe Stunden, die mir sein Buch bereitet hat.

Ludwig Thoma

Moral insanity

Sehr geehrter Herr Doktor,

möge Ihnen die Gesundheit, deren Sie sich in Ihrer Erwiderung auf meine Glosse Moral insanity (in Heft 47 des März) rühmen, noch recht lange erhalten bleiben! Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß Sie weder die Abstammung von gesunden Eltern, noch die Fürsorge Ihrer schwäbischen Kindsmagd Ursula vor dem gründlichen Mißverstehen meiner Glosse bewahrt haben.

Ich habe, wie Sie vielleicht bei nochmaliger Nachprüfung meiner Glosse

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herausbringen werden, nichts gegen die Psychiatrie im allgemeinen gesagt, die ich, wie jede andere empirische Wissenschaft, für sehr nützlich, wenn auch durchaus nicht erhaben über alle Irrtumsmöglichkeiten halte. Ich habe mich nur gegen die Anhänger jener psychiatrischen „Sekte" gewandt, die solange rubrizieren und etikettieren, bis für die geistig Gesunden nichts mehr übrig bleibt — mit Ausnahme der Psychiater natürlich, die so unfehlbare Schlüsse ziehen. Daß diese Sekte der Ultrapsychiater wirklich existiert, mußten Sie selbst zugeben; daß ihre Vertreter durchaus nicht so selten sind, wie Sie sagen, geht aus Hunderten psychiatrischer Werke und Gutachten hervor. Auch an Psychiatern, die fast alle großen Männer, — deren einem wir mehr Einsicht in die menschliche Psyche verdanken als der ganzen modernen Psychiatrie, — nicht nur für anormal, sondern auch für pathologisch erklären, fehlt es nicht.

Ich denke, daß eine Wissenschaft aufhört nützlich zu sein, wenn sie zu solchen Konsequenzen gelangt. —

Ich habe mich also gegen den psychiatrischen Nonsens, nicht gegen die Psychiatrie gewandt. Im Anschluß daran habe ich behauptet, daß jeder besser situierte Verbrecher heute die strafrechtliche Entlastung durch pathologische Belastung zu erreichen sucht. Ich zweifle nicht, daß der Aufenthalt in einer Irrenanstalt angenehmer, als der in einem Zuchthaus ist. Darauf kommt es aber gar nicht an; sondern darauf, ob es humaner ist, einen verbrecherischen Menschen für irrsinnig oder für verbrecherisch zu erklären. Wenn man schon zwischen zwei solchen Annehmlichkeiten — ob Stadelheim oder Eglfing — zu wählen hat, so mag es jeder auf seine eigene Kappe nehmen, zu entscheiden: ob er mit seinem Verbrechen lieber in einen Konflikt mit den Gesetzen anderer, oder mit den Gesetzen seiner selbst geraten will.

Was Sie sonst noch an schmückenden, auch meine Ausführungen schmückenden Details vorgebracht haben, hat mich sehr amüsiert; denn ich bin trotz ihrer schönen Ferndiagnose nicht gallig und zuwider genug, um nicht über manche menschliche und psychiatrische Schwächen herzlich lachen zu können.

Dank für das Vergnügen, das Sie mir gemacht haben!

Ihr ergebenster

Adolf Lapp

Frankfurt a. M.

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Wolters, für den Inseratenteil Fritz Roesler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I. — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6

Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 1.

Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München

Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Balfour-Bonar Law

Von Dr. Freiherr von Mackay

Dem scheidenden Balfour wurden allerseits, von rechts wie links, die Fanfaren höchster Lobeserhebungen geblasen. Das entspricht einer äußerlich sehr wohltuend wirkenden Sitte des parlamentary cant, die aber sicherlich nicht die Weihe der Göttin Wahrheit und Aufrichtigkeit trägt. In Wirklichkeit würden die Liberalen, die ihr Lob in den Seufzer kleiden: „Niemals hat es einen Führer gegeben, der seinen Freunden so unscheinbar, seinen Feinden so furchtbar war", sehr froh sein, wenn Balfour noch länger im Amt bliebe, um durch seine nichts weniger als furchtbare, wohl aber unfruchtbare Fabierpolitik den Kredit des Konservatoriums bei den Wählermassen weiterhin zu zerstören. Und tatsächlich ist die weit überwiegende Mehrheit der Unionisten, die heute tränenden Auges von ihrem Parteiolympier Abschied nimmt, herzlich froh, ihn los zu sein, in der Hoffnung, daß nun endlich unter neuer Führung bessere Zeiten des Wachstums für ihre verhagelten Staaten eintreten werden. Der unter Balfours Auspizien im Lager der Rechten geschaffene Zustand kann nicht besser als mit jenen Versen auf ein löwenmutiges Heer gekennzeichnet werden:

Those behind cry Forward!
And those before cry Back!

Vorn, auf der berühmten ‚Frontbank', saß im Haus der Gemeinen die Alte Garde des Hohen Rats der Konservativen und bewunderte die geschickten Fechterkunststücke, mit denen Balfour, der skeptische und ironische Dialektiker, der ‚Belisar in der Verteidigung', den liberalen Rednern zusetzte, um, wenn die Entscheidung herannahte, einen glanzvollen Rückzug anzutreten. Dahinter aber, auf den Sitzen der Subalternen, murrte die Junge Garde von der ‚Reveille' und derer um Halsbury und trieb vorwärts, ohne doch jemals etwas anderes zu erreichen als Unordnung in den Schlachtreihen. Bei aller Anerkennung der persönlichen hervorragenden Eigenschaften von ‚Mr. Arthur', seiner Leistungen als irischer Sekretär und als Minister-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

präsident kann doch nicht übersehen werden, daß seine Leitung der Opposition seit der großen Katastrophe von 1906 durchaus des Weitblicks, des großen Stils und der Anpassung an die Forderungen einer kritischen Zeit entbehrte; seine Behandlung all der verhängnisvollen Konflikte der Gegenwart, der Tarifrevision, der Budget- und Vetofrage, des Problems der königlichen Prärogative war kleinlich, schwankend, unvolkstümlich. „Der einzige mit Balfours Leitung verträgliche Kurs ist der, daß der Konservatismus auf die Stufe einer halbkonstitutionellen und rein obstruktiven Partei zurücksinkt", so hat schon vor Jahren ein rechtsstehender Politiker ersten Ranges nicht mit Unrecht gewarnt.

Heute ist der Losung der Halsburygruppe „B. m. g." (Balfour muß gehen) genug geschehen, und damit sind die vorwärts schreienden Insurgenten an die Front gerückt. Sie werden nun zu zeigen haben, ob wirklich ihr hochatmender Geist von der Erde und der Überlieferung Schwere sich emporzuheben vermag. Der neue Führer Bonar Law hat keineswegs mit der radikalen Fronde gemeinsame Sache gemacht und ist eben deshalb wohl im Wahlkonklave scheinbar aussichtsreicheren Wettbewerbern vorgezogen worden. Die bestimmende Note seines politischen Charakters liegt in seiner Begeisterung für das Schutzzöllnertum, zugunsten dessen er in Wort und Schrift Dutzende von Lanzen gebrochen hat. Balfour ließ die Chamberlainsche Bewegung mit Absicht versumpfen und schädigte damit die Stoßkraft der konservativen Propaganda aufs schwerste. Denn die Tarifrevisionisten verfügen nun einmal über eine höchst machtvolle und straffe Organisation im ganzen Vereinigten Königreich, und die Tatsache, daß nicht selten in den Wahlkämpfen Chamberlainisten und offizielle Unionisten wie verbissene Feinde zur Freude der Linken sich rieben und auszustechen suchten, zeugte allein genug für die verhängnisvolle Wirkung der durch Balfours zweideutige Leitung entstandenen Sezession. Die Unhaltbarkeit des Zustands dieses Doppellebens der konservativen Partei verdeutlicht sich aber noch schärfer aus einer anderen Beleuchtung des Problems — der finanziellen. Das System der Parteiregierung und die spekulative Denkart des Briten bringen es mit sich, daß jede politische Reformidee in die Formen eines kaufmännischen Geschäfts gekleidet wird, von dessen Kapitalisierung ihre Machtgewinnung und Zukunftsaussichten wesentlich abhängen. Kaum jemals aber sind in ein solches

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unternehmen so riesenhafte Summen investiert worden wie in die Tarifrevision — man schätze nur, welche Kosten allein die eine ganze Bibliothek füllenden wissenschaftlichen Untersuchungen und kontradiktorischen Begutachtungen der Frage verursacht haben. Tausend Gläubiger brennen darauf, ihre Spesen hereinzubringen; ihrem Drängen ist jetzt endlich durch die Übertragung der Führerschaft an Bonar Law Genüge geschehen.

Gleichwohl wäre es sehr verkehrt, nunmehr ein neues elementares Aufbranden des Chamberlainismus wie in den Zeiten Joës zu erwarten. Der ruhig denkende Teil der Tarifrevisionisten ist heute zu der zweifellos richtigen Erkenntnis gelangt, daß England niemals allein aus eigenem Antrieb zum Schutzzöllnertum sich bekehren wird, daß der entscheidende Anstoß dazu nur von außen, von den überseeischen Schwesterstaaten, kommen kann, wenn einmal die Not und die Wandlungen der Zeit zu der Einsicht führen sollten, daß das Mutterland seine Vorteile aus dem Regime des Freihandels um der größeren imperialistischen Ziele, um der engeren Bindung mit den Kolonienwillen opfern muß. Für eine Wandlung der Wirtschaftspolitik aus diesen Gesichtspunkten heraus ist aber die Zeit noch nicht reif. Es gilt nur, das protektionistische Feuer nicht verglosen zu lassen, die Armee für die Schlacht mobil zu erhalten. Die nächstliegenden und dringendsten Reformaufgaben Bonar Laws liegen auf ganz anderem Gebiet. Vor allem gilt es, den konservativen Heerbann wieder zu sammeln, der jungen Garde und den Schutzzöllnern den Einfluß auf die Leitung und den Operationsplan einzuräumen, auf den sie nach Maßgabe ihres Stimmgewichtes, ihrer Leistungen und Arbeitsfähigkeit Anspruch haben, wozu eben durch den Wechsel der Führerschaft und die ihm vorausgegangenen anderen Personalveränderungen — die Ernennung von Lord Balcarres zum ersten Einpeitscher und von Mr. Steel-Maitland zum Principal-Agent — die besten Vorbedingungen gegeben sind. Zweitens handelt es sich um die Instradierung einer großzügigen, dem Volkswillen und den Volksempfindungen angepaßten Politik in den zwei großen Hauptfragen, die die magnetischen Pole der staatlichen Entwicklung Englands in nächster Zeit bilden werden.

Die eine ist das Oberhausproblem, dessen derzeitige Lösung jedenfalls nur als provisorisch gelten kann. Wenn schon radikal demokratische Staatswesen wie das nordamerikanische und australische es als unweigerliches Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bot betrachtet haben, daß als Schutz der Verfassung und der Kontinuität des politischen Lebens eine die Leidenschaften des Volkswillens kontrollierende und die Beschlüsse des Unterhauses revidierende obere Kammer in Kraft bleibe, so ist gewiß nicht anzunehmen, daß England, dessen innere Kraft nach William Pitt auf der glücklichen Mischung von demokratischer und aristokratischer Gewalt beruht, dauernd sich mit der Herabdrückung des Hauses der Lords auf die Stufe einer rein dekorativen Körperschaft zufrieden geben werde. Andererseits ist es ein offenes Geheimnis, daß der größte Teil des fortschrittlich gesinnten konservativen Nachwuchses mit Freuden die ganze überlebte Erblichkeit des Oberhauses preisgeben und an dessen Stelle einen gewählten Senat setzen würde, wenn sich so das Ziel erreichen ließe, eine tatsächlich wirksame und im Volk wurzelnde Revisionsinstanz zu schaffen, zumal damit der beste Hebel zu der immer mehr als dringlich empfundenen Reform des Unterhauses gegeben wäre. Nur auf einen Moment sei zum Beweis dessen hingewiesen: welcher herzerfrischende Aufruhr im Haus der Gemeinen entstehen und wie kräftig hier die öde Diktatur der Frontbänke und der bureaukratische Schematismus der Geschäftsordnung außer Kurs gesetzt würde, wenn Männer wie Lord Curzon, Lord Selborne, Lord Kitchener, Lord Milner, Lord Middleton nicht mehr durch ihre Pairie an das Oberhaus gebunden wären, sondern hier mit dem ganzen Einfluß ihrer Persönlichkeit, Welterfahrenheit, Widerspenstigkeit gegen Zopf und Rotüre aufträten! Das andere Kriterium der innerpolitischen Geschicke Englands liegt in der Home Rulefrage, die das nächste Jahr zur Entscheidung bringen soll. Auf welch' eigenartigen Wegen sie unter der Parole „Home Rule all round!" mit dem größerbritannischen Problem verwickelt wurde, ist bekannt. Sind auch heute zweifellos die Bedingungen für eine föderalistische Rekonstruktion des britischen Weltreichs nicht gegeben, so lassen sich doch jedenfalls die Grundlagen und Eckpfeiler dazu nach jenem anderen Schlagwort „Imperial Federation at home!" schaffen. Mit anderen Worten: der Rechten Aufgabe wäre es, dem im Volk heute so gut wie zu Gladstones Zeiten unbeliebten, zur kleinstaatlichen Eigenbrödelei zurückführenden liberalen Plan der Verleihung weitgehender autonomistischer Rechte an das Irentum einen Gegenplan zur generellen Dezentralisierung der Verwaltung gegenüberzustellen, der die Wünsche der gemäßigten Iren befriedigte und durch den zugleich auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von dieser Seite aus die Reform des Parlamentarismus und dessen über-l'steter ‚seelenloser' Maschine energisch in Angriff genommen würde.

Die Konservativen parieren gern alle Hinweise auf ihre Schwäche mit der stolzen Geste der Erklärung, daß sie nach wie vor die „most numerous, independent and therefore most representative party" seien. Mögen sie unter Bonar Laws Führung den Beweis erbringen, daß sie noch der heldenhaften Vertretung wahrhaft fortschrittlicher Ideen fähig sind, ohne welche alle Stützen auf Massen und Repräsentation Blindenkrücken bleiben. Das gilt nicht zum wenigsten auch von ihrer Haltung in der äußeren Politik. Sie sind stets bereit gewesen, Greys Diplomatie, über die ja allerdings die Geschichte sicherlich ein wenig günstiges Urteil fällen wird, als ein System der Unfähigkeit und der inneren Gebrechlichkeit bei äußerlichen Scheinerfolgen hinzustellen, haben ihr aber, statt Hüter der guten altenglischen Tradition des fair play und der Sachlichkeit zu sein, mit nichts wie üblem demagogischem Anreißertum und der Aufputschung der Massen zu Dreadnoughtitis-Fieberanfällen zu begegnen verstanden, um so eine Hauptschuld an der Bildung der Gewitteratmosphäre zwischen Deutschland und England auf sich zu laden, die jetzt im Guten oder Bösen zur Entladung kommen muß.

Der Prinzregent und das Zentrum

In reichsdeutschen Zeitungen konnte man nach der Veröffentlichung des bekannten Handschreibens nicht selten die Darstellung finden, als hätte der greise Regent sich in einem gewissen Zwiespalte mit seiner Gesinnung befunden, als er dem Ministerium Mut gegen die Mehrheitspartei einflößte.

Nichts kann unrichtiger sein als die Annahme, daß der Lenker der bayerischen Geschicke ultramontane Neigungen habe, so unleugbar es auch ist, daß er ein frommgläubiger Katholik Zeit seines Lebens geblieben ist.

Man kann die Stellung des Regenten zu Kirche und Religion nicht besser schildern, als wenn man sagt, daß sie mit den Anschauungen jenes humanen und wohltätigen Geistlichen, der sein besonderes Vertrauen genießt, überein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stimmt. Die pfälzischen Wittelsbacher, welche mit Max Joseph zur Regierung gelangten, waren vielleicht in Erinnerung an ihre protestantische Familientradition nie römisch gesinnt und die drei ersten Könige Bayerns haben Mischehen eingegangen und sind dadurch mehrmals gezwungen gewesen, groben Ausbrüchen klerikaler Unduldsamkeit entgegenzutreten.

Auch der Regent ist in diesen Tagen nicht zum ersten Male gegen ultramontane Übergriffe vorgegangen. Im Jahre 1845 hat er als junger Prinz im Staatsrate dem Ministerpräsidenten Abel vorgehalten, daß den Protestanten ihr gutes Recht nicht verkümmert werden dürfe.

Damals war das öffentliche Leben in Bayern durch wüste demagogische Umtriebe des Klerus so arg vergiftet worden, daß König Ludwig I, der einige Zeit ultramontanen Stimmungen unterworfen war, von klugen Bischöfen über die große Gefahr der klerikalen Tyrannei belehrt werden mußte.

Damals widerhallte München von den unsaubersten Flüchen, die der Hofprediger Eberhard in der Michaelskirche gegen den elenden Betrüger „Luther und die Hurerei der evangelischen Ehe" ausstieß, und die kleinen Kapläne durften sich lachend erzählen, wie der Domkapitular Windischmann im Verein mit dem Erzbischofe das Begräbnis der protestantischen Königin-Witwe Karoline zu einem Skandale der schlimmsten Art mißbraucht hatte.

Als sich das ganze protestantische Franken gegen die fortwährenden Beschimpfungen und Bedrückungen wandte, als die protestantischen Soldaten zur Kniebeugung vor dem Allerheiligsten gezwungen wurden und sich die evangelische Geistlichkeit über diese Bedrängung der Gewissen beschwerte, fand der junge Prinz Luitpold ein offenes Wort zur Rettung des Staates vor den schlimmsten Folgen der konfessionellen Hetzereien. Daß er jetzt nach 66 Jahren noch einmal gezwungen wurde, gegen die Ultramontanen aufzutreten, kann den Historiker seltsam berühren und ihm den Kreislauf römischer Umtriebe zeigen.

Für die Eingeweihten bedurfte es nicht erst jenes Handschreibens, um zu erkennen, wie sehr der Regent den ultramontanen Gepflogenheiten abgeneigt ist. Sein religiöser Sinn wird durch konfessionelle Streitigkeiten verletzt, und sein konziliantes Wesen muß sich durch die immerfort gereizte Kampfesstimmung und durch die Skrupellosigkeit des streitenden Klerus abgestoßen fühlen.

Nur sehr selten, ja eigentlich nur, wenn es nicht zu umgehen ist, versteht sich der Regent dazu, eine ultramontane Größe zur Tafel einzuladen, und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es ist auch ein offenes Geheimnis, daß gewisse Machthaber tief gekränkt sind über die Art, wie sich der hohe Herr sie vom Leibe hält. Sie wissen auch, daß im vertrauten Kreise schon häufig ein derbes Wort über ihre ungemessene Eitelkeit und einige andere Eigenschaften gesprochen worden ist, und sie erwidern die Abneigung, wenn es sich in versteckter Weise machen läßt, mit allen ihnen zustehenden Mitteln.

Es ist kein Zufall, daß gerade ultramontane Abgeordnete in laute Wehklagen über Wildschaden, mittelalterliche Mißstände und Unterdrückung der Bauern ausbrechen und beim Kapitel Hofjagden stets schlecht verhüllte Angriffe anzubringen wissen.

Der Wunsch, von der bäuerlichen Bevölkerung als Anwälte des Rechtes gegen jeden übergriff zu paradieren, würde noch nicht zu einer solchen Schärfe des Tones führen, wenn eben nicht die sichere überzeugung vorherrschte, daß man bei Hofe die Qualität der ultramontanen Bewegung und ihrer Führer durchaus richtig einschätze.

Eine andere respektvolle Art, dem Regenten den Dank für diese Erkenntnis abzustatten, ist der oft wiederholte und immer wiederkehrende Hinweis auf die rühmenswerten Eigenschaften des Prinzen Ludwig, und es ist dem Beobachter vergönnt, in der klerikalen Presse häufig trostvolle Betrachtungen über eine schönere Zukunft zu finden.

Daneben zeigt man auch gerne, daß man an das Bestehen einer höfischen Kamarilla glaubt, und deutet auf Herrn von Wiedemann hin, dem man die Zurechtweisung eines überfrommen Ministerialrates ebenso wie das Zustandekommen des letzten Handschreibens zu verdanken glaubt.

In dem bevorstehenden Wahlkampfe wird man die Kunst der Ultramontanen bewundern können, mit der sie hämische Angriffe gegen die Krone unter Versicherung ihrer nicht zu überbietenden Treue und Ergebenheit verstecken, und was hier ein kandidierender Bezirksamtmann etwa zu sehr verhüllt, wird dort der priesterliche Kandidat um so offener zeigen:

Den tiefsitzenden Haß des Ultramontanen gegen jede opponierende Macht und ihren Träger.

M. R.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Äußere Politik und öffentliche Meinung

Von Otto Corbach

Der Abgeordnete Bassermann verlieh einer allgemeinen Anschauung treffenden Ausdruck, als er in der Budgetkommission des Reichstags hinsichtlich der Entstehung des jüngsten Abkommens über Marokko unsern „leitenden Staatsmännern" vorhielt, daß man auswärtige Politik nicht machen könne in vollständiger Entfernung vom Empfinden des Volkes; dies hätten die Leiter unserer auswärtigen Politik verkannt, und darin läge die Erklärung für die berechtigte Mißstimmung im Volke.

Ohne die lächerliche Überhebung, man brauche auf die Stimmung im Volke keine Rücksicht zu nehmen, würden sie in der Wahl der Mittel vorsichtiger gewesen sein und es vermieden haben, viel mehr Kraftaufwand zu machen, als für das Erreichbare nötig war. Wahrscheinlich hätten sie auch mehr erzielt, wenn sie es nicht törichterweise verschmäht haben würden, Mißverständnisse zu beseitigen, die durch ihr bedauerliches Ungeschick bei der Ausführung richtiger Zwecke hervorgerufen wurden.

Wenn sie es nun schon nicht für nötig hielten, die öffentliche Meinung im eigenen Lande zu ihren gunsten zu stimmen, wie fern mußte es ihnen liegen, die öffentliche Meinung im Ausland zu berücksichtigen. Und doch war das noch viel wichtiger. Hätten sie es für der Mühe wert gehalten, fleißig zu lesen, was in englischen Blättern aus der englischen Volksstimmung heraus über die Entwickelung der marokkanischen Frage geschrieben wurde, so hätten sie wenigstens eine Ahnung davon haben müssen, daß die Diplomatie der Londoner Regierung seit einigen Jahren Wege geht, die von der öffentlichen Meinung in England nicht gebilligt werden. Unmöglich würden sie dann noch blind für die Aussicht gewesen sein, die englische Regierung auf dem Umwege über die öffentliche Meinung in England zu beeinflussen. Wie man das macht, dafür hat Morgan Shuster durch seine Zuschrift an die Londoner „Times" in der persischen Frage ein treffliches Beispiel gegeben. Kurz nach-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem sein Appell an die englische Öffentlichkeit erschienen war, veröffentlichte die „Times" eine von E. G. Browne, Alan Burgoyne, H. F. B. Lynch, Philipp Morell, James O'Grandy und anderen bekannten Parlamentariern unterzeichnete Zuschrift des „persischen Komitees des Unterhauses", worin es unter anderem hieß: „. . . In dem Augenblick, wo Persien ernsthafte Anstrengungen macht, in seinem Hause Ordnung zu schaffen, marschieren russische Truppen zur Tür herein. Die Zeit ist gekommen, wo die britische Nation, unbekümmert um parteipolitische Gegensätze, gegen dieses monströse Verhalten protestieren muß. Nicht nur stehen Lebensinteressen des britischen Reiches durch die Drohung einer langen Landgrenze mit Rußland auf dem Spiele, falls dieses Persien an sich reißen sollte, sondern auch unsere Ehre. Durch die anglo-russische Konvention verpflichteten wir uns, die Unabhängigkeit und Integrität Persiens aufrecht zu erhalten, und am 4. September 1907 ließen wir die persische Regierung durch unsern Gesandten Sir C. Spring Rice davon in Kenntnis setzen, daß unser Minister des Äußern wie der russische über zwei Grundfragen völlig übereinstimmten: Erstens, weder Großbritannien noch Rußland wollten sich in die inneren Angelegenheiten Persiens einmischen, es sei denn, daß persönliche oder sachliche Rechte ihrer Untertanen verletzt würden, und zweitens, wenn Meinungsverschiedenheiten aus der anglo-russischen Konvention entstünden, so dürften die Verhandlungen darüber nicht die Integrität und Unabhängigkeit Persiens berühren."

Im Streite wegen der Beschlagnahme der Besitzungen Schoa-es-Saltanas durch Shustersche Gendarmen hat die persische Regierung Rußland gegenüber auf Englands Rat hin nachgegeben, aber große Waffenbestellungen, die sie gerade jetzt bei einer deutschen Fabrik gemacht hat, beweisen, daß sie sich darauf vorbereitet, gegen Bedrohungen ihrer Unabhängigkeit gerüstet zu sein; und es ist sehr wahrscheinlich, daß die englische Diplomatie ihr bei dem Bestreben, der russischen Flibustierpolitik in Nordpersien entgegen zu wirken, künftig beistehen wird. Auf keinen Fall wird es die öffentliche Meinung in England dulden, daß sie den russischen Bestrebungen noch geradezu Vorschub leistet, wie es bisher der Fall war.

Noch viel mehr als über das Zusammengehen der englischen Diplomatie mit Rußland in Persien ist man im englischen Volke über die Entente cordiale mit Frankreich in Hinsicht auf Marokko mißgestimmt. Mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wachsendem Ärger verfolgt man in englischen Handelskreisen seit längerer Zeit den monopolistischen Zug der französischen Kolonialpolitik. Obgleich die Bevölkerung der französischen Kolonien fast ein dreiviertelmal so groß ist als die der niederländischen, ist doch die englische Ausfuhr nach französischen Kolonien nur zwei Drittel der Ausfuhr nach holländischen Kolonien wert. Die Bevölkerung der portugiesischen Kolonien ist fünfmal kleiner als die der französischen, und jene kaufen doch 1 1/6 mal soviel von England als diese. Im Jahre 1909 wurden nach Algerien Waren im Werte von 363,8 Millionen Mark eingeführt. Davon kamen aus Frankreich allein für 311 880000 Mark, aus Großbritannien für 111 000000 Mark. Nach Madagaskar wurden im Jahre 1910 eingeführt Waren im Werte von 26 740000 Mark. Der französische Anteil betrug 22 200000, der englische 640000 Mark. Die besten Kunden Englands unter den nichtbritischen Kolonien sind Java und Portugiesisch-Ostafrika, die im vorigen Jahre für 43 795700 und 28 963360 Mark englische Waren aufnahmen. Die englische Ausfuhr nach den deutschen Kolonien ist noch verhältnismäßig gering; sie erhob sich aber im vorigen Jahr um 70,83 Prozent über den Durchschnitt der letzten fünf Jahre, woraus hervorgeht, daß die deutsche Kolonialpolitik dem englischen Wettbewerb viel mehr Spielraum gewährt als die französische. Nach Marokko führt England vorläufig noch fast soviel ein wie Frankreich. Man befürchtet aber, daß sich das Verhältnis in Zukunft zu ungunsten Englands ändern könnte. Die Zeitschrift „The Economist" bekannte während der deutsch-französischen Verhandlungen offen, daß Deutschland die Interessen der englischen Kaufleute sowohl vertrete als die ihrer eigenen, insoweit es für die offene Tür in Marokko eintrete; wenn England Frankreich freie Hand gewährte, so habe es damit nicht gemeint, „Frankreich solle die Mauren wirtschaftlich isolieren dürfen, indem es die unglücklichen Stämme, denen es ihr Land raubte, zwänge, außerordentliche Preise für das Vorrecht zu zahlen, nur französische Waren zu kaufen."

Nach dem Abschluß des Abkommens las man in einem Zeitungstelegramm aus London, ein Großindustrieller aus dem Norden Englands habe im Unterhause erklärt, daß ihm seit langem kein so großes Geschenk in den Schoß gefallen sei, wie das Ergebnis der deutschen Politik in Marokko.

Die englische Diplomatie ist dem Prinzip der „offenen Tür" in der inter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nationalen Politik, das solange ihr Leitstern gewesen war, abtrünnig geworden, weil sie wünschte, Deutschland durch einen Ring von Freunden und Verbündeten „einzukreisen" und lahmzulegen. Weder Frankreich noch Rußland fühlen sich wirtschaftlich stark genug, um in ihren näheren oder ferneren Besitzungen und Interessensphären den freien Wettbewerb anderer Völker zu ertragen, und schon darum mußte England sein Interesse an einer Politik der offenen Tür preisgeben, als es seine „glänzende Isolierung" verließ. Nunmehr ist Deutschland in Europa diejenige Macht, von der das Schicksal jenes vernachlässigten Prinzips abhängt. Es befindet sich dabei im Einklang mit der nordamerikanischen Union, und der Gedanke läge nahe, daß die bezüglichen deutschen und amerikanischen Bestrebungen aufeinander zuwirken sollten wie die Bohrarbeiten an einem Tunnel, die auch von zwei entgegengesetzten Punkten aus beginnen. Die deutsche Diplomatie ist bisher nur ungewiß, zögernd, tastend, ungeschickt und mit unschicklichen Mitteln an die ihr zugefallene Aufgabe herangegangen. Die heutige auswärtige Politik der londoner Regierung entspricht nicht den wahren und dauernden Interessen der englischen Nation, sondern nur der Eitelkeit einer Diplomatie, die sich sträubt, einer Forderung der Gegenwart gemäß die glänzende Rolle, die sie in der Vergangenheit spielen durfte, mit einer bescheideneren, den veränderten politischen Verhältnissen entsprechenden, zu vertauschen. Man frage sich nun: Wo könnten wir heute in Hinsicht auf unsere Beziehungen zu England wie Frankreich stehen, wenn unsere Staatsmänner die Eitelkeit der britischen Diplomatie möglichst geschont, und nicht, um der eigenen Eitelkeit willen, unnütz provoziert, und wenn sie von allem Anfang an ihre politischen Maßnahmen in Hinsicht auf Marokko mit den Interessen auch des englischen Handels in offenkundigen Einklang zu bringen verstanden hätten?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Angewandte Photographie in Wissenschaft und Technik / Von Hans Dominik

Seitdem Louis Jacques Mandé Daguerre im Jahre 1839 mit Hilfe des Sonnenlichtes und lichtempfindlicher Chemikalien die erste Photographie herstellte und dadurch der Vater einer neuen Technik wurde, hat die Photographie enorme Fortschritte gemacht. Das konnte man recht deutlich auf der großen photographischen Ausstellung beobachten, die in Dresden stattfand, als der Jahrestag von Daguerres Erfindung zum siebzigsten Male wiederkehrte. Jene internationale Ausstellung zeigte die verblüffenden Leistungen der Photographie auf den verschiedensten Gebieten der Technik und Wissenschaft. Sie zeigte Anwendungen, an die man vor wenigen Jahren noch nie zu denken gewagt hatte, und sie gab den Anstoß zu einem großzügig angelegten Buche.

Dieses Buch, welches soeben erschienen ist, trägt den Titel: Angewandte Photographie in Wissenschaft und Technik und wurde von Wolf-Czapek im Verlage der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft herausgegeben. Es gibt einen überblick über die photographischen Leistungen der Gegenwart auf den mannigfachen Gebieten menschlichen Wissens, und es ist vielleicht nicht uninteressant, das eine oder das andere daraus mitzuteilen.

Betrachten wir als erstes Gebiet die Physik und Chemie. Hier kommt vielfach die Eigenschaft der Platte zur Geltung, unendlich viel schneller zu sehen als das menschliche Auge und die einzelnen Vorgänge klarzulegen, die dem Auge entweder ganz verborgen bleiben oder doch in ein undeutliches Bild zusammenfließen. Die Schallwellen beispielsweise, welche von einem klatschenden Funken ausgehen, bannt die Kamera so sauber und scharf wie die Wellen irgendeines Wasserspiegels auf die Platte. Die Wellen, in denen unsere artikulierte Sprache die Luft erzittern läßt, zeigt uns die Platte in haarscharfer Klarheit. Genau können wir die typischen Kurven der fünf Vokale unterscheiden. Vielleicht bringt uns die Zukunft, bringen uns kommende Jahrhunderte oder Jahrtausende auf Grund solcher photographischen Aufnahmen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine ganz neue, gewissermaßen natürliche Schrift. Eine Schrift, die nicht auf mehr oder minder langen Umwegen mit uralten ägyptischen oder indischen Wortbildern zusammenhängt, wie alle unsere heutigen Schriften, sondern eine Schrift, welche eine Nachbildung der wirklichen Schallwellen gibt. Und vielleicht könnte man dann einen von Hand geschriebenen Brief in irgendeinen Phonographen stecken und sich mit lauter Stimme von dem Apparat vorlesen lassen.

Zitternde Flammen und fallende Tropfen, schwingende Stäbe und elektrische Entladungen, ja sogar die stehenden Wellen des Lichtes selbst zeichnet die moderne hochempfindliche Jodsilberplatte. Sie zeigt uns die spektroskopischen Erscheinungen in ungeahnter Deutlichkeit, ja sie führt uns in Verbindung mit dem dreitausendmal vergrößernden Ultramikroskop sogar in die Geheimnisse der innersten Natur der Materie, läßt uns, wenn beispielsweise fünfundzwanzig solcher ultramikroskopischen Aufnahmen von einer Metallsalzlösung in einer Sekunde gemacht werden, den Wirbeltanz der Moleküle erkennen, der bis jetzt immer nur vermutet, doch niemals mit körperlichem Auge gesehen werden konnten.

Und dann die Astronomie. Die photographische Kamera besitzt ja nicht nur ein unendlich empfindliches Auge. Sie besitzt ja auch ein integrierendes Auge, ein Auge, welches die allerschwächsten Lichteindrücke viele Stunden hindurch addiert und so schließlich doch noch ein gutes Bild sichtbar macht, wo das menschliche Auge nun und nimmer etwas erblickt. Die photographische Platte zeigt uns auf der Mondoberfläche Details, als ob wir im Freiballon über den Trabanten dahin gefahren wären. Sie gibt uns die anderen Planeten unseres Sonnensystemes mit ungeahnter Deutlichkeit. Und sie dringt tief in den Himmelsraum ein und zeigt uns Sternennebel, entstehende Welten in unvergleichlicher Schönheit. Und im Gegensatz zum menschlichen Auge ermüdet die Platte nicht. Stunden hindurch beobachtet sie den Fixsternhimmel und verrät jede Eigenbewegung und jeden Wechsel der Lichtstärke eines Sternes. Und dann wieder schiebt sich vor die Linse der Kamera noch ein Prisma, und nicht mehr den Stern selbst, sondern sein Spektrum sehen wir, sehen, wo hier im Weltraum glühender Kohlenwasserstoff und dort Sizilium und an einer ditten Stelle Eisen im Weltenbrande lodert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und dann kommen die Meteorologen. Die zeigen uns Wolken- und Wellenbildungen, die kein Maler zu malen wagt, weil unserem mangelhaften Auge die Dinge so anders erscheinen. Da zeigt uns die photographische Platte, die sonst doch nicht abergläubisch ist, das berüchtigte Brockengespenst, zeigt uns neben weißen auch tiefschwarze Blitze. Und dann wiederum nimmt die Kamera in Verbindung mit dem Mikroskop die einzelnen Schneekristalle aufs Korn, und wir finden Sterne und Spitzen, wie wir sie in der feinsten Brüsseler Kante nicht besser haben. Und schließlich kommen wir an jene kritische Stelle, da Organisches und Anorganisches, Lebendiges und Totes sich zu berühren scheinen. Wir kommen in die Mineralogie und Geologie, kommen zu jenem Stoff, der den schönen Namen Para-azoxyzimtsäureäthylester führt und dessen Kristalle unter dem Mikroskope zu leben scheinen und wunderbare Eigenbewegungen ausführen. Die Kamera bannt auch diese auf die Platte, zeigt uns in einer Reihe von Bildern das Werden und Vergehen des einzelnen Kristalles.

Und dann die Botaniker und Zoologen. Seit Schillings aufsehenerregender Veröffentlichung „Mit Blitzlicht und Büchse", ist ja auch weiteren Kreisen die Leistung der Photographie bekannt geworden. Sie zeigt uns Pflanzen und Tiere in unnachahmbarer Naturtreue. Aber dann schiebt sich auch hier wieder das Mikroskop vor die Linse, und der Apparat dringt tiefer in das Wesen der Dinge ein. Er zeigt uns beispielsweise in den Zellen des Sonnenblumenstengels jene geheimnisvollen Sinnesorgane der Pflanzen für die Schwerkraft, die sogenannten Statolithen, die dafür sorgen, daß der Stengel entgegen der Schwerkraft senkrecht in die Höhe schießt. Er zeigt uns die eigenartigen Lichtsinnesorgane in Laubblättern, Organe, die bei der Fittonia Verschaffelti geradezu an menschliche Augen erinnert und beim Anthirrium Warocqueanum derartig ausgebildet sind, daß man mit solchem Blattauge selber als photographischer Linse eine gute Porträtsilhouette auf auf die Platte bannen konnte.

Die photographische Kamera neigt weder zu Mystizismen noch zu Philosophistereien. Aber zu jenen Themen, die bisher nur im Wortkrieg behandelt wurden, liefert sie recht interessante und positive Beiträge. Mag die Frage, ob die höheren Pflanzen Gefühl und Selbstbewußtsein haben, auch noch lange unentschieden bleiben, — daß sie jedenfalls gut ausgebildete Sinnesorgane be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sitzen, das kann nach solchen pflanzenanatomischen Aufnahmen nicht mehr im Zweifel sein.

Und dann von der Pflanzenanatomie zur Anatomie des menschlichen Körpers. Hier verbündet sich der photographische Apparat gelegentlich mit der Röntgenröhre. Hier benutzt er unter Umständen das menschliche Auge selber als Linse, wenn es sich darum handelt, den Augenhintergrund zu photographieren. Hier nimmt er das Mikroskop zu Hilfe und zeigt die Struktur der mannigfaltigen Zellen, welche den menschlichen Körper bilden. Was immer die Medizin in ihrem ganzen Umfange interessiert, mag es eine Geschwulst oder Wunde sein, mag es sich um die Pulskurve eines Herzkranken oder um die Zuckungen eines Epileptikers handeln, die Kamera verbucht es getreulich. Sie gibt uns Bilder des organischen Lebens von wunderbarer Schärfe, zeigt uns den ganzen Menschen und läßt uns dann wiederum Blicke in das mikroskopische Leben tun, läßt uns beispielsweise den Kampf der weißen Blutkörperchen mit allerlei Bakterien verfolgen.

Und dann die Technik; die Architektur, das Ingenieurwesen und die Industrie sowie last not least die Presse, sie alle machen heut in weitestem Umfange von der Photographie Gebrauch. Die Kamera nimmt heut nach dem photogrammetrischen Verfahren die alten Burgen und Dome unendlich viel genauer und trotzdem malerischer auf, als es der alte Freihandzeichner jemals konnte. Die Photographie hilft dem Hüttenmann das Eisen zu untersuchen, sie stellt dem Kunstweber die Patronen für die wunderbarsten Damastgewebe her. Sie unterstützt die Kartographie durch Ballonaufnahmen, die sich genau in die trigonometrischen Landesaufnahmen einfügen und eine Fülle neuer Details liefern.

In der Kriegstechnik verfolgt die Photographie das fliegende Geschoß. Sie zeigt, welche Luftwirbel diese oder jene Geschoßform erzeugt. Sie stellt genauer als irgendein anderes Hilfsmittel die Geschwindigkeitsabnahme des einzelnen Geschosses fest, und sie endlich gestattet eine Beobachtung der Geschoßwirkungen, die dem menschlichen Auge niemals möglich wäre. Sie zeigt uns beispielsweise, wie das moderne kleinkalibrige Mantelgeschoß bereits längst, das heißt mehrere tausendstel Sekunden, wieder aus einem durchschossenen Knochen heraus ist, bevor der zu wirbeln und zu stauben beginnt und sich in hundert Splitter auflöst.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und dann das interessante Kapitel von der Kriminalstatistik. Die moderne Photographie macht den Herren Spitzbuben das Leben recht sauer. Nicht nur, daß sie die Herrschaften selber auf die Platte bannt und dadurch nicht wenig zu ihrer Ergreifung beiträgt, sie fixiert auch die Stätte und die Objekte des Verbrechens. Sie läßt Dinge erkennen, die dem freien Auge immer verborgen bleiben würden. Die netteste und wundervollste Wechsel- oder Banknotenfälschung sieht in der vergrößerten Photographie plump aus und verrät sich sofort. Irgendwelche Schrammen an erbrochenen Kassetten gewinnen auf der photographischen Platte mit einem Mal Bedeutung und dienen zur Überführung des Täters. Da hatte ein Brandstifter ein hübsches kleines Feuer angelegt und Hobelspäne dazu benutzt. Einige unversehrt gebliebene Späne zeigten auf der vergrößerten Photographie typische Formen, ließen auf ein Hobeleisen mit bestimmten Scharten schließen. Die Polizei suchte bei dem Verdächtigen nach dem Hobel. Aber der Mann hatte sein Eisen kluger Weise neu geschliffen. Dagegen fand man in der Werkstatt noch ältere Späne. Sie wurden photographiert, und die Photogramme überführten den Missetäter glatt.

Es würde zu weit führen, im Rahmen einer Plauderei die unendlich mannigfachen und interessanten Anwendungen der Photographie auch nur annähernd erschöpfend behandeln zu wollen. Die Anwendungen beispielsweise, die sie in Hülle und Fülle auch im Bibliothekswesen und in der Kunstgeschichte findet. Klagen doch die Autoren des oben zitierten über vierhundert Seiten starken Buches schon, daß ihnen der Raum knapp gewesen wäre, um alles Interessante und Wissenswerte über die modernen Anwendungen der Photographie anzuführen.

In der Tat ist die edle Lichtbildkunst heute selbst eine hochentwickelte und weitverbreitete Technik geworden, die beinahe in alle Gebiete menschlicher Geistestätigkeit eingreift und menschliches Wissen und menschliche Erkenntnis mächtig fördert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Preußische Jugendpflege / Von Friedrich Daab

(Schluß)

Die Sozialdemokratie war früher auf dem Plan, um die Jugend für sich zu gewinnen. Auch sie denkt nicht an das Wohl der Jugend, sondern an ihre Parteizwecke. Sie versündigt sich damit an der Seele der Jugend. Darum soll sie die Hände lassen von der Beeinflußung der Jugend. Nun kommt die Gegenmaßregel der Regierung und ist ebenso tendenziös. Nirgends ist zu lesen, daß man um die Zukunft der Jugend besorgt ist — um der Jugend selbst willen. Man ist um die Zukunft des Volksbestandes besorgt. Es geht nicht um die Jugend, es geht — ja um was? Um die Erhaltung des gegenwärtigen Staates, um den Bestand der vorhandenen Verhältnisse, um das monarchische Prinzip, um das Privateigentum — ich weiß nicht, um was alles. Lauter schöne Dinge, vielleicht wertvolle Kulturgüter. Aber ob wertvoll oder nicht — es kann mir nur um die Jugend gehen, um ihrer selbst willen, um ihrer Seele willen. Ja und noch einmal ja: um ihrer Seele willen. Wie willst du es anders sagen?

Und hier rufe ich nach Männern, nach Helfern, nach Persönlichkeiten, uninteressierten — ich meine solche, die keine Nebenziele und Hintergedanken haben: die rufe ich, helft der Jugend so, wie ihr denkt, so, wie ihr es für richtig haltet, so, wie ihr es verantworten könnt, so, wie euch euer Gewissen treibt, daß ihr der Jugend helfen müßt, der Jugend.

Was kann denn der Staat hier tun? Es ist immer bedenklich, wenn er in seinen offiziellen Vertretern eine Sache in die Hand nimmt, bei der alles Beamtentum vom übel und zum übel ist. Am bedenklichsten aber ist es, wenn er sein Ungeschick eingesteht — denn das bedeutet es doch, wenn der Erlaß bemerkt, „daß die Jugendpflege die Anwendung irgend einer bureaukratischen Schablone nicht verträgt" — und nun alle Bessergeschickten, Berufenen und Erfahrenen herbeizitiert, daß sie kämen und hülfen ihm ziehen. Wenn die Staatsregierung das „Freiwillige vor!" ausruft, dann muß es sehr schlimm um die eigene Sache stehen. Denn so lange sie sich noch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst helfen kann, wird sie nicht fremde Hilfe begehren, deren Arbeit sie nicht übersehen und kontrollieren kann.

Die preußische Thronrede sagt: „Von Erfolg werden die Absichten der Staatsregierung nur begleitet sein können, wenn sie in der freiwilligen Mitarbeit weitester Kreise des Volkes tatkräftige Unterstützung findet."

Selbsterkenntnis ist bekanntlich selten der Weg zur Besserung, da eine solche nur aus einer Änderung des Grundwesens hervorgehen kann. Kein Wunder, daß der Staat gleich wieder rückfällig wird und in demselben Augenblick, da er sich auf seine Unfähigkeit zur Arbeit an der Jugend besinnt und an die Freiwilligkeit appelliert, diese „Freiwilligkeit" zu kommandieren unternimmt. So geht der Erlaß „betreffend" Jugendpflege an die verschiedenen in Betracht kommenden Behörden und sagt: „Euer Durchlaucht — Hochgeboren — Hochwohlgeboren ersuche ich ergebenst, hiernach das Erforderliche gefälligst bald in die Wege zu leiten und mir über das Geschehene demnächst zu berichten. Das Königliche Provinzialschulkollegium der dortigen Provinz ist wegen Anweisung der ihm unterstellten Anstalten und Lehrpersonen zu möglichst weitgehender Unterstützung der Jugendpflege mit Nachricht versehen worden." Denn davon ist der Minister überzeugt, daß er sich „der Mitwirkung der ihm nachgeordneten Behörden, Beamten und Lehrer bei der erzieherischen Jugendpflege auch außerhalb der Schulzeit versichert halten darf."

Und nun kommen die „Wir-habens-schon-lange-gesagt", um der Staatsregierung die Reinschrift zu korrigieren, indem sie ganz richtig erkennen, daß man mit Verboten und Paragraphen blutwenig ausrichtet, verfallen aber sogleich in denselben Ton des Gebietens und Verlangens: „Wir müssen Opfer bringen, Opfer an Zeit und Geld. Das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Zukunft muß uns bei dieser nationalen Lebensfrage allesamt durchdringen. Den Aufwieglern, die es leicht haben, weil sie die Geister der Arbeiterschaft, Häuser und Werkstätten beherrschen, müssen wir unseren redlichen Willen zur Tat entgegenstellen. Staat, Gemeinde, Vereine und Einzelbürger finden ihre Aufgaben."

Also: Du sollst, du mußt. Wir sollen, wir müssen. In dieser Tonart geht's. Geht es denn in dieser Tonart nicht schon lange, nicht von jeher? Und wer hat mit Forderungen und Vorschriften je etwas geleistet in der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welt? Wo hat das Soll und Muß eine große Sache hervorgebracht? Immer neben dem Soll und Muß ist aus dem „Ich will" das der Menschheit Wohltätige und Notwendige geboren worden. Und immer haben die geistigen Welteroberungen klein und unscheinbar, aber mit verhaltener persönlicher Kraft, mit stillem, aber lebensvollem Wirken angefangen.

Es liegt alles an den Persönlichkeiten und nicht an der Institution.

Persönlichkeiten aber schafft kein Aufruf und keine wohlwollende Unterstützung der Staatsregierung. Die schafft die Not, die brennende Not — und ich sehe noch die Männer nicht, denen die Not der Jugend im Herzen brennt. Die schafft die Liebe, die selbstlose Liebe — und ich sehe wohl viel Bemühen um die Jugend, aber wenig Selbstlosigkeit.

Der erste Beweis dieser Selbstlosigkeit wird darin bestehen müssen, daß man die Jugend in ihrer Eigenart gelten läßt. Statt dessen variiert man anklagend oder entschuldigend das Wort: Jugend hat keine Tugend.

Was ist es denn vor allem, was man an ihr auszusetzen hat? Daß sie sich nicht mehr fügen, einordnen und unterordnen will, und daß sie nicht mehr anerkennen, glauben, hinnehmen will. Also Respektlosigkeit und Autoritätlosigkeit wirft man ihr vor. In alledem vermag ich nur zu sehen, daß die Jugend nach Selbständigkeit strebt.

Wie kann uns das wundern, da hier doch nur der Weg zutage tritt, den die Menschheit überhaupt gegangen ist. Der Patriarchalismus war die Form, in der das gesellschaftliche und auch das staatliche Leben sich organisiert hatte. Er ist beseitigt, ein für allemal, und nur Reaktionäre weinen ihm eine Träne nach. Er ist darum auf Nimmerwiederkehr beseitigt, weil er eine Gemeinschaftsform war, die nicht zufällig durch eine Revolution der brutalen Masse und äußeren Macht, sondern von innen heraus durch eine Explosion des menschlichen Rechtsgefühls zerbrochen worden ist. Man kann noch tiefer gehen und sagen, daß dieses Rechtsgefühl die Entdeckung des Menschen als des vernunftbegabten Wesens zur Grundlage hat, auf die alle Menschen mehr oder minder Anspruch machen dürfen. Ja, ich glaube, daß an der angedeuteten Entwicklung neben der Ausbreitung der geistigen Kultur, wie sie die Erkenntnis erzeugt hat, auch die protestantische Ausprägung des christlichen Glaubens ihren bedeutenden Anteil hat. Ganz unparteiisch wird hier ein Mann wie Balzac urteilen, bei dem ich das Wort finde: „Jedem seine eigenen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedanken, — hat das Christentum gesagt." Die Einschätzung des Menschen als Persönlichkeit, wie sie sich durch das Vorgehen der Aufklärungszeit und dann durch Männer wie Goethe und Schleiermacher durchgesetzt hat, hat ihren Siegeslauf angetreten und angefangen, die alte Schichtung der menschlichen Gesellschaft nach Rang, Stand und Besitz zu durchbrechen.

Von der Seite her, die an der alten Schichtung Interesse hat, hört man gern den neuen Zustand als proletarische Gleichmacherei abtun, die der natürlichen Beschaffenheit des menschlichen Wesens mit seinen individuellen Unterschieden und den damit gegebenen „gottgewollten Abhängigkeiten" widerspreche. Aber wer will denn im Ernst behaupten, daß Rang, Stand und Besitz von Natur gegebene Eigenschaften seien! Sie sind Gewordenes, Vererbtes und Verlierbares. Das Bleibende sind die angeborenen Unterschiede, die dem geistigen Bestande des Menschen angehören. Und nichts steht im Wege, einer neuen Schichtung der Gesellschaft die Einschätzung des Menschen als Persönlichkeit zugrunde zu legen.

Im politischen, rechtlichen, gesellschaftlichen Leben hat sie bereits angefangen, sich durchzusetzen. Ich behaupte nicht, daß sie die vollkommene Form werden wird, kann aber auch nicht finden, daß die alte Schichtung mehr den Charakter der Vollkommenheit an sich getragen habe.

Daß diese Entwicklung auch auf die Jugend sich auszudehnen beginnt, scheint mir nicht verwunderlich zu sein. Im Gegenteil. Hier gilt das Sprichwort: Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen. Ist aber die Entwicklung als solche natürlich und geschichtlich berechtigt, wie wird man sie bei der Jugend verurteilen wollen! So gut wir Erwachsene respektlos und autoritätlos geworden sind im Sinne einer Zeit, in der der Patriarchalismus die menschliche Gesellschaftsform darstellte, so gut hat auch die Jugend das Recht, sich gegen das alte Joch zu wehren. Und wenn wir Großen uns bei dem neuen Zustand sehr wohl befinden und ihn keineswegs als den Anfang vom Ende ansehen, warum sollte er bei der Jugend Verderben und Untergang heraufbeschwören?

Ich freue mich vielmehr darüber, daß die Jugend nach Selbständigkeit strebt. Das mag nicht immer bequem sein und allen Erziehungsinstanzen manche schwere Stunde bereiten. Aber ich sehe hier nur die eine Aufgabe, nicht die innere Freiheit zu nehmen, sondern erst recht zu begründen und zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unterstützen. Wir werden uns darauf besinnen müssen, worauf denn für den Menschen überhaupt das Leben festgestellt und gerichtet werden kann. Wir werden revidieren müssen, was von dem Wissen und Glauben, dem Fühlen und Denken, das wir unter uns pflegten, die Belastungsprobe der Wahrheit verträgt. Und darauf werden wir dann das Leben der Jugend aufbauen können. Nichts ihr als Grund und Halt geben, von dem wir voraussehen, daß sie es später wieder aufgeben wird, wie wir es selbst nicht mehr besitzen und besitzen wollen.

Die Wahrheit, welche die Alten, und die Wahrheit, welche die Jungen haben müssen, darf nicht zweierlei Wahrheit sein. Wenn ein Bruch in der geistigen Entwicklung des Menschen von der Jugend zur Reife für notwendig gehalten wird, wenn die Jugend später das Gewand der Erkenntnis wechseln soll, wer weiß, ob sie dann nicht die Wahrheit überhaupt verwirft.

Hier stehen Erziehung und Unterricht vor schweren Aufgaben und Problemen, deren Lösung in Angriff genommen werden muß. Denn davon hängt das Heil der Jugend ab. Aber bis jetzt sehe ich nur Argwohn die verfolgen, welche hier neue Wege vor der Jugend und für die Jugend zu finden versuchen. Man greift lieber nach den alten Mitteln des Zwanges und der sogenannten Zucht. Man will wieder Respekt und Autorität aufrichten. Weil aber diese Mittel im Grunde versagt haben, so begeht man den zweiten, ärgeren Fehler, daß man die alten Mittel nicht offen und ehrlich anwendet, sondern mit dem Mäntelchen der Heimlichkeit und Scheu umkleidet. Die Jugend soll ja nichts davon merken, daß sie gegängelt wird, sie soll ja in dem Glauben sein, daß sie Selbstbestimmung habe. Sie soll ja nichts davon erfahren — und hier bietet der Erlaß „betreffend" Jugendpflege ein köstliches Beispiel —, daß sie nicht bloß zu Spiel und Vergnügen, sondern zu ernster Erziehung und Bildung geführt werde. Denn es „ist überall mit Sorgfalt, wenn auch ohne nach außen irgendwelches Aufheben davon zu machen*) die Pflege so zu gestalten, daß der Jugend bei aller Rücksicht auf ihr berechtigtes Verlangen nach Freude ein dauernder Gewinn für Leib und Seele zuteil wird."

Setzt man in dieser Weise der eigentlichen Absicht, die man mit der Jugend vorhat, die Tarnkappe auf, so spielt man nicht bloß ein gefährliches Spiel, indem man jeden Augenblick in Gefahr ist, daß die mit solcher

*) Im Original gesperrt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heimlichkeit Bedachten die Situation durchſchauen und ſich getäuſcht fühlen, ſondern man bringt ſich von vornherein um jeden ehrlichen und echten Erfolg. Denn ſoviel Feinfühligkeit und ethiſchen Idealismus beſitze ich nun einmal, daß ich meine, das Mittel muß ſeinem Zweck ſittlich homogen ſein, wenn es ihn erzielen will. Offenheit, Rückhaltloſigkeit, Wahrhaftigkeit ſind die Grundpfeiler aller Erziehung. Und ſo gut die moderne Pädagogik das Ziel jeder Unterrichtsſtunde den Schülern ins Bewußtſein bringt, ſo gut ſoll der letzte Zweck aller Jugendpflege den Beteiligten nicht verhüllt werden. Hier handelt es ſich um die letzte unumgängliche Grundlage, wenn man ethiſche Erfolge an der Jugend zeitigen will — und dem will und muß doch auch die körperliche Durchbildung dienen —, es handelt ſich um das Vertrauen. Vertrauen gegen Vertrauen, anders zahlt es ſich nicht aus.

Ohne dies iſt alle Jugendpflege ein Schlag ins Waſſer. Und die Jugendpflege verdient keinen anderen Erfolg, die mit allerlei verhüllten Mitteln allerlei verſteckte Abſichten erreichen will, ſtatt nur ehrlich und offen das Heil der Jugend und der Jugend allein im Auge zu haben.

Pater Matthias / Novelle Von Hermann Heſſe

(Fortſetzung)

Drittes Kapitel

Am Bahnhof eines lebhaften Vorortes, wo beſtändig viele Züge aus- und einliefen, ſtieg Pater Matthias aus, den Koffer in der Hand, und bewegte ſich ruhig, von niemandem beachtet, einem kleinen hölzernen Gebäude zu, auf deſſen weißem Schilde die Inſchrift „Für Männer" ſtand. An dieſem Ort verhielt er ſich wohl eine Stunde, bis gerade wieder mehrere ankommende Züge ein Gewühl von Menſchen ergoſſen, und da er in dieſem Augenblicke wieder hervortrat, trug er wohl noch denſelben Koffer bei ſich, war aber nicht der Pater Matthias mehr, ſondern ein angenehmer, blühender Herr in guter, wennſchon nicht ganz modiſcher Kleidung, der ſein Gepäck am Schalter in Verwahrung gab und alsdann ruhig der Stadt entgegenſchlenderte, wo er bald auf der Plattform eines Trambahnwagens, bald vor einem Schaufenſter zu ſehen war und endlich im Straßengetöſe ſich verlor.

Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Mit diesem vielfach zusammengesetzten, ohne Pause schwingenden Getöne, mit dem Glanz der Geschäfte, dem durchsonnten Staub der Straßen atmete Herr Matthias die berauschende Vielfältigkeit und liebe Farbigkeit der törichten Welt, für welche seine wenig verdorbenen Sinne empfänglich waren, und gab sich jedem frohen Eindruck willig hin. Es schien ihm herrlich, die eleganten Damen in Federhüten spazieren oder in feinen Equipagen fahren zu sehen, und köstlich, als Frühstück in einem schönen Laden von marmornem Tische eine Tasse Schokolade und einen zarten, süßen, französischen Likör zu nehmen. Und daraufhin, innerlich erwärmt und erheitert, hin und wider zu gehen, sich an Plakatsäulen über die für den Abend versprochenen Unterhaltungen zu unterrichten und darüber nachzudenken, wo es nachher sich am besten zu Mittag werde speisen lassen; das tat ihm in allen Fasern wohl. Allen diesen größeren und kleineren Genüssen ging er ohne Eile in dankbarer Kindlichkeit nach, und wer ihn dabei beobachtet hätte, wäre niemals auf den Gedanken gekommen, dieser schlichte sympathische Herr könnte verbotene Wege gehen.

Ein treffliches Mittagessen zog Matthias beim schwarzen Kaffee und einer Zigarre weit in den Nachmittag hinein. Er saß nahe an einer der gewaltigen, bis zum Fußboden reichenden Fensterscheiben des Restaurants und sah durch den duftenden Rauch seiner Zigarre mit Behagen auf die belebte Straße hinaus. Vom Essen und Sitzen war er ein wenig schwer geworden und schaute gleichmütig auf den Strom der Vorübergehenden. Nur einmal reckte er sich plötzlich auf, leicht errötend, und blickte aufmerksam einer schlanken Frauengestalt nach, in welcher er einen Augenblick lang die Frau Tanner zu erkennen glaubte. Er sah jedoch, daß er sich getäuscht habe, fühlte eine leise Ernüchterung und erhob sich, um weiter zu gehen.

Unschlüssig stand er eine Stunde später vor den Reklametafeln eines kinematographischen Theaters und las die großgedruckten Titel der versprochenen Darbietungen. Dabei hielt er eine brennende Zigarre in der Hand und wurde plötzlich im Lesen durch einen jungen Mann unterbrochen, der ihn mit Höflichkeit um Feuer für seine Zigarette bat.

Bereitwillig erfüllte er die kleine Bitte, sah dabei den Fremden an und sagte: „Mir scheint, ich habe Sie schon gesehen. Waren Sie nicht heute früh im Café Royal?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Fremde bejahte, dankte freundlich, griff an den Hut und wollte weiter gehen, besann sich aber plötzlich anders und sagte lächelnd: „Ich glaube, wir sind beide fremd hier. Ich bin auf der Reise und suche hier nichts als ein paar Stunden gute Unterhaltung und vielleicht ein bißchen holde Weiblichkeit für den Abend. Wenn es Ihnen nicht zuwider ist, könnten wir ja zusammen bleiben."

Das gefiel Herrn Matthias durchaus, und die beiden Müßiggänger flanierten nun nebeneinander weiter, wobei der Fremde sich dem Älteren stets höflich zur Linken hielt. Er fragte ohne Zudringlichkeit ein wenig nach Herkunft und Absichten des neuen Bekannten, und da er merkte, daß Matthias hierüber nur undeutlich und beinahe etwas befangen sich äußerte, ließ er die Frage lässig fallen und begann ein munteres Geplauder, das Herrn Matthias sehr wohl gefiel. Der junge Herr Breitinger schien viel gereist zu sein und die Kunst wohl zu verstehen, wie man in fremden Städten sich einen vergnügten Tag macht. Auch am hiesigen Ort war er schon je und je gewesen und erinnerte sich einiger Vergnügungslokale, wo er damals recht nette Gesellschaft gefunden und köstliche Stunden verlebt habe. So ergab es sich bald von selbst, daß er mit des Herrn Matthias dankbarer Einwilligung die Führung übernahm. Nur einen heiklen Punkt erlaubte sich Herr Breitinger im voraus zu berühren. Er bat, es ihm nicht zu verübeln, wenn er darauf bestehe, daß jeder von ihnen beiden überall seine Zeche sofort aus dem eigenen Beutel bezahle. Denn, so fügte er entschuldigend bei, er sei zwar kein Rechner und Knicker, habe jedoch in Geldsachen gern reinliche Ordnung und sei zudem nicht gesonnen, seinem heutigen Vergnügen mehr als ein paar Goldfüchse zu opfern, und wenn etwa sein Begleiter großartigere Gewohnheiten habe, so würde es besser sein, sich in Frieden zu trennen, statt etwaige Enttäuschungen und Ärgerlichkeiten zu wagen.

Auch dieser Freimut war ganz nach Matthias' Geschmack. Er erklärte, auf einen goldenen Zwanziger hin oder her komme es ihm allerdings nicht an, doch sei er gerne einverstanden und im voraus überzeugt, daß sie beide aufs beste miteinander auskommen würden.

Darüber hatte Breitinger, wie er sagte, einen kleinen Durst bekommen, und ohnehin war es jetzt nach seiner Meinung Zeit, die angenehme Bekanntschaft durch Anstoßen mit einem Glase Wein zu feiern. Er führte den Freund

Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

durch unbekannte Gassen nach einer kleinen, abseits gelegenen Gastwirtschaft, wo man sicher sein dürfe, einen raren Tropfen zu bekommen, und sie traten durch eine klirrende Glastüre in die enge niedere Stube, in der sie die einzigen Gäste waren. Ein etwas unfreundlicher Wirt brachte auf Breitingers Verlangen eine Flasche herbei, die er öffnete, und woraus er den Gästen einen hellgelben, kühlen, leicht prickelnden Wein einschenkte, mit welchem sie denn anstießen. Darauf zog sich der Wirt zurück, und bald erschien statt seiner ein großes hübsches Mädchen, das die Herren lächelnd begrüßte und, da eben das erste Glas geleert war, das Einschenken übernahm.

„Prosit!" sagte Breitinger zu Matthias, und indem er sich zu dem Mädchen wandte: „Prost schönes Fräulein!"

Sie lachte und hielt scherzweise dem Herrn ein Salzfaß zum Anstoßen hin.

„Ach, Sie haben ja nichts zum Anstoßen," rief Breitinger und holte selbst von der Kredenz ein Glas für sie. „Kommen Sie, Fräulein, und leisten Sie uns ein bißchen Gesellschaft!"

Damit schenkte er ihr Glas voll und hieß sie, die sich nicht sträubte, zwischen ihm und seinem Bekannten sitzen. Diese zwanglose Leichtigkeit der Anknüpfung machte Herrn Matthias Eindruck. Er stieß nun auch seinerseits mit dem Mädchen an und rückte seinen Stuhl dem ihren nahe. Es war indessen in dem unfrohen Raume schon dunkel geworden, die Kellnerin zündete ein paar Gasflammen an und bemerkte nun, daß kein Wein mehr in der Flasche sei.

„Die zweite Bouteille geht auf meine Kosten!" rief Herr Breitinger. Aber der andere wollte das nicht dulden, und es gab einen kleinen Wortkrieg, bis er sich unter der Bedingung fügte, daß nachher auf seine Rechnung noch ein Flasche Champagner getrunken werde. Fräulein Meta hatte inzwischen die neue Flasche herbeigebracht und ihren Platz wieder eingenommen, und während der Jüngere mit dem Korkziehen beschäftigt war, streichelte sie unterm Tische leise die Hand des Herrn Matthias, der alsbald mit Feuer auf diese Eroberung einging und sie weiter verfolgte, indem er seinen Fuß auf ihren setzte. Nun zog sie den Fuß zwar zurück, liebkoste dafür aber wieder seine Hand, und so blieben sie in stillem Einverständnis triumphierend beieinander sitzen. Matthias ward jetzt gesprächig, er redete vom Wein und erzählte von Zechgelagen, die er früher mitgemacht habe, stieß immer wieder mit den beiden an, und der erhitzende falsche Wein machte seine Augen glänzen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als eine Weile später Fräulein Meta meinte, sie habe in der Nachbarschaft eine sehr nette und lustige Freundin, da hatte keiner von den Kavalieren etwas dagegen, daß sie diese einlade, den Abend mitzufeiern. Eine alte Frau, die inzwischen den Wirt abgelöst hatte, wurde mit dem Auftrag weggeschickt. Als nun Herr Breitinger sich für Minuten zurückzog, nahm Matthias die hübsche Meta an sich und küßte sie heftig auf den Mund. Sie ließ es still und lächelnd geschehen, da er aber stürmisch ward und mehr begehrte, leuchtete sie ihn aus feurigen Augen an und wehrte: „Später, du, später!"

Die klappernde Glastüre mehr als ihre beschwichtigende Gebärde hielt ihn zurück, und es kam mit der Alten nicht nur die erwartete Freundin herein, sondern auch noch eine zweite mit ihrem Bräutigam, einem halbeleganten Jüngling mit steifem Hütchen und glatt in der Mitte gescheiteltem schwarzen Haar, dessen Mund unter einem gezwickelten Schnauzbärtchen hervor hochmütig und gewalttätig ausschaute. Zugleich trat auch Breitinger wieder ein, es entstand eine Begrüßung und man rückte zwei Tische aneinander, um gemeinsam zu Abend zu essen. Matthias sollte bestellen und war für einen Fisch mit nachfolgendem Rindsbraten, dazu kam auf Metas Vorschlag noch eine Platte mit Kaviar, Lachs und Sardinen, sowie auf den Wunsch ihrer Freundin eine Punschtorte. Der Bräutigam aber erklärte mit merkwürdig gereizter Verächtlichkeit, ohne Geflügel tauge ein Abendessen nichts, und wenn auf das Rindfleisch nicht ein Fasanenbraten folge, so esse er schon lieber garnicht mit. Meta wollte ihm zureden, aber Herr Matthias, der inzwischen zu einem Burgunderwein übergegangen war, rief munter dazwischen: „Ach was, man soll doch den Fasan bestellen! Die Herrschaften sind doch hoffentlich alle meine Gäste?"

Das wurde angenommen, die Alte verschwand mit dem Speisezettel, der Wirt tauchte auch wieder auf. Meta hatte sich nun ganz an Matthias angeschlossen, ihre Freundin saß gegenüber neben Herrn Breitinger. Das Essen, das nicht im Hause gekocht, sondern über die Straße herbeigeholt schien, wurde rasch aufgetragen und war gut. Beim Nachtisch machte Fräulein Meta ihren Verehrer mit einem neuen Genusse bekannt: er bekam in einem großen fußlosen Glase ein delikates Getränke dargereicht, das sie ihm eigens zubereitet hatte und das, wie sie erzählte, aus Champagner, Sherry und Kognak gemischt war. Es schmeckte gut, nur etwas schwer und süß, und sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nippte jedesmal selber am Glase, wenn sie ihn zum Trinken einlud. Matthias wollte nun auch Herrn Breitinger ein solches Glas anbieten. Der lehnte jedoch ab, da er das Süße nicht liebe, auch habe dies Getränk den leidigen Nachteil, daß man darauf hin nur noch Champagner genießen könne.

„Hoho, das ist doch kein Nachteil!" rief Matthias überlaut. „Ihr Leute, Champagner her!"

Er brach in ein heftiges Gelächter aus, wobei ihm die Augen voll Wasser liefen, und war von diesem Augenblicke an ein hoffnungslos betrunkener Mann, der beständig ohne Ursache lachte, Wein über den Tisch vergoß und rechenschaftslos auf einem breiten Strome von Rausch und Wohlleben dahintrieb. Nur zuweilen besann er sich für eine Minute, blickte verwundert in die Lustbarkeit und griff nach Metas Hand, die er küßte und streichelte, um sie bald wieder loszulassen und zu vergessen. Einmal erhob er sich, um einen Trinkspruch auszubringen, doch fiel ihm das schwankende Glas aus der Hand und zersprang auf dem überschwemmten Tische, worüber er wieder ein herzliches, doch schon ermüdetes Gelächter begann. Meta zog ihn in seinen Stuhl zurück, und Breitinger bot ihm mit ernsthafter Zurede ein Glas Kirschwasser an, das er leerte und dessen scharfer brennender Geschmack das Letzte war, was ihm von diesem Abend dunkel im Gedächtnis blieb.

Viertes Kapitel

Nach einem todschweren Schlaf erwachte Herr Matthias blinzelnd zu einem schauderhaften Gefühl von Leere, Zerschlagenheit, Schmerz und Ekel. Kopfweh und Schwindel hielten ihn nieder, die Augen brannten trocken und entzündet, an der Hand schmerzte ihm ein breiter verkrusteter Riß, an dessen Herkunft er keine Erinnerung hatte. Nur langsam erholte sich sein Bewußtsein, da richtete er sich plötzlich auf, sah an sich nieder und suchte Stützen für sein Gedächtnis zu gewinnen. Er lag, nur halb entkleidet, in einem fremden Zimmer und Bett, und da er erschreckend aufsprang und zum Fenster trat, blickte er in eine morgendliche unbekannte Straße hinab. Stöhnend goß er ein Waschbecken voll und badete das entstellte heiße Gesicht, und während er mit dem Handtuch darüber fuhr, schlug ihm plötzlich ein böser Argwohn wie ein Blitz ins Gehirn. Hastig stürzte er sich auf seinen Rock,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der am Boden lag, riß ihn an sich, betastete und wendete ihn, griff in alle Taschen und ließ ihn erstarrt aus zitternden Händen sinken. Er war beraubt. Die schwarzlederne Brustmappe war fort.

Er besann sich, er wußte alles plötzlich wieder. Es waren über tausend Kronen in Papier und Gold gewesen.

Still legte er sich wieder auf das Bett und blieb wohl eine halbe Stunde wie ein Erschlagener liegen. Weindunst und Schlaftrunkenheit waren völlig verflogen, auch die Schmerzen spürte er nicht mehr, nur eine große Müdigkeit und Trauer. Langsam erhob er sich wieder, wusch sich mit Sorgfalt, klopfte und schabte seine beschmutzten Kleider nach Möglichkeit zurecht, zog sich an und schaute in den Spiegel, wo ein gedunsenes trauriges Gesicht ihm fremd entgegensah. Dann faßte er alle Kraft mit einem heftigen Entschluß zusammen und überdachte seine Lage. Und dann tat er ruhig und bitter das Wenige, was ihm zu tun übrigblieb.

Vor allem durchsuchte er seine ganze Kleidung, auch Bett und Fußboden genau. Der Rock war leer, im Beinkleid jedoch fand sich ein zerknitterter Schein von fünfzig Kronen und zehn Kronen in Gold. Sonst war kein Geld mehr da.

Nun zog er die Glocke und fragte den erscheinenden Kellner, um welche Zeit er heute Nacht angekommen sei. Der junge Mensch sah ihm lächelnd ins Gesicht und meinte, wenn der Herr selber sich nimmer erinnern könne, so werde einzig der Portier Bescheid wissen.

Und er ließ den Portier kommen, gab ihm das Goldstück und fragte ihn aus. Wann er ins Haus gebracht worden sei? — Gegen zwölf Uhr. — Ob er bewußtlos gewesen? — Nein, nur anscheinend bezecht. — Wer ihn hergebracht habe? — Zwei junge Männer. Sie hätten erzählt, der Herr habe sich bei einem Gastmahl übernommen und begehre hier zu schlafen. Er habe ihn zuerst nicht aufnehmen wollen, sei jedoch durch ein schönes Trinkgeld doch dazu bestimmt worden. — Ob der Portier die beiden Männer wieder erkennen würde? — Ja, das heißt wohl nur den einen, den mit dem steifen Hut.

Matthias entließ den Mann und bestellte seine Rechnung samt einer Tasse Kaffee. Den trank er heiß hinunter, bezahlte und ging weg.

Er kannte den Teil der Stadt, in dem sein Gasthaus lag, nicht, und ob

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er wohl nach längerem Gehen bekannte und halbbekannte Straßen traf, so gelang es ihm doch in mehreren Stunden angestrengter Wanderung nicht, jenes kleine Wirtshaus wieder zu finden, wo das Gestrige passiert war.

Doch hatte er sich ohnehin kaum Hoffnung gemacht, etwas von dem Verlorenen wieder zu gewinnen. Von dem Augenblick an, da er in plötzlich aufzuckendem Verdacht seinen Rock untersucht und die Brusttasche leer gefunden hatte, war er von der Erkenntnis durchdrungen, es sei nicht das Kleinste mehr zu retten. Dieses Gefühl hatte durchaus mit der Empfindung eines ärgerlichen Zufalls oder Unglücks nichts zu tun, sondern war frei von jeder Auflehnung und glich mehr einer zwar bitteren, doch entschiedenen Zustimmung zu dem Geschehenen. Dies Gefühl vom Einklang des Geschehens mit dem eigenen Gemüt, der äußeren und inneren Notwendigkeit, dessen ganz geringe Menschen niemals fähig sind, rettete den armen betrogenen Pater vor der Verzweiflung. Er dachte nicht einen Augenblick daran, sich etwa durch List reinzuwaschen und wieder in Ehre und Achtung zurückzustehlen, noch auch trat ihm der Gedanke nahe, sich ein Leid anzutun. Nein, er fühlte nichts als eine völlig klare und gerechte Notwendigkeit, die ihn zwar traurig machte, gegen welche er jedoch mit keinem Gedanken protestierte. Denn stärker als Bangnis und Sorge, wenn auch noch verborgen und außerhalb des Bewußtseins, war in ihm die Empfindung einer großen Erlösung vorhanden, da jetzt unzweifelhaft seiner bisherigen Unzufriedenheit und dem unklaren, durch Jahre geführten und verheimlichten Doppelleben ein Ende gesetzt war. Er fühlte wie früher zuweilen nach kleineren Verfehlungen die schmerzliche innere Befreitheit eines Mannes, der schon vor dem Beichtstuhl kniet und dem zwar eine Demütigung und Bestrafung bevorsteht, dessen Seele aber die beklemmende Last verheimlichter Taten schon weichen fühlt.

Dennoch aber war er über das, was nun zu tun sei, keineswegs im klaren. Hatte er nun innerlich seinen Austritt aus dem Orden schon genommen und Verzicht auf alle Ehren getan, so schien es ihm doch ärgerlich und recht unnütz, nun alle häßlichen und schmerzenden Szenen einer feierlichen Ausstoßung und Verurteilung auskosten zu sollen. Schließlich hatte er, weltlich gedacht, kein gar so schändliches Verbrechen begangen, und das viele Klostergeld hatte ja nicht er gestohlen, sondern offenbar jener Herr Breitinger.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Klar war ihm zunächst nur, daß noch heute etwas Entscheidendes zu geschehen habe, denn blieb er länger als noch diesen Tag dem Kloster fern, so entstand Verdacht und Untersuchung und ward ihm die Freiheit des Handelns abgeschnitten. Ermüdet und hungrig suchte er ein Speisehaus, aß einen Teller Suppe und schaute alsdann, rasch gesättigt und von verwirrten Erinnerungsbildern gequält, mit müden Augen durchs Fenster auf die Straße hinaus, genau wie er es gestern ungefähr um dieselbe Zeit getan hatte.

Indem er seine Lage hin und her bedachte, fiel es ihm grausam auf die Seele, daß er auf Erden keinen einzigen Menschen habe, dem er mit Vertrauen und Hoffnung seine Not klagen könnte, der ihm hülfe und riete, der ihn zurechtweise, rette oder doch tröste. Ein Auftritt, den er erst vor einer Woche erlebt und schon völlig wieder vergessen hatte, stieg unversehens rührend und wunderlich in seinem Gedächtnis auf: der junge halbgescheite Laienbruder in seiner verflickten Kutte, wie er am heimischen Bahnhofe stand und ihm nachschaute, angstvoll und beschwörend.

Heftig wendete er sich von diesem Bilde ab und zwang seinen Blick, dem Straßenleben draußen zu folgen. Da trat ihm, auf seltsamen Umwegen der Erinnerung, mit einem Male ein Name und eine Gestalt vor die Seele, woran sie sich sofort mit instinktivem Zutrauen klammerte.

Diese Gestalt war die der Frau Franziska Tanner, jener reichen jungen Witwe, deren Geist und Takt er erst kürzlich bewundert, und deren anmutig strenges Bild ihn heimlich begleitet hatte. Er schloß die Augen und sah sie, im grauseidenen Kleide, mit dem klugen und beinahe spöttischen Mund im hübschen blassen Gesicht, und je genauer er zuschaute und je deutlicher nun auch der kräftig entschlossene Ton ihrer hellen Stimme und der feste, ruhig beobachtende Blick ihrer grauen Augen ihm wieder vorschwebte, desto leichter, ja selbstverständlicher schien es ihm, das Vertrauen dieser ungewöhnlichen Frau in seiner ungewöhnlichen Lage anzurufen.

Dankbar und froh, das nächste Stück seines Weges endlich klar vor sich zu sehen, machte er sich sofort daran, seinen Entschluß auszuführen. Von dieser Minute an bis zu jener, da er wirklich vor Frau Tanner stand, tat er jeden Schritt sicher und rasch, nur ein einzigesmal geriet er ins Zaudern. Das war, als er jenen Bahnhof des Vorortes wieder erreichte, wo er gestern seinen Sündenwandel begonnen hatte und wo seither sein Köfferchen in Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wahrung stand. Er war des Sinnes gewesen, wieder als Pater in der Kutte vor die hochgeschätzte Frau zu treten, schon um sie nicht allzu sehr zu erschrecken, und hatte deshalb den Weg hieher genommen. Nun jedoch, da er nur eines Schrittes bedurfte, um am Schalter sein Eigentum wieder zu fordern, kam diese Absicht ihm plötzlich töricht und unredlich vor, ja er empfand, wie nie zuvor, vor der Rückkehr in die klösterliche Tracht einen wahren Schreck und Abscheu, so daß er seinen Plan im Augenblick änderte und vor sich selber schwor, die Kutte niemals wieder anzulegen, es komme, wie es wolle.

Darum ließ er sein Gepäck liegen, wo es lag, und reiste denselben Weg, den er gestern in der Frühe noch als Pater gefahren, im schlichten Bürgerrocke zurück. Dabei schlug ihm das Herz immerhin, je näher er dem Ziele kam, desto peinlicher, denn er fuhr nun schon wieder durch die Gegend, welcher er vor Tagen noch gepredigt hatte, und mußte in jedem neu einsteigenden Fahrgaste den beargwöhnen, der ihn erkennen und als erster seine Schande sehen würde. Doch war der Zufall und der einbrechende Abend ihm günstig, so daß er die letzte Station unerkannt und unbelästigt erreichte.

Bei sinkender Nacht wanderte er auf müden Beinen den Weg zum Dorfe hin, den er zuletzt bei Sonnenschein im Einspänner gefahren war, und zog, da er noch überall Licht hinter den Läden bemerkte, noch am selben Abend die Glocke am Tor des Tannerschen Landhauses.

Die gleiche Magd wie neulich tat ihm auf und fragte nach seinem Begehren, ohne ihn zu erkennen. Matthias bat, die Hausfrau noch heute Abend sprechen zu dürfen, und gab dem Mädchen ein verschlossenes Billet mit, das er vorsorglich noch in der Stadt geschrieben hatte. Sie ließ ihn, der späten Stunde wegen ängstlich, im Freien warten, schloß das Tor wieder ab und blieb eine bange Weile aus. Dann aber schloß sie rasch wieder auf, hieß ihn mit verlegener Entschuldigung ihrer vorigen Ängstlichkeit eintreten und führte ihn in das Wohnzimmer der Frau, die ihn dort allein erwartete.

„Guten Abend, Frau Tanner," sagte er mit etwas befangener Stimme „darf ich Sie nochmals für eine kleine Weile stören?"

Sie grüßte gemessen und sah ihn an.

„Da Sie, wie Ihr Billet mir sagt, in einer sehr wichtigen Sache kommen, stehe ich gerne zur Verfügung. — Aber wie sehen Sie denn aus?"

„Ich werde Ihnen alles erklären, bitte, erschrecken Sie nicht! Ich wäre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht zu Ihnen gekommen, wenn ich nicht das Zutrauen hätte, Sie werden mich in einer sehr schlimmen Lage nicht ohne Rat und Teilnahme lassen. Ach, verehrte Frau, was ist aus mir geworden!"

Seine Stimme brach, und es schien, als würgten ihn Tränen. Doch hielt er sich tapfer, entschuldigte sich mit großer Erschöpfung und begann alsdann, in einem bequemen Sessel ruhend, seine Erzählung. Er fing damit an, daß er schon seit mehreren Jahren des Klosterlebens müde sei und sich mehrere Verfehlungen vorzuwerfen habe. Dann gab er eine kurze Darstellung seines früheren Lebens und seiner Klosterzeit, seiner Predigtreisen und auch seiner letzten Mission. Und darauf berichtete er ohne viel Einzelheiten, aber ehrlich und verständlich sein Abenteuer in der Stadt.

(Schluß folgt)

Rundschau

Das bayerische Junkertum im Dienste des Zentrums

Die schwärzeste Gegend Bayerns darf man nicht im Gebiete der Stammbayern und Schwaben suchen; sie liegt um Gunzenhausen, Wassertrüdingen, Dinkelsbühl. Katholische Offiziere erzählen Manövererlebnisse unter diesen lutherischen Bauern Mittelfrankens, die ihnen unter katholischen noch nie vorgekommen seien. Keiner dieser Bauern um Gunzenhausen traue sich bei triftigster Veranlassung Sonntags seine Ernte einzubringen, aus Furcht, am nächsten Sonntag von der Kanzel herab für diese Freveltat vom Pfarrer persönlich ausgescholten und dadurch in seinem Dorfe gesellschaftlich unmöglich zu werden. Aus Furcht vor ähnlichem Tadel besuchen diese lutherischen Bauern wie gehorsame Schulbuben pünktlich die mehrmals in der Woche stattfindenden Werktags-Gottesdienste.

Die lutherischen Bauern um Gunzenhausen also entsandten den Führer der bayerischen Konservativen und Landwirtebündler, Herrn Friedrich Beckh, Leutnant a. D., Gutsbesitzer in Rathsberg bei Erlangen, mit Zentrumshilfe in den bayerischen Landtag. Beckh wurde als getreuer Schildknappe des Zentrums von dem Streit zwischen Zentrum und Verkehrsminister wohl am schmerzlichsten berührt und gab dem ziemlich würdelosen Werben seines Synodalgenossen Casselmann um Bundesgenossenschaft gegen das Zentrum einen stillschweigenden Korb. Beckh zieht vor, von einer zukünftigen Zentrumsmehrheit als bravstes Mitglied der Minderheit gebliebenen Minderheit verhätschelt zu werden und strebt nicht danach, in einem Landtag mit antiultramontaner Mehrheit zwischen der Linken und dem Zentrum die entscheidende Rolle zu spielen. Dieser freiwillige Verzicht auf politische Bedeutung, diese rückhaltlose Treue im Dienste als des Zentrums Kostgänger und Vasall entbehrt nicht einer gewissen Größe.

Es ist nicht etwa die Abscheu vor jeder mittelbaren Verbindung mit der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sozialdemokratie, die Beckh und die Landwirtebündler vom Kampf gegen das Zentrum abstehen heißt. Beckh hat ja durch seine aussichtslose Zählbewerbung bei den Landtagswahlen 1907 in Erlangen dem damals rechtsnationalliberalen, heute sogar ehrlichermaßen freikonservativen Professor Geiger so viel Stimmen entzogen, daß dieser richtig gegen den Sozialdemokraten von Haller knapp unterlag. Dies wird den Bauern von Gunzenhausen vorzuhalten sein, wenn Beckh seine Weigerung, sich an dem Bündnis der Antiultramontanen zu beteiligen, mit seiner angeblich unerschütterlichen Kampfstellung gegen die Sozialdemokratie begründen will.

Die Gründe stecken wo anders. In Preußen, noch mehr aber im Reichstag brauchen die Konservativen des Zentrums Hilfe. Um diese zu erlangen, wird Bayern der Zentrumsherrschaft ausgeliefert, den bayerischen Konservativen und Landwirtebündlern befohlen, den vereinten Kampf zum Sturze der Zentrumsmehrheit im Landtag nicht mitzumachen, vielmehr wieder eine solche hineingelangen zu lassen, ein Befehl, dem vielleicht nicht alle bayerischen Landwirtebündler mit solcher Freude und innerer Zustimmung gehorchen wie Beckh selbst.

Es ist aber im Grunde nur gut, daß die bayerischen Liberalen auf Bundesgenossen wie Beckh ein für allemal verzichten lernen. Die zentrumsfreundliche Neutralität der Leute um Beckh verringert kaum irgendwo die Aussichten des antiultramontanen Großblockes; sie eröffnet vielmehr die Möglichkeit und Aussicht, daß eben Beckh und die ihm Nächststehenden durch ein Bündnis von Liberalen und Sozialdemokraten verhindert werden, als Landtagsabgeordnete weiter Zentrumsdienste zu leisten, daß das bayerländische Frankentum überhaupt sich wieder bewußt werde der fortschrittlichen, antiultramontanen Aufgabe in dem Staate, dem es angegliedert ist.

Das Schicksal, das die Neuwahlen über Bayern bringen, hängt nicht von Herrn Friedrich Beckh ab, sondern davon, ob die antiultramontanen Kräfte, welche die algäuer Liberalen bewahrt, die schwäbischen Bauernbündler allem Anschein nach wieder entwickelt haben, in Altbayern wieder aufzuwecken und zu vereinigen sind. Altbayern und Schwaben sind der Kampfplatz.

Gaiserich

Miserere

Das erste Ohmdrama ist beendet. Acht Monate und eine hübsche Geldpön. Keine allzuschwere Buße für das angerichtete Riesenweh. Und doch dürfen wir zufrieden sein. Der Prozeß gegen die Niederdeutsche Bank hat viel Schmutz gefördert, aber auch zur Filtrung angeregt. Er war eine einzige starke Mahnung. Ändert das Aktiengesetz! Überall Lücken. Verwendung der Spargelder und Depoteffekten ad libitum, Mangel an Aufsicht.

Die Schäden der Aufsichtsratsakkumulation. Der berliner Handelsgesellschaft präsidiert Herr Carl Fürstenberg. Seinem Scharfblick entgeht natürlich nichts. Er hat das universelle Feldherrnauge über 40—50 Gesellschaften. So behauptet er selbst. Aber wie schon häufiger, so hat der zentrale Scheinwerfer auch diesmal wieder versagt. Die Niederdeutsche hat ihre Aufsichtsdame in einer Weise hinters Licht geführt, sie blind gemacht... Wenn so was einer Regierung passiert, schreiben sich sämtliche Oppositionsfedern krumm und lahm. Da passiert vor Fürstenbergs Augen: Gründungsschwindeleien, Depositenbank, umgehender Beleihungsrutsch nach Berlin. Er merkt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nichts, er merkt nichts. So hoch ist der Fürstenberg also doch nicht geschichtet, daß er alles überragt. Sein Haupt ist gesunken, seit die Hohenlohe drin verglüht, und Nebel umgibt es. Volkswirte und Juristen: Hier gibt es was de lege ferenda! Aufsicht muß garantiert werden. Blast das Inseratenängstchen zum Teufel und erwirkt, was bitter nottut.

* * *

Der Staat als Retter der Kaliindustrie! Wer lacht da? Vom Monopolgedanken, dem einzig gesunden, hat er ein Zipfelchen erhascht. Aber das Zipfelchen reicht nicht. Das Kleid ward zu kurz. In tausend Lägern wimmert und droht es: „Wir haben zu wenig auf Kosten der Fetten!" Die Verteilungsstelle weiß nicht, was tun. Hat eine Quotentabelle herausgebracht nach bestem Wissen und Gewissen. Und die Prüfungskommission muß sich nun abschinden. Das war vorauszusehen. Wie soll der Staat helfen, wenn ihm das einzige Mittel fehlt: Ein genügend großer Absatz? Wo soll er die Quoten hernehmen, wenn ihm kein Quantum geboten wird? Wie Pilze sind sie aufgeschossen, die neuen Kaliwerke, auch nach dem Gesetz, und erst recht nach dem Gesetz. Jetzt Gerechtigkeit üben, wie sie die jungen Werke meinen. Eine verflucht schwierige Aufgabe.

Man wird noch Einiges schieben. Aber der Karren bleibt doch im Dreck. Private Unvernunft hat ihn hineingefahren, fiskalische Unvernunft hat ihn laufen lassen, verspätete fiskalische Vernunft kann nicht mehr helfen. Dazu kommt die Möglichkeit der Monopolerschütterung. Wenn nun wirklich fremde Läger entdeckt werden? Was dann? Debacle, Debacle! Auch beim Stahlverband die Quotenmisere. 4½ Millionen Tonnen angemeldet! Etwas sehr happig. Aber die Konjunkturphantasten sehen keine Wolken.

* * *

In der Neuen Photographischen Gesellschaft hat's gekracht. Der Gaul hat kein Futter mehr. An sich kein welterschütterndes Ereignis. Aber doch von allgemeinerem Interesse. Die Verwaltung hatte den Expansionskoller. Appendix auf Appendix. Aber das Zentralorgan war krank, und auch angesetzte Glieder konnten es nicht gesund machen. Trust werden, wenn auch nur Film- oder Postkartentrust. Herr Schwarz sitzt oben. Sein Name ward zum Symbol. Die Geschichte wurde immer düsterer, je heller sein Autokratenzorn flammte. Er konnte alles. In der Generalversammlung opponieren? Schnell und kräftig wurde den Kühnen das Maul gestopft. Fürstenberg en miniature. Nicht untüchtig, aber zu absolut. Jetzt hat er die Konsequenz. Das Aktienkapital verloren, und die Gläubiger werden auch wohl heftig bluten müssen. Eine schöne Villa hat er in Steglitz, Herr Schwarz. Mit einer Rutschbahn. Die Plastik der N.-P.-G.-Geschichte. Ein bißchen weniger Eigenwillen, Ihr Herren Generaldirektoren, aber etwas mehr geeigneten Willen!

* * *

Die Teuerung besteht wirklich nicht in der Phantasie von Übelwollenden. Sie ist da, und zwar sehr erheblich da. Einige Ziffern. Im Oktober 1911 kostete Roggen in Berlin per 1000 Kilogramm (Großhandelpreis) 182,65 Mark gegen 149,86 Mark im Oktober 1910, in München zahlte man zu denselben Zeiten für das nämliche Quantum 211 Mark (bester) gegen 165 Mark, 209,50 Mark (gut mittel) gegen 163 Mark. Eine kleine Maß- und Qualitätsdifferenz muß berücksichtigt werden, um den Unterschied zwischen München und Berlin zu erklären.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weiter: Weizen kostete Oktober 1911 in Berlin 204,76 Mark gegen 201,14 Mark im Oktober 1910, in München 231 Mark (bester) gegen 224 Mark, 229,50 Mark (gut mittel) gegen 222 Mark. Für 1000 Kilogramm Kartoffeln wurden in Berlin Oktober 1911 68,33 Mark gegen 43,33 Mark verlangt, in Breslau 70 Mark gegen 36 Mark, also ungefähr das Doppelte. Heringe per 150 Kilogramm 42 Mark gegen 39 Mark in Danzig, Kaffee per Doppelzentner 165,50 Mark gegen 113,50 Mark in Bremen und so weiter. Ein nettes Plus, ein nettes Minus!

Dr. Alfons Goldschmidt

Bauernelend

Als man im Mai dieses Jahres im Deutschen Reichstag mit den 600 Paragraphen der Reichsversicherungsordnung sich katzbalgte und im Tempo der steeple chase Punkt für Punkt verabschiedete, da sagten die schwarz-blauen Kappen ihr altes Verslein von ländlichem Glück und Zufriedenheit, von Bauernkraft und Bauerngesundheit auf. Und der Führer einer, der Herr von Gamp, verstieg sich sogar, als man den Hungerlohn der ländlichen Arbeiterinnen als Richtschnur für die Wöchnerinnenunterstützung nahm, zu dem lapidaren Satz: „Der Ernährungszustand von ihnen ist ein so großartiger, daß eine Unterstützung nicht notwendig ist.“ Gerade zur rechten Zeit kommt eine Glossierung dieser frivolen Anschauungen unseres Junkertums in einer auf eingehendsten Studien basierenden Untersuchung der hygienischen Mißstände auf dem Lande durch den berliner Tuberkuloseforscher Paul Jacob. Die Legende von den roten Backen der Bauerndirnen und der stämmigen Kraft der Burschen vom Stamme Enak hat die neuzeitliche Erkenntnis längst zerstört, auch an ihrem Gebein fressen die Segnungen der Kultur, und was den Alkohol, die harte Arbeit und die vielen Wochenbetten nicht zerstören, das bringt die Tuberkulose mit ihrem bäuerlichen Wohnungselend spielend fertig. Im Kreise Hümmling in der Provinz Hannover, einem rein ländlichen, aus kleinen Dörfern und zerstreut liegenden Gehöften bestehenden Distrikte, fand Jacob ein soziales Elend, das sich nur mit den traurigsten Zuständen moderner Großstadtquartiere vergleichen läßt. Starres Festhalten an alten Gewohnheiten, drückendste Armut, stumpfe Gleichgültigkeit gegen Krankheit und Siechtum, das Fehlen aller Reinlichkeitsbedürfnisse und die schwere Landarbeit mit ihren Gesundheitsschädigungen wirken zusammen, um Zustände zu erzeugen, die dem Empfinden jedes Kulturmenschen Hohn sprechen. Nicht unterkellerte Flachwerkhütten mit dünnen Außenwänden, Strohdächern und einem Fußboden aus Lehm oder im günstigeren Falle aus Steinplatten bilden die Wohnungen der Bauern dieser Gegend. Den größten Raum im Hause, der im Sommer zum ständigen Aufenthalt dient, nimmt eine zugige Diele, das heißt der Viehstall ein, in dem zugleich allerlei Vorräte aufbewahrt werden. Die kleinen Fenster sind oft fest eingemauert und lassen sich überhaupt nicht öffnen; wo sie zum öffnen eingerichtet sind, hält man sie geschlossen, um den das Vieh umschwärmenden Fliegen, dem Regen und dem lästigen Moorrauch den Eintritt in die Wohnungen unmöglich zu machen. Durch den Mangel an Lüftung werden die Wände feucht, so daß die Lebensmittel verschimmeln und die aufgehängten Kleider dauernd naß sind. Am unglaublichsten ist es aber um die Schlafstätten bestellt.

Es fanden sich Häuser, in denen für eine sechs- bis achtköpfige Familie, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich oft noch mehrere Knechte oder Mägde hinzugesellten, nur zwei winzig kleine, niedrige Kammern mit je einem Bett zur Verfügung standen. In vielen Hütten aber fehlen sogar diese kümmerlichen Schlafstätten, an ihre Stelle treten dann sogenannte Butzen, wandschrankähnliche, in die Mauern eingelassene Behältnisse, die durch dichte Vorhänge oder Schiebetüren von dem übrigen Raum völlig abgeschlossen sind und bei einem Luftinhalt von sechs (!!) Kubikmetern zwei bis drei oder gar noch mehr Personen zum nächtlichen Aufenthalt dient. Solche Butzen fanden sich in nahezu 36 Prozent aller Wohnhäuser. Eine gründliche Reinigung der Räume wird im allgemeinen höchstens zwei- bis dreimal im Jahre vorgenommen, die übrige Zeit hindurch begnügt man sich mit trockenem Zusammenkehren des angesammelten Schmutzes, wobei natürlich Krankheitserreger in Massen in die Luft gewirbelt werden. Die Folge dieser grauenhaften Zustände ist natürlich eine erschreckende Ziffer von Tuberkulosedurchseuchung; es fanden sich in diesem Kreise 148 Schwindsüchtige im vorgeschrittenen Stadium, von denen nur zwei für sich allein in einwandfreien Kammern schliefen. Nicht weniger als 119 hatten nicht einmal ein eigenes Bett zur Verfügung und 46 nächtigten mit anderen in den oben skizzierten Butzen, den Brutstätten der Infektion. Wie die Wohnung so die Ernährung, so der Mangel an Reinlichkeit und Hautpflege, die Verwahrlosung der Kinderpflege. Und die Folge hiervon auch eine Durchseuchung bereits der Schuljugend: von den Kindern im ersten Schuljahr erwies sich mehr als ein Drittel infiziert, und diese Zahl stieg bei den Knaben der Oberklasse auf fast das Doppelte. Meist handelte es sich um Drüsentuberkulose, aber auch offene Lungenschwindsucht gehörte bei älteren Kindern nicht zu den Seltenheiten. Und wo auch nur ein einziger Hausgenosse an offener Tuberkulose litt, da war das Überspringen der Infektion auf nahezu sämtliche in dem betreffenden Hause lebenden Kinder evident nachzuweisen. Genug der Zahlen und des Elends! Das sind die sozialen Verhältnisse der ländlichen Bevölkerung — ginge man in andere Distrikte, fände man Gleiches, vielleicht noch Schlimmeres vor —, der Junkertum und Agrarierhäuptlinge von Zentrums Gnaden bei der letzten großen Gesetzesfabrikation die kümmerlichen Vorteile, selbst der Regierungsvorlage, noch zu schmälern die Stirn hatten. Man beschnitt ihr Krankengeld, setzte das Hausgeld für die Angehörigen auf einen Hungerpflichtteil herab, machte die völlig unzureichende Unterstützung von Schwangerschaft und Wochenbett von dem Ermessen der Ortsverwaltung abhängig, wagte die grauenhaften Ziffern der Säuglingssterblichkeit auf dem Lande abzustreiten und entrechtete am Schluß durch eine geradezu polizeiliche Organisation der Landkrankenkassen die Landarbeiter, indem man ihnen jeden numerischen Einfluß auf die Verwaltung nahm. Das war die Sozialpolitik der schwarzblauen Kommanditärgesellschaft vom Jahre 1911; ein mächtigeres Agitationsmaterial, als die Jacob'schen Untersuchungen es bringen, dürfte man wohl angesichts der Formation der Linien für den Wahlkampf 1912 kaum finden!

Julian Marcuse

Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Glossen

Der Einfluß

„Berlin, 17. November. Die „Vossische Zeitung" meldet aus Wien: „Der italienische Botschafter am wiener Hofe ersuchte im Auftrage der italienischen Regierung den Vertreter der wiener israelitischen Kultusgemeinde, Doktor Alfred Stern, die Gemeinde möge ihren Einfluß auf die wiener Presse geltend machen, um im Interesse der Abwehr des Antisemitismus von Italien die freisinnigen Zeitungen von kritischen Bemerkungen über die italienische Kriegsführung abzuhalten."

Ich will nicht auf den Humor dieser Perspektive eingehen. Gerade das höchst Plausible dieser abenteuerlichen Maßregel, welche die Federn der wiener Presse von der israelitischen Kultusgemeinde aus dirigieren will, sichert ihr eine beträchtliche Humorwirkung. Zweitens: die italienischen Diplomaten sind auf dieses Mittel verfallen. Drittens: die italienische Regierung scheut sich nicht, durch dieses Hintertürchen zu schlüpfen, um nur die „Kritik" abzustellen. Daß die italienische Scheu vor Kritik solche Formen annimmt, muß als ein trostloses Symptom eines nationalen Zustandes gemerkt werden. Die italienische Regierung versucht also, eine bei aller Komik sehr interessante Pression auf das weltbekannte jüdische Rassengefühl auszuüben. Das Interessanteste an dem Verfahren ist, daß das italienische Volk seinerseits wohl nicht so genau informiert sein dürfte über den Zusammenhang zwischen Judentum und freisinniger Presse in Österreich. Man müßte wohl erst eine Devise ausgeben. Und das italienische Volk würde voraussichtlich dieser Devise gehorchen. So daß man sich mit einiger Phantasie folgende hübsche Wechselwirkung ausdenken könnte: Kritik in wiener Zeitungen und Pogrome in Italien.

Die Äußerungen der italienischen Volksseele im Kriegszustande werben nicht gerade um Sympathien. Italien wird nicht so leicht all die üblen Eindrücke wieder wettzumachen vermögen. Hat schon die Art, wie Italien gegen Tripolis kämpft, bös verblüfft, die Art, wie es gegen die siebente Großmacht, die papierene Armee, zu Felde zieht, wirkt womöglich noch häßlicher.

Allerdings, die bloße Möglichkeit des Gelingens solch einer Intervention kann sehr unfreundliche Gedanken sowohl über die Presse, als auch über das Judentum eingeben. Diese Art des Einflusses, der vom Judentum aus auf die Presse und von der Presse aus auf die übrige Welt wirkt, kann der europäischen Kultur nicht passen.

Das ist ein wichtiges Thema: Judentum und Presse. Wir sind heute durchaus noch nicht in der Lage, hier alles Pro und Kontra (im Sinne der Kultur) gerecht abzuschätzen. Aber es wäre bereits an der Zeit, daß das Judentum sich gegen eine Identifizierung mit dem Journalismus energisch zur Wehr setzte. Das Ansehen des modernen Judentums leidet heute sehr darunter, daß eine äußerliche Beurteilung sich an besonders ausgeprägte und grell auffallende Verkörperungen hält, ohne andere, tiefer liegende Schichten zu kennen. Kapitalismus und Journalismus sind am leichtesten ins Auge zu fassen, ihre Wirkungen kommen allgemein zum Bewußtsein, und so beginnt man, das Judentum nach diesen erfolgreichen Typen, die sich so

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rasch und so gründlich durchgesetzt haben, zu werten. Aber die jüdische Rassenseele hat noch ganz andere Möglichkeiten, hat tiefer und vornehmer veranlagte Schichten, die allerdings weniger auffallen und vielleicht längere Zeit brauchen werden, um sich von der Unbill der Jahrhunderte zu erholen, als die robusteren, gierigeren Vordergrundstypen.

B. V.

Sozialdemokraten

Die Sozialdemokratie ist die Freude aller politischen Statistiker.

Keine Partei ist in solchem Maße berechenbar — wenigstens was die Stimmenzahl angeht (denn die Mandatziffern kennt nur Allah): der Betrachter hat das beruhigende Gefühl einer vollendeten Übersichtlichkeit. Nichts Unwägbares stört den Kalkül; Klasse und Wirtschaftsgruppe sind Größen, die weniger schwanken, gleichmäßiger anwachsen als etwa die Ziffern der Handelsbilanz. Diese Gebundenheit ist die Größe und Grenze der Partei. Mit den drei Elementen: Volksvermehrung, Städtewachstum und Industrialisierung hat man die Berechnungsformel ihrer Wählerzahlen.

Genauer: Von dem Zufluß aus diesen drei Quellen erhält die Sozialdemokratie 70 Prozent.

Die Beispiele. Seit der Reichsgründung bis zur Wahl von 1907 nahm die deutsche Bevölkerung um 20,6 Millionen zu. Die damaligen 3¼ Millionen Sozialdemokraten, an der Gesamtzahl der Stimmberechtigten gemessen, entsprachen einer Volksschicht von annähernd 15 Millionen. Vom Gesamtzuwachs 73 Prozent. 8,4 Millionen waren nach dem Kriege wahlberechtigt; 1907 fast 5 Millionen mehr. Von diesen 5 Millionen wählten sozialdemokratisch 66 vom Hundert. — Die Gegenprobe. Von 1878 bis 1907 stieg die Zahl der Stimmberechtigten um 4,2 Millionen; die der Sozialdemokraten von 437 000 auf 3 259 000, also um 2,82 Millionen: macht 67 Prozent des Zuwachses.

Rechnet man von der Gesamtheit Wahlberechtigter (seit 1878) die sozialistischen Stimmen ab, so ergibt sich die folgende nicht uninteressante Reihe: (in Tausenden) 8691, 8777, 8833, 9007, 8719, 8841, 9334, 9220, 10094. Es ist somit die Zahl der Nichtsozialisten bis 1903 nur unwesentlich gestiegen: fast der ganze dem Bevölkerungswachstum entsprechende Zuschlag kam den Sozialdemokraten zugute. Erst die Wahl von 1907 verringerte den Anteil der Sozialisten auf 67 vom Hundert (Vorher: 90, 73 und 76 Prozent).

Weiter: Die industrietreibende Bevölkerung im Jahre 1882 war 16¾ Millionen Köpfe stark. 1895 waren es 20¼, 1907: 26,4 Millionen. Das sind in 25 Jahren 9,6 Millionen mehr bei einem Zuwachs von 16¼ Millionen der Gesamtbevölkerung: also 65 vom Hundert. Gleichzeitig (1881 bis 1907) stieg die sozialistische Stimmenzahl um 2,95 Millionen oder 69 vom Hundert des Zuwachses an Wahlberechtigten. Die beiden Entwicklungen gehen somit genau parallel.

Die Einwohnerschaft der Städte endlich wuchs seit der Reichsgründung bis 1907 um 20 bis 21 Millionen; unter dieser Zahl sind 4½ Millionen Wähler, davon 3¼ Millionen oder 72 vom Hundert Sozialdemokraten.

All das ergibt eine unleugbare Gesetzmäßigkeit. Man wird bei einer Wahlprognose nicht erheblich fehlgehen, wenn man etwa 70 vom Hundert der neuhinzukommenden Stimmberechtigten den Sozialdemokraten zuzählt. Infolge der veränderten Altersgliederung innerhalb der Nation wächst die Zahl der Stimm-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fähigen prozentual etwas schneller als die Gesamtbevölkerung; Gegenwärtig um schätzungsweise 240000 jährlich. 160000 bis 170000 davon vermehren die sozialistische Mannschaft. Sie wird in die kommende Wahl voraussichtlich mit 4 bis 4¼ Millionen gehen.

Hermann Friedemann

Neues von der Blinddarmentzündung

Daß man ihn, den Blinddarm, „jetzt wieder trägt", entspricht nicht ganz den Tatsachen; schon eher, daß er fast nur für die Chirurgen „von vitalem Interesse ist". Jedenfalls ist der furor operativus auf diesem Gebiet immer noch bei bestem Wohlbefinden.

Gegen ihn wendet sich eine kleine, im Gmelinschen Verlag (München) erschienene ganz ausgezeichnete Broschüre von Doktor Moosbrugger, Oberamtsarzt in Leutkirch, „über operationslose Behandlung der akuten und chronischen Blinddarmentzündung". Der Verfasser hat selber jahrelang nach den Regeln der Schule operiert, ist aber mehr und mehr davon abgekommen, im chirurgischen Eingriff das Heil zu sehen, und tritt nun, nachdem er „alle die Bedenken, Skrupel und Zweifel", die bei jedem ehrlichen Menschen, der sich zu der herrschenden Mode in Gegensatz bringt, auftauchen müssen, „nicht einmal, wohl aber tausendemal in seinem Hirne gewälzt" hatte, mit seinen gut fundierten Erfahrungen und Vorschlägen hervor.

So wichtig uns die Einführung des kolloidalen Silbers, des Kollargols, in die Therapie namentlich der akuten Blinddarmentzündung erscheint: sie ist doch in erster Linie eine ärztliche Angelegenheit und kann deshalb an dieser Stelle nicht näher gewürdigt werden.

Aber nicht minder bedeutsam sind die Auslassungen Moosbruggers über die letzten Ursachen dieser oft so bösartigen und langwierigen Erkrankung. Er sieht sie in Stoffwechselstörungen des Darmkanals, durch die „eine Herabsetzung der Widerstandskraft gegen bakterielle Einflüsse erzeugt wird". Nicht bloß der Blinddarm oder gar der Wurmfortsatz ist in solchen Fällen erkrankt, nein, zumeist ein ausgedehnterer Bezirk des Verdauungskanals. Und diese Stoffwechselstörungen sind die Folge einer unzweckmäßigen, namentlich einer zu eiweißreichen Ernährung.

Wie sich der Autor das im einzelnen denkt, und was für diätetische Ratschläge er gibt, das möge in dem kleinen Heft nachgelesen werden. Auf alle Fälle haben wir hier eine neue und wichtige Stütze für den schlichten Satz, daß jeder seiner Gesundheit Schmied ist, und daß es hierbei in erster Linie auf die guten altmodischen Mittel Einfachheit und Mäßigkeit ankommt, denen allerdings weite Kreise die Ohren verschließen, weil man sie nicht in der Apotheke kaufen kann, sondern sich persönlich ein bißchen bemühen muß.

Dr. med. Blaich

Nebenbei bemerkt

Bewegt werden heißt tätig sein. Der Blutumlauf setzt das menschliche Zentralorgan in Bewegung. Alles Denken ist eine unwillkürliche Existenzbejahung.

Das Ende der Pendelbewegung des Hirns nennen wir Tod, was dazwischen liegt, heißen wir Leben. Geist ist das erkennbare Ergebnis der Unterscheidungskraft des Hirns.

Die geistigste und körperlichste Existenzbejahung ist geliebt zu werden, und das Mittel hiezu ist lieben. Das Ziel ist egoistisch, der Weg altruistisch. Beides enthält ein Werturteil, also eine quali-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fizierte gegenseitige Existenzbejahung. Die beiden Hebel Egoismus und Altruismus sind automatisch verbunden, und ihre Entstehung liegt zeitlich so nahe wie die Erschaffung von Adam und Eva.

Sich geltend zu machen, ist ein natürliches Differenzierungsbedürfnis des Individuums und die innerste Triebfeder alles Handelns.

Das Übrige sind Folgen und Folgerungen.

Dr. H. H.

Schwindbriefe

Wem Schubert lieber ist als Richard Strauß, und Mörike lieber als Stefan George, der versäume es ja nicht, sich in diesen Spätherbsttagen die Briefe Moritz von Schwinds beizulegen, die Walther Eggert Windegg ausgewählt und unter dem Titel „Künstlers Erdewallen" (warum nicht „Erdenwallen"?) bei C. H. Beck in München herausgegeben hat.

Sie reichen von 1835 bis 1870 und zeugen von einer so lebendigen, reichen, noblen, unerschrockenen und standhaften Seele, illuminieren die Menschen und Zeitläufte so klar und farbig, daß es einem sehnsüchtig und warm ums Herz wird, und daß man schließlich das Bändchen in die Ehrenreihe der Hausbücher stellt, wo es kein Verstauben gibt.

Ein paar Briefstellen:

„Jeder soll tun wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Das ist aber heutzutage sehr schwer, denn bis man weiß, daß man einen Schnabel hat, ist er von vielem Anstoßen schon ganz verbogen."

„Zwanzig Jahre läßt man uns brach liegen und dann sollen wir Wunder tun, ein Publikum entzücken, das den Kopf voll Forderungen hat, die die Natur andern Nationen gestellt hat. O Deutschland, daß du immer für das begeistert bist, was dich nichts angeht!"

„Früher wußte ich mit den Leuten nichts anzufangen als sie zu lieben oder zu hassen, jetzt weiß ich auch sie laufen zu lassen und sie zu gebrauchen. Es ist alles miteinander Lumpenpack, mit ganz geringen Ausnahmen."

„Ich laufe doch in der Welt herum wie in dem fatalen Traum, wo man die Hosen vergessen hat."

„Die Konzerte brachten wieder einen Marsch von Schubert, instrumentiert par Liszt .... Mache doch Dessauer begreiflich, daß der ganze Herr Liszt ein musikalisches Rindvieh ist, sonst müßte er doch einsehen, daß er an Schubert zu verbessern durchaus nicht berufen ist."

„Man lebt so in der Gesindestube und im Vorzimmer seiner Seele dahin — was kann da lieblicher sein, als einmal wieder in jene heimlichen Prunkzimmer zu kommen, wo das Feinmenschliche erst zur Sprache kommt und das auf die ungesuchteste Weise und in aller Wärme."

— Eggert Windegg, bekannt und verdient durch seine Herausgabe von Mörikes Brautbriefen und köstlichem Haushaltungsbuch, hat auch hier seine Aufgabe aufs löblichste gelöst, hat zu den vier Abschnitten des Buches orientierende Einleitungen geschrieben und tritt, ohne viel Aufhebens von der jedenfalls beträchtlichen Vorarbeit zu machen, bescheiden hinter sein stattliches Objekt zurück, wie sich's gehört.

Dr. Owlglaß

Verantwortlich: für die Redaktion i. V.: A. Schremmer, für den Inseratenteil Fritz Roeßler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sir Edward Grey und die Julikrisis

Von G. H. Perris

London, 28. November 1911

Sir Edward Grey hielt gestern abend seine mit Spannung erwartete Rede — und heute ist ganz England voll davon. Ich will jedoch Äußerungen der britischen Presse dazu hier nicht anführen, und zwar aus zwei Gründen. Erstens war die Rede sehr lang und behandelte eine Reihe so verwickelter und unklarer Angelegenheiten, daß das Urteil der im allgemeinen tätigen politischen Federn in dieser Sache sehr wenig Wert hat. Ferner kann Sir Edward Grey immer auf ein Übergewicht in der englischen Presse rechnen, so wie er sich bis jetzt auf ein persönliches Übergewicht im Parlament hat verlassen können, wo die Konservativen ihn unterstützen, weil sie wissen, daß er (in bezug auf auswärtige Angelegenheiten) ein Konservativer im imperialistischen Sinne ist, während das Kabinett und die meisten Liberalen zu ihm halten, weil er sich selbst einen Liberalen nennt, und weil sie hoffen, daß er sich eines Tages als ein solcher bewähren werde. Vor einigen Jahren hätte man dies von ganz England sagen können. Aber da wuchs ein tiefer, aufrichtiger, weitverbreiteter Wunsch nach einer Verständigung mit Deutschland auf. Die jüngsten Enthüllungen nun haben Tausende von einfachen englischen Gemütern beunruhigt und das Ansehen unseres Foreign Office ernstlich erschüttert. Die Wirkung davon war in den Reden des Premierministers (Mr. Asquith) und des Leiters der Opposition (Mr. Balfours Nachfolger Mr. Bonar Law) gestern abend klar zu sehen. Weniger deutlich wurde sie im späteren Teil von Greys Rede gezeigt, die den guten Willen, der kürzlich vom deutschen Reichskanzler und dem Auswärtigen Amt bezeugt wurde, durchaus erwidert.

So weit gut! Aber Greys „Erzählung" von der kürzlichen Krisis hörten die englischen Radikalen, die mit dem inneren Leben der auswärtigen Politik vertraut sind, mit größter Enttäuschung an. Immer wieder rechtfertigte er die unglückliche Rede Lloyd George's vom 21. Juli und wiederholte den Vorwurf,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß die deutsche Regierung sich geweigert habe, die englische genau zu informieren. Aber er sagte uns nicht, welches die deutschen „Forderungen" waren, die zu der Julikrisis führten, er bleibt dabei, daß sie „offensichtlich unmöglich" waren. Kurz, er gab einen sehr fragmentarischen Bericht über die Verhandlungen. Die Krisis nun ist von unermeßlicher Wichtigkeit — einerseits war die Möglichkeit eines Krieges da, der nicht nur England und Deutschland, sondern halb Europa hätte ruinieren können; andererseits die eines, nun glücklich zur vollendeten Tatsache gewordenen, großen französisch-deutschen Abkommens, das das erste wirkliche Einverständnis zwischen den beiden Ländern seit dem Kriege von 1870 ist. Es kann auch nicht den leisesten Zweifel darüber geben, wo die überwiegende Mehrheit der Engländer und das britische Ministerium als Ganzes in einem solchen Streitfalle zu stehen wünschten: nämlich aufseiten des Friedens und eines „reinen Tisches". Aber unser Foreign Office ist noch ein Überbleibsel aristokratischer Vorurteile einer verflossenen Generation —, und es ist in Edward Grey viel von Delcassé. Gebt Ministern von dieser Art den Vorwand eines Agadir-Coups und einiges Widerstreben, Aufklärungen zu geben, und viel Unglück kann angerichtet werden. Fehler sind auf beiden Seiten gemacht worden; aber das Foreign Office hat einen solchen Stoß erlitten, daß unser Fehler wohl nicht so bald wiederholt werden wird.

Angesichts der Aussicht auf eine neue Debatte im Reichstag und der Tatsache, daß noch nicht alles zur Sprache gekommen ist, mag es nützlich sein, in passender Form die Tatsachen zusammenzufassen, so weit sie aus den einander gegenüberstehenden englischen und deutschen Berichten gewonnen werden können.

Sie folgen hier in chronologischer Reihe:

20. Juni. Der französische Gesandte Cambon und Herr von Kiderlen-Wächter hatten eine vorläufige Unterredung in Kissingen betreffend die Möglichkeit eines französisch-deutschen Kolonialabkommens als Kompensation für ein französisches Protektorat in Marokko. Cambon hatte keine Instruktionen und konnte keine Sicherheit geben. Er ging nach Paris, während der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen nach Kiel ging, um mit dem Kaiser und dem Kanzler den Agadir-Coup vorzubereiten. „Von Frankreich waren vorderhand keine positiven Vorschläge zu bekommen. Seine Antwort war immer, es würde sich freuen, später zu einer Verständigung zu gelangen. Indessen gab es seine Absichten mit immer weniger Förmlichkeit zu erkennen."

So lautete der Bericht des deutschen Staatssekretärs, und er ist nicht bestritten worden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

30. Juni. Deutsche Zirkularnote, die die Absendung des „Panther" nach Agadir mitteilt. Nach dem Bericht des Herrn von Kiderlen-Wächter trat deutlich hervor, daß die Situation, die sich aus der französischen Expedition nach Fez ergeben hatte, die Algeciras-Akte „illusorisch" gemacht habe. Deutschland hatte deutsche Firmen in Südmarokko zu schützen. Aber es hoffte, daß schließlich ein Arrangement zustande kommen würde, und hielt direkte Verhandlungen für das beste in Anbetracht der „bestehenden guten Beziehungen" zu Frankreich. Der deutsche Reichskanzler hat seither den Ausspruch getan (9. November), daß die Zirkularnote sowohl wie andere Mitteilungen deutlich zeigten, daß Deutschland niemals territorialen Anteil in Agadir zu gewinnen suchte.

1. Juli. Sir Edward Grey erhält die Nachricht von der Fahrt des „Panther".

3. und 4. Juli. Bei Unterredungen mit dem deutschen Gesandten in London äußert Grey, daß „eine neue Situation geschaffen worden sei". Andere Details von jenen Besprechungen sind nicht bekannt.

9. Juli. Die erste offizielle „Besprechung" in Berlin zwischen Cambon und von Kiderlen-Wächter. „Es war begreiflich," sagt der berliner Korrespondent der „Times" (23. November), „daß die Unterredung à deux sein sollte, da andere Mächte — und besonders England — bereit waren, zu warten und zu sehen, ob Frankreich und Deutschland zu einem Einverständnis kommen würden. Es war damals verständlich, daß Frankreich England über seine Fortschritte informieren würde." — Darauf zielt Grey offenbar, wenn er referiert: „Wir erhielten von der deutschen Regierung keine Nachricht darüber, was sie im Sinne hatte, als sie von einer definitiven Lösung der marokkanischen Frage sprach. Es gelangten gewisse Nachrichten an uns, daß eine Teilung Marokkos beabsichtigt wäre."

12. Juli. „Der britische Gesandte sah den deutschen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und sagte ihm, man spräche davon, daß Verhandlungen im Gange wären zwischen Frankreich, Spanien und Deutschland, von denen wir (England) ausgeschlossen sein würden. Dies ausgenommen, hatten wir keine Informationen von der deutschen Regierung," so berichtet Edward Grey.

15. Juli. Dritte Unterredung zwischen Cambon und von Kiderlen-Wächter, bei der der letztere seine „Forderungen" darlegte. Nach einem Bericht des berliner Korrespondenten der „Times" vom 23. November waren diese „vollkommen unannehmbar, Frankreich konnte weder den französischen Kongo und seine Küste an Deutschland abtreten, noch seine Vorrechte auf den belgischen Kongo einfach aufgeben". — Darauf hat sich Grey wahrscheinlich bezogen, wenn er sagt: „Ein wenig später schien es, als ob Deutschland Ansprüche auf den französischen Kongo mache ... Wenn Deutschland Unterhandlungen einleitete wegen eines großen Teils des französischen Kongos, so war es klar, daß man auf diese nicht eingehen konnte." (Doch hat in der Tat Deutschland gerade dort seine Kompensationen erhalten.) Der französische Premierminister Caillaux hat seither festgelegt (5. November), daß es ein „führendes Prinzip" in allen Verhandlungen Frankreichs gewesen sei, daß die eingenommenen Positionen in Zentralafrika nicht als definitiv angenommen werden könnten, und daß es eine weise Politik für manche der europäischen Mächte wäre, sich auf Bedingungen betreffend Besiedelung und Austausch, die für alle vorteilhaft wären, einzulassen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

20. Juli. Die „Times" berichtet von „unmöglichen Forderungen" Deutschlands an Frankreich, nicht in Marokko, sondern allein im Kongo — das erste offizielle Zeichen der Unruhe.

21. Juli. Sir Edward Grey schickte nach dem deutschen Gesandten und sagte ihm — nach Herrn von Kiderlen-Wächter —, daß er erfahren hätte, die deutschen Forderungen wären offensichtlich unannehmbar. Nach Herrn Grey war der Gesandte „noch nicht in der Lage, eine Aufklärung vonseiten der deutschen Regierung zu geben". Nach Herrn von Kiderlen-Wächter erwiderte Graf Wolff-Metternich, daß Deutschland nicht die Absicht hätte, britische Interessen zu verletzen. Aber Großbritannien sei in Ägypten entschädigt für die französischen Akquisitionen in Marokko, während Deutschland nichts erhalten hätte. — Am selben Tage hielt Lloyd George mit Einverständnis des englischen Premierministers und des Staatssekretärs des Auswärtigen seine Drohrede in der City, in der er sagte, „wenn der Friede nur dadurch aufrecht erhalten werden könnte, daß Großbritannien seine große und wohlwollende Stellung aufgeben und sich gefallen lassen sollte, abgetan zu werden, wo seine Interessen vital getroffen wären, als ob es keine Bedeutung hätte unter den europäischen Nationen, dann sage ich mit Emphase, daß Friede um solchen Preis eine unerträgliche Demütigung wäre." — Dieser Rede folgte ein erbitterter Pressekampf zwischen Deutschland und England.

24. Juli. Der deutsche Gesandte versichert Sir Edward Grey, daß Deutschland niemals daran gedacht hätte, einen deutschen Hafen an der Küste von Marokko zu gründen; er konnte aber nicht zugeben, daß diese Mitteilung ohne Erlaubnis seiner Regierung dem Unterhaus bekannt gegeben würde.

25. Juli. Diese Erlaubnis konnte nicht gegeben werden „in Anbetracht der Rede des Schatzkanzlers".

27. Juli. Der deutsche Gesandte in London berichtete, daß die Verhandlungen fortschritten und englische Interessen nicht berühren würden, worauf Grey liebenswürdig antwortete. — Am selben Tage erklärte der englische Premierminister im Unterhaus, daß „die marokkanische Frage sich zu Schwierigkeiten zuspitze; aber in anderen Teilen von Westafrika, außerhalb Marokkos, würden wir nicht den Versuch machen, andere, die es näher anginge, in ihren territorialen Abkommen zu stören."

1. August. Es ist Grund gelegt zu dem französisch-deutschen Abkommen, das — nach einer kleineren Krisis Mitte August (während des englischen Eisenbahnstreikes) und der Marinepanik Mitte September — am 5. November unterzeichnet wurde.

Es ist augenscheinlich, daß weder die deutsche noch die britische Darstellung vollkommen ist. Die deutsche Zirkularnote ist nicht völlig veröffentlicht worden, und wir wissen nicht, ob die Auslegung des Kanzlers richtig ist. Die Unterredungen vom 3. und 4. Juli wurden nicht bekannt gegeben, und niemand weiß, ob Greys Darlegung zutrifft. Die deutschen „Forderungen", die Grey als übertrieben ansieht, wurden nicht autoritativ veröffentlicht. Sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schienen sich nur auf den Kongo bezogen zu haben (vergleiche die bezüglichen Worte oben), und wenn das so ist, so steht der britische Protest im Widerspruch mit den Worten des englischen Premierministers vom 27. Juli. Die Geschichte von einer unbeantwortet gebliebenen Depesche von London nach Berlin, die hier umlief, ist ganz verschwunden. Auch ist es nicht leicht, die britischen Klagen über Mangel an Informationen mit Englands früherem Einverständnis in Einklang zu bringen, Deutschland und Frankreich unter sich verhandeln zu lassen. Auf beiden Seiten wurde nichts über die Krisis im August gesagt. Und auf deutscher Seite machte die Fahrt des „Panther" immerhin nicht den Eindruck eines rühmenswerten Unternehmens.

Kluge Männer verlangen nicht von ausländischen Ministern, daß diese ihre Irrtümer öffentlich widerrufen. Laßt das Tote begraben sein! Die Geschichte mag aufdecken, ob Lloyd George zu seinem großen Fehler durch einen Hilferuf aus Paris verleitet war, wo man sich damals in großer Verwirrung befand, oder ob in seiner Rede, was weniger wahrscheinlich ist, ein Anfall bureaukratischer Reizbarkeit in London zutage trat. Durch die große Gefahr der Julikrisis ist doch einiges gewonnen. Erstens legen die Verträge beiden Mächten die Verpflichtung auf, sich bei künftigen Differenzen einem obligatorischen Schiedsgericht zu unterwerfen. Ferner hat die friedliche Haltung des deutschen Ministers England gegenüber hier einen tiefen Eindruck gemacht, und drittens haben der britische Premierminister und der Minister des Auswärtigen in festen, entschiedenen Worten versichert, daß England jetzt kein geheimes Abkommen irgendwelcher Art mit einer fremden Macht habe. Und endlich — obgleich Sir Edward Grey es hartnäckig leugnet — sieht doch der englische gesunde Menschenverstand, daß die Rede Lloyd George's ein Fehler war. Doch da möge ein wenig Großmut und Weitherzigkeit walten, — vor allem aber schenke man dem sentationslüsternen Journalismus weniger Glauben, — und der Weg wird klar sein für ein volles übereinstimmen und eine feste Freundschaft zwischen den beiden größten Nationen der modernen Welt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

† Die nervöse Reichstagsperiode

1907—1912

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Berlin, 4. Dezember 1911

Morgen wird der Reichstag seine letzte Sitzung haben. Er ist schon Vergangenheit geworden. Vielleicht auch Geschichte. Er war voll von Verwicklungen, er schuf Ansätze von Entwicklungen. Er spiegelte die ganze Nervosität des politischen Lebens in Deutschland nach innen und nach außen. Wollte man ihm einen Namen geben, so könnte man ihn den nervösen Reichstag nennen. Er glich nicht seinen phlegmatischen Vorgängern. Er erlebte die Wanderjahre Bülows, der den Reichstag nicht auflöste und die Lehrjahre Bethmann Hollwegs. Jedes der fünf Jahre vom Januar 1907 bis Dezember 1911 hatte irgendeinen besonderen Stoff, der dem Jahr seinen Stempel aufdrückte:

1907 Der Bülowblock. 1908 Die Novemberdebatten. 1909 Die Reichsfinanzreform. 1910 Der blauschwarze Block. 1911 Marokko.

Ein großer wechselreicher Stoff für ein Parlament, das eine homogene Mehrheit weder bei seiner Geburt noch bei seinem Abscheiden besessen hat.

Zwischendurch arbeitete teils schleppend, teils stoßweise die große ruhelose Gesetzgebungsmaschine. Sie hatte reichliches Material: Das Reichsvereinsgesetz, das von Zentrum und Sozialdemokratie heiß bekämpft wurde, um dem Bülowblock das Verdienst gesetzgeberischer Fruchtbarkeit zu hinterziehen, ist trotz einiger Mängel heute als eine liberale Fortbildung der öffentlichen Rechtsentwicklung anerkannt und in lebendiger Wirksamkeit. Die Majestätsbeleidigungsprozeßnovelle hat die anstößige Wochenrubrik der Verfolgungen erregter Worte zur Wohltat für sämtliche Beteiligte verschwinden lassen. Die Börsengesetzrevision hat einige der zweckwidrigen Einschnürungen gemildert, die einen Teil der Bankabschlüsse ins Ausland und die kleinen Bankiers in die Arme der großen trieben. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verfassung von Elsaß-Lothringen hat den Reichslanden einen Landtag, eine Bundesratsvertretung und das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht gewährt. Die Reichsversicherungsordnung hat nur einen Teil der Rückständigkeiten aufgehoben, aber doch neben technischer Verbesserung und Vereinheitlichung das Maß sozialer Fürsorge vermehrt, die humanitären Aufwendungen erhöht und die Grundlage für die erste staatliche Witwen- und Waisenversorgung geschaffen. Das Heimarbeitergesetz schafft Schutzinstanzen, ohne den staatssozialistischen Eingriff staatlicher Lohnfestsetzungen vorzunehmen. Die Privatangestelltenversicherung schafft uns einen teilweisen Schutz durch gesetzlich geordnete Versicherung der Privatbeamten gegen die hauptsächlichen Gefahren, durch die ihre Existenz in bedenklich hohem Maße unsicher waren. Das Gesetz zur Hebung der Binnenschiffahrt schafft, wenn es zu einer Abänderung der Rhein- und Elbschiffahrtsakte führt, Schiffahrtsabgaben, die trotz der gesetzlich festgelegten minimalen Höhe unwillkommen sind, aber es behebt durch die Sicherung des Tarifrechts für den Reichstag eine Gefahr der unwirtschaftlichen Steigerung und verbürgt durch die gesetzliche Nötigung der Verwendung aller Mittel nur zur Verbesserung der Ströme und Kanäle zugleich einen teilweisen Ausgleich durch Frachtverbilligung; es bringt aber vor allem auch vernachlässigte deutsche Binnenflüsse in Verbindung mit den großen, gleichfalls zu verbessernden Stromnetzen und wird in absehbarer Zeit im Bodensee einen Binnenhafen für Tausendtonnenschiffe und eine Verbindung von Rhein und Donau, das heißt einen Schiffslauf von Rotterdam ins Schwarze Meer herstellen. Von einer Reihe anderer Gesetze, wie Weingesetz, Viehseuchengesetz, soll hier nicht berichtet werden.

Es ist eigentlich ein Wunder, daß in der Hast und der Siedehitze der Parteikämpfe aus den Rivalitäten so viele Gesetze hervorgegangen sind. Aber nervöse Menschen können oft rasch arbeiten.

Das konstitutionelle Recht hat eine Stärkung erfahren, einmal durch den moralisch wirksamen Vorstoß gegen das persönliche Regiment, durch die einlenkende Erklärung im Reichsanzeiger vom 17. November 1908 und die seither geübte größere Reserve des Kaisers. Sodann aber auch durch die im Schutzgebietgesetz vorgenommene Verfassungsänderung, wonach Schutzgebietsverträge zu ihrer Gültigkeit der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Genehmigung des Reichstags bedürfen. Das ist ein Initiativantrag des Reichstags, der erst morgen von diesem einen Faktor der Gesetzgebung beschlossen wird; aber Bundesregierungen und Kaiser haben ihre Zustimmung gegeben, so daß der Antrag Gesetz werden wird und das Bedürfnis erweiterter Befugnis der Volksvertretung prinzipiell und präjudiziell bestätigt.

Daran reiht sich die Eroberung des Gebiets der auswärtigen Politik durch das Parlament, woran auch die Konservativen unwillentlich mitgearbeitet haben. Das ist jener konservative, sonst gegen das Volksrecht gerichtete und unkonstitutionelle „Geist, der stets verneint, und oft das Gute schafft", wenigstens vor den Wahlen und bei großen Volksbewegungen.

Im Gleichgewicht ist der Reichstag so wenig gewesen wie die auswärtige Lage und die internationalen Beziehungen Europas. Ein Ausdruck dessen war der große Dialog, den nicht nur die Minister, sondern auch die Parlamente von Berlin und London in den letzten vier Wochen geführt haben.

Greys Rede und Politik war, wie mir bei allem Respekt vor englischer Staatskunst erscheinen will, auch vom englischen Standpunkt aus nicht geschickt genug. Der auswärtige Minister Englands redete zum Teil in Bildern, er sprach halb lobend, halb vorwurfsvoll von „der innern und äußern Seite des deutschen Schildes". Ein „Schild" ist aber keine Waffe, sondern eine Deckung.

Morgen werden der Reichstag, der Reichskanzler und der auswärtige Minister noch einmal das Wort nehmen. Was zu sagen war, ist eigentlich gesagt von dem Reichskanzler. Wenn er nochmals redet, so wird er eine gewisse Abweichung von seinen beiden ersten Reden zu markieren das Bedürfnis haben. Er wird dann vermutlich sagen, daß Greys Rede zur Herbeiführung einer Entspannung ungenügend sei. Er wird vielleicht auch aus innerpolitischen Versöhnungsabsichten etwas zu Herrn von Heydebrand heranrücken. Das wäre eine nicht gerade erhebende Abschwächung.

Tatsächlich ist die Sache Deutschland-England bisher auf dem alten Fleck, auf dem sie halten zu wollen, England im Verdacht ist — wenn Grey der Interpret seiner Gesinnungen ist. Es wäre nach den unbestreitbaren Unfreundlichkeiten der englischen Politik an den englischen radikalen Liberalen, nicht bloß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu reden, ſondern zu handeln und zu erkennen: die Nichtentſpannung iſt l..tente Spannungsſteigerung; und Wettrüſten iſt eine akute Gefahr. England und Deutſchland händelnd in den Tagen, in denen Rußland den Riegel der Dardanellen ſprengen will, und in denen Aſien gährt und Italien auf eigene Fauſt die orientaliſche Politik entzündlich macht! In ſolcher Zeit iſt in der Politik Englands gegen Deutſchland trotz Profit und Planmäßigkeit wenig Plan, ſie muß die Stimmung Deutſchlands nur immer kompakter machen.

Aber freilich, Europa ſelbſt iſt nervös und die Nervoſität Deutſchlands, die ſich im geweſenen Reichstag ausgeladen hat, nur ein Teil davon, freilich lokal geſteigert durch unſere halbfertigen konſtitutionellen Zuſtände. Dieſe bedingen den Mangel feſter Mehrheiten mit feſtem Willen. Die Erziehung eines politiſchen Willens, die Organiſierung der politiſchen Kraft — das iſt das Bedürfnis, welches der Reichstag gefühlt und fühlbar gemacht hat. Die karuſſelartige Drehung der politiſchen Konſtellation darf nicht mehr lang anhalten, wenn bei dem deutſchen Wähler nicht Symptome der Schwindligkeit aufſteigen ſollen.

Der Dardanellenſtreit / Von Karl Augſt

Seit der zweiten Novemberwoche hört Europa, daß Italien ſein im Beginn der Tripolisaktion gegebenes Verſprechen, den Krieg auf Tripolis ſelbſt zu beſchränken und jedenfalls keine Schritte zu unternehmen, die den Kriegsbrand auf die europäiſche Türkei übertragen könnten, nicht mehr halten will. Die Zähigkeit des türkiſchen Widerſtandes und das Ausbleiben entſcheidender Erfolge der italieniſchen Waffen ſtellen eine Dauer des Krieges in Ausſicht, von der die Geduld des Volkes in gleichem Maße erſchöpft werden würde, wie die Kaſſen des Schatzamtes. Iſt nun aber der Körper des Osmanenreiches ſo feſt, daß er von einem Angriff an der Peripherie nur ſehr langſam bezwungen wird,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so muß sein Widerstand rasch erlahmen, wenn es gelingt, empfindlichere Teile oder gar in Konstantinopel den Kopf der türkischen Macht zu treffen.

Von diesem theoretisch sicherlich richtigen Kalkül geführt, wohl auch ein wenig, um die Aufmerksamkeit von der tristen Lage der belagerten italienischen Eroberungsarmee abzulenken, sandte Giolitti die Flotte ins ägäische Meer. Aber vergeblich wartete man auf Botschaften von irgendwelchen Unternehmungen der lateinischen Armada im griechischen Inselmeer oder an der Küste Asiens, und eines Tages waren die Schiffe wieder in Syrakus, ohne den Halbmond auch nur von einer Türkenburg herabgeholt zu haben.

Vor vierzehn Tagen hat dasselbe Spiel von neuem begonnen. Diesmal erregte man sich in Stambul. Denn es wurde bekannt, daß Italien bei den Großmächten angefragt hatte, wie diese sich zu einer Blockade der Dardanellen verhalten würden. Die Antworten winkten heftig ab, und Italien gab seine Absicht auf. Aber niemand weiß zur Stunde zu sagen, wo eigentlich die italienischen Schiffe schwimmen. Außer der Beschießung von Akaba hat man keine Tat von ihnen gesehen.

Vielleicht war es der Regierung in Rom nicht unerwünscht, durch die höhere Gewalt der Neutralen an einer Blockierung des Hellesponts verhindert zu werden. Denn es ist klar, daß eine solche Maßregel mit einem absoluten Mißerfolg geendet hätte. Was hätten sich die Türken in Stambul um die italienischen Panzer vor der Dardanellenmündung gekümmert? Wohl aber hätte die unterbrochene Schiffahrt der neutralen Flaggen schmerzlich die Abschnürung empfunden. Die Blockade wäre eine noch stärkere Geduldprobe geworden, als sie das Warten in Tripolis jetzt schon ist, und in der Geduld sind die Moslemin den Italienern sicherlich überlegen.

Wenn es um die Dardanellen geht, werden die Professoren des Völkerrechts immer sehr lebendig. Es gibt da eine ganze Reihe von Verträgen, mit denen die Meerengen teils verstopft teils geöffnet worden sind, und man muß wirklich die Dinge mit Muße betrachten können, wenn man einigermaßen klar werden will, was denn nun eigentlich mit dem Schwarzen Meer und den Dardanellen ist.

Rußland und die anderen Mächte, die gegen eine Blockade der Dardanellen Einspruch erhoben haben, stützen sich dabei auf den dritten Artikel des

Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

londoner Pontusvertrages von 1871. In diesem steht allerdings, was in etwas anderer Fassung schon im Artikel 12 des pariser Vertrages von 1856 gestanden hatte: Das Schwarze Meer bleibt wie bisher den Handelsmarinen aller Nationen geöffnet. Wörtlich angewendet, müßte dieser Satz jede Blockade und jede Sperrung der Dardanellen gegen Handelsschiffe verhindern. Aber es ist mindestens strittig, ob er so zu verstehen ist; denn er würde schließlich die Türkei an ihrer Verteidigung, also gerade an dem hindern, was durch diese Verträge geschützt werden sollte. Es ist unmöglich, diesen Satz einfach von dem Friedenszustande, für den er gemacht worden ist, auf einen Krieg zu übertragen.

Sicherlich aber sind die neutralen Mächte, wenn auch nur der größere Teil von ihnen einig ist, in der Lage, eine ihre wirtschaftlichen Interessen schwer schädigende Maßregel zu verhindern. So ist es geschehen, und es war nicht der londoner Vertrag, der Italien von der Blockade abhielt, sondern die Mächte, die ihn geltend machten.

Unzweifelhaft aber ist, daß nach den bestehenden Verträgen, dem Dardanellenvertrag von 1841, der in dem pariser Frieden von 1856 und im berliner Vertrag von 1878 in der Hauptsache bestätigt worden ist, die Meerengen der Dardanellen und des Bosporus anderen als türkischen Kriegsschiffen bis auf einige besondere Ausnahmen gesperrt sind. Diese Bestimmung richtet sich vorwiegend und fast ausschließlich gegen Rußland, das dadurch in seiner maritimen Bewegungsfreiheit aufs äußerste gehemmt ist und das Verbot mit dem grimmigen Gefühl des Mannes trägt, der noch immer ein Stück der Kette schleppt, mit der er einst an die Galeere geschmiedet wurde. Ein Stück der Kette, die Neutralisierung des Schwarzen Meeres und das Verbot, auf ihm Kriegsschiffe zu halten, hat es durch seine gegen Deutschland wohlwollende Neutralität während des deutsch-französischen Krieges und durch den erwähnten londoner Vertrag von England zu erzwingen vermocht. Den übrigen Rest der Fessel ist es nicht los geworden, wiewohl es bei jedem Anrühren des türkischen Problems auch die Dardanellenfrage mit in die Diskussion zu stellen versuchte.

Das letztemal geschah das vor drei Jahren, als Graf Aehrenthal vor der Annexion Bosniens den Besuch Iswolskys in Buchlau benutzte, um sich Rußlands Zustimmung zu dem geplanten Schritte zu sichern. Iswolsky

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erklärte damals sein Einverständnis mit der Annexion, wenn Österreich keine Einwendung gegen eine Revision der Bestimmungen über die Meerengen erhebe. Österreich erhob keine Einwendungen, wohl aber vereitelte England die russischen Hoffnungen, und die Versuche des geprellten Iswolsky, nun auch dem verschlagenen Aehrenthal seinen Gewinn so teuer wie möglich zu machen, schufen das widerwärtige Gezerre der bosnischen Krise, das nahezu einen europäischen Krieg hervorgerufen hätte.

Vor wenigen Tagen noch hat Rußland sehr energisch gegen eine Blockade der Dardanellen protestiert. Heute hat es sich gewendet, und es heißt, die Mächte seien nach einem Meinungsaustausch übereingekommen, den beiden Kriegführenden ihre Aktionsfreiheit wiederzugeben, nur dürfe die neutrale Schiffahrt nicht darunter leiden. Diese Bedingung ist eine wunderbare Erfindung. Italien darf blockieren, nur darf es die neutralen Schiffe nicht aufhalten. Die Türken dürfen sich gegen einen italienischen Angriff schützen, nur dürfen sie keine Minen legen und keine Schiffe versenken, um das Fahrwasser zu sperren. Es liegt auf der Hand, daß dieser neue russische Streich sich gegen die biederen Osmanen richtet, die schon so sehr bereit waren, sich der Triple-Entente anzuschließen, nachdem der Dreibund schnöde versagt hatte.

Italien hat allem Anschein nach den Plan einer Blockade ganz aufgegeben, denkt aber um so ernstlicher daran, die Dardanellen, so kühn und gefährlich das Unternehmen erscheinen mag, zu forcieren. So sind die Türken in die Notwendigkeit versetzt, die Meerenge zur Verteidigung ihrer Hauptstadt zu sperren. Rußland aber, das schon die türkische Sondergesandtschaft in Livadia „geschnitten" hatte, verbietet ihnen, ihre Verteidigungsmaßregeln so zu treffen, wie sie es für notwendig halten. Da es bei einer Forcierung der Dardanellen um Kopf und Kragen der Türkei geht, so wird die türkische Marine- und Militärverwaltung sich um die moskowitischen Freundlichkeiten nicht sehr kümmern können, aber immerhin muß die Türkei damit rechnen, daß ihr dann die ganze slawische Meute der Balkanhalbinsel, die offenbar schon hinter dem Gatter auf das Lösen der Seile wartet, auf den Hals gehetzt wird.

Rußland sucht seine Chance so gründlich wie möglich auszunützen und will von der geängstigten Türkei die Erlaubnis zur Durchfahrt seiner Kriegsschiffe in Friedenszeiten erpressen. Das ist nun freilich etwas, was die Türkei garnicht ohne Zustimmung der Signatarmächte des Berliner Vertrags gewähren kann.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soll also die Sache Erfolg haben, so könnte Rußland nur im Einvernehmen mit England handeln, das diese Frage noch vor drei Jahren für undiskutierbar hielt. Bei der Gefügigkeit, die Sir Edward Grey seiner Entente- und Freundschaftspolitik zuliebe gegen russische Wünsche zeigt, wäre ein solcher Wechsel nicht unmöglich.

Das russische Auftreten in Konstantinopel verkündet Unheil. Die Meerengen sollen, so fordert Tscharykow, russischen Schiffen geöffnet werden, anderen Flotten verschlossen bleiben. Genau dasselbe hatte schon einmal die gedemütigte Türkei in dem Geheimvertrage von Hunkiar Iskelessi vor beiläufig achtzig Jahren den Russen zugestanden. Dieses russische Protektorat wurde durch den Meerengenvertrag und den Pariser Frieden wieder beseitigt. Die heutige Haltung Rußlands aber erinnert in ihrer nicht bloß die Türkei herausfordernden Form an das skandalöse Auftreten Menschikows in Konstantinopel im Frühjahr 1853. Den damaligen Kosakenstreichen folgte der Krimkrieg. Wird den neuen der Dardanellenkrieg folgen, und wer wird ihn führen, da Europa sich in einer ganz anderen Aufstellung präsentiert und die Gegner Nikolaus des Ersten heute an der Seite Nikolaus des Zweiten stehen?

Fast scheint es, als sei Rußland im Begriff ein Ziel zu erreichen, nach dem es fast ein Jahrhundert lang gestrebt hat und dessen Erreichung ihm mit Grund als ein Triumph erscheinen darf: dank dem vom Banco di Roma angezettelten Tripoliskrieg und der ahnungslosen Diplomatie der Zentralmächte, die wohl jetzt erst langsam begreift, in was für eine Zange sie ihre Toleranz gegen Extratouren geklemmt hat.

Der Tripoliskrieg / Von Julius Sachs (Wien)

Alle Welt liest mit Staunen die Kriegsberichte; man wundert sich, daß mitten im hellsten zwanzigsten Jahrhundert noch ein blutiger, altmodischer Krieg möglich sei, und die öffentliche Meinung fordert energisch den Frieden. Alle Welt meint, es müsse ein Ende nehmen, aber niemand kann einen Schritt zur Erreichung dieses Zieles machen. Da ist die Frage am Platze, ob ein nahes Ende der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kämpfe zu erwarten sei und ob es im Interesse der Türkei, Italiens oder der Mächte gelegen wäre.

Vor allem erfreut sich die Türkei nicht nur der Neutralität, sondern der tatsächlichen Unterstützung der Mächte, die es nicht zulassen, daß die Türkei an einem ihrer verwundlichen Punkte getroffen werde. An die Dardanellen dürfen die Italiener nicht rühren, im jonischen Meere sollen sie nichts unternehmen, und aus der Adria sind sie zurückgewiesen worden. Das Wesen des Krieges, das doch darin liegt, den Gegner an allen Punkten und vornehmlich an allen verwundlichen Punkten zu treffen und überall loszuschlagen, wird auf diese Weise verleugnet und sein normaler Lauf gehemmt; der Krieg tritt in einen latenten Zustand, und die natürliche Folge ist seine Hinausziehung. Aus dieser Unterbindung der natürlichen Nerven des Krieges erklären sich ja die überstürzten Aktionen der Italiener, die durch rapides Vorgehen jene erwarteten oder eingetretenen Hemmungen überwinden sollen, von der Kriegserklärung bis zur Annexionserklärung. Ihre sämtlichen Aktionen verfolgen eingestandenermaßen den Zweck, die Türkei zum Friedensschluß zu drängen, und in der Annexionserklärung selbst ist ja von diesem die Rede; Italien sei entschlossen, die wirksamsten Maßnahmen zu seiner raschesten Herbeiführung zu ergreifen. Der Zweck der Annexionserklärung war übrigens die Ausübung eines Druckes auf die Mächte, da die öffentliche Meinung Italiens fühlte, daß der Türkei nicht so rasch beizukommen sei, und daß Europa sich ihr entfremde. Und darum sind es ja jetzt gerade die offiziösen Organe Italiens, die unausgesetzt auf die Komplikationen und Verwicklungen auf dem Balkan hinweisen, die aus der Verschleppung des Krieges entstehen könnten. Darum haben sie die kleinen Emeuten in Tunis als Vorläufer der großen islamischen und antieuropäischen Bewegung darzustellen versucht. Darum möchten sie auf jede Weise Europa zur Intervention drängen. Die Türken, die dies deutlich sehen, richten sich darnach. Ein sofortiges Aufgeben der Provinz hätte für sie einen unendlichen Verlust an Prestige bedeutet, und die Begehrlichkeiten der kleinen Anrainer auf dem Balkan wären erregt worden; und wenn sie den Krieg fortsetzen, möchten sie den Eindruck, den ihr Widerstand hervorgerufen, noch verstärken. Diesen von einer fernen Provinz gegen eine Großmacht aufgebrachten Widerstand stellen sie als Warnung auf, als Maßstab für den Widerstand, den sie in Europa

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit 500000 Mann geschulter Truppen aufbringen könnten. Sie gefallen sich in der Rolle des armen Mannes, dem nichts geschehen kann, der sich übrigens durch die Unterlassung der Ausweisung der Italiener klug benommen hat und der den Krieg lange und bequem führen kann, während der Gegner schwere materielle Verluste erleidet. Der rasche Friedensschluß ist nach ihrer Ansicht nur im Interesse der Italiener gelegen.

Diesem einem Aspekt steht aber ein anderer schroff gegenüber. Wenn die Mächte durch ihre aktive Neutralität die Türkei unterstützen, haben sie doch in den letzten Jahren durch ihre diplomatische Aktion alles getan, um Italien zu stützen; und durch dieses Doppelspiel trägt ihr Verhalten als zweiter Faktor dazu bei, daß der Krieg hinausgezogen werde. Gleichzeitig ist die ganze Situation von einer großen Unaufrichtigkeit beherrscht. Denn keine der Mächte denkt an die Möglichkeit, Italien Tripolis noch abzusprechen. Sie haben der Türkei nicht geholfen, als dieser das italienische Ultimatum vorgelegt wurde, sie haben eine passive Haltung eingenommen, als die Annexion von Tripolis und der Zyrenaika proklamiert wurde, sie mischen sich in keiner Weise in den Kampf und geben so deutlich zu verstehen, daß sie nichts gegen die Eroberung Tripolitaniens durch die Italiener einzuwenden haben. Wie könnten sie dies auch, da der entsprechende Entschluß zur europäischen Politik der letzten Jahre gehört mit der Abmachung, daß Ägypten an England, Marokko an Frankreich und Tripolis an Italien fallen sollte? Die einen Mächte sind durch Spezialverträge gegenüber Italien gebunden, die anderen durch das Allianzverhältnis. Alle diese Dinge statuieren doch deutlich, daß Europa die Expropriation der Türkei ruhig hinzunehmen entschlossen ist.

Die Türken sind imstande, den Krieg hinauszuziehen; sie besitzen an Ort und Stelle genügende Verteidigungsmittel, und die unklare Haltung der Mächte ermutigt sie in der Befolgung dieser Taktik. Und diese türkische Aktion scheint einen gewissen positiven Aspekt zu haben. Aber hat sie nicht auch eine negative Seite? Ihre militärische Aktion kann sich nur auf die Belastung der Italiener beziehen; die Küstenlinie können sie nicht zurückerobern, und damit ist der Verlust Tripolitaniens ausgesprochen. Ebenso ist es möglich, daß auch im politischen Sinne die Verschleppung des Krieges einen negativen Charakter habe, und man muß sich fragen, ob nicht der Friedensschluß unter günstigen Bedingungen besser wäre?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Hinausziehen dieses Krieges, der keiner ist, birgt Gefahren in sich, die wahrhaft unermeßlich sind. Denn es muß die Italiener reizen, in einem gegebenen Augenblicke doch auf eine andere Stelle des ottomanischen Reiches hinzuschlagen — und die Folgen, die dann sich ergäben, sind nicht auszudenken.

Es ist richtig, daß der Krieg die Türken nicht viel kostet, daß ihnen infolgedessen durch sein Hinausziehen keine großen Opfer auferlegt werden. Aber man darf sich nicht verhehlen, daß es schließlich auch eine diplomatische Schwäche der Türkei selbst erzeugen kann. Direkt und materiell kostet die hinausziehende Aktion nichts, aber indirekt können alle Manifestationen des politischen und diplomatischen Lebens getroffen werden. Die Türkei mag im Vertrauen auf den garantierten europäischen Besitzstand behaupten, daß sie sich mit dem Friedensschlusse nicht zu beeilen brauche. Das ist augenblicklich richtig, aber ob auch für die Dauer? In dem Zeitpunkte, wo das junge Reich wirklich vollwertig in die europäische Welt eingetreten ist, wo es sich regenerieren will und wo so übermenschliche Anstrengungen zu seiner inneren Organisation gemacht werden, kann ein langwieriger Krieg nicht opportun sein. Er müßte einen großen Teil der Kraft des Landes für eine Sache in Anspruch nehmen, die nicht solcher Opfer wert wäre. Das sind Momente, die offen von den Mächten abgewogen zu werden verdienen. Die Mächte haben sich ja immer an der Erhaltung der Türkei und gar an ihrer Erstarkung für interessiert erklärt. Diese diplomatische Formel ist so sehr in Gebrauch gekommen, daß sogar die italienische Regierung ihre aggressivsten Akte als aus dem Interesse für die Türkei heraus diktiert erklärt hat. Und da mögen die Mächte doch diese Gefahren, die der latente Krieg in sich birgt, ins Kalkül ziehen! Ein solcher latenter Krieg ist gefährlicher, als eine starke Aktion, die drauflosschlägt und die Luft reinigt.

Das Interesse Italiens an der offiziellen Beendigung des Krieges ist ein brennendes. Die Türkei hat ein großes Interesse daran, daß der Krieg nicht allzulange währe. Und vor allem drängen die Großmächte, deren Interessen unausgesetzt durch die Führung des Krieges tangiert und beunruhigt werden, auf eine rasche Erledigung. Da man den Krieg nicht will, muß auf ein Mittel zu seiner Beendigung gesonnen werden. In der europäischen Presse sind Nachrichten verbreitet, nach denen der russische Botschafter in Konstanti-

Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

nopel, Herr von Tscharykow, der Pforte namens seiner Regierung die Opportunität eines baldigen Friedensschlusses nahegelegt hätte. Diese Nachricht ist für die Stimmung symptomatisch und weist auf die gute Begründung der oben dargelegten Punkte hin. Doch es ist kaum anzunehmen, daß einer einzelnen Macht ein Interventionsversuch gestattet sein wird. Weder die eine noch andere Mächtegruppe wird einen Schritt unternehmen, durch den in der entgegengesetzten mit dem Gefühle der Eifersucht das der Zurückgesetztheit wachgerufen würde. Erweisen diese Umstände nicht unseres Erachtens die Opportunität eines Planes, nach dem das europäische Konzert selbst, das ja in derartigen Fragen oft durch Zusammenschluß der Mächte gearbeitet hat, die Sache in die Hand nehmen sollte? Wäre es angesichts des allgemeinen Bedürfnisses nach Aufrichtigkeit und des so oft geäußerten Wunsches nach Frieden nicht vernünftig, wieder auf den schon einmal ausgesprochenen Gedanken einer Konferenz zurückzugreifen, der die endgültige Lösung der Tripolisfrage zuzuweisen wäre? Eine solche Konferenz würde für beide kriegführende Parteien einen ehrenvollen Ausweg bilden, und sie würde zugleich den besonderen Vorteil haben, daß sie das türkische Regime im Inneren dem eigenen Volke gegenüber decken würde. Einmal muß der Krieg zu Ende kommen, und da wird es für die Machthaber in der Türkei immer bequemer sein, wenn sie sich der öffentlichen Meinung gegenüber auf den Willen Europas berufen können. England und Frankreich konnten ihre nordafrikanische Beute durch Verabredungen innerhalb des Rahmens der eigenen Gruppe erwerben. Italien hat sich zwischen den Dreibund und die Westmächte gestellt und so beiden Gruppen die Hände gebunden. Die Mächte werden fortwährend in eine eigentümliche Lage gebracht, so zum Beispiel wenn die italienische Regierung durch ihre Vertreter die Erklärung zum Annexionsdekret den betreffenden Regierungen überreichen läßt, und wenn diese gleich darauf die Proteste der Pforte entgegennehmen müssen. Wie sollen sie die Regeln der Neutralität wahren gegenüber derartigen von beiden Parteien geforderten Interventionsansuchen? (Denn die wahre Absicht der Consulta bei der Dekretierung der Annexion, war, wie bereits bemerkt, weniger eine Einschüchterung der Türkei als vielmehr die Bedrohung der Mächte, quasi das Ultimatum vor der Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Europa.) Ferner klagen die Italiener über die Haltung Europas. Während sie für die europäische Suprematie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Afrika kämpfen, sei Europa ihnen durchwegs feindlich gesinnt, und durch seine Stellung verlängere es den Krieg und schaffe es durch die Aufstachelung der Araber ihnen neue Feinde. Wir erblicken in allen diesen Dingen weitere Argumente, die für die Rechtsamkeit einer Konferenz sprechen.

Die Nervosität, die sich jetzt in der öffentlichen Meinung Italiens kundgibt, entspringt aus dem Gefühle, daß das einzige Mittel, die Führung eines Schlages in Europa, plötzlich versucht werden dürfte. Darum drängt sie Europa zur Friedensaktion.

Hugo von Tschudi / Von Hermann Uhde-Bernays

Es hat den Anschein, als wolle jener rätselvolle Wink der Tyche, der große Menschen aus ihrer Arbeit herausruft, bevor sie getan, eben in grausam rascher Wiederholung Solchen gelten, die im engen Bezirk der äußerlichen Wirkungsstätte Münchens auf eine von innen heraus treibende Fortentwicklung fast erstorbener kultureller Kräfte bedacht sind, — Männern zugleich, deren Bedeutung über die Stadt, in der sie wohnen, über das kleine Land, dessen Beamte sie sind, und über die ganze Nation, die ihrem Schaffen aufmerksam folgt, durch die Größe eines Willens, der sich in ihrer Persönlichkeit als bewußtem Träger eines hohen Kulturgedankens mit vollendeter Klarheit auszusprechen die göttliche Kraft besitzt, hinausgreifend die Menschheit umfaßt. Sie scheiden von uns, und da wächst das Werk, ihren Händen allein gehorsam, plötzlich empor zu der von ihnen erstrebten Vollendung, und in der Ahnung des Gewaltigen offenbart sich uns Kleinen über der schmerzvollen Klage um das Verlorene das nun niemals zu Gewinnende als einziger Trost.

Nicht das Allerhöchste aus eigener Schaffenskraft zu vollbringen, war nach Begabung und Neigung Hugo von Tschudi als Aufgabe bestimmt, so wenig wie Felix Mottl, dem er, ähnlich an Schaffenskraft, Temperament, Anregungsfähigkeit, ähnlich auch an Erfolg und — an Neidern, nach einem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halben Jahre gefolgt ist. Diese beiden Männer empfanden es als vorzüglichen Zweck ihres Daseins, gleichsam als Mittler zwischen Himmel und Erde, als die Verkünder der Botschaft des Genies, dort in der Musik, hier in der bildenden Kunst, ihr Amt zu führen. Sie beschieden sich in der wundervollen Genügsamkeit, durch eine immer sensiblere Einfühlung in die Absichten der Meister deren Werke und Lehren restlos unbefangen zu verstehen. Interpreten fremder Befehle, lag ihre Weisheit in dem Wissen, wie weit die eigene Persönlichkeit vorzutreten oder zurückzuweichen habe, um den Ausgleich zu finden zwischen jenen und den von ihnen mit Recht beachteten Forderungen der Gegenwart.

Es ist durchaus nicht müßig, solchen Gedanken an der Bahre Hugo von Tschudis Raum zu geben. Insofern ist die Erfüllung seines Geschicks freundlich gewesen, als sie ihn bewahrte vor dem ermüdenden Kampf gegen unsichtbare Feinde, dem seine edle Natur unmöglich gewachsen war. Er hätte sich allerdings in dem stolzen Selbstbewußtsein des „l'honneur à moi" genüge getan und wäre aus der Gemeinheit des Alltags unversehrt aufgestiegen in das Reich seiner geliebten Kunst. Hugo von Tschudi war die Beschäftigung mit den Werken der bildenden Kunst Religion! Frei über alles Irdische stellte sich unbekümmert seine Überzeugung.

Daß diese Überzeugung sich mit einer immer energischeren Betonung für ein rein malerisches, in malerischen Prinzipien zur Höhe eines besonderen Stils gelangendes Empfinden ausgesprochen hat, darin lag Tschudis Eigenart, sein Vorzug und für diejenigen, die ihn nicht verstanden, sein Verhängnis. Sinnenmensch und in erster Linie Augenmensch, wie Tschudi es war, konnte er zu den rein formalen Prinzipien einer auf zeichnerischen Komponenten allein aufgebauten Kunstübung ebensowenig ein Verhältnis finden wie zu den Forderungen nach der „Gegenständlichkeit" des Vorwurfs. Wenn er in den Werken der großen französischen Künstler vom Ende des vergangenen Jahrhunderts seine Meister sah und, von der fortschrittlichen Kühnheit, der Unmittelbarkeit der Talentprobe begeistert, sein Horoskop auf die Kunst aller früheren Zeiten unter diesem Winkel einstellte, den wir ganz äußerlich „impressionistisch" nennen, ist nicht dieser Fehler sein Verdienst? Gelangte er nicht auf diesem Wege zu seinem ganz ungewöhnlichen Verständnis für malerische Qualität? Und dieser Sinn, der schönste Besitz des Kunstforschers und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Museumsleiters, dem Bühnensinn des Dramatikers deshalb vergleichbar, weil hier allein der Zusammenhang der Materie mit dem Unfaßbar-Lebendig-Ewigen sich ergibt, war bei Tschudi vorhanden in jener instinktmäßigen, aus schließlichen Selbstverständlichkeit, die jede gegenteilige Zumutung als organisch unmöglich zurückweist. Dem Stammesgenossen Gottfried Kellers, der im Hinblick auf Abstammung und Erziehung auf das glücklichste die Triebe einer beweglichen Weltanschauung durch die Schößlinge der alten Kultur von Paris und Wien veredeln konnte, war also auch das Geschrei der deutschen Feuilletonisten nach einer „nationalen" Kunst mit Recht unerhört und gleichgültig. Aufgewachsen in einem Kreise, der Bildung und Welterfahrung vereinigte, schon als Student und junger Doktor weit gereist, Männern innig befreundet, die wie Karl Hillebrand in Florenz edle Menschlichkeit zu klarer Erkenntnis und reichem Wissen gesellten, blieben Tschudis Interessen weitab vom Parteigezänk der politischen Aufregung, aber ohne einseitig in den Forderungen der Kunst aufzugehen. Wenn man sich im Gespräch mit ihm mehrfach an Wilhelm von Humboldt, den Menschen, den Kenner, den Gelehrten, erinnert fühlte, regte sich wohl auch die Sehnsucht nach dem verlorengegangenen Erbe des vierten Friedrich Wilhelm. Der Schriftsteller Hugo von Tschudi stellt sich vielleicht jener Zeit am nächsten, ohne jede Pose, die ihm schon von Hause aus fremd war. Nur wenig hat Tschudi geschrieben, und gerade deshalb gehört er in unserer Ära des dilettantenhaften Vielschreibens in die Front der Erlesenen, vor allem mit seinem ausgezeichneten kleinen Buche über „Manet" und der Einleitung zum Katalog der deutschen Jahrhundertausstellung, der „Ausstellung von Werken deutscher Kunst".

Als Heerführer dieser prächtigen Schau über die Meister des neunzehnten Jahrhunderts wird Hugo von Tschudi wohl am deutlichsten der Nachwelt überliefert werden. Denn in dieser Ausstellung nützte er klug die Lehre, die sich in bezug auf die theoretischen Begriffe einer Kunstentwicklung, eines Kunstfortschrittes aus dem ernsten Studium der Franzosen für seine Überzeugung ergeben hatte. So ist es ihm zu danken, daß er uns von dem Vorurteil, das neunzehnte Jahrhundert sei das Reich der Klassizisten und Nazarener, später der Historien- und Genremaler gewesen, befreite.

Auf Tschudis Anregungen geht auch die Beschäftigung mit moderner deutscher und französischer Kunst zurück, der verschiedene deutsche Sammler sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erfolgreich widmen. Wo Hugo von Tschudi erschien, gab er sichere Direktiven, wirkte ohne jeden lehrhaften Zug weisend, anregend, bestimmend und in der Verwirklichung seiner Absichten erfolgreich. Er hatte Seinesgleichen nur Wenige in deutschen Landen, und diese Wenigen standen ihm als Freunde menschlich nahe. In vier zeitlich ganz ungleiche bedeutungsvolle Abschnitte trennt sich sein äußerer Lebensgang. Dem Studium der Rechtswissenschaft, welches durch die Kunstgeschichte anfangs nur als einer Liebhaberei begleitet ward, folgte erst verhältnismäßig spät eine Anstellung im Verwaltungsdienst der österreichischen Museen. Dreiunddreißigjährig, ging Tschudi 1884 als Direktorialassistent nach Berlin. Die folgende Zeit war ganz der Arbeit und, soweit möglich, den Studienreisen gewidmet. Tschudi gehörte zu den Ersten, die persönliche Kenntnis der Originale für das wichtigste Erfordernis des Kunsthistorikers gehalten haben. In ausführlichen Katalogwerken (Budapest, Berlin, Petersburg) und in verschiedenen Aufsätzen in dem seit 1894 gemeinsam mit Henry Thode geleiteten „Repertorium für Kunstwissenschaft" bewies Tschudi Kombinationsgabe, Scharfsinn und Sachlichkeit. Von der „Finderlust" der Gegenwart und ihrem Streben, auch das Geringste zu veröffentlichen, hielt er sich ganz frei. Tschudi machte sich selten Notizen, man konnte ihn dafür stundenlang unbeweglich vor einem Bild stehen sehen.

Nach Max Jordans Tode übernahm Tschudi die Leitung der berliner Nationalgalerie (1897). Das Jahrzehnt seines Wirkens an der Spitze der durch ihn vom Museumsstaub befreiten, mit dem Hauch des Lebendigen erfüllten Sammlung bleibt allen unvergeßlich, die es mitgenießen konnten. Nach dem Rücktritt Franz von Rebers wurde Tschudi dann auf die Stelle berufen, wo er in einem neuen Jahrzehnt als ein vorbildlicher Reorganisator die beiden hilfebedürftigen münchener Pinakotheken zu den ersten und schönsten Sammlungen der Welt hätte umschaffen können — was nun sein Tod verhindert — als Generaldirektor sämtlicher bayerischen Staatsgalerien (1909). Was Tschudi in der kurzen Zeit seiner münchener Tätigkeit geleistet hat, erscheint am unbegreiflichsten in diesem rastlosen Leben. Die universelle Art seiner künstlerischen Daseinsauffassung, seiner Lebenskunst im ernstesten Sinn, trat auf einmal ganz überraschend, den Langsamen schwer begreiflich, zutage. Tschudi war erst wenige Monate in München, als er nach erfolgter provi-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sorischer Umordnung der alten Pinakothek die Räume wieder öffnen ließ. Da zeigten sich neugewonnene Säle und Kabinette, vor entsprechender Wandbespannung waren die wichtigsten Hauptwerke auf Postamenten vorgerückt, Bilder dritten Ranges hatte man in die Depots geschafft, wertvolle Ergänzungen waren aus den Filialgalerien geholt, vorzügliche Neuerwerbungen hielten mit den persönlichen Wünschen des Generaldirektors nicht zurück. Erst jetzt wurde es möglich, die Werke des Rubens in der grandiosen Vollständigkeit dieses Besitzes zu studieren, erst jetzt gelangte man zu einer wirklich künstlerischen Aufnahme der sorgfältig ausgewählten holländischen Meister. In diesem Sommer ist Tschudi weiter gegangen. Die Bilder der alten deutschen und niederländischen Schulen wurden ergänzt und neu geordnet. Wiederum standen wir staunend vor dem Geleisteten. Und aufmerksam vernahmen wir auch aus dieser neuen Aufstellung, die für die malerischen Elemente der gotischen Kunst eindringlich sprach, die persönliche Note, die allem sich anheften mußte, was mit Tschudi in Berührung kam. Gleichzeitig mit dieser Heraushebung der alten Deutschen erfolgte die Leihausstellung der Sammlung Nemès, deren Katalog prophetische Worte Tschudis über den Typ des neuen Generaldirektors einleiteten. Hiermit wagte Tschudi den kühnen Versuch, ein Beispiel der Erziehung zu künstlerischem Sehen wiederum im malerischen Sinne zu geben, indem er Manet und Monet, Renoir und Cezanne, Courbet, Corot und Degas zu großartigen Werken der Renaissance, Tizian und Tintoretto, zu ausgezeichneten holländischen Bildern hängte und mit einer Reihe hervorragender Werke Grecos den Beweis für den Grund seiner Verehrung dieses Meisters antrat. Eine solche unangreifbare demonstratio ad oculos war Vielen nicht genehm, besonders nicht den münchener Künstlern, die ein Aufleben der münchener Kunst im hergebrachten Sinne erhofft hatten und sich nun getäuscht sahen.

Tschudi hat sich in München nicht behaglich gefühlt. Er blieb, vertraut nur einigen der nächsten Freunde aus früheren Zeiten, der Stadt fremd. Große Pläne winkten in der Zukunft, der Umbau der alten Pinakothek, die Vergrößerung der neuen Pinakothek, die besonders der sichtenden Hand bedarf. Stille Wünsche knüpften sich in diese Pläne ein, nach einer würdigen Heimstätte für die Werke des Hans von Marées, nach einer Verbringung der neapler Fresken nach Deutschland, und manches andere. Nicht an sich selbst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dachte dieser edle, große Charakter, nur an den Ruhm Anderer, an das Wohl der Allgemeinheit, der er milde die Hand auf die Augen zu legen berufen war. Nun hat sich auch sein Auge geschlossen, das so sehnsüchtig Leben und Licht einsog, das Welten von leuchtender Farbigkeit in der Seele eines Glücklichen spiegelte.

Es gibt Verluste, welche die Menschheit erleidet, schmerzlicher, schwerer als diejenigen im wilden Völkerkampf auf dem Schlachtfelde, unwiederbringliche Verluste an Kulturbesitz. Was mit Hugo von Tschudi zugrunde ging, ist ein solcher Verlust, und darum bleibt das Werk, das er geschaffen hat, eine nationale Tat. Möge scharfen Sinnes, hellen Auges wie dieser wahrhaft Verdienstvolle Hugo von Tschudis Nachfolger sein geistiges Vermächtnis wahren zur dauernden Mahnung an die Dankbarkeit unseres Volkes. Aber wohin wir auch blicken, einen Mann, der selbst nur dazu berufen wäre, suchen wir vergebens.

Pater Matthias / Novelle von Hermann Hesse

(Schluß)

Fünftes Kapitel

Es folgte auf seine Erzählung eine lange Pause. Frau Tanner hatte aufmerksam und ohne jede Unterbrechung zugehört, zuweilen gelächelt und zuweilen den Kopf geschüttelt, schließlich aber jedes Wort mit einem gleichbleibenden gespannten Ernst verfolgt. Nun schwiegen sie beide eine Weile.

„Wollen Sie jetzt nicht vor allem andern einen Imbiß nehmen?“ fragte sie endlich. „Sie bleiben jedenfalls die Nacht hier und können in der Gärtnerwohnung schlafen.“

Die Herberge nahm der Pater dankbar an, wollte jedoch von Essen und Trinken nichts wissen.

„Was wollen Sie nun von mir haben?“ fragte sie langsam.

„Vor allem Ihren Rat. Ich weiß selber nicht genau, woher mein Vertrauen zu Ihnen kommt. Aber in allen diesen schlimmen Stunden ist mir niemand sonst eingefallen, auf den ich hätte hoffen mögen. Bitte sagen Sie mir, was ich tun soll!“

Nun lächelte sie ein wenig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Es ist eigentlich schade," sagte sie, „daß Sie mich das nicht neulich schon gefragt haben. Daß Sie für einen Mönch zu gut oder doch zu lebenslustig sind, kann ich wohl begreifen. Es ist aber nicht schön, daß Sie Ihre Rückkehr ins Weltleben so heimlich betreiben wollten. Dafür sind Sie nun gestraft. Denn Sie müssen den Austritt aus Ihrem Orden, den Sie freiwillig und in Ehren hätten suchen sollen, jetzt eben unfreiwillig tun. Mir scheint, Sie können garnichts anderes tun als Ihre Sache mit aller Offenheit Ihren Oberen anheimstellen. Ist das nicht Ihre Meinung?"

„Ja, das ist sie; ich habe es mir nicht anders gedacht."

„Gut also. Und was wird dann aus Ihnen werden?"

„Das ist es eben! Ich werde ohne Zweifel nicht im Orden behalten werden, was ich auch keinesfalls annehmen würde. Mein Wille ist, ein stilles Leben als ein fleißiger und ehrlicher Mensch anzufangen, denn ich bin zu jeder anständigen Arbeit bereit und habe manche Kenntnisse, die mir nützen können."

„Recht so, das habe ich von Ihnen erwartet."

„Ja. Aber nun werde ich nicht nur aus dem Kloster entlassen werden, sondern muß auch für die mir anvertrauten Summen, die dem Kloster gehören, mit meiner Person eintreten. Da ich diese Summen in der Hauptsache nicht selber veruntreut, sondern an Schelme verloren habe, wäre es mir doch gar bitter, für sie wie ein gemeiner Betrüger zur Rechenschaft gezogen zu werden."

„Das verstehe ich wohl. Aber wie wollen Sie das verhüten?"

„Das weiß ich noch nicht. Ich würde, wie es selbstverständlich ist, das Geld so bald und so vollkommen als möglich zu ersetzen suchen. Wenn es möglich wäre, dafür eine einstweilige Bürgschaft zu stellen, so könnte wohl ein gerichtliches Verfahren ganz vermieden werden."

Die Frau sah ihn forschend an.

„Was wären in diesem Falle Ihre Pläne?" fragte sie dann ruhig.

„Dann würde ich außer Landes eine Arbeit suchen und mich bemühen, vor allem jene Summe abzutragen. Sollte jedoch die Person, welche für mich bürgt, mir anders raten und mich anders zu verwenden wünschen, so wäre mir natürlich dieser Wunsch Befehl."

Frau Tanner erhob sich und tat einige erregte Schritte durchs Zimmer. Sie blieb außerhalb des Lichtkreises der Lampe in der Dämmerung stehen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und sagte leise von dort herüber: „Und die Person, von der Sie reden und die für Sie bürgen soll, die soll ich sein?"

Herr Matthias war ebenfalls aufgestanden.

„Wenn Sie wollen — ja," sagte er tief atmend. „Da ich mich Ihnen, die ich noch kaum kannte, so weit eröffnet habe, mag auch das gewagt sein. Ach, liebe Frau Tanner, es ist mir wunderlich, wie ich in meiner elenden Lage zu solcher Kühnheit komme. Aber ich weiß keinen Richter, dem ich mich so leicht und gerne zu jedem Urteilsspruch überließe, wie Ihnen. Sagen Sie ein Wort, so gehe ich heute noch für immer aus Ihren Augen."

Sie trat an den Tisch zurück, wo vom Abend her noch eine feine Stickarbeit und eine umgefalzte Zeitung lag, und verbarg ihre leicht zitternden Hände hinter ihrem Rücken. Dann lächelte sie ganz leicht und sagte: „Danke für Ihr Vertrauen, Herr Matthias, es soll in guten Händen sein. Aber Geschäfte tut man nicht so in einer Abendstimmung ab. Wir wollen jetzt zur Ruhe gehen, die Magd wird Sie ins Gärtnerhaus führen. Morgen früh um sieben wollen wir hier frühstücken und weiter reden, dann können Sie noch leicht den ersten Bahnzug erreichen."

* * *

In dieser Nacht hatte der flüchtige Pater einen weit besseren Schlaf als seine gütige Wirtin. Er holte in einer tiefen achtstündigen Ruhe das Versäumte zweier Tage und Nächte ein, und erwachte zur rechten Zeit ausgeruht und helläugig, so daß ihn die Frau Tanner beim Frühstück erstaunt und wohlgefällig betrachten mußte.

Diese verlor über der Sache Matthias den größeren Teil ihrer Nachtruhe. Die Bitte des Paters hätte, soweit sie nur das verlorene Geld betraf, ihr dies nicht angetan. Aber es war ihr sonderbar zu Herzen gegangen, wie da ein fremder Mensch, der nur ein einzigesmal zuvor flüchtig ihren Weg gestreift, in der Stunde peinlicher Not so voll Vertrauen zu ihr gekommen war, fast wie ein Kind zur Mutter. Und daß ihr selber dies doch eigentlich nicht erstaunlich gewesen war, daß sie es ohne weiteres verstanden und beinahe wie etwas Erwartetes aufgenommen hatte, während sie sonst eher zum Mißtrauen neigte, das schien ihr darauf zu deuten, daß zwischen ihr und dem Fremden ein Zug von Geschwisterlichkeit und heimlicher Harmonie bestehe.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Pater hatte ihr schon bei seinem ersten Besuche neulich einen angenehmen Eindruck gemacht. Sie mußte ihn für einen lebenstüchtigen, harmlosen Menschen halten, dazu war er ein hübscher und gebildeter Mann. An diesem Urteil hatte das seither Erfahrene nichts geändert, nur daß die Gestalt des Paters dadurch in ein etwas schwankendes Licht von Abenteuer gerückt und in seinem Charakter immerhin eine gewisse Schwäche enthüllt schien.

Dies alles hätte hingereicht, dem Mann ihre Teilnahme zu gewinnen, wobei sie die geforderte Bürgschaft oder Geldsumme garnicht beachtet haben würde. Durch die merkwürdige Sympathie jedoch, die sie mit dem Fremden verband und die auch in den sorgenvollen Gedanken dieser Nacht nicht abgenommen hatte, war alles in eine andere Beleuchtung getreten, wo das Geschäftliche und Persönliche gar eng aneinander hing und wo sonst harmlose Dinge ein bedeutendes, ja schicksalhaftes Aussehen gewannen. Wenn wirklich dieser Mann so viel Macht über sie hatte und so viel Anziehung zwischen ihnen beiden bestand, so war es mit einem Geschenke nicht getan, sondern es mußten daraus dauernde Verhältnisse und Beziehungen entstehen, die immerhin auf ihr Leben großen Einfluß gewinnen konnten.

Dem gewesenen Pater schlechthin mit einer Geldgabe aus der Not und ins Ausland zu helfen, unter Ausschluß aller weiteren Beteiligung an seinem Schicksal als einfache Abfindung, das ging nicht an, dazu stand ihr der Mann zu hoch. Andererseits trug sie Bedenken, ihn auf seine immerhin seltsamen Geständnisse hin ohne weiteres in ihr Leben aufzunehmen, dessen Freiheit und Übersicht sie liebte. Und wieder tat es ihr weh und schien ihr unmöglich, den Armen ganz ohne Hilfe zu lassen.

So sann sie mehrere Stunden hin und wider, und als sie nach kurzem Schlaf in guter Toilette das Frühstückszimmer betrat, sah sie ein wenig geschwächt und müde aus. Matthias begrüßte sie und blickte ihr so klar in die Augen, daß ihr Herz sich rasch wieder erwärmte. Sie sah, es war ihm mit allem, was er gestern gesagt, vollkommen Ernst, und er würde zuverlässig dabei bleiben.

Sie schenkte ihm Kaffee und Milch ein, ohne mehr als die notwendigen geselligen Worte dazu zu sagen, und gab Auftrag, daß später für ihren Gast der Wagen angespannt werde, da er zum Bahnhof müsse. Zierlich aß sie aus silbernem Becherlein ein Ei und trank eine Schale Milch dazu, und erst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als sie damit und der Gast ebenfalls mit seinem Morgenessen fertig war, begann sie zu sprechen.

„Sie haben mir gestern," sagte sie, „eine Frage und Bitte vorgelegt, über die ich mich nun besonnen habe. Sie haben auch ein Versprechen gegeben, nämlich in allem und jedem es so zu halten, wie ich es gut finden werde. Ist das Ihr Ernst gewesen und wollen Sie sich noch dazu bekennen?"

Er sah sie ernsthaft und innig an und sagte einfach: „Ja".

„Gut, so will ich Ihnen sagen, was ich mir zurechtgelegt habe. Sie wissen selbst, daß Sie mit Ihrer Bitte nicht nur mein Schuldner werden, sondern mir und meinem Leben auf eine Weise nähertreten wollen, deren Bedeutung und Folgen für uns beide wichtig werden können. Sie wollen nicht ein Geschenk von mir haben, sondern mein Vertrauen und meine Freundschaft. Das ist mir lieb und ehrenvoll, doch müssen Sie selbst zugeben, daß Ihre Bitte in einem Augenblick an mich gekommen ist, wo Sie nicht völlig tadelfrei dastehen und wo manches Bedenken wider Sie erlaubt und möglich ist."

Matthias nickte errötend, lächelte aber ein klein wenig dazu, weshalb sie ihren Ton sofort um einen Schatten strenger werden ließ.

„Eben darum kann ich leider Ihren Vorschlag nicht annehmen, werter Herr. Es ist mir für die Zuverlässigkeit und Dauer Ihrer guten Gesinnung zu wenig Gewähr vorhanden. Wie es mit Ihrer Freundschaft und Treue beschaffen ist, das kann nur die Zeit lehren, und was aus meinem Gelde würde, kann ich auch nicht wissen, seit Sie mir das mit Ihrem Freunde Breitinger erzählt haben. Ich bin daher gesonnen, Sie beim Wort zu nehmen. Sie sind mir zu gut, als daß ich Sie mit Geld abfinden möchte, und Sie sind mir wieder zu fremd und unsicher, als daß ich Sie ohne weiteres in meinen Lebenskreis aufnehmen könnte. Darum stelle ich Ihre Treue auf eine vielleicht schwere Probe, indem ich Sie bitte: Reisen Sie heim, übergeben Sie Ihren ganzen Handel dem Kloster, fügen Sie sich in alles, auch in eine Bestrafung durch die Gerichte! Wenn Sie das tapfer und ehrlich tun wollen, ohne mich in der Sache irgend zu nennen, so verspreche ich Ihnen dagegen, nachher keinen Zweifel mehr an Ihnen zu haben und Ihnen zu helfen, wenn Sie mit Mut und Fröhlichkeit ein neues Leben anfangen wollen. — Haben Sie mich verstanden und soll es gelten?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herr Matthias nahm ihre ausgestreckte Hand, blickte ihr mit Bewunderung und tiefer Rührung in das schön erregte bleiche Gesicht und machte eine sonderbare stürmische Bewegung, beinahe als wollte er sie in die Arme schließen. Statt dessen verbeugte er sich sehr tief und drückte auf die schmale Damenhand einen festen Kuß. Dann ging er aufrecht aus dem Zimmer, ohne weiteren Abschied zu nehmen, und schritt durch den Garten und stieg in das draußen wartende Kabriolet, während die überraschte Frau seiner großen Gestalt und entschiedenen Bewegung in sonderbar gemischter Empfindung nachschaute.

Sechstes Kapitel

Als der Pater Matthias in seinem städtischen Anzug und mit einem merkwürdig veränderten Gesicht wieder in sein Kloster gegangen kam und ohne Umweg den Guardian aufsuchte, da zuckte Schrecken, Erstaunen und lüsterne Neugierde durch die alten Hallen. Doch erfuhr niemand etwas Gewisses. Hingegen fand schon nach einer Stunde eine geheime Sitzung der Oberen statt, in welcher die Herren trotz manchen Bedenken schlüssig wurden, den übeln Fall mit aller Sorgfalt geheim zu halten, die verlorenen Gelder zu verschmerzen und den Pater lediglich mit einer längeren Buße in einem ausländischen Kloster zu bestrafen.

Da er hereingeführt und ihm dieser Entscheid mitgeteilt wurde, setzte er die milden Richter durch seine Weigerung, ihren Spruch anzuerkennen, in kein geringes Erstaunen. Allein es half kein Drohen und kein gütiges Zureden, Matthias blieb dabei, um seine Entlassung aus dem Orden zu bitten. Wolle man ihm, fügte er hinzu, die durch seinen Leichtsinn verloren gegangene Opfersumme als persönliche Schuld stunden und deren allmähliche Abtragung erlauben, so würde er dies dankbar als eine große Gnade annehmen, andernfalls jedoch ziehe er es vor, daß seine Sache vor einem weltlichen Gericht ausgetragen werde.

Da war guter Rat teuer, und während Matthias Tag um Tag einsam in strengen Zellenarrest gehalten wurde, beschäftigte seine Angelegenheit die Vorgesetzten bis nach Rom hin, ohne daß der Gefangene über den Stand der Dinge das Geringste erfahren konnte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es hätte auch noch viele Zeit darüber hingehen können, wäre nicht durch einen unvermuteten Anstoß von außen her plötzlich alles in Fluß gekommen und nach einer ganz anderen Entwicklung hin gedrängt worden.

Es wurde nämlich, zehn Tage nach des Paters unseliger Rückkehr, amtlich und eilig von der Behörde angefragt, ob etwa dem Kloster neuestens ein Insasse oder doch eine so und so beschriebene Ordenskleidung abhanden gekommen, da diese Gewandung soeben als Inhalt eines auf dem und dem Bahnhofe abgegebenen rätselhaften Handkoffers festgestellt worden sei. Es habe dieser Koffer, der seit genau zwölf Tagen an jener Station lagere, infolge eines schwebenden Prozesses geöffnet werden müssen, da ein unter schwerem Verdacht verhafteter Gauner neben anderem gestohlenen Gute auch den auf obigen Koffer lautenden Gepäckschein bei sich getragen habe.

Eilig lief nun einer der Väter zur Behörde, bat um nähere Auskünfte und reiste, da er diese nicht erhielt, unverweilt in die benachbarte Provinzhauptstadt, wo er sich viele, doch vergebliche Mühe gab, die Person und die Spuren des guten Paters Matthias als mit dem Gaunerprozesse unzusammenhängend darzustellen. Der Staatsanwalt zeigte im Gegenteil für diese Spuren ein lebhaftes Interesse und eine große Lust, den einstweilen als krankliegend entschuldigten Pater Matthias selber kennen zu lernen.

Durch diese Ereignisse kam plötzlich eine schroffe Änderung in die Taktik der Väter. Es wurde nun, um zu retten, was noch zu retten wäre, der Pater Matthias mit aller Feierlichkeit aus dem Orden ausgestoßen, der Staatsanwaltschaft übergeben und zugleich wegen Veruntreuung von Klostergeldern angeklagt. Und von dieser Stunde an füllte der Prozeß des Paters nicht nur die Aktenmappen der Richter und Anwälte, sondern auch als Skandalgeschichte alle Zeitungen, so daß sein Name im ganzen Lande widerhallte.

Da niemand sich des Mannes annahm, da sein Orden ihn völlig preisgab und die öffentliche Meinung, dargestellt durch die Artikel der liberalen Tagesblätter, den Pater keineswegs schonte und den Anlaß zu einer kleinen frohen Hetze wider die Klöster benutzte, kam der Angeklagte in eine wahre Hölle von Verdacht und Verläumdung und bekam eine weit schlimmere Suppe auszuessen, als er sich eingebrockt zu haben meinte. Er hielt sich aber in aller Bedrängnis brav und tat keine einzige Aussage, die sich nicht bewährt hätte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im übrigen nahmen die beiden ineinander verwickelten Prozesse ihren raschen Verlauf. Mit wunderlichen Gefühlen sah sich Matthias bald als Angeklagter den Pfarrern und Meßnern jener Missionsgegend, bald als Zeuge der hübschen Meta und dem Herrn Breitinger gegenübergestellt, der garnicht Breitinger hieß und in weiten Kreisen als Gauner und Zuhälter unter dem Namen des dünnen Jakob bekannt war. Sobald sein Anteil an der Breitingerschen Affaire klargestellt war, entschwand dieser und seine Gefolgschaft aus des Paters Augen, und es wurde in wenigen kräftigen Verhandlungen sein eigenes Urteil vorbereitet.

Er war auf eine Verurteilung und Gefängnisstrafe von allem Anfang an gefaßt gewesen. Inzwischen hatte die Enthüllung der Einzelheiten jenes Tages in der Stadt, das Verhalten seiner Oberen und die öffentliche Stimmung so empfindlich auf seine allgemeine Beurteilung gedrückt, daß die Richter auf sein unbestrittenes Vergehen den gefährlichsten Paragraphen anwendeten und ihn nicht zum Gefängnis, sondern zum Zuchthaus verurteilten.

Das war ihm nun doch ein empfindlicher Schlag, und es wollte ihm scheinen, eine so harte Buße habe sein in keiner eigentlichen Bosheit beruhendes Vergehen doch nicht verdient. Am meisten quälte ihn dabei der Gedanke an die Frau Tanner und ob sie ihn, wenn er nach Verbüßung einer so schimpflichen Strafe und überhaupt nach diesem unerwartet viel beschrieenen Skandal sich ihr wieder vorstelle, noch überhaupt werde kennen wollen.

Zur gleichen Zeit bekümmerte und empörte sich Frau Tanner kaum weniger über diesen argen Ausgang der Sache und machte sich Vorwürfe darüber, daß sie ihn doch eigentlich ohne Not da hineingetrieben habe. Sie schrieb auch ein Brieflein an ihn, worin sie ihn ihres unveränderten Zutrauens versicherte und die Hoffnung aussprach, er werde gerade in der unverdienten Härte seines Urteils eine Mahnung sehen, sich innerlich ungebeugt und unverbittert für bessere Tage zu erhalten. Allein dann fand sie wieder, es sei kein Grund vorhanden, an Matthias zu zweifeln, und sie müsse es nun erst recht darauf ankommen lassen, wie er die Probe bestehe. Und sie legte den geschriebenen Brief, ohne ihn nochmals anzusehen, in ein Fach ihres Schreibtisches, das sie sorgfältig verschloß.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über alledem war es längst völlig Herbst geworden und der Wein schon gekeltert, als nach einigen trüben Wochen der Spätherbst noch einmal warme, blaue, zart verklärte Tage brachte. Friedlich lag, vom Wasser in gebrochenen Linien gespiegelt, an der Biegung des grünen Flusses das alte Kloster und schaute mit vielen Fensterscheiben in den zartgolden blühenden Tag. Gegenüber an der steilen sonnigen Halde hatten die Wegarbeiten lang geruht. Nun aber, bei dem unverhofft guten Spätherbstwetter, zog dort wieder eine kleine Arbeitertruppe auf, kurzgeschorene Männer in groben Hemden und alle mit denselben breitgestreiften Hosen bekleidet, unter aufmerksamer Bewachung von fünf odet sechs bewaffneten Gendarmen.

Unter den Arbeitern war auch der ehemalige Pater Matthias, der zuweilen, der harten Arbeit noch ungewohnt, sich rastend aufrichtete und in die sonnige Weite des Tales und zu dem stillen Kloster hinunter sah. Er hatte keine guten Tage, aber seine Hoffnung stand immer wieder, von allen Zweifeln unzerstört, auf das Bild der hübschen blassen Frau gerichtet, deren Hand er vor dem bitteren Gang in die Schande gehalten und geküßt hatte. Und indem er unwillkürlich jenes Tages vor seiner Schicksalsreise gedachte, da er noch aus dem Schutz und Schatten des Klosters in Langeweile und Mißmut hier herübergeblickt hatte, da ging ein feines Lächeln über sein mager gewordenes Gesicht, und es schien ihm das halbzufriedene Damals keineswegs besser und wünschenswerter als das hoffnungsvolle Heute.

Rundschau

Verschleierungsschutz

Der sogenannte Mittelstand, den Wahlutilitaristen gern vor dem Sterben retten möchten, kämpft in der Tat einen schweren Kampf. Petitionen an die Parlamente, Sehnsucht nach dem spanischen Zunftstiefel, Wut auf allen organisatorischen Fortschritt. Dabei politisch ganz und gar ohne Stoßkraft, da die Berufseinheitlichkeit fehlt, die Grenzen zwischen Proletariertum und Mittelstand verschwimmen und daher auch die Interessendivergenz groß ist. Eine neue Zeit mit neuer Einkommensschichtung wird die Unmöglichkeiten beseitigen und die wenigen lebensfähigen Partikel in ihr bescheidenes Selbständigkeitseckchen stellen. Der Übergang

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann nicht ohne Brutalität sein, und oft wird uns das Mitleiden kommen. Aber ebenso oft kommt uns der Zorn gegen diejenigen, welche den Todeskampf benützen, den Sterbenden, die sich nicht mehr recht wehren können, noch vor dem exitus naturalis die Kehlen abzudrehen.

Eines der vielen Mittel — das Unternehmertum hat eine reiche sadistische Phantasie — ist die Verdrängung aus dem Submissionskreise. Die Konzernbildung hat die Unternehmer derart angereizt, daß sie ohne Kartellierung anscheinend überhaupt nicht auskommen können. Man hat bald herausgefunden, daß es auf der Welt so ungefähr nichts giebt, was sich nicht syndizieren läßt. Das Netz wird nicht ausgespannt, um Fischlein, die schon da sind, zu fangen, es ist auch ein Lauernetz für Zukunftsgüter. In der Mitte sitzt eine Riesenspinne mit gedunsenem Leib, das Kapitalungeziefer, und saugt aus schwachen Menschen das Blut. Wenn der Kampf noch wenigstens ehrlich gefochten würde. Aber die Gier nach jedem Auftragsbrocken, den eine Behörde vergeben will, kennt keine Ehrlichkeitsskrupel. Sie verschleiert sich dicht und lügt der Außenwelt vor, die Freiheit der Konkurrenz sei gewahrt. Aber hinter dem Schleier „schützt" sie sich gegen jeden Wettbewerb von Leuten, denen ein einziger Auftrag Lebensessenz ist, und kann ihrer starken Konstitution Preise zumuten, die dem Kleinen verlustbringend sein würden. Derartiger Geheimkartelle, Syndizierungen zum Zweck wirtschaftlichen Meuchelmordes, gibt es eine ganze Anzahl in Deutschland. Das Elektrokartell war das berühmteste. Von anderen wurde nicht so viel Wesens gemacht. Aber die Meuchelinstitution ist allgemein. Kühne Ehrlichkeitsstirn und hinter dem dichten Schleier Geheimabmachungen, die das Gegenteil von dem sind, was nach außen behauptet wird.

Man scheint gegen diese Gebilde machtlos zu sein. Preußen hat Ministerialverfügungen erlassen (zum Beispiel 1905 an die Oberpräsidenten), das Ministerium der öffentlichen Arbeiten hat sich auf Reichsgerichtsentscheidungen ad exemplum berufen, allein das hat nichts genützt. Der Moloch giert lustig weiter und frißt, was zu haben ist. Die Kleinunternehmer, Handwerker, Liliputfabrikanten, jammern und schreien nach Hilfe. Man hat Schiedsgerichte eingeführt. Aber auch sie haben das Übel nicht beseitigt. Jetzt hat man einem Reichstag in Agonie zugemutet, in letzter Sterbestunde noch dieses wichtige Problem zu lösen. Die Nationalliberalen haben den Reichsboten einen Antrag unterbreitet, „die verbündeten Regierungen zu ersuchen, einen Gesetzentwurf betreffend die Regelung des Submissionswesens im Deutschen Reich, dem Reichstage vorzulegen." Ausgerechnet die Nationalliberalen, in deren Reihen gerade die Submissionsschädlinge zu suchen sind. Der Antrag ist Wahlköder. Was die Partei angeht, die ihn einbringt. An sich wäre die reichsgesetzliche Regelung dieser Daseinsfrage nur zu begrüßen. Aber dazu bedarf es intensiver Studien, Hinzuziehung betroffener Kleinunternehmer, kurz einer detaillierten Untersuchung des vorliegenden oder erreichbaren Riesenstoffes. Keine Furcht! Der Reichstag — hoffentlich prüft erst der nächste die Materie — braucht vor dem Odium des reaktionären Mittelstandsretters nicht zu zittern. Darum handelt es sich nicht. Notwendigkeiten kann man nicht aufhalten, aber Gemeinheiten muß man verhindern.

Dr. Alfons Goldschmidt

Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Ein österreichisch-bayerisches Wörterbuch

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien hat die Herausgabe eines österreichisch-bayerischen Wörterbuches beschlossen, nachdem im Vorjahr münchener Anregungen, die sich um eine revidierte Neuauflage des Schmellerschen Werkes drehten, erfolglos blieben. Die Wiener haben für den großen Zweck zunächst ein Budget von 50 000 Kronen zu den Vorarbeiten der nächsten zehn Jahre genehmigt und sich an die Münchener um partielle Unterstützung gewandt.

Es liegt nahe, den Fall daraufhin zu untersuchen, ob die Tat der Wiener uns nur einer Unterlassungssünde zeiht, oder ob sie unseren Philologenapparat blamiert.

Das berühmte bayerische Wörterbuch von J. Andreas Schmeller erschien zunächst in den Jahren 1827, 1828 und 1836, 1837 vierbändig bei Cotta. In den Jahren 1872 bis 1877 erlebte das Werk durch G. Karl Frommann eine revidierte Ausgabe, für die die bayerische Akademie zeichnete und die Oldenbourg in Verlag nahm.

Nachdem eine Restauflage des auf Subskription ausgegebenen Werkes an die Antiquare verkauft worden war — merkwürdigerweise —, wurde das bayerische Wörterbuch rasch zur Rarität, und die Antiquare suchen die beiden Bände heute bereits um mehr als hundert Mark.

Somit wäre vom kaufmännischen Standpunkt aus das Schmellersche Erbe wieder zinsbar geworden, wenn sich der münchener Verleger zu einem Neudruck entschlossen hätte. Anderseits hätte vielleicht das wissenschaftliche Institut Veranlassung gehabt, durch eine Neuauflage der Verteuerung des glänzendsten Werkes, das die bayerische Philologie je herausgebracht hat, entgegenzutreten. Der Gegenstand war für beide Interessengruppen zu wichtig, als daß man ihn hätte vernachlässigen dürfen.

Es war nicht angebracht, Jahre lediglich in Erörterungen darüber hinzubringen, ob man einen glatten Neudruck veranstalten solle, ob der Wortgewinn eines unterdessen verstrichenen halben Jahrhunderts in der neuen Auflage zu verzeichnen sei und ob verwandte österreichische Sprachgebiete umfangreicher, als Schmeller das getan hatte, zu berücksichtigen seien.

Und so unterblieb über den Vorarbeiten zu den Vorarbeiten die schlichte Tat: den alten Schmeller, so wie er in der zweiten Auflage sich zeigte, im Neudruck herauszugeben. Wenn auch damit der seltene Fall sich ereignet hätte, daß ein Philologe das Werk eines andern ohne Randbemerkungen und ohne Schnörkel in die Welt gesetzt hätte, — gleichwohl wäre eine Tat zu verzeichnen gewesen.

Nun haben also die Österreicher ums Wort über Schmeller gebeten. Sei es, daß die Bayern die Anregung gaben, indem sie Briefe von Fakultät zu Fakultät schrieben; die Initiative aber geht doch von den Wienern aus. Und sei es, daß nun alles wieder gut und schön wird auf dem Gebiet unserer Sprachforschung: wir werden trotzdem noch mehr als ein Jahrzehnt auf einen Ersatz für das Werk warten müssen, aus dem die Antiquare eine Kostbarkeit gemacht haben. Und das wir in diesem schmellerlosen Jahrzehnt wahrscheinlich noch viel mehr vermissen werden, als in dem tatenlos abgelaufenen Jahrzehnt der Debatten über Schmeller und sein Werk.

* * *

Das neue große Wörterbuch will in seinem Titel das Wort „österreichisch" in den Vordergrund schieben. Man hat sich also zu einer Auffassung entschlossen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die das sogenannte bayerische Sprachgebiet durch eine politische Grenze spaltet; und in dieser Zweiheit hat man dem räumlich größeren Österreich den Vorrang gelassen. Mit Recht vielleicht darum, daß die Österreicher zuerst die Tat wagen, mit Unrecht aber darum, daß man sich über die Priorität des Schmellerschen Werkes hinwegsetzte und vergaß, daß dieses für die neue Arbeit Grundlage, Richtschnur und Baumaterial zugleich sein wird und unter allen Umständen in gewaltiger Breite aus dem neuen Buch herausſprechen wird.

Warum sollen uns die Resultate der großen Arbeit nicht als Wörterbuch bayerischer Mundarten präsentiert werden? Es handelt sich hier nicht darum, in den bayerischen Partikularismus des verstorbenen alten Sepp zu verfallen, der in den achtziger Jahren den Bayernstamm „ein Volk von zehn Millionen" nannte und Wiege, Siedelung und Dependenzen hartnäckig zusammenhielt, in Mißachtung der Erfolge der bekannten Austria felix.

Nein, es soll nur in Anerkennung der auch für die Sprachforschung maßgebenden historischen Tatsachen der Begriff einer gesamtbayerischen Sprache — wie ihn meines Wissens die Akademien in Wien und in München früher festhielten — bestehen bleiben. Ist es nicht charakteristisch für die kurzen Episoden der bayerisch-österreichischen Verschiebungen, daß Schmeller nach den napoleonischen Zeiten noch Salzburg in seiner Sprache nicht von Bayern trennen mag?

* * *

Der heutige Stand der gesamtbayerischen Dialektforschung verspricht für das neue Werk Vieles und Gutes, umsomehr, da auch der Laie wieder lebhafteres Interesse für Mundarten zu empfinden scheint. Schmeller fand ja leider seinerzeit recht wenig Unterstützung. Er hatte neben dem in der Münchener Staatsbibliothek aufgestellten Handexemplar des ersten Teiles ein „Album zu Schmellers bayerischem Wörterbuch" niedergelegt mit der Bitte an die Leser seines Werkes, „alles, was sie im Wörterbuch unrichtig finden oder gar vermissen werden, gefälligst vormerken zu wollen". Als er vier Jahre später den vermutlich neugewonnenen Sprachschatz durchmusterte, entdeckte er ganze zwei Eintragungen eines Kollegen.

Das ist nun wohl anders geworden. Man braucht für das bayerische Gebiet nur den Namen August Hartmann zu nennen und über die hochentwickelte Dialektforschung in Österreich lediglich zu bemerken, daß das internationale Anlegen von Phonogrammarchiven dem Vorbild der Wiener zu verdanken ist.

Allerdings dürfte man bei dieser Gelegenheit wieder Vergleiche zwischen Wien und München ziehen: dank dem Unterrichtsminister von Hartel konnte Pommer mit einer geradezu ungeheuren organisierten Hilfsmacht an eine Volksliedersammlung gehen, die nach den letzten Meldungen beispiellos umfangreiches Material liefert.

Wer begeistert Herrn von Wehner für dieselbe Idee? Oder: wer von unseren Philologen geht außerdem noch den Weg zum Kriegsminister, um durch einen ganzen Instanzenweg hindurch die sämtlichen Unteroffiziere zum Aufzeichnen aller Kasernenlieder zu gewinnen?

* * *

Zum Thema Volkslied sei den Herausgebern des neuen gesamtbayerischen Wörterbuches die Beachtung der Lücken im Schmeller warm empfohlen. Schmeller gibt nach Philologenart viele Anfänge von Liedern, aber zumeist nur die Anfänge oder Belegzeilen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn diese Lieder zu des Herausgebers Zeiten noch im Volk gesungen wurden oder wohl auch aufgezeichnet waren, so sind doch viele heute völlig vergessen und die Aufzeichnungen teilweise verloren. Ich las in Baaders „Chronik des Marktes Mittenwald" die Anfänge zweier Wildererlieder, die Köstliches verraten. Vergeblich suche ich sie durch Jahre wiederzufinden, obgleich zwischen den Notizen Baaders und heute nur dreißig Jahre liegen.

Es wären also in dem neuen Wörterbuch Lieder, die noch nicht im Druck festgelegt oder für den Druck vorbereitet sind, in extenso zu geben. (Eine geschmacklose Ausscheidung von Erotizis ist ja bei dem Ernst der Sache ohnedies nicht zu befürchten.)

Und vielleicht wäre der Tat der Österreicher eine gleich gewaltige der Bayern anzureihen: die Herausgabe eines altbayerischen Liederbuches, in Ergänzung der Pommerschen Sammlung.

Die Wege zur Sammlung des heute noch lebendigen Materials habe ich oben angegeben.

Starnberg, im November 1911

Georg Queri

Glossen

Italienisches

Die italienischen Meldungen von den Grausamkeiten der Araber fallen zeitlich zusammen mit der überraschenden Nachricht, daß der österreichische Militärattaché die Armee Canevas unter Protest verlassen habe, da er es mit seiner Ehre nicht für vereinbar halte, länger der tripolitanischen Kriegführung zuzusehen.

Man wird also die Beschwerden wegen arabischer Ausschreitungen umsomehr mit Vorsicht aufnehmen müssen, als kein unabhängiger Berichterstatter mehr in Tripolis geblieben ist, der die Wahrheit der italienischen Erzählung bestätigen könnte. Die kontinentale Presse aber ist wirklich nicht in der Lage, den Beifall senatus populique Romani zu erringen, indem sie etwa nach dem Sinne Giolittis schriebe.

Die Tatsachen stehen hindernd im Wege, und gerade die deutschen und österreichischen Zeitungen können für sich geltend machen, daß ihr Tadel der öffentlichen Meinung in beiden Ländern kaum genug tut, daß sie mildern und abwiegeln, denn im Volke spricht und denkt man mit sehr viel stärkerem Abscheu von diesem Kriege.

Vielleicht wird eine nahe Zukunft Italien darüber belehren, wie verderblich das Abenteuer ist, in das der gewissenlose Giolitti sein Land gestürzt hat; denn was sich jetzt in winterlichen Zeiten an Wolken und Nebeln sammelt, verspricht für das Frühjahr drohende Gewitter.

Der Rücktritt Nötzendorffs gewährt den außerordentlichen Mitgliedern unseres Dreibundes die Möglichkeit, sehr unangenehme Betrachtungen anzustellen und die Erkenntnis zu gewinnen, daß man in der Nähe von Pulverfässern besser nicht mit dem Feuer spielt.

Jedenfalls aber müßte das italienische Volk verstehen, daß sein Verhalten gegen Deutschland mehr als töricht ist.

Die Leidenschaftlichkeit, die man an italienischen Tenören schätzen kann, entschuldigt keinesfalls alle Unverschämtheiten, die sich Regierung und Volk gegen Angehörige des deutschen Reiches

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herausnehmen. Dankbarkeit hat vielleicht keinen großen Einfluß auf politische Beziehungen, aber wenn ein Land mit dem andern so sehr in realem und idealem Connex steht, wie Italien mit Deutschland, dann könnte es seine Wallungen klug unterdrücken oder mäßigen. Wenn Italien vergessen hat, daß es Venetien und Rom den heute Geschmähten verdankt, so ist vielleicht in vier Jahrzehnten die Erinnerung verblaßt; wenn es nicht weiß, wie viel deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler zu seinem Ruhme beigetragen haben, so sind das vielleicht Verdienste, die nur einigen Gebildeten klar geworden sind; aber wenn alljährlich hunderttausende von Deutschen ins Land kommen, sich als umgängliche und harmlose Menschen erweisen und dreihundert Millionen Mark deutschen Geldes jährlich zurücklassen, so sind das Vorteile, die auch dem biederen albergatore und trattore und droghiere und guido und facchino sinnfällig geworden sind.

Man macht den Deutschen nicht mit Unrecht den Vorwurf, daß sie Fremden gegenüber allzu entgegenkommend sind, aber in dem Fehler steckt doch auch wieder das Gute, daß hier politische Leidenschaft nicht leicht zur Verunglimpfung eines Gastes führt; und das ist nicht bloß Leidsamkeit es ist auch ein Stück guter Kultur.

Die Italiener scheinen aber gegenwärtig unsere Gutmütigkeit falsch aufzufassen, wenn sie alles, was sie gegen Engländer, Amerikaner und Franzosen wohlweislich unterlassen, gegen Deutsche recht hemmungslos unternehmen.

Wir haben die hysterischen Wutausbrüche unserer verehrten Verbündeten mit Gelassenheit gesehen, und dem Geschrei der temperamentvollen Südländer wenig Beachtung geschenkt, da man sie wohl auch in Friedenszeiten stets voll komischer Aufregung sieht.

Aber wenn sie als naive Kinder um so ungezogener werden, je länger man sie gewähren läßt, dann kann auch die deutsche Geduld ihr Ende finden.

Die Presse, der man schmutzige Absichten zuschreibt und die man für bestochen erklärt, könnte Stimmung gegen die Italienfahrten machen, und wäre es nur durch genaue Berichte über die Choleragefahr, die schon ins Toskanische hereingerückt sein soll. Sie hat wenig Gründe zur Rücksichtnahme, da nun sogar Giolitti die dumme Verdächtigung nachgesprochen hat.

Der dunkle Ehrenmann, dem kein Mittel zur Befestigung seiner Macht zu unsauber ist, wagt es nicht, englischen Zeitungen den gleichen Schimpf anzuhängen, wie wohl sie nicht weniger scharf über die Grausamkeiten in Tripolis geurteilt haben.

Warum läßt er ihnen gegenüber seine Heftigkeit nicht überschäumen? Er weiß, wie schnell sich Engländer solidarisch erklären und ein Land boykottieren, in dem einem der Ihrigen Unbill widerfährt.

Um so freier kann er sich nach seiner Meinung gegen Deutsche ausflegeln. Er weist Berichterstatter aus, die nicht eine Zeile gegen Italien geschrieben haben, nur weil sie Mitarbeiter an einer ihm nicht genehmen Zeitung sind.

Er sieht wohlgefällig zu, wenn ein Dutzend Rowdys den Korrespondenten der Frankfurter Zeitung bedrohen und in der Überzahl jenen Mut zeigen, mit dem italienische Offiziere auf arabische Frauen und Kinder ein Scheibenschießen veranstaltet haben.

Giolitti hat freilich den Vorteil für sich, daß wir in Rom einen Herrn von Jagow als Gesandten haben, der jetzt Gelegenheit findet, seiner Abneigung gegen deutsche liberale Zeitungen Genüge zu leisten.

Vermutlich hat er auch zu große Mühe, gewisse Angehörige des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hohen deutschen Adels, die sich aus unerfindlichen Gründen in Rom herumtreiben, vor Unannehmlichkeiten zu schützen, und kann deshalb für den Schutz bürgerlicher Journalisten keine Zeit mehr aufbringen.

Trotzdem könnten sich Giolitti und die süßen Patrioten Italiens verrechnen, wenn sie Deutsche nur deshalb für rechtlos hielten, weil junkerliche Diplomaten sie ihnen preisgeben.

Man ist wahrhaftig nicht ganz und gar auf die Energie deutscher Legaten angewiesen, sonst stünde es schlimm genug.

Wie wäre es nun, wenn die deutsche Presse den Fehdehandschuh, den ihr Giolitti hinwarf, aufgriffe und Jahr für Jahr, so lange, bis man uns den gleichen Respekt wie den Engländern gewährt, zur Boykottierung Italiens aufforderte?

Muß es erst dazu kommen, daß der Pöbel in Rom die deutschen Besucher insultiert und mißhandelt?

Ich meine, wir sollten einmal den Versuch machen; und Herr von Jagow, der sich alsdann ganz den Angelegenheiten des hohen deutschen Adels widmen könnte, müßte uns dafür Dank wissen.

L.

Deutsche Justiz
Deutsches Publikum

A überfährt den B auf der Straße. Der Schutzmann notiert die Beteiligten und Zeugen sowie ihre Beobachtungen. Die Anzeige über den Vorfall geht an die Polizeibehörde.

Der Strafprozeß. Die Polizei besieht sich die Anzeige. Sie vernimmt Beteiligte und Zeugen nochmals. Diese machen ihre Angaben wie oben. Alles stimmt. Die Anzeige nebst Zuwachs geht an die Staatsanwaltschaft. Diese besieht sich die Sache. Augenschein macht sich nötig. Zeugen werden vernommen. Aussagen wie oben. Voruntersuchung ist gesetzlich zulässig. Voruntersuchung wird beantragt. Der Untersuchungsrichter sieht sich die Sache, den Ort, die Zeugen an. Er vernimmt sie alle noch einmal. Aussagen wie oben. Die Akten schwellen an. Die Sache ist glatt. Der Staatsanwalt erhält die Geschichte zurück. Er liest sie durch. Mehrseitige Anklage. Der Referendar fertigt sie. Der Staatsanwalt liest sie durch. Schreibmaschine. Der Referendar prüft die Abschrift. Der Staatsanwalt zeichnet sie. An die Eröffnungskammer. Der Vorsitzende liest alles durch. Er gibt die Sache dem Referenten. Dieser bebrütet sie zu Hause eine Woche lang. Sie läßt sich mit dem besten Willen nicht anders drehen. Er fertigt den bekannten stilwidrigen einsatzigen Eröffnungsbeschluß. In der Beratung trägt er die Sache vor. Die beiden anderen nicken. Das Hauptverfahren ist eröffnet. Zurück an die Staatsanwaltschaft. An die Strafkammer. Der Vorsitzende liest alles durch. Die Sache ist glatt. Termin zur Hauptverhandlung wird bestimmt. Zurück an die Staatsanwaltschaft. Zeugenladungen. Zurück an die Strafkammer. An den Berichterstatter. Dieser liest alles durch. Zurück an die Kammer. Hauptverhandlung: Zeugen. Aussagen wie oben. Fünf starke deutsche Männer mit grauen Haaren und vielen Dienstaltern beraten das Urteil. Natürlich wird Revision eingelegt. Zurückverweisung. Neue Verhandlung. Zeugen. Aussagen wie oben und so weiter. Wäre die Strafprozeßnovelle gekommen, hätten wir erst noch die Berufung gehabt. Heil uns!

Der Zivilprozeß. Der überfahrene B. verklagt den A. vor dem Landgerichte auf Schadenersatz, Schmerzensgeld, Rente, Hinterbliebenenversorgung und so weiter.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Zivilkammer kommt nach einigen Vertagungen (die bösen Anwälte!) zur mündlichen Verhandlung. Nach einiger Zeit werden auch Zeugen (siehe Strafprozeß) vernommen, Sachverständige gehört. Neue mündliche Verhandlung. Neue Anträge, andere Zeugen, bessere Sachverständige. Das Gericht beschließt, vorläufig einmal nur über den Grund des Anspruches zu verhandeln und „vorab" zu entscheiden. Neue Zeugen, noch bessere Sachverständige. Nach zwei Jahren Urteil: „Der Anspruch wird dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt." Berufung (warum denn nicht?). Oberlandesgericht. Am besten auch hier Zeugen und Sachverständige. Ein Jahr später zweites Urteil: Bestätigung des ersten. Revision (die Revisionssumme ist ja gegeben!). Wieder ein Jahr, drittes Urteil: Aufhebung der Vorentscheidungen; Mitwirkendes Verschulden des Verletzten war ja übersehen worden! Zurückverweisung an die erste Instanz. Dasselbe noch einmal. In den nächsten Jahren ein paarmal rauf und wieder runter. Später vielleicht einmal Verhandlungen und Entscheidungen über die Höhe des Anspruches. Die Prozeßparteien sind mittlerweile gestorben. Die Erben setzen den Kampf fort, und deutsche Richtergenerationen schlichten ihn weiter in unermüdlicher, unbestochener Kleinarbeit. —

Dies alles genau, peinlich begründet, mit tiefster Wissenschaft und Gründlichkeit! Und jeder deutsche Bürger beugt sich ihren Entscheidungen, solange — sie ihm Recht geben! Das deutsche Volk hat den Justizbetrieb, den es verdient!

Dr. Goldmann

Jedermann

Ein altes Spiel, auf scholastischem Schema aufgebaut, mit den typischen Zügen einfachster Lebenswirklichkeit erfüllt und in seinem einfältigen Verlauf an die letzte Bedeutung des Daseins rührend: Vergänglichkeit. Die Technik eines Holzschnittes, klar, simpel, in schlagenden Kontrasten langsam erzählend. Eine uns nicht mehr zugängliche Weltanschauung als Kern und Mittelpunkt, — das war das Thema.

Wenn Regie bedeutet, eine dichterische Gegebenheit so gründlich wie möglich unkenntlich zu machen, so war dies eine Meisterleistung der Regie. Prunkende Gewänder in Renaissancefarben, gelbe, rote und violette Lichteffekte, eine schimmernde, flimmernde, blitzende Festtafel, Engelchöre und Musik — und dazu eine langsame Deklamation, die tiefatmig sein soll und als Schreien wirkt, die Sinnlosigkeiten der Zirkusperspektive und die Lattenprimitivität der Drei-Etagen-Bühne, — so sah Reinhardts Darstellung des schlichten Spiels vom Sterben des reichen Mannes aus. Gott, Tod und Teufel, die höchsten Abstraktionen in sinnenfälliger Deutlichkeit, ohne Simplizität und Monumentalität, — dem Lächerlichen näher als dem Erhabenen. Ein starktoniger Schauspieler reflektierend in der Rolle des naivsten, gutmütigsten, gänzlich unindividuellen Michels. Das morbide Raffinement der Szene Schritt für Schritt in Widerspruch mit dem unschuldigen Volkston des gesprochenen Wortes, kalte Berechnung des Effekts statt Nacherleben, nicht einmal der Versuch nach Einheit des Stils: — das heißt, sich denn doch den Sieg über die Masse zu leicht machen. Und sie hat gedankt, tausendköpfig. Sie kennt ihren Protegé und weiß, was sie von ihm zu erwarten hat. Wer die Masse unterhalten will, gründe einen dramatischen Zirkus. Aber er lasse sich fortan den Titel geben, der ihm gebührt: Herr Direktor, und entweihe nicht den alten Namen eines Regisseurs.

Die Auferweckung der griechischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tragiker enthielt wenigstens eine große Intention. Äschylos und Sophokles gehören zum Urgebirge der Menschheit, dessen Gipfel uns nie aus den Augen schwinden dürfen. Welche Notwendigkeit lag vor, eine mittelalterliche Moralität auszugraben? Historisches Interesse? Das Volk kennt nur, was lebt und ist. Ein ewiger, unersetzlich großer Wert? Niemand wird ihn dem guten, etwas allzu verständlichen Werkchen zusprechen. Es bleiben also als treibende Kräfte der Hochmut eines volksfremden Dichters, der zu wissen meint, was das Volk gerade jetzt nötig hat, und der Wunsch eines Regisseurs nach Profanierung und letzter Ausnützung theatralischer Wirkungen. Wir haben nichts gegen das Experiment. Aber wir haben gute Gründe, dagegen zu protestieren, daß Sensationslust experimentiert und die Masse durch eine Vermischung von Theater und Zirkus für einfachere und reinere Wirkungen verdorben wird.

B.

Der Intelligent

Es gibt nichts Abgeschmackteres als einen aufgeweckten, wirklich intelligenten Menschen; einen Menschen, der für alles einen offenen Kopf hat, nichts übersieht, nichts vergißt, alles in seinem Gehirn registriert; der keinem Ding oder Geschehnis ratlos gegenübersteht, auf alles eine schlagfertige Antwort bereit hat und in jeder Lebenslage durch ein sicheres Urteil und einen klaren Blick geleitet wird. Es gibt kein ärmlicheres Ding als solch einen tadellos funktionierenden Mechanismus von Mensch, der überall, wo man ihn anrührt, eine exakte Bewegung ausführt, nicht zuviel, nicht zuwenig von sich gibt, wie es sich für eine wohl berechnete, peinlich konstruierte Präzisionsmaschine gehört.

Aus solchem Stoff sind die Musterschüler gemacht, die ihre Interessen und Kräfte nie zersplittern, stets ökonomisch das Ihre verwalten, immer den vorgeschriebenen Stoff bewältigen — gute Rechner und Lerner, aber papierene Stilisten und herzlose Alleswisser, die doch zutiefst nichts wissen, weil ihnen das Erlernte immer nur praktikable Materie bleibt, nie mit ihnen zusammenwächst und darum auch nicht losgerissen zu werden braucht, um nutzbringend verwendet zu werden. Das eigentliche Organ der Weisheit fehlt ihnen: die Leidenschaft des Geistes. Und darum können sie so leicht, ohne Liebe und Haß, ungestraft wuchern mit ihrem Pfund. —

Die Wahrheit alles Urteilens wird im Handeln erlebt, und darauf geht alle Erkenntnis, daß der Augenblick zum Erlebnis werde. Daher es keine ewige Wahrheit gibt ohne die fühlbaren Schauer eines ewigen Temperamentes, und keine Weisheit ohne die Leidenschaft des Geistes. Denn alles andere ist Intelligenz und aufgeklärte Dummheit. Selbst der Satz vom Widerspruch und alle übrigen Kategorien, die man noch gelten lassen will.

Man mag sich noch so erhaben darüber fühlen, aber jede wirkliche schlichte Dummheit und Einfalt ist besser als alle Intelligenz. Jede naive Einfalt fühlt, daß es noch Unbekanntes gibt, und daß kein Ding so einfach ist, daß es nicht doch zum Rätsel werden könnte. Jede naive Seele sucht nicht nach Wissen, denn das ist wie eine gläserne Wand, hinter der man alles mögliche sehen, aber durch die man nicht hindurchdringen kann; jede naive Seele sucht nach Glaube, denn *eines* vermag sie doch zu ahnen: daß alle Erkenntnis nur die verworrene Einsicht in die verwirrenden Gänge des Erlebens ist und kein Ariadnefaden zurückführt zur Einfachheit der Dinge, die nur der Einfalt bewahrt bleibt. Aber die Intelligenz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

baut sich leichte Brücken über die Abgründe, sie geht nicht durch das Labyrinth, sondern stellt sich mit der Kühnheit, die dem Einsichtigen verweigert ist, über die Dinge. Und sie sieht herunter wie ein Flieger auf die grüne Landkarte unter ihm und sie umspannt leicht, je höher sie steigt, desto fernere Punkte. Aber auch desto schmäler werden die weißen Bänder der Straßen und die dunkleren der Flüsse, und desto unmöglicher wird es, darüber zu urteilen, ob der Wanderer, der jetzt gerade auf einem dieser weißen Wege geht, nicht über die harten Kiesel unter seinen Füßen flucht, oder ob er ebenso hemmungslos darüber hinweggleitet wie der Riesenvogel über ihm. — Der Intelligente schwebt ohne Anstrengung und Staunen über die Unebenheit der Dinge und sieht doch alles, — aber er fühlt nichts als das Rattern seiner Maschine.

Wenn man alle Hemmungen und Reibungen beseitigen würde, wäre nicht vorzustellen, in welche Raserei und Konfusion die Welt geriete. Es wäre, wie wenn man eine gespannte Uhrfeder plötzlich losließe und alle Kraft, die auf Stunden und Tage ausgereicht hätte, in dem Bruchteil einer Sekunde verschwendete. Die Hemmung bewirkt Spannung, und die Spannung ist innere Festigkeit. Es ist ganz undenkbar, daß ein Mensch ohne diese innere Festigkeit etwas überwinde, etwas erkenne. Die Hemmungen sind daher die eigentliche Ursache des Fortschritts.

Unsere Intelligenten aber haben den Freibrief auf den Fortschritt, und unsere Intelligenten verachten die Hemmungen. Denn für einen Aufgeklärten gibt es nichts Hemmendes, das nicht überwunden werden könnte; darin liegt ja eben seine Intelligenz. Es wird also das notwendige Ende der Intelligenz sein, daß alle Spannung und innere Festigkeit aufgehoben werde und die Erkenntnis sich in ein Nichts, das mit unendlicher Geschwindigkeit in den Raum entflieht, auflöse. Da aber auch der Raum nur eine Hemmung und das Nichts ein „Etwas" ist, das sich nicht von der Stelle bewegen kann, weil es keine Stelle einnimmt, so — endigt die Intelligenz im Unsinn.

Aber kein Intelligenter wird das zugeben, daß sein Götze sich selbst um so gieriger verzehrt, je dicker er wird von den fetten Opfern seiner Anbeter. Und der fruchtbaren Hemmungen werden immer weniger werden, nicht etwa, weil alle Welträtsel gelöst sind, sondern weil kein Intelligent im Namen der heiligen Aufklärung Hemmungen fühlen und Wahrheit erleben darf. Und alle Andersgläubigen werden diese Katastrophe der Erkenntnis nicht aufhalten können, weil gegen nichts der Kampf aussichtsloser ist als gegen die aufgeklärte Dummheit.

Adolf Lapp

Verantwortlich: für die Redaktion i. V.: A. Schremmer, für den Inseratenteil Fritz Roeßler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom alten Reichstag zum neuen

Von Professor Otto Harnack

Den jetzt zu Ende gehenden Reichstag kann man das „lange Parlament" nennen. Zwar seine Dauer geht tatsächlich über das gesetzliche Zeitmaß nicht hinaus; aber dies Zeitmaß erscheint uns verdoppelt, wenn wir bedenken, was sich zwar nicht an Taten, aber an Erlebnissen des Reichstages in ihm zusammendrängt. Sicherlich wäre es richtiger gewesen, diesen Reichstag aufzulösen, als die Reichspolitik im Sommer 1909 eine ganz veränderte Wendung erhielt. Daß es nicht geschah, war nur eine Folge der Geringschätzung, deren sich in den „maßgebenden" Stellen in Berlin die Volksvertretung immer noch erfreut. Aber, daß es damals möglich erschien, mit demselben Reichstag unter so veränderten Verhältnissen weiter zu regieren, das war zugleich eine Folge der Schwäche des Reichstages. Welche Kautschuknatur hat er bewiesen! Welche Unfähigkeit, eine Regierung nach seiner Art zu fordern, zu schaffen und zu erhalten! Den entscheidenden Zeitpunkt, in dem die Möglichkeit gegeben war, eine Steigerung der Gewalt des Reichstages, eine verfassungsmäßige Regelung der Gewalt des Reichskanzlers zu erlangen, bei den Debatten des November 1908, hatte der Reichstag schließlich ungenützt vorübergehen lassen. Die matten Versuche verliefen im Sande.

Von dem neuen Reichstag müssen wir vor allem die Kraft und das Kraftbewußtsein erwarten, die für eine wahrhaft parlamentarische Regierung im Reiche die Voraussetzung sind. Wir müssen uns gegenwärtig halten, daß damit nur etwas erstrebt wird, was in den weitaus meisten Staaten Europas schon besteht, und worauf das deutsche Volk nach dem Maß seiner politischen und kulturellen Reife gewiß mehr Anrecht hat, als manche andere Völker, die es schon besitzen.

Fragen wir, von welchen Parteien ein festes Vertreten dieser Forderung zu erwarten ist, so sind leider nur die fortschrittliche Volkspartei und die sozialdemokratische Partei zu nennen. So sehr wir uns bewußt sind, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Wahlbündnis zwischen beiden Parteien unmöglich ist, so wird diese Übereinstimmung sie doch in den Stichwahlen zueinander führen, und sie werden im neuen Reichstag in den entscheidenden Existenzfragen des Reichstags Schulter an Schulter stehen. In der nationalliberalen Partei hat leider auch die Oppositionsstellung, in welche sie durch den Abschluß der Reichsfinanzreform gebracht wurde, haben auch die Ereignisse der letzten Jahre noch nicht die Scheidung zwischen den konträren Elementen, die in ihr vereinigt sind, hervorgebracht. Einige Anzeichen, besonders in Hessen, wo die Gruppe derer um den Freiherrn von Heyl den Namen „liberal" wie zu einem schlechten Scherz noch sich beilegen läßt, schienen Hoffnung zu geben; es hieß, es solle aus bisherigen „Nationalliberalen" eine hessische Organisation der freikonservativen „Deutschen Reichspartei" entstehen; allein es ist auch davon wieder still geworden. So bleibt nichts übrig als zu wünschen, in der nationalliberalen Partei möge der liberal denkende Teil die entschiedene Oberhand über die bloßen Namenliberalen behalten, die nur allzuoft heimlich der offiziellen Politik der Partei entgegenarbeiten. In früheren Zeiten konnte hie und da wohl auch das Zentrum für Rechte der Volksvertretung eintreten; doch war es von jeher klar, daß es diese immer als ein geeignetes Tauschobjekt ansehen würde, wenn es sich als möglich erwiese, dafür ein Entgegenkommen der Regierung gegen ultramontane Forderungen einzuhandeln. Und heute wird niemand, auch kein Sozialdemokrat mehr, erwarten, daß das Zentrum die Vorteile der Regierungsgunst für die Vertretung irgendwelcher Volksrechte aufgeben werde.

So muß das Bestreben aller Freigesinnten darauf gerichtet sein, für den kommenden Reichstag eine Majorität von Fortschrittlern, Nationalliberalen und Sozialdemokraten zu erzielen. Freilich auch die schärfsten Anstrengungen in dieser Richtung können nicht den berechtigten Lohn finden, weil die grenzenlose Ungerechtigkeit der Wahlkreiseinteilung entgegensteht. Über sie haben wir schon früher an dieser Stelle gesprochen und ihre Abschaffung als die erste Vorbedingung einer liberalen Reichspolitik bezeichnet. In der Gegenwart aber müßten wir zufrieden sein, wenn es bei der jetzigen Wahlkreisgeometrie gelänge, eine auch nur ganz knappe Majorität der drei genannten Parteien zu erreichen.

Wenn eine solche Majorität es dann durchsetzte, ihre Grundforderung zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erringen: eine wahrhaft parlamentarische Regierungsweise, so würde das für alle Zweige des Staatslebens die wertvollsten Früchte tragen. In der auswärtigen Politik würde es dem Reichskanzler zur stärksten Stütze werden. Wir gehören nicht zu denen, welche über den Marokkovertrag Wehe schreien; wir glauben, daß im ganzen soviel erreicht sein mag als unter den Umständen zu erreichen war; aber es liegt auf der Hand, daß diese Umstände sehr viel günstiger lägen, wenn der leitende Staatsmann seinem Gegner stets vorhalten könnte, daß er auf die parlamentarische Majorität, die ihn stütze, Rücksicht nehmen müsse, daß er an ihre Zustimmung gebunden sei, und daß seine Nachgiebigkeit darin ihre Grenzen habe.

Und in der inneren Politik! Wir wollen nicht lockende, glänzende Zukunftsbilder heraufbeschwören; wir wollen nur dem neuen Reichstag zurufen: „Trachtet am ersten nach parlamentarischer Macht, so wird die Wohlfahrt des Reiches Euch zwar nicht von selbst zufallen, aber Ihr werdet sie selbst schaffen können!"

Aufmarsch, Wahlkampf und Taktik

Von Heinrich Hutter

Die Heere stehen zur Schlacht an. Es hat sich ideell ein Begriff der Linken gebildet. In Wirklichkeit ist die Schlachtlinie der Linken noch in einem stumpfen Winkel gebrochen. Die Sozialdemokratie sucht unter dem Feldruf „Wider die Reaktion", die Liberalen, die sich unter der gleichen Parole verbündet haben, aus ihren Wahlkreisen zu verdrängen. Stoß erzeugt Gegenstoß. Er droht in zahlreichen Wahlkreisen den für die Stichwahl aussichtsreichsten Kandidaten der Linken aus dieser auszuschalten, was die Rechte und das Zentrum als unverdienten Wertzuwachs buchen können. Man nennt das „falsche Stichwahlen".

Auf die Rechte und das Zentrum hat schon der „Begriff" der Linken eine starke Wirkung ausgeübt: Das Zentrum hat, trotz seines hohen politischen und konfessionellen Interesses, nach den inneren und äußeren Anfechtungen alle Stimmen im ersten Wahlgang zu zählen und möglichst hohe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ziffern in Berlin und in Rom zu präsentieren, in allerjüngster Zeit zum allererstenmal einen weitblickenden Pakt mit den Konservativen schon für den ersten Wahlgang geschlossen. Es unterstützt diese in der uneigennützigsten Weise und verzichtet auf manches Hundert Mille Stimmen, um den Reichstag so zusammenzusetzen, wie es ihm passend erscheint. Das Zentrum schwächt seine eigenen Wahlziffern zur Stärkung seines Bundesgenossen, wohlwissend, daß dies sein eigenes Interesse ist. Es stimmt im ersten Wahlgang für die Konservativen an Orten wo diese viel schwächer sind als das Zentrum, weil es die politische Psychologie über die Statistik und Arithmetik stellt und berücksichtigt, daß die konservativen Stimmen viel schwerer auf das Zentrum geführt werden können, als die willfährigen und disziplinierten Zentrumswähler auf die Konservativen.

Die gleiche psychologische Regel gilt an sich zwischen Liberalen und „Genossen". Dabei kommt noch ein anderes, von der Sozialdemokratie nicht erkanntes Gesetz hinzu: Das sozialdemokratische Programm enthält zu einem Bruchteil liberale, zu einem Bruchteil sozialistische Forderungen. Es vergibt sich also der Sozialdemokrat prinzipiell nichts, wenn er für das liberale Programm stimmt, das er in Hauptpunkten zu seinem eigenen gemacht hat. Er hat hauptsächlich taktische, nicht programmatische Widerstände zu überwinden. Der Liberale aber handelt gegen sein Prinzip, wenn er für ein Programm stimmt, das er zu einem wichtigen Bruchteil ablehnt. Mit anderen Worten, es ist ein viel geringerer Konflikt, sich mit einem Weniger der eigenen Wünsche zu begnügen, als das Gegenteil der eigenen Wünsche mit in den Kauf zu nehmen.

Das Zentrum hat taktisch eine überlegene Stellung gewählt, indem es die Phalanx in der ersten Schlacht herstellt. Hätte die Linke eine solche Stellung genommen, so würde das einen Mehrzuwachs von mehreren Dutzend Sitzen für die Linke bedeuten.

Es gibt viele Nichtpolitiker, die den einen Teil dieser Einsicht lebhaft auf sich wirken lassen und sich dadurch zu halb ängstlichen, halb zornigen Klagen gegen die bürgerliche Linke gestimmt fühlen. Das „Berliner Tageblatt" sammelt und applaudiert solche Stimmen. Aber diese Klagen sind unpolitisch, deplaziert und falsch adressiert.

Die Sozialdemokratie hat die Stimmzählungs- und Agitationstaktik

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unweigerlich zum Prinzip erhoben, überall zu wählen, überall alle Gegner anzugreifen, gleichviel ob sie zu der „Reaktion" stehen oder gegen dieselbe. Sie greift in dem Augenblick der wichtigsten Schlacht auch die Gegner ihrer Gegner in ihrem Besitztum leidenschaftlich an. Die Abwehr dieses Angriffes ist für die Linke und den Liberalismus eine absolute Notwendigkeit. Also mögen die beweglichen Stimmen entweder in sozialdemokratischen Blättern erhoben werden, falls diese so freundlich sind, die Kritiker ihrer Taktik anzuhören, oder aber verstummen unter dem Druck der Komik, die darin liegt, die bürgerliche Linke aufzufordern, die unabänderliche Taktik der Sozialdemokratie zu ändern oder zu ignorieren.

Wäre diese unter Berücksichtigung jener psychologischen und logischen Gesetze entschlossen gewesen, im ersten Wahlgang so zu wählen, wie der große Moment und die plötzliche Einheitlichkeit der blau-schwarzen Gegner es rechtfertigt und fordert, so hätte sich eine politisch und persönlich wirksam zusammengesetzte starke Mehrheit der Linken bilden lassen. Das ist nicht bloß möglich, nicht bloß wahrscheinlich, sondern gewiß, denn es wäre eine außerordentliche Stoßkraft persönlich und politisch freigeworden. Ob ein ähnlicher politischer Augenblick wiederkommt, oder ob Deutschland Jahrzehnte warten muß wie Belgien, wo die Sozialdemokratie durch die Schwächung der Liberalen, die klerikal-konservative Mehrheit dreißig Jahre in den Sattel gesetzt hat und erst jetzt die Taktik ändert und erkennt, daß der Liberalismus für die Herstellung freier Zustände unentbehrlich ist.

Trotz des Schadens einer falschen Taktik, die sich nicht das kluge Vorbild des Zentrums zum Muster nimmt, wird der blau-schwarze Block eine Niederlage erleiden, nur wird sie nicht so empfindlich sein, wie sie sein könnte und sollte. Die neue politische Zeit, die das Volk mit einem großen Ruck heraufzuführen, das instinktive Bedürfnis hat, kommt viel langsamer, wenn die Linie der ersten Schlacht gebrochen ist und aussichtsreichere Kandidaten ausstößt.

Damit fehlt die einheitliche Strategie und die ökonomische Verteilung der Streitkräfte; damit ist am ersten und heißesten Schlachttag vom 12. Januar eine bis zum Wahltag naturnotwendig sich steigernde Kampfesstimmung zwischen die Linke und die äußerste Linke getragen, die verwirrt, erbittert und auch die Stichwahlstimmung zum großen Vergnügen der geeinten Rechten belastet. Wenn sich das rächt, so trifft die Hauptverant-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wortung die Sozialdemokratie, die von den Liberalen im Namen des Liberalismus gemeinsame Bekämpfung der Reaktion fordert und ihnen zugleich im Namen des Sozialismus in die Flanke fällt. Diejenigen Berliner aber, die der bürgerlichen Linken raten, sie sollen sich wider den Gegner in der Flanke nicht wenden, kennen das Wahlgesetz und die psychologischen Gesetze nicht.

Es ist nötig und nützlich, sich das zum voraus klarzumachen. Sicher ist, daß die eine Linie die ganze Linke zu positiver parlamentarischer Arbeit und zur Aufrichtung eines neuen politischen Systems gedrängt hätte, ferner, daß dies ein Vorteil für den Staat und für die Arbeiter sein würde, und endlich, daß es ganz Deutschland zur politischen Verantwortlichkeit erzogen haben würde. Aber gerade dieser Wirkung und Verantwortung weichen zahlreiche Führer der Arbeiter aus.

Schade, es wäre hübsch gewesen und hätte den weiten Weg gekürzt. Aber am Ende führen alle Wege zum Fortschritt.

Die elfte Stunde in Persien

Von Julius Sachs

Der Abschluß der englisch-russischen Konvention im Jahre 1907 wurde allgemein als der Beginn zur Aufteilung des Landes aufgefaßt. Was deren sofortige Realisierung hintanhielt, war neben dem Grundsatz der Politik Englands, sich möglichst lange mit Provisorien zu begnügen, der besondere Grundsatz seiner asiatischen Politik, den Kontakt mit anderen Großmächten durch Einschaltung von Pufferstaaten abzuschwächen. Ein weiterer Grund war in der türkischen Position gelegen, die in der russischen Zone etabliert worden war. Das okkupierte Stück der Türkei zu überlassen, daran konnten die Russen nicht denken, dazu war es zu groß und ihre Position war eine so starke, daß nur ein Krieg sie aus dem Gebiete hätte verdrängen können. Wir haben (im Hefte 34) die Verstärkung beschrieben, die die Türken ihrer Position angedeihen ließen, als nach der Note Greys vom 17. Oktober 1910 die persische Frage akut wurde, wie die Umstände, die Rußland von einem Kriege abhalten mußten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir sahen auch, wie das so oft von uns dargestellte Interesse Englands an der Schwächung der Türkei sich hier mit dem russischen Wunsche begegnete, das Hindernis der vierten an Persien interessierten Großmacht zu beseitigen.

Nun hat die letzte Zeit in diesen Voraussetzungen gewisse Veränderungen eintreten lassen, die Rußland zu seinem Vorstoße ermutigten. Die allgemeine politische Stimmung ist heute dem Realisierungsgedanken günstig, vergleiche Marokko und Tripolis. Dann hatte es sich für Rußland darum gehandelt, die Türkei zu packen oder geeignete Ereignisse abzuwarten und auszunützen. Dies gelang auf dreifache Weise. Die Russen hatten im August die persische Regierung für die Rückkehr des Exschah verantwortlich gemacht. Sie nahmen gegen die Regierung Stellung, weil diese mit den Jungtürken sympathisierte, was eine starke Festsetzung dieser im Urmiagebiete zur Folge gehabt hatte. Und sie unterstützten den Exschah, in der Erwartung, daß dieser nach seiner Neuinthronisierung gegen die türkische Position vorgehen würde. Neben diesem Versuche, die Türkei von der persischen Seite selbst anzugreifen, wurde von der europäischen Seite her ein diplomatischer Versuch unternommen. Rußland erkaufte sich von Deutschland gegen die bekannten diesem zugestandenen Kompensationsbedingungen, wie sie im potsdamer Abkommen fixiert wurden, dessen Verpflichtung, daß es die Türkei in ihren auf Persien gerichteten Velleitäten nicht ermutigen werde. Als dritten Faktor, der Rußland das Vorgehen entgegen der Türkei erleichtert, muß es den Tripoliskrieg betrachten. Wohl ist eine geheime Delegation nach Konstantinopel abgegangen, um den Sultan zu bitten, er möge sich Persiens annehmen, wogegen der Pforte territoriale Konzessionen in Urmia zugestanden würden. Wohl sucht diese militärisch einzugreifen, indem sie zwei in der Nähe der persischen Grenze stehende Armeekorps mobilisiert, und diplomatisch, indem sie sich bei den Mächten für die Erhaltung der Unabhängigkeit Persiens aus den Motiven religiöser Gemeinschaft wie aus denen wirtschaftlicher Interessen ausspricht. Die allgemeine militärische wie diplomatische Lage der Türkei ist aber durch den Krieg so geschwächt worden, daß die russische Regierung nicht umhin kann, den Moment als einen günstigen zu betrachten. In Konstantinopel verdrängt die persische Frage fast das Interesse am eigenen Kriege. Die Meldung, Rußland habe der Pforte persisches Territorium gegen die erbetene Konzession zur Freigabe der Dardanellen angeboten, ist natürlich falsch.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Während aber so die allgemeine politische und diplomatische Lage wie die Lage im Lande und speziell die Situation des ottomanischen Reiches der russischen Absicht, das englisch-russische Abkommen endlich aktiv werden zu lassen, günstig erscheinen müssen, ist eine der Voraussetzungen, die britische nämlich, jener Absicht ebenso ungünstig, wie sie es 1904 war. England kann die Aufteilung nicht erwünscht sein. Neben dem Fortbestehen des alten historischen Gegensatzes kommt die Erwägung in Betracht, daß die Einflußzonen nicht mit den Teilungszonen zusammenfallen; die Teilung würde Rußland drei Viertel und England, das überhaupt an Persien minder interessiert ist als Rußland, nur ein Viertel des Landes geben. Ferner kommt für England die muselmänische Frage von zwei Seiten her in Betracht, von der türkischen und von der indischen Seite. In dem Augenblicke, wo König Georg in Indien die Huldigung empfangen soll, kann die Erregung unter den Hunderten Millionen muselmanischer Einwohner der Regierung nicht erwünscht sein. Und schließlich wissen Kenner der Verhältnisse, daß England sich augenblicklich mit der Türkei gut zu stellen versucht. Wie weit seine Absichten gehen, ist nicht bekannt; die Tatsache selbst aber ist unleugbar und hat in dem glänzenden Empfange, den Georg V in Port Said dem englandfreundlichen Kiamil Pascha angedeihen ließ, eine bedeutsame Bestätigung gefunden. — Diesen Rücksichten steht die auf die Situation der Entente gegenüber, die England gerade im jetzigen Augenblick abhalten muß, irgendwie sich Rußland unfreundlich zu zeigen. Dieses Dilemma kann England nur eine Handlungsweise vorschreiben — es muß versuchen, zu temporisieren und die Sache hinauszuziehen.

Es ist demnach nicht zu erwarten, daß eine Realisierung der russischen, auf die Teilung Persiens gerichteten Absichten jetzt schon erfolgen wird. Aber Rußland ist doch imstande, einige mächtige Etappen auf dem Wege zu diesem Ziele zu realisieren. Und in der Erreichung *dieses* Zieles wird es durch das ganze Vorgehen der englischen Regierung wie durch das Benehmen der persischen unterstützt. Offiziell stellt sich die britische Diplomatie auf den Standpunkt, die russische Regierung habe versichert, daß die militärischen Maßnahmen, die sie auf persischem Gebiete ergriffen habe, rein provisorischer Natur seien. Unter diesem Vorwand aber drückt sie vor dem eigenmächtigen Vorgehen der russischen Beamten in Persien beide Augen zu; ja sie hat fast

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine gewisse Konnivenz an den Tag gelegt. Schritt für Schritt ist Sir Edward Grey der russischen Regierung entgegengekommen. Er hat Persien mitgeteilt, es möge für Nordpersien keine britischen Untertanen zu Beamten berufen, da dieses dem englisch-russischen Abkommen widerspreche; er hat am 26. November im Unterhause erklärt, Rußland würde zur Aufstellung neuer Forderungen genötigt sein, und seine Erklärung vom 30. November brachte, wenn auch mit einem gewissen vorsichtigen Zwange, das nahe Zusammengehen beider Regierungen zum Ausdruck. Die Rede Lord Curzons vom 9. Dezember hat einen unklaren Punkt erhellt und festgestellt, daß das zweite russische Ultimatum vor der Absendung der englischen Regierung gezeigt worden sei. Vor allem ist in den Erklärungen Sir Greys und in seinen Persien erteilten Ratschlägen von dem englisch-russischen Abkommen selbst die Rede gewesen, von der Rücksicht, die Persien auf dieses nehmen müsse und so weiter. Und dies ist von besonderer Bedeutung, namentlich, wenn man den Anlaß ins Auge faßt, der die Ultimata Rußlands hervorgerufen hat: die Tätigkeit des amerikanischen Finanzrates. Die persische Regierung hat selbstverständlich das englisch-russische Abkommen immer für nicht existierend angesehen, da sie sich sonst ja der eigenen Unabhängigkeit begeben hätte. Und was man Morgan Shuster im letzten Grund vorgeworfen hat, war, daß er diesen Standpunkt der persischen Souveränetät sich zu eigen machte und so vorging, als gäbe es keine englisch-russische Konvention. Eben seine, des Repräsentanten der persischen Unabhängigkeit, Hervorkehrung dieser Souveränetät hat zur Folge gehabt, daß Rußland Forderungen stellt, mit deren Annahme der Medschlis spontan auf die Unabhängigkeit des persischen Reiches verzichten würde; daß Rußland dieses für nicht ebenbürtig erklärt hat und daß auch England durch seine Erklärungen die persische Souveränetät geschwächt hat.

Eine weitere Unterstützung hat England Rußland insofern geleistet, als die Perser glaubten, die zwischen den beiden Ententemächten bestehende Rivalität ausnützen zu können und durch die entsprechend unternommenen Schritte ihre Lage noch verschlimmerten. Sie haben dem ersten Ultimatum nachgegeben und werden mit dem oder jenem Kompromiß auch dem zweiten sich beugen. Aber ihr jedesmaliges Zögern hat Rußland den Anlaß geboten, die Etappe vorzuschieben. Die Tendenz, in der Rußland das erste Zögern aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nützte, hat sich seither immer verschärft. Es hat Truppen bis in die Nähe von Resht gesendet und nach Kaswin und nun rücken sie von Resht und Enzeli auf Teheran. Und England ist fast gezwungen, mit nach Teheran zu gehen, wenn nicht der russische Einfluß sich auch ganz auf die neutrale Zone erstrecken und den englischen illusorisch machen soll. Die Erprobung der englisch-russischen Konvention auf ihren praktischen Wert ist wohl noch nicht zu Ende gekommen.

Der Versuch, sich den modernen Verhältnissen anzupassen, hat dem Islam kein Glück gebracht. Marokko, in das die moderne Organisation von Frankreich getragen wurde, hat an dieses seine Selbständigkeit verloren. Die Kraft, mit der die junge Türkei ihre modernen Institutionen ausbaut, war mit der vorauszusehenden, aber noch nicht vollendeten Erstarkung mit ein Grund, daß die alten Forderungen ohne Verzug liquidiert werden. Und das Vorgehen Morgan Shusters, das den neuen Vorstoß Rußlands veranlaßt hat, war nichts weiter als der beunruhigende Versuch Persiens sich zu reorganisieren.

Spielzeug / Von Paul Mahlberg

Die Spielzeugindustrie hat die allerdings schwierige Aufgabe, die Erzeugnisse der Maschinenkultur unseres ehernen Zeitalters dem Kinde hand- und spielgerecht zu machen. Sie kann nicht daran vorübergehen, ohne sich selbst zu schaden und in der hellen Kinderfreude an Geschenktagen gleich ein ungestopftes Loch zu lassen. Das die Eltern mit dem standhaftesten Hinweis auf Rousseau und die Erziehung zur Freude an der Natur nicht über- und noch weniger verwinden könnten. In der Natur des abwechslungsreichsten Hühnerhofs mit den schönsten Bäumchen, die eine spitze Krone aus krolligem Grün über dem anmutig geschweiften, braunroten Stamm auf dem grünen Tellerchen haben, mit den schwersten walzenförmigen Hühnern mit dem straffen Federstutz und allen Häuserklötzen mit aufgemalten Türen und Fenstern, geht ein Kinderherz nur mehr en passant und nicht mehr mit Vergnügen spazieren; und die Christbaumlichter schwämmen in Tränen, wenn nicht eine Eisenbahn da

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wäre. Wenn sie „von selbst" läuft, so ist es gewöhnlich so, daß die Freude an ihr um so kürzer ist als der Mechanismus lange dauert, und umgekehrt; daß erst bei seinem Tode die Sonne der kindlichen Huld Sommerwende hat und erst die zersprungene Feder das Spielzeug aus der Langeweile wieder ins Licht rückt. Das Kind ist nicht gerne nur Weichensteller und hat bald zum letzten Male „Einsteigen! Abfahren!" und dann „Alles aussteigen" (es muß immer alles aussteigen) gerufen, wenn es nicht selbst als treibende Kraft diese beiden Stationen seiner Erkenntnis verbinden kann. Da ihm das ewige Aufdrehen bald fad wird, muß es nach kurzer Zeit selbst zum Spiel aufgedreht werden. Wenn es Instinkt genug hat, ruft es dann das Schicksal zu Hilfe und dreht die Feder kaput, oder es hilft sich dadurch, daß es die Lokomotive am Schornstein herumführt. Eine Lokomotive mit Dampf ist nun gar ein Unding. Ein kleineres Kind hat Angst dabei, und die Eltern schwitzen Blut; ein größerer Junge, der mit der Dampfmaschine Freude hat, ist zu stolz, um sein Vergnügen in den Gleisen von Kinderspielzeug laufen zu lassen.

Wie aber eine Lokomotive für Kinder beschaffen sein müßte, kann man aus der Art ersehen, wie sie selber „Zug" spielen. Eine Lokomotive in voller, freier Fahrt, wo die lebendige Kraft der gezogenen Last das Gleichgewicht hält und die Dampfkraft nur mehr zur Überwindung der Reibung auf den Schienen gebraucht wird, scheint in Kinderaugen eindruckslos zu sein, wie ja auch wir für die Überschnelligkeit der Turbine mit ein paar tausend Umdrehungen kein Auge haben und sie uns erst auf Umwegen begrifflich klar machen müssen, da sie uns an keinem Schwungrad sinnlich offenbar wird. Schon aus rein optischen Gründen übrigens kann wohl ein Kinderauge eine kaum gesehn entschwundene Lokomotive nicht fassen. Die Lokomotive hat die Funktion, schwere Lasten zu ziehen. Das kommt am besten zum Ausdruck in dem schwierigen, langsamen, keuchenden Anfahren nach der Ruhe. Nun hat das Kind offenbar eine Ahnung von dieser Funktion, denn es erklärt die Zeit ihres evidentesten Ausdrucks in Permanenz. Selbst wenn es eine Blitzzuglokomotive ist, geht es langsam, Schritt vor Schritt, den Zug der eingebildeten Last im Körper (mit hochgezogenen Schultern, vorgebeugtem Oberkörper und eingeknickten Knien) ausdrückend und wirklich einen Widerstand durch das Abschleißen der Schuhsohlen auf dem Boden produzierend. Da-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei unter rhythmischem tsch, tsch und kurbelnden Bewegungen mit den im Ellbogen geknickten Armen. Das ist das auffallendste, denn es beweist den Blick für das Gelenk der Lokomotive, die Stange von Rad zu Rad. — Also wird in dem Spielzeug der Ausdruck des Lastenziehenden als Funktion, äußerlich auch das Gelenkige der sichtbaren Kraftanwendung und hörbar ihr prustendes Sichluftmachen sein müssen. Die Naivität des Kindes verlangt gerade das letztere. Kinder und Völker in den Kinderschuhen wollen jede Kraftanstrengung heraushören, und die Ausübung der Wirkung gilt der Ursache gleich. Athene rät dem wütenden Achill, dem zur Beruhigung eine Kraftanstrengung nützlich wäre, sich mit Worten auszutoben. Und nimm eine Feder, hebe sie auf und ächze dabei, und das Kind glaubt an ihre Schwere.

Demokrit unterscheidet schon zwei Formen der Erkenntnis: die „dumme", rein auf sinnliche Empfindungsqualitäten gestellte, und die „echte" Verstandeserkenntnis. Man darf nicht vergessen, daß sich das Kind erst aus jener zu dieser, durch Sammeln sinnlicher Erfahrungen zur Abstraktion entwickeln will. Daß es an sinnlich wahrnehmbare Dinge noch keine Erkenntnisbegriffe, wie „schwer", „liebenswürdig", „gefährlich", oder Schätzungsbegriffe, wie „teuer", „selten" knüpft. Darauf muß beim Spielzeug geachtet werden. Erstens ist es falsch, kostbare Sachen zu schenken, denn davon hat das Kind nichts, wenn ein Spielzeug im Kasten liegt, und zweitens ist es unrichtig, Spielzeug zu verbreiten, das sich vom rein sinnlich Faßlichen fernhält, denn die Spekulation auf die verstandesgemäße Erkenntnis ist falsch, und das Kind hat noch weniger davon.

Gutes gibt's wenig, und der Rundgang durch mehrere Weihnachts-Spielwarenausstellungen großer Warenhäuser zeigte nichts Neues in dieser Hinsicht. Die nicht zu teuere Schlafpuppe kommt unsern Forderungen entgegen und deckt sich fast damit. Die Puppe macht die Augen zu, wenn man sie hinlegt. Das ist dem Kinde geläufig. Ein Neger, der immer kraft einer Feder mit dem Kopf wackelt, ist unbrauchbar, und übrigens will das Kind wenigstens die Freude haben, immer von neuem den Anstoß zu geben. Dann ist da eine Serie Käthe Kruse-Puppen. Diese Art ist zu wenig markant, zu bleichsüchtig. Das Kind kennt noch Farbenfreude. Also her mit der Anregung! Diese weichlichen Babygesichter sind nichts. Für ein Kind besteht ein Gesicht aus zwei Augen, einer Nase und einem Mund. Und es muß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch Backen haben, denn die sind ihm außerordentlich wichtig. Man frage eins, das ein Gesicht zeichnete, was die runden Dinger seien, die es noch, wie alle Kinder tun, an das Gesicht malt; nicht die Ohren, sondern die Backen. Man unterstreiche die auffälligen Formen und Farbwerte, stilisiere mit Absicht auf die Sichtbarkeit. Wobei Stilisieren nicht heißt, Abschleifen der Form in beliebigem kunstgewerblichem Sinne, sondern Extrahierung des Rhythmus der Dinge. Die dresdener Werkstätten haben mit der ersteren Art künstlerisch Fiasko gemacht. Die japanische Abteilung der Hygieneausstellung Dresden, die überhaupt Ausgezeichnetes in ornamentalen Zweckformen bot, enthielt vorbildliches Kinderspielzeug für die Größeren und Kleinen. Zum Beispiel eine Puppe, die eigentlich nur ein gestopftes Rechteck aus rotem Zeug gewesen wäre mit einem runden gelben Kopf auf dem Rumpf, wenn nicht das Ganze mit den, ohne motorisches Bewußtsein erhobenen Armen, und den steifstelligen Beinen so eindrücklich und reizend gewirkt hätte wie die alten Kasperlefiguren des Puppentheaters oder die Puppen, die man aus einem Lappen knotet. In ihrer Indifferenz können die Arme liebkosen, können andererseits als Henkel dienen; die Beine sind der kindlichen Phantasie zum Stehen, Schreiten, Springen, gleichermaßen zu willen.

Das muß sein, denn von seinem Liebling verlangt das Kind eine Proteusnatur. Deshalb ist es so ganz falsch, Karikaturen, also rein linear potenzierte typische Fälle oder Typen als Spielzeug auszugeben. Die Campbellpuppen, von denen jetzt Geschrei gemacht wird, Verkörperungen des Kleinkindertyps der amerikanischen Witzblätter, sind für den Erwachsenen einmal ganz drollig, aber das Kind kann nichts damit anfangen. Sie werden immer putzig-pfiffig über Eck gucken, aber niemals dem Kinde zuliebe lachen oder weinen können. Dagegen werden sie zum Grimassieren anregen. — Wie war es bei den Griechen? Deren Frauen saßen den Tag über im Anschauen der Götterbilder versunken, damit das Kind in ihrem Leibe mit der Macht der Schönheit jener Vollkommenen bedacht würde.

Man spricht viel von der Phantasie des Kindes beim Spielen, aber selten von den Konsequenzen. Wenn man unter Phantasie das Motiv versteht, das dem Kinde über Schwierigkeiten des Objekts hinweghilft, über die wir nicht fort können, (da wir auf der reinlich geglätteten Straße sachlich geordneter Vorstellungen zum Urteil gehen) so ist das ein Komplex von Kraft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und nicht vorhandenen Hemmungen: der Vorstellungskraft respektive dem Mangel an bremsenden ästhetischen oder Wertungsgründen. Diesem doppelt ungezügelten Zauberwagen will man in die Speichen greifen! Aber wenn die Phantasie an einem Lumpenditz am Werk ist, so klammert sie sich fester daran, als an eine Prachtpuppe. Und wenn eine Anhäufung von leeren Zigarrenkistchen von ihr besessen ist, so entsteht eine Burg, die fester ist als Stralsund, denn sie ist wirklich mit Ketten an den Himmel gefesselt, ein Jericho, das vor Posaunen des hellsten Lachens Unverständiger nicht in Trümmer sinkt.

Ob die vier Soldaten, mit denen der Junge sie bevölkert, ungleich groß sind, hebt die freudige Versunkenheit nicht auf. Sie kämpfen einträchtiglich Schulter an Hüfte. Wir dürfen nicht vergessen, das Formproblem macht immer und immer wieder mit einem Kinde zum erstenmal die Augen auf. Hundertmal am Tage sieht sich die ewige Kunst von neuem in einem Menschen entstehen, um vom Lallen zur artikulierten Sprache entwickelt zu werden. Zu der Kindheit der Kunst gehört aber die Unkenntnis der Proportionalgesetze. Selbst bei ihren Meistern. Bei dem großen Eyck ist die Sitzende noch gerade so hoch im Bildrahmen wie der Stehende.

Zum Anfange der Kunst gehört auch, das ideell Importante einer Darstellung dadurch auszudrücken, daß man es voluminös hervorragend macht. Die stehende Madonna des Stephan Lochner ist achtmal so groß wie die Stifterin daneben in derselben Ebene. Das geht das Bilderbuch an. Die Größe liegt dem Kinde nicht in der Macht der Stirne des Jehovah Michelangelos, sondern in der pompösen bild-erfüllenden Voluminität deutscher Gotik.

Im Anfang ist alle Kunst linear, mit ungelösten Gliedern, statuarisch. Allmählich kristalliziert sich der Raum daran, wird er erfüllt, erfüllt er die Figur. Zur vollen Ausdeutung kommen malerische Mittel (Überschneidungen, die Farbe selbst) hinzu. Der Kolorismus beginnt. Man wittert Manet. — Das Kind aber ist noch lange nicht so weit, es bleibt schon eine gute Strecke vor den Überschneidungen stehen. Wie unsinnig ist es also, im Kinderbilderbuch mit dem Impressionismus zu operieren, wie das von einer bibliophilen Zeitschrift einem Buche nachgerühmt wird!

Impressionismus ist schon die letzte Stufe einer Entwicklung, als Produkt einer Verschmelzung von Raum und Zeit lediglich Funktion unseres Innern.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der verlorene Ton / Von Adolf Köſter

Nun waren plötzlich die Tage da, wo er nicht zu Bett mochte des Abends. Sondern wo er ſich ins Fenſter legte und ſein Glück in den Schaumkronen der Elbe hüpfen ſah. Und wo er ſo ruhig wurde, daß er auch die Handelsnachrichten in der Zeitung las, was er ſonſt nie tat.

Er hatte in dem brandroten Stationsgebäude von Tillerö zwei weiße Backſteine entdeckt, in ſeiner Schulterhöhe etwa liegend, ohne Sinn eigentlich. Dieſe nannte er die Steine ſeines ſinnloſen Glückes, und jeden Abend, wenn die weichen Arme von Neele Volkerts ihn zögernd hatten entgleiten laſſen, wenn er allein auf der kleinen windigen Station ſtand und den letzten Zug erwartete, dann trat er ſcheu an das Gebäude hin und klopfte mit ſeinem Stock dreimal gegen die Steine. Dies ſollte eine Erinnerung werden für die kommenden Tage und bedeuten, daß es ihm nie ſo gut gegangen ſei wie jetzt.

Das mit der Verlobung, und daß er nun plötzlich von vorn ins Haus gehen durfte, und das mit dem Gummiräderwagen und den vielen Blumen, das alles war ja im Grunde belanglos. Nicht gänzlich zwar — wie zu den Witzen von Hannes Hiew notwendig dies gehört, daß er ſelber lacht. Aber Nebenſache. Und das allein Wichtige war und blieb doch, daß Neele Volkerts ihn zuerſt küßte, wenn er kam. Oder daß ſie ſang, wenn ſie ihn garnicht in der Nähe wußte. Oder daß ſie beide am Teich liegen konnten und von der ſchlimmen langen Zeit reden, und plötzlich ſagte Neele Volkerts, ob er es eigentlich wüßte, damals vor fünf Jahren habe ſie das Oſterfeuer nur ſeinetwegen verlegt.

Dies war wohl die Hauptſache.

Außer dem, daß ſie ganz aus dem Ängſtlichen herauskamen und dem Gemachten, indem ſie beide die hamburger Aalſuppe ſehr lobten und auf Brahms ſchimpften und ſich einig wurden, nichts ſei mißglückter geweſen als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jene romantische Eisbrecherfahrt nach dem Koog, mit der sie sich vor den Leuten rühmten.

Gewiß, dies und nichts anderes war die Hauptsache. Früher schlich Peter Heinsohn als schüchterner Primaner an der Hecke des Parks entlang. Jetzt war es so. Wenn zuweilen vom Jachtern auf der Wiese Neele Volkert' rechter Halbschuh aufging, dann beugte sich Peter Heinsohn hernieder und band ihn höchst sorgfältig, aber auch ganz langsam zu. Manchmal aber beugte er sich zu tief hernieder, und dann geschah dort, wo der kleine niedrige Halbschuh aufhört und wo die Linie des Fußes steil nach oben biegt, etwas Leises aber sehr tief Empfundenes von seiten Peter Heinsohns Mund, etwas sozusagen gänzlich Unprimanerhaftes. Und wenn dann Neele Volkerts ihn vielleicht mit einem Bande von Hermann Grimms Essays leicht auf den Kopf tupfte und wenn sie dann beide wortlos und doch fröhlich durch den Garten schritten, ja, vielleicht war erst dies doch die rechte Hauptsache.

In eine Geschichte von Peter Heinsohns Nachtfahrten gehört vielleicht strenggenommen der Garten von Neele Volkerts nicht hinein. Und auch das Haus nicht. Aber mindestens den Garten muß ich beschreiben. Denn gestern hüpften bei Gott die Nachtigallen am hellen Tage vor uns her. Kleine graubraune Spatzen, nur mit längerem Schwanz und eindringlich blickenden Krötenaugen. Sie wohnen im Gebüsch bei dem kleinen Graben, der manchmal so stinkt, wenn die Pilze überhandnehmen. Dies ist die eine Grenze des Gartens. Dann kommt eine Wiese, unter der eine Röhre liegt zum Teich. Durch diese Röhre hat Neele Volkerts früher die Frösche gejagt, — obwohl sie sich heute dessen schämt. Dann kommen Tannen, links und rechts. Dann Himbeersträucher und Erbsen. In den Erbsen saß Neele Volkerts einmal, als Peter Heinsohn vorbeiging und sie grüßte. Damals hat sie sich kalt und lieblos gegen ihn gezeigt, — obwohl sie es heute ableugnet. Aber es ist ja auch lange her. Dann kommt der Rosengang, und dann eine Wiese, die war noch vor vier Wochen blau und rot von Krokus. Jetzt steht sie voll schlanker, weißer Hyazinthen. Die muß man des Nachts sehen. Nachher kommt die Klaudiusbank, dann ein Hügel mit einer Grotte und einer Linde. Hier steht auch der Waldmeister für die Frühlingsbowlen. Dann wieder Wiesen und endlich hinter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tannen der Berg, von wo man die Horner Rennbahn übersieht. Die Brücke, unter der die Goldfische immer in der Sonne stehen, ist dabei noch vergessen. Und ebenso der neue Pavillon. Und außerdem ist dies nur das hintere Drittel des Gartens. Eins liegt noch jenseits des Grabens, aber mehr nach vorn, und eins hinter den Tannen, gleich beim Wintergarten. Und dann noch der Vordergarten mit den vielen Rhododendren und links das Stück, aus dem die schöne Fahne weht. Hier ist der Rasen gepflegt und man darf nicht hinübergehen. Nur Neele Volkerts darf es; denn bei ihr merkt man es kaum.

Dies alles ist der Boden, auf dem Peter Heinsohns Glück erwuchs. Und wo er es stolz vor Gott herumführte. Und wir alle, die ihn sahen, zogen unsern Hut. Abend für Abend schlug er gegen die weißen Steine und dachte, so kommt es nicht wieder. Und doch wurde es immer schöner und sicherer. Und auch am Ende von all dem Seltsamen, was wir hier berichten wollen, steht Peter Heinsohns Glück torsicher da. Und wenn auch Ihr Euch ebenso wundern werdet wie ich selber und garnicht begreifen, was alles herumspukt auf diesem Sonnensplitter — dann steht Heinsohns Glück immer noch fester als die Kugelbaake. Ihr müßtet ihn nur sehen, wie sicher er zwischen seinen Büchern hockt, und wie still in sich vergnügt er von Zeit zu Zeit auf die Wellen sieht, und wie er aus den Wellen träumt, und wie ruhig er sich dann wieder zu seinen Gedanken wendet. Es gibt nichts Sichereres als einen Menschen.

Ruhig, ruhig. Ihr würdet es auch gesagt haben.

Er wohnte zwei Meilen weit von Neele Volkerts. Täglich trug ihn der letzte Abendzug aus dem Dunkel der Vorheide, in der sie wohnte, durch die große helle Stadt hindurch und wiederum in das Dunkel des kleinen Fischerdorfes. Hier lag sein Haus, am Wasser der Elbe; und das Bett stand in einer der zwei kleinen Nebenkammern. Die Wellen klangen ihm ewig ins Ohr, und es waren auch girrende Tauben auf dem Boden. Aber Ihr sollt ja nicht denken, daß daher kam, was Peter Heinsohn zustieß, — Nacht für Nacht.

Denn allabendlich, sobald er eingeschlafen war, stieg seine Seele aus seinem Leibe wie aus einem Bette hervor, drängte sich durch das angelehnte Fenster und segelte den Fluß hinab in die Dünste des Wattenmeeres.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hier in den grauen Watten waren allnächtlich Tausende von Seelen versammelt, wie Nachtviolen auf einer Wiese. Und der Herrgott war auch eine Seele und saß mitten unter ihnen.

Seelen sind ja keine Gedanken. Sondern das Dunkle und Unbekannte, was hinter Peter Heinsohns Denken gefangen liegt, wie eine Schlange im Käfig, und was nur ab und zu erschreckend in seine Arbeit hineinzüngelt, das ist seine Seele. Die Seele von Antje Vorwerk hingegen, die eben vor ihm eintraf zwischen den Watten, und die jetzt zusammengekauert zu einem Fragezeichen in einem grauen Windsack sitzt, die ist nichts anderes als ihr Wunsch, den Mann zu erschlagen, der jeden Abend rechtbewußt an ihrer Seite liegt. Gleichwie das, was täglich im Morgengrauen aus Fietje Vogelsangs Kammer leise entschlüpft und über die Dünen saust und in die Versammlung einbricht, nicht der ganze und wirkliche Fietje Vogelsang ist, der grogstarke Schulmeister vom Redingersiel, der die Orgel so schön zu meistern versteht. Sondern, was niemand weiß und er selber sich kaum gestehen will, die sündhafte Liebe zu seiner schönen Stieftochter, die jagte ihn des Nachts hinaus in das Wattenmeer. Hättet Ihr nun Fietje Vogelsang gesagt, daß er seine Tochter liebte oder Antje Vorwerk, daß sie ihren Mann haßte, sie wären Euch mit Recht an die Gurgel gefahren. Aber deshalb saßen ihre Seelen ruhig weiter im Watt. Und alle andern von den Tausend auch. Jenes dürre Männlein, das nun schon vierzig Jahre kurz nach Mitternacht von Langeoog herüberhumpelte, und jene schwarzhaarige Freifrau, die auf dem Apfelschimmel von Sylt geritten kam, und die tausend traurigen Gestalten, die die Großstadt alle Nacht aus sich spie — sie zogen alle in das Wattenmeer und saßen zu Füßen der Herrgottsseele, und aus ihren Augen und Brüsten und Gliedern lugten Mord und Unzucht und Mißtrauen und Eifersucht — aber sie wußten das alles nicht. Es war ihr erstes und letztes und das Band, das sie an Rosen und Tiere knüpfte, und womit sie bis in das Innerste der Erde reichten, aber es war übertötet, und nur wenn das Menschliche schlafen gegangen und die Stunde nahte, dann begannen die alten Wasser zu quirlen, und es stieg von ihnen auf und floh und saß zu des Herrgotts Füßen. Und die Seele des Herrgotts litt mit ihnen. Denn sie haßte das Gebimmel der bekreuzten Häuser. Aber noch mehr die gespreizten Reden der Weisheitsmacher. Sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

saß mit ihren Getreuen verbittert im Wattenmeer. Mondlicht war ihre Sonne.

Peter Heinsohn war unter ihnen Nacht für Nacht.

Es gab Tage, da fuhr er mit Neele Volkerts auf einsamen Wegen unter der Sonne hin — so gänzlich still und fröhlich wie ein Menschenherz vermag. Und wenn Ihr ihn gefragt hättet, ob er vielleicht noch etwas wünsche, vielleicht noch einen ganz kleinen Extra- und überwunsch erfüllt haben möchte, er hätte Euch überhaupt garnicht verstanden, — und wenn er sich dann am Abend schlafen legte, dann geschah es mit tausend guten Gedanken an Neele Volkerts, und es war ja überhaupt alles so schön, daß er es garnicht begreifen konnte. Manchmal sagte er zu ihr, warum sie wohl eigentlich so sehr gut zu ihm sei. Ein wenig gut müsse sie ja sein. Denn schließlich sei sie doch seine Braut. Aber so lieb und so freundlich — nein, er konnte es wirklich nicht begreifen und schlief ein mit Gedanken, reiner als ein Mönch. Aber trotzdem ward in der kommenden Nacht sein Platz in den Watten nicht leer, sondern wenn Peter Heinsohns Menschliches und Freundliches zur Ruhe war, dann stand er auf und floh und scharte sich zu den andern und saß und wartete...

Was trieb den glücklichen Geliebten von Neele Volkerts in das Wattenmeer?

Aus jeder Liebe zwischen den Menschen stöhnt hinten tief das Geständnis, daß sie doch immer zwei sind. Nicht alle kommen so weit. Und nur einige lassen die Köpfe hängen. Aber bei den Schamhaftesten verkriecht es sich aus dem Tag der Gedanken in das Dunkel des Schlafes und führt hier, weit außerhalb des Leibes, ein klägliches Schattendasein. Zu ihnen gehörte Peter Heinsohn. Und diese dunkle Fremdheit, vielmehr die Angst vor ihr — denn sie kam ihm nie zu klarem Bewußtsein — sie war es, die ihn in die Watten trieb.

Und diese Angst hatte sich in einen Ton geschlichen, in einem Ton versteckt, in einem Geschrei oder einem Geräusch, das wußte er nicht. Nur dies wußte er, daß die Angst an einen Ton gekettet war, an einen ganz bestimmten, den er irgendwo gehört. Wenigstens glaubte er dies. Und hatte ihn dann verloren — so dünkte es ihn. Und nun suchte er ihn Nacht für Nacht. Und alles Geräusch, das auf ihn traf, beunruhigte ihn. Nicht in der Helligkeit des Tages. Zum Teufel. Wenn er mit Neele Volkerts

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach Kuxhaven fuhr, dann konnte der Wind im Tauwerk heulen, sie lachten über den Wind; und die schrillste Jollenpfeife machte ihn nicht unwillig. Am Tage trank Peter Heinsohn das Glück aus allen Tönen. Nur wenn sein Menschliches schlief, wenn nächtens alle Welt aufatmete von ihrem Werden, wenn niemand eine Geschichte hatte und alles war wie im Anfang, dann machte sich seine Seele auf und suchte nach dem verlorenen Ton, in dem sich seine Angst verballt hatte.

Es gibt tausend Töne, die warten. In den Stuben und Sälen und auf den Fabrikhöfen liegen sie gekettet an irgendeine Form von Holz oder Glas oder Stein oder Erz. Sie alle warten, daß ein Ton kommt, ein ganz bestimmter Ton, ihr Ton, der sie erlöst mit dem Gesetz ihres eigenen Wesens. Sie warten ihr Leben lang auf diesen einen Ton. So wartete und suchte Peter Heinsohn. Und wo irgendeine plötzliche Welle der Luft sich in einem Tone entlud, dahin horchte er in Sehnen und Bangen. Aber der Ton kam nicht.

(Schluß folgt)

Erbsünde / Von Hans Joachim Freiherr von Reitzenstein

Auf der Kanzel der Kadettenkirche stand der Pfarrer und mühte sich redlich, Fühlung zu bekommen mit den tausend Seelen seiner jungen Gemeinde. — Wie starke, rollende Wellen zogen seine Sätze durch den Raum, und die schweren Schlagworte warf er dazwischen wie große Felsstücke, die das Wasser hochaufspritzen lassen.

Das weiße Bäffchen leuchtete wie ein helles Licht. Und bei dem Heben und Breiten der Arme wirkten die weiten Ärmel des Talars wie zwei schwarze Falter, die um das weiße, helle Licht flatterten.

„— — Das größte Laster aber, das das meiste Unheil stiftet auf der Welt, meine lieben, jungen Freunde, ist die Erbsünde.

Zahllos sind die Tränen und maßlos ist die Reue derer, die an der Erbsünde ihr armselig Lebensschifflein scheitern ließen — —

„Du, der „Jaulpief" brüllt heute wieder, daß kein Mensch schlafen kann," wisperte der lange Wussow seinem Nachbar zu.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Achtung — der Leutnant von der achten Kompagnie guckt rüber," kam es leise zurück.

Der Sturm von oben brauste weiter. Aber wie selbst ein starkes Unwetter allmählich einlullt und einschläfert, so hörte auch hier nach einiger Zeit das Scharren und Räuspern und das Klappern der Seitengewehre auf. Und nur ein langes, schweres, verdächtiges Atmen blieb übrig.

Der Pfarrer kannte seine Pappenheimer und wußte, daß er den Anschluß verpaßt hatte. Aber er mußte durchdringen.

„— — verstopfet eure Ohren nicht und verhärtet nicht eure Herzen.

Die Arglist des Bösen ist groß, und die Sinnen- und Fleischeslust naht sich in vielerlei Gestalt — —"

Wussow stieß seinen Nachbar an, der sich erschreckt umblickte und glaubte, er habe das „Amen" verschlafen.

„Bei Fleischeslust fällt mir ein: Meine Tante hat mich heute zum Gänsebraten eingeladen. — Klasse Sache, was? — Donnerwetter, werde ich klapsen."

Der andere wollte eben wieder brummend einduseln, da gab der Pfarrer schweren Herzens den Kampf auf. — Er hatte den Weg nicht finden können. — —

* * *

Die „Fünfte" stand zu zwei Gliedern an den waffen-, fahnen- und bilderstarrenden Wänden des Kompaniesaales entlang. Die Parole war verlesen, die Leutnants hatten den „Anzug nachgesehen", da bellte des Hauptmanns Stimme kurz und drohend:

„Stillgestanden".

Zuck — war alles Leben eingefroren, und nur die Augen der Leutnants wanderten fehler- und vergehensuchend durch die Reihen.

Der Hauptmann sprach:

„Kadetten!

Der Herr Pfarrer hat soeben mit großer Wärme und schönen Worten von einem Thema gesprochen, das auch mir sehr am Herzen liegt.

Ein großer Teil von euch geht heute nach Berlin auf Urlaub.

Also ein für allemal: Hütet euch vor den Versuchungen der Großstadt.

Kommt mir irgendeine Schweinerei zu Ohren, dann fahre ich mit dem Betreffenden Schlitten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Merkt euch das, ihr Lümmels. — —
Tretet — weg!"
Krach — und raus waren sie.
Der Hauptmann wandte sich an seine Offiziere:
„Ich halte es für meine Pflicht, meine Herren, die Jungens ein wenig aufzuklären. — Lieber zu früh, als zu spät.
Ich danke ihnen, meine Herren."

* * *

Fritz von Wussow, der Sekundaner, schlenkerte mit Armen und Beinen eilig die Straße entlang. Mit einem kurzen, unmotivierten Ruck blieb er irgendwo stehen, gaffte neugierig und trollte weiter, schlaksig und tapsig wie ein junger, unabgeführter Jagdhund.

Seine Rockschöße standen hinten wagrecht ab, wie die Gazeröckchen einer Prima Ballerina.

In der rechten Tasche: Drei Schinkenbrote, zwei Stück Torte, eine Tüte Bonbons.

Linke Tasche: Eine Wurst, eine Apfelsine, fünf Zigarren.

Patente Leute, Onkel Maxens. Da gab's immer kolossal „anständigen Fraß". Bei denen hatte der Urlaub auch noch einen guten Nachgeschmack. — Er befühlte seine Taschen.

Er war so in seine angenehmen Gedanken versunken, daß er dicht vor dem Wannseebahnhof gegen ein dickes Frauenzimmer mit einem großen Schwenker von Hut anrannte.

„Pardon, meine Gnädigste," schnarrte Wussow und wollte weiter. Aber die Dicke prüfte ihn von oben bis unten, faßte ihn am Ärmel und sagte mit einem Augenaufschlag besserer Sorte:

„Na, Kleener, wie is et. — Ick wohne jleich um die Ecke."

Er legte die Hand an die Mütze und knickte leicht und kurz ein:

„von Wussow."

„Is schonn jut. — Also een „Von". — Bist ieberhaupt een feinet Kerlechen. — Na?"

Etwas aufgedonnert war sie, aber dick, dick wie das Ideal des erwachenden Jünglings. Und die Kadetten strömten in Scharen an ihnen vorbei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach dem Bahnhof. Sie waren Zeugen seines Abenteuers und beneideten ihn bestimmt — die größeren wenigstens.

Er fühlte sich männlich sicher unter dem Schutz von Onkels Taler. Er sah sie verstohlen an und resumierte:

„Kapitale Kasche."

Dann sah er auf die Uhr — verdammt — höchste Zeit.

„Gnädigste verzeihen," — und weg war er.

* * *

Wussow lag in seinem Feldbett. Zum ersten Male im Leben störte ihn etwas und hielt ihn wach — aber garnicht unangenehm.

Komisch, sonst konnte er nicht bis drei zählen und war schon „injepennt".

Da ging die Tür auf. Der Stubenälteste erschien.

„Wussow," rief er halblaut.

„Hier."

„Komm mal rüber auf die Bude."

Im Augenblick stand er barfuß und im Nachthemd in der Wohnstube vor dem Unteroffizier. Hacken zusammen, und die kleinen Finger, wo tagsüber die Hosenbiesen sitzen.

„Wer war das Mensch?" fuhr ihn der Selektaner an, der mit untergeschlagenen Armen am Tisch lehnte.

Wussow grinste geschmeichelt.

„Wird's bald — die alte Schachtel am Bahnhof."

„Ich weiß nich — sie hat mich angequatscht," stotterte der unglückliche Abenteurer. — Hier stimmte etwas nicht.

„Und so schreibst du dir die Standpauke vom Herrn Pfarrer und vom Herrn Hauptmann hinter die Ohren?"

Wussow konnte zwar keinen rechten Zusammenhang entdecken. Auf alle Fälle murmelte er zum Zeichen seiner tiefsten Zerknirschung:

„Zu Befehl."

„Wenn ich dich nun morgen melde. — Was passiert dann?"

Strafandrohung — da verlangte der Ehrenkodex der Kadetten eiserne Wurschtigkeit. — Wussow richtete sich hoch auf und plapperte wie ein Papagei:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Vier Tage Kasten und vierte Sittenklasse wegen Zuwiderhandlung gegen einen gegebenen Befehl."

Der Unteroffizier weidete sich ein paar Augenblicke an des anderen Unbehagen.

Dann huschte ein Lächeln über sein Gesicht, wie ein Mensch lächelt im Augenblick der unbewußten Empfängnis eines göttlichen Weisheitsfunkens.

„Ich denke, wir machen die Sache unter der Hand ab."

„Zu Befehl."

Da knallten ein paar kolossale Maulschellen dem Sünder um die Ohren, daß die Funken um ihn flogen wie Sternschnuppen im August.

„Danke sehr, Herr Unteroffizier," sagte er vorschriftsmäßig und sauste wie der Wind ins Bett.

Und unter der Weltabgeschiedenheit seiner Decke dämmerte ihm ganz bescheiden der Begriff der Erbsünde. Und was der Pfarrer und der Hauptmann nicht gekonnt, der Unteroffizier hatte den Teufel ausgetrieben.

Er rieb sich die Backen und verfluchte die Weiblichkeit der ganzen Welt — die Tante mit dem „anständigen Fraß" allein ausgenommen. Dann schob er den dicksten Bonbon in den Mund, zählte: eins — zwei — drei — und schnarchte sich den letzten Rest von Sündhaftigkeit vom Halse.

Rundschau

Valorisationen

Gegen Preiserhöhungen par force majeure gibt es kein wirksames Mittel: Notstandstarife, Kommunalmaßnahmen können lindern, aber radikale Hilfe bringen sie nicht. Die Preisdiktatur des Himmels ist gnadenlos und kein Parlament kann die taube Ähre mit Kraft füllen. Hier müssen wir uns beugen. Aber wehren können wir uns gegen Preisbrutalitäten, die von gierigen Spekulanten begangen werden. Der Geldsack wenigstens ist kein „Noli me tangere", die Habsucht nicht „höhere Gewalt". Kapitalsräuber sind nicht infallibel, nicht sakrosankt. Sie meucheln bewährt und mit System, sie sind Mörder der Volkskraft.

Hat der Preistreiber für eine Gewaltmethode einen Namen wissenschaftlichen Klanges gefunden, so ist er stolz. Der Wucher scheint ihm geheiligt, in die höhere Sphäre der Theorie gehoben. Der Kaffeejobber zum Beispiel sagt „Valorisation". Das hat Klang, ruft Professoren auf den Plan und milde Richter. Und wenn noch gar die Regierung von Sao Paulo ein Wirt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaftsverbrechen begeht, so ist man gänzlich beruhigt. So was muß interessante Motive haben, ist neuartig, geradezu eine Richtung für Volkswirte. Nein, das ist es nicht. Die brasilianische Kaffeevalorisation war weiter nichts als gemeiner Preiswucher. So sehr man, wenn höchste Not es verlangt, einen mechanischen Eingriff zugunsten des Preisniveaus und damit der Landeswohlfahrt, entschuldigen mag, hier ist Jahre hindurch und ohne Skrupel gewuchert worden. Natürlich nicht ohne Bankhilfe. Hat man schon mal eine Wirtschaftsschädigung erlebt, die nicht von Banken „finanziert" wird? Man nennt so etwas „Valorisationsanleihe" und die Schuftigkeit hat das schönste Firmenschild. Die Statistik mag illustrieren. Bis 1906 kostete Kaffee im Welthandel 26½, 28, maximal 34 Pfennig das Pfund. 1906 begann man zu valorisieren. Sprung auf 55 und 57½ Pfennig. Eine Zeit lang schwankte der Preis, glitt auch wohl abwärts. Der gebunde Kaffee drückte doch den Markt. Die „zur Preisstabilisierung" von der Sao Paulo-Regierung eingesperrten 8½ Millionen Sack spukten am Markt. Bis die Rettungsaktion der Banken kam. Was der Regierung nicht ganz geglückt war, gelang ihnen. Sao Paulo erhielt 15 Millionen Mark (fünfprozentige äußere Goldanleihe), die Banken viele Millionen Sack Kaffee. Die Preishüter hatten gewechselt. Oktober 1908 Preisfall bis auf 27½ Pfennig in Hamburg, Dezember 1908 wurde die „Valorisationsanleihe" begeben und das Preisklettern begann. Besonders seit Juli 1910 ging es rastlos aufwärts. Anfang 1911 war der Preis schon wieder 56 bis 57 Pfennig, im November dieses Jahres ging er über 70 Pfennig hinaus. Die Preisdiktatoren, „Valorisationskommitee" genannt, lassen die Bohnen nur sickern. Die Spekulanten jubeln und der arme Haushalt muß die Rettungstat büßen.

Der Erfolg kitzelt. Was mit Kaffee möglich war, läßt sich auch mit anderen Waren erreichen. Kakao zum Beispiel ist ein prachtvolles Valorisationsobjekt. Natürlich nicht ohne Repräsentation. So hat man denn den Handelssachverständigen des portugiesischen Konsulats in Paris nach Ekuador und Brasilien geschickt, damit er die Wuchermöglichkeiten an Ort und Stelle studiere. Er hat es getan und, wie berichtet wird, mit Erfolg. Die brasilianischen Kakaopflanzer, obwohl zersplitterter als die Kaffeehallunken, sind unter einen Hut gebracht. Gutachten bekunden, daß der Kakao sich solange hält, bis man ihn als Volksnährmittel unmöglich gemacht hat. Und siehe da: Schon hat man die Banken. Sind wieder Deutsche darunter, wie beim Kaffeekunststück? Ein Wunder wäre es nicht. Dann kann das Valorisieren beginnen. Eine internationale Treiberkommission soll die Preis„regulierung" überwachen. Vorläufig will man den Kakao 3 Jahre lang einsperren. Bis dahin hofft man, das Profitchen beisammen zu haben. Man nennt das „Lagern lassen". Lissabon soll die Wucherzentrale sein. Das bischen Transportkosten (Brasilien—Lissabon) braucht nicht zu schrecken. Wofür ist denn der Konsument da?

Aber wieder einmal ein hübscher Beitrag zur Kreditgeschichte. Und wieder einmal der Beweis, daß selten eine künstliche Teuerung ohne Bankenhilfe inszeniert wird. Auf den Prunkereien der Handelskörperschaften strahlen die Orden. In- und ausländische. Wofür werden sie gegeben? Haben Patrioten sie für Hebung des Volkswohlstandes erhalten? Was zwitschern die Vögelchen? Das Hungerlied!

Dr. Alfons Goldschmidt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die ungarische Wahlrechtsfrage

Wir Reichsdeutschen werden persönlich von dem Streit um das ungarische Wahlrecht nicht berührt und haben in dieser Frage keine „Wünsche" geltend zu machen. Darin hat Joseph Vészi recht — Vészi, der nun, da Herr „Doktor" Arthur Singer, der große Forscher über die Siebenbürger Sachsen vom „Neuen Budapester Abendblatt", durch unangenehme Auftritte und Enthüllungen unmöglich geworden ist, gegen die Aufklärung über das ungarländische Deutschtum eifrig ankämpft in seiner von der ungarischen Regierung unterstützten Zeitschrift. An und für sich zwar wird auch Herr Vészi nicht bestreiten wollen, daß man sich in Deutschland um die ungarische Wahlrechtsfrage kümmern darf, so gut wie um die Frage etwa: „Republik oder Monarchie in Portugal?" So wenig nun solch magyarisierte, im Solde der Magyarisierungspolitik stehende Juden, die wie Weiß = Vészi, eine Muttersprache nicht haben und ihren Stamm verleugnen, die stammestümlich-kulturelle Betrachtungsweise eines deutsche Bürger aufweisenden Staates, die sich bei uns durchsetzt, verstehen können, sie fühlen doch ganz deutlich heraus, daß wir Reichsdeutschen uns vornehmlich aus Teilnahme für unsere ungarländischen Sprach- und Stammesgenossen für den Wahlrechtskampf in Ungarn interessieren.

Es ist zwar an sich schon hübsch zu beobachten, wie in Ungarn der Streit um das Wahlrecht beide Hauptparteien, die Regierungspartei und die Opposition, zerspaltet; wie Stefan Tisza eifrig vor der Demokratisierung warnt, welche viele seiner Parteigenossen versprochen haben und anstreben; wie Kossuth große Angst hat vor dem allgemeinen Wahlrecht, dessen vorherige Einführung sein Obstruktionsgenosse Justh bis zu dem jüngsten Kompromiß zur Bedingung machte, ehe er überhaupt eine Beratung der Wehrvorlage erlauben wollte. Auch darüber könnte man als unbeteiligter Beobachter nachsinnen, warum die Kossuthpartei wohl den Städtern, nicht aber den Landbewohnern ein geheimes Wahlrecht gönnt. Würde die Forderung der Anhänger Jusths, nur denen das Wahlrecht zu geben und zu lassen, die magyarisch können, nicht erst recht die Entrechteten zum Bewußtsein ihrer Sonderart bringen, die Völkerschaften veranlassen — Tisza befürchtet solches — Kenntnis der magyarischen Sprache zu erstreben, um sie gegen die Magyarisierung zu verwerten, wie die Polen in Preußen es mit der deutschen Sprache machen?

Aber wir heutigen Deutschen kümmern uns um Ungarn nicht mehr um seiner selbst willen, nicht mehr um des liberalen Gedankens willen wie unsere Großväter, nicht mehr um Österreichs willen, wie unsere Väter. Uns kommt es nur darauf an, zu beobachten, wie die Behandlung und Lösung der ungarischen Wahlrechtsfrage auf die Bestrebungen der Deutschen Ungarns einwirkt, die ihre deutsche Muttersprache nicht nur in der Mundart pflegen, sondern auch in der Schule lernen, ihre deutsche Bildung und Kulturgesinnung behaupten oder zurückerobern wollen. Dieser Gesichtspunkt macht uns die ungarische Wahlrechtsfrage wichtig.

Soweit die Deutschen Ungarns überhaupt als deutschbewußte Landesbürger zur Wahlrechtsfrage Stellung nehmen, sehen wir sie ähnlich gespalten wie den herrschenden Stamm.

Die Siebenbürger Sachsen sind durch das plutokratische Wesen des geltenden Wahlrechts für ihr kleines Gebiet ähnlich bevorzugt wie die Magyaren für den größten Teil des Landes, wenn sie,

Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

die Sachsen, auch von den Korruptions- und Mißbrauchmöglichkeiten für sich keinen Gebrauch machen. Im Besitz ziemlich vieler Reichstagssitze, die freilich der Regierungspartei zur Mehrheitsbildung nicht nötig sind und daher von den glücklichen Besitzern in ihrer tatsächlichen Bedeutung überschätzt werden, haben sie keine Hoffnung und keinen Wagemut für den Gedanken, sie könnten einmal durch ein politisches Aufkommen und Erstarken der Nichtmagyaren ein unentbehrlicher Bestandteil der Regierungsmehrheit werden und als solcher noch mehr Rücksicht als bisher, das heißt Milderung der Unterdrückung erlangen. Ein demokratisches Wahlrecht würde, so meinen die Sachsen, den Völkerschaften nicht genügend nützen, sie aber, die Sachsen, selbst zugunsten der Rumänen berauben. Die Sachsen setzen daher ihre Hoffnung auf ihren großen nationalen Gegner Stefan Tisza: der werde, so hoffen sie, innerhalb der „Arbeitspartei" die Demokratisierung verhindern. Nur etwa die Hälfte der Hermannstädter Sachsen und einige in Bistritz bekennen sich als Anhänger eines demokratischen Wahlrechts.

Es sind das die Optimisten, die an die Möglichkeit einer wahlpolitischen Erhebung und parlamentarischen Verbrüderung aller unterdrückten Völkerschaften glauben. Wohl können die Banater Schwaben, sobald sie nur ernstlich erwachen und die Drohungen und das Geld des Magyarentums verachten, auch unter dem gegenwärtigen Wahlrecht Mandate erringen. Aber nur eine Demokratisierung des Wahlrechts kann den gesamten Völkerschaften eine achtunggebietende Vertretung schaffen und nur eine solche wird im Stande sein, den Deutschen Ungarns das Recht ihrer Muttersprache in Schule und Amt zurückzuerobern. Darum kann die ungarländische deutsche Volkspartei, die unter den Banater Schwaben aufkommt, nur ein entschieden demokratisches Wahlrecht fordern. Sie stärkt durch diese demokratische Forderung ihre nationale Schwungkraft, sie hat nichts zu verlieren für ihr Volk, das alles verloren hat, und kann keine Rücksicht nehmen auf die Sachsen, die durch Gehorsam gegen die magyarische Regierung die Reste ihrer kulturellen Besitztümer am ehesten zu sichern glauben.

Dem „König" ist es nicht ernst mit dem allgemeinen Wahlrecht. Der will nur seine Soldaten bewilligt haben. Bekommt er sie nicht von den Magyaren, so droht er ihnen mit dem allgemeinen Wahlrecht und seiner Freundschaft für die Völkerschaften. Bewilligen die Magyaren das Heer, so können sie im übrigen schalten, magyarisieren, das Wahlrecht gestalten, wie sie wollen.

Julius Justh hat wohl ernstliche Liebe fürs allgemeine Wahlrecht. Er würde am liebsten eine von Habsburg befreite „Schweiz" aus Ungarn machen. Wohl, Habsburg wäre für Ungarn überflüssig und erledigt, wenn Ungarn ein demokratischer Nationalitätenstaat werden wollte, wie die Schweiz es ist, in der die nichtalemannischen Eidgenossen, die „Nationalitäten", trotzdem sie kaum ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, volle sprachliche und kulturelle Gleichberechtigung genießen.

Der demokratische Gedanke hat das Haus Habsburg aus der Schweiz nach dem Osten gedrängt. Er könnte es auch aus Ungarn verdrängen, wenn der Magyar die Selbstzucht hätte, die zur Demokratie gehört, den Willen zur bürgerlichen Gleichberechtigung, zur Schonung der Eigenart der Landesgenossen, der das kennzeichnende Merkmal und der hauptsächliche Empfindungswert des Staates und Begriffes „Schweiz" ist. Aber in Ungarn werden die „Landvögte" bleiben: Khuen und Tisza.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wollte Ungarn „los von Habsburg“ kommen wie die Schweiz, so müßte der magyarische „Herr“ den walachischen „Knecht“ als sprachlich und kulturell gleichberechtigten Vollbürger neben sich setzen. Das wird der magyarische Stolz wohl nie zulassen; darum wird sich der schöne Traum Jusths nie erfüllen, darum wird Habsburg immer und immer wieder einen Tisza (oder Khuen) finden, der, um im Innern dem Magyarentum die Herrschaft zu sichern, um Magyarisierungspolitik treiben zu können und zu dürfen, bereit, gewillt und fähig ist, durch Wahlmißbräuche und Gewalttätigkeiten dem Hause Habsburg die Erfüllung seiner militärischen Forderungen durchzusetzen, mag die „Nation“ auch noch so sehr toben und an den Ketten rasseln, in die der österreichische Militarismus sie schmiedet.

Darin ruht die tiefe Tragik der ungarischen Frage. Sie läßt sich am Wahlrechtskampf am besten studieren ....

Otto Seidl

Vom Erleben des Monismus

Von jeher haben sich die Menschen am meisten bekämpft, gehaßt und verleumdet, da, wo nur Worte zwischen ihnen standen, da, wo sie nicht begreifen wollten, daß sie eigentlich ganz das gleiche behaupteten. Es müssen wohl große Gefahren verborgen liegen in der Denkanlage des Menschen für die Erhaltung seiner Gattung, sonst würde es uns nicht in so hohem Maße an Mut gebrechen zum Denken. Wir sind aber oft nur deshalb verzweifelt, weil wir nicht denken wollen: Lieber verharren wir jahrelang im Elend, bevor wir uns dazu entschließen, auch nur eine Viertelstunde lang nachzudenken darüber, ob unser Elend auch wirklich unentrinnbar ist, ob wir es nicht vielleicht nur in unserer Vorstellung erleben, ob wir vielleicht nicht nur falsche Fragen stellten an uns selber, Fragen, auf die wir keine Antwort erhalten konnten. Vielleicht waren wir nicht immer so schwer anzuregen zum Denken. Unsere Denkträgheit muß uns wohl durch Vererbung und Auswahl angezüchtet worden sein als eine überlegene Ausrüstung im Daseinskampfe. Jedenfalls entspringt ein großer Teil menschlicher Feindseligkeiten immer noch unserer Unlust am Nachdenken. Immer noch sind wir rascher bei der Hand, den, der in irgendeinem Punkte anders denkt wie wir, für dumm zu halten und ihn zu beschimpfen, als uns selber zu prüfen, ob wir auch hier zu Ende gedacht haben, ob wir unser Problem durchgeführt haben bis zur letzten Quelle menschlicher Unwissenheit. Wir sollten es uns aber auch schon längst zum Grundsatz gemacht haben, erst mit uns selber einig zu werden, bevor wir uns in einen Streit einlassen mit anderen.

Und wenn ein neuer Gedanke auftaucht unter uns, oder wenn ein alter Gedanke plötzlich Anhänger um sich schart, so ist es höchste Zeit, daß wir uns die Frage vorlegen, welche Streitigkeiten dadurch entstehen könnten, daß dieser Gedanke mißverstanden werde auch von seinen Anhängern. Tun wir das nicht, so kann der Streit um den neuen Gedanken leicht ausarten in einen grammatikalischen Streit, das heißt der Gedanke kann zum Anlaß werden zu einigen Worten, diese Worte zum Anlaß zu einigen Gegensätzen, und diese Gegensätze wiederum zum Anlaß zu einigen Grobheiten. Und das alles zu Ehren der Grammatik!

So müßten wir uns heute endlich einmal ernstlich die Frage vorlegen, was wir eigentlich verstehen unter Einheit in der Naturauffassung, welche Vorstellung in uns ausgelöst wird durch das Wort Monismus. Unser Bewußt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein sagt uns ja nichts von einer Einheit in der Welt des Seins: Die Gleichstofflichkeit des Alls entzieht sich durchaus unserer Empfindung, sie kann höchstens angenommen werden auf Grund von Analogien. Die Verschiedenstofflichkeit hingegen ist Gegenstand unserer unmittelbaren Erfahrung. Wenn aber hier, in der Frage nach der Tatsächlichkeit des Monismus, das heißt nach der Einheit alles Seienden, unser Bewußtsein nicht entscheidet, und nur Rückschlüsse möglich — vielleicht unvermeidlich — sind, welche Bedeutung kann es da für uns haben, wenn wir uns gleichen Wesens fühlen mit Tieren, Pflanzen und Steinen? Wie können wir überhaupt diese Einheit anders empfinden als unter der Macht eines Erlebnisses, vielleicht eines erlebten sittlichen Gebotes? Die Frage ist hier tatsächlich die, ob unser normales Nichtempfinden des Zusammenhanges einer Alleinheit im Seienden nicht nur auf Ablenkung beruht, auf notwendiger Anpassung an die Vielgestalt der Lebensformen, mit einem Worte auf praktischem Bedürfnis. Kann und muß nicht dieser Zusammenhang alles Seienden empfunden werden bei einer gewissen Tiefe der Selbstbesinnung, der Loslösung von der vielfältigen Erscheinungsform des Lebens? So zum Beispiel in dem Erlebnis der „Wiedervereinigung" bei den Mystikern oder in dem Zustand der „höchsten Erleuchtung" bei den indischen Jogi. (So erzählt der Mystiker Heinrich Seuse, er sei mit seinem Herrn Jesu „auf dem Gipfel der Bildlosigkeit" gewesen, das heißt also da, wo alles Trennende geschwunden war, alles das, was eine Erscheinung abgrenzt, was sie auslöst aus dem All.) Wo man diese mystischen Zustände einfach als „pathologisch" abtut, da wurde nur ein Wort vorgeschoben vor die fehlenden Begriffe, da ist im Grunde nur dem Entschluß Ausdruck verliehen worden, nicht weiter nachzudenken über das Problem des mystischen Erlebnisses. (Wenn auch eine gewisse Nervenzartheit durchaus die Voraussetzung zu bilden scheint zu solchen Erlebnissen, eine Nervenzartheit, die in Berührung mit der Rauheit des Lebens leicht ausarten kann in Nervenerkrankung.)

Natürlich kann es keine exakten Nachweise geben für die Annahme, daß der mystische Zustand der „Wiedervereinigung" gleichbedeutend sei mit dem Erleben des Monismus: Wo es sich immer um Erlebnisse handelt, da sind allgemein gültige Behauptungen ausgeschlossen. Jedenfalls stehen aber dieser Annahme keinerlei wissenschaftliche Argumente entgegen. Auch das muß unbestritten bleiben, wenn nicht das Wort Monismus fehlende Begriffe decken soll. Die Gefahr dazu liegt nahe: Die Bekenner des Monismus wollen nun einmal vielfach durchaus nicht zugeben, daß ihrem Bekenntnis auch jeder Schatten eines wissenschaftlichen Nachweises versagt ist, daß hier lediglich der Glaube entscheidet. Solange das aber bestritten wird, muß der Monismus zu einem Ruhekissen menschlicher Trägheit werden. Seine Bekenner glauben dann, sie haben die Welträtsel bis zur letzten Quelle der Unwissenheit zurückgeführt, und sie haben dabei doch nur ein neues Fragezeichen vor die ewigen Geheimnisse gesetzt, ein Wort vor das Wunder!

Der Moniemus muß überall da, wo er sich als wissenschaftliche Weltanschauung gebärdet, ganz bedenkliche Begriffsverwirrungen zur Folge haben. Man vergegenwärtige sich doch nur einmal, welche Vorstellungen von „Begreifen", „wissen", „verstehen", sich bilden müssen in dem Kopfe eines Menschen, der sich hat einreden lassen, er habe begriffen, er habe verstanden, er wisse, daß alles Seiende aus einem und demselben Urgrund hervorgegangen sei. (Hier ist aber auch schon garnichts mehr vorhanden von jenem Körnchen Un-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glauben, ohne das wir, wie Renan meint, Gefahr laufen, einfältig zu werden.) Muß nicht der zum „wissenschaftlichen" Monismus Bekehrte je nach dem Maße seiner angeborenen Bescheidenheit entweder jedes Zutrauen verlieren zur Selbstsicherheit seines Denkens, oder aber ein so gewaltiges Zutrauen erlangen zu ihr, daß ihm diejenigen seiner Mitmenschen, die anderer Meinung zu sein wagen als er, nur beschränkt und boshaft vorkommen können.

Das sind nur einige der Verheerungen, die der „wissenschaftliche" Monismus im geistigen Haushalt des Mitteleuropäers der Gegenwart anzurichten imstande ist.

Zudem will es mir scheinen, als ob auch die Wissenschaft Gefahr laufe, viel einzubüßen von der ihr notwendigen Freizügigkeit dem Unerkannten gegenüber, wenn der Forscher bereits ausgeht von der Überzeugung, daß die Vielheit der Erscheinungen nur eine scheinbare ist, daß allem dem Unbekannten, das ihm immer bei seinem Vorwärtsdringen entgegentreten möchte, nur ein und dasselbe zugrunde liegen kann. Darf aber überhaupt etwas anderes vor dem Geiste des Forschers liegen als das Geheimnis, als die Möglichkeit zu allem, was noch nie dagewesen ist? Kann ein Gläubiger überhaupt die Wahrheit zu erforschen hoffen? Muß nicht der Forschende sich in ständiger Bereitschaft halten, jedem denkbaren, jedem noch nicht gedachten Glauben Eintritt zu gewähren in seiner Seele, um ihn dann wieder von sich zu weisen, wenn ihn ein neuer Glaube zwingt zur Aufnahme? Ist nicht der Forscher hingestellt vor jenen Verzicht auf endgültigen Glauben, der vielleicht über menschliche Kraft geht? Und was bedeutet denn schließlich eine „wissenschaftliche" Weltanschauung (das heißt ein Glaube, der vorgibt, ein Wissen zu sein) anderes als einen verbotenen Weg ins Unerforschte?

Solche Gefahren drohen der Gesamtkultur durch den Monismus, wenn er auftritt als eine „wissenschaftliche" Religion, wenn seine Bekenner behaupten, sie glaubten an etwas, was sie wüßten, und was alle Menschen glauben müßten, wenn sie — sagen wir — so „aufgeklärt" wären, wie die Monisten.

Wiederholen wir:

Der Monismus ist durchaus möglich als Glauben. Augenscheinlich wird er als solcher erlebt vom religiösen Genie, und wohl auch vom schaffenden Künstler, (als die ihm notwendige, wenn auch vielfach unbewußte Weltanschauung).

Es ist aber ein großer Unterschied zwischen dem Monismus der Mystiker und der großen Künstler und dem „wissenschaftlichen" Monismus unserer Monisten. Ersterer, ein Versprechen auf Freiheit, kann und soll hingenommen werden wie Himmelsgabe, das heißt dankbar und in Demut. Letzterer aber, der wissenschaftliche Monismus, ist Erdengabe, neuer, uneingestandener Herrscherwunsch über die gequälte Menschheit. Gegen ihn setzen wir uns mit allen Kräften zur Wehr.

Dr. Karl Nötzel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Ungefangene Fische

Außer dem Kreise der Frommen haben die religiösen Vorstellungen des Christentums nur noch geringe Geltung, sie werden wohl konserviert als eine alte Tradition, aber sie wirken nicht mehr; so wenig wirken sie schon, daß sie heutzutage kaum bekämpft werden. Und dabei standen noch vor einem halben Dutzend Jahrzehnte für die ungeheure Majorität des Volkes die christlichen Lehren wie Selbstverständlichkeiten fest, bestimmten als höchste Instanz in menschlichen Dingen das Urteilen und das Handeln!

Daß wir diese geistige Bindung gelöst haben, empfinden wir als eine Befreiung. Und doch scheint diese neue Freiheit auch nicht ganz zu befriedigen. Die tröstlichste und dem menschlichen Egoismus angemessenste Lehre, nämlich die vom künftigen seligen Leben, wurde als unbegründet und gar zu unwahrscheinlich verworfen. Und siehe da — es dauerte nicht lange, und die zukünftige glückselige Existenz wurde wieder gepredigt, nur daß sie vom Jenseits ins Diesseits verlegt wurde. Nun sind wir auf der ganzen Linie „zukunftsfreudig"; man erwartet eine nicht näher definierte goldene Zeit, deren technische Vervollkommnungen sich auch auf das Äußere und das Innere des Menschen erstrecken sollen, und vor der alles Überlieferte, alles Vorhandene dahinsinken muß. Das ist der moderne „Optimismus". Er beherrscht das Terrain von der äußersten Linken bis weit in die Rechte hinein, und man darf ihm nicht widersprechen, wenn man nicht als ein unangenehmer Nörgler und böswilliger Spielverderber betrachtet werden will.

Merkwürdig, wie wenig nötig war, um den Lebensmut der Menschen aufrecht zu erhalten: eine bloße Zukunftsphantasie. Und zwar eine solche, die weit weniger besagt, als das ewige Leben der Kirche; denn dieses soll ich selbst genießen, während von dem irdischen Zukunftsglück nur meine etwaigen Nachkommen profitieren würden. Auch kann ich, da ich tot sein werde, ihr Glück nicht einmal gewahr werden; das ganze Vergnügen, das ich von der Sache haben kann, besteht in meiner Vorfreude für meine noch ungeborenen Abkömmlinge. — Da muß einer schon ein guter Kerl sein!

Und nach allen bisherigen Erfahrungen ist eine so wundervolle Zukunft nicht einmal wahrscheinlich. Erstens wachsen die Bäume überhaupt nicht in den Himmel und verändern sich die Menschen nicht leicht so, wie es für ein ideales Zusammenleben nötig wäre. Dann aber zeigt die Geschichte ein beständiges Hin- und Herwogen: gerade weil wir jetzt in einer günstigen Epoche leben, ist in einiger Zeit ein Rückschlag vorauszusehen.

Was aber die Annahme einer bevorstehenden goldenen Zeit verursachte, ist, wie ich glaube, die so populäre Entwicklungsidee. Unsere Kultur bewegt sich (in mancher Beziehung) in einer aufsteigenden Richtung; man verlängert diese Linie beliebig und kommt dabei schließlich zu unendlichen Höhen. So konstatieren die Geologen irgendeine Veränderung an der Erdoberfläche, die im Laufe eines Jahrhunderts etwa einen Millimeter tief geht; und wenn sie nun die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleiche Veränderung irgendwo über eine Tiefe von hunderten von Metern ausgebreitet finden, dann schließen sie von dem Verhältnis der Abmessungen auf das der Zeiten und kommen so durch Multiplikation zu kolossalen Epochen.

Alle solche Kalkulationen, die auf der Annahme beruhen, daß eine große unbekannte Zeitperiode als Fortsetzung oder als Einleitung einer kurzen, beobachteten Periode in ihrem Verlaufe gleich sei, sind sehr unsicher. Man hat berechnet, daß Deutschland, wenn die Volkszahl so weiter wüchse, wie in der letzten Zeit, in hundert Jahren einige Hundert und noch hundert Jahre später Tausende von Millionen Einwohnern haben müßte. Die Unmöglichkeit leuchtet ein. Es ist wie mit Jean Pauls enttäuschtem Geburtshelfer Vierneissel, der seine künftige Entwicklung nach seinem ersten Wachstum als Embryo erschloß, aber schließlich statt eines über die Wolken ragenden Riesen nur ein Mensch wurde.

Und auch das menschliche Glück und die menschliche Vollkommenheit kann nicht in solchen Proportionen wachsen, es muß mit dem schnelleren Fortschreiten ein Stillstand oder eine Rückwärtsbewegung abwechseln.

Wenn demnach unsere Urenkel nicht so viel besser daran sein sollten als wir, so ist das für uns eigentlich wünschenswert. Denn leicht könnte unsere gutmütige Vorfreude sich (wenn der Steuererheber kommt, oder das Bezirkskommando unbequem wird oder der Arzt gegen mancherlei Schmerzen keinen Rat weiß) leicht könnte es sich in sogenannten Neid verwandeln. Da hätten wir denn von unseren Zukunftsphantasien die Gelbsucht! — Glücklicherweise dürfte unsere Glaubenskraft kaum dazu ausreichen. Wenn die Überzeugung von dem zu erwartenden Himmel auf Erden ganz fest wäre, dann wäre es die erste Pflicht der Humanität, möglichst viele Teilnehmer an diesem Glücke in die Welt zu rufen; aber wie stimmt es damit überein, daß gerade in den Reihen der Aufgeklärtesten keiner mehr Kinder haben will?

Gerhard Duckama Knoop

Ein neuer Literaturpreis

Vor kurzem verlautete, daß die Akademie Goncourt 5000 Franken als Preis an einen jungen Romanschriftsteller vergeben habe. Die Tatsache scheint mir des Aufhebens wert.

Es ist nämlich meines Wissens in Deutschland noch nie vorgekommen, daß ein Erzähler für ein gutes Buch irgendeinen offiziellen Preis davongetragen hätte.

Natürlich denke ich da nicht an Verleger-Wettbewerbe, oder an solche „Ehrengaben", wie sie hin und wieder den Jubilaren von einem Freundeskreise überreicht werden, und auch an Unterstützungen, wie sie die Schillerstiftung oder die Tiedgestiftung in Fällen der nachweisbaren Hungersnot verteilen, denke ich nicht. Sondern ich habe recht eigentlich „Preise" im Sinne, wie sie als Auszeichnungen zum Beispiel an unsere Dramatiker alle Jubeljahre einmal vergeben werden.

Die Preise sind um der Bestimmungen willen, unter denen sie vergeben werden müssen, recht oft Gegenstand der Kritik gewesen. In der Praxis läuft es bei ihnen fast ohne Ausnahme darauf hinaus, daß demjenigen, der da hat, noch mehr gegeben wird. Fast immer wurden erfolgreiche Dramatiker preisgekrönt, und Hebbel, der das nicht war, erhielt den Schillerpreis für seine „Nibelungen" auch erst, als er auf dem Sterbebett lag und keiner Aufmunterung zum Leben und Schaffen mehr folgen konnte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Dramenpreise gehen zudem von der irrigen Voraussetzung aus, daß die entscheidenden Literaturschlachten auf der Bühne geschlagen werden. Das galt schon für die Zeit unserer Klassiker nicht ganz, für die unsrige gilt es noch nicht einmal zum vierten Teil. Denn es ist ja schließlich ein sehr öffentliches Geheimnis, daß sich der Schwerpunkt der wirklich dichterischen Produktion mehr und mehr auf das Gebiet der Erzählung hinübergeschoben hat. Auf einen deutschen Dramatiker von einigem Rang und innerem Beruf kommen heute getrost zehn Epiker, die ihm an spezifisch künstlerischen Qualitäten nichts nachgeben, die ihn sehr häufig darin übertreffen.

Man kennt diese Leute nicht so, wie man die Dramatiker kennt und über sie schwätzt, weil diese im Glanze ihres Rampenlichtes so bequem zu beschwätzen sind. Die geradezu kindliche Überschätzung des Theaters, früher eine Spezialität Wiens, heute eine ansteckende Krankheit Berlins und all seiner „Vororte" (zu denen in theatermäßiger Beziehung auch München oder Frankfurt gehören) macht allgemach blind für das Gute, das unbeachtet am Wege blüht, und manchmal verblüht ist, bevor es fruchten kann.

Ich bin nicht naiv genug, zu glauben, daß mit ein paar tausend Mark im Jahre allemal die gute Frucht bedacht und derart aus der Masse des Schlechten hervorgehoben werden würde. Die Lebensgeschichte der literarischen Preisgerichte ist eine Geschichte menschlicher Irrtümer wie jede andere Geschichte auch. Aber mir scheint doch: schon die bloße Tatsache des Bestehens einer Anzahl Preise für die erzählende Dichtung würde ihr in den Augen derer, die solche Reizmittel des Interesses brauchen, ein neues Ansehen geben und eine vermehrte Aufmerksamkeit eintragen.

Und dann ist es ja nicht ausgeschlossen, daß doch einmal ein wirklich unabhängiges Preisgericht aus literarischen Sachverständigen sich auf neue Talente einigte, denen eine solche öffentliche Auszeichnung mit einem Ruck wenigstens die gröbsten äußeren Hindernisse zum Durchdringen aus dem Wege räumen könnte. Ein, zwei Jahre ruhigen Schaffens sind für das Talent zeitweilig eine Lebensfrage. Wer wollte behaupten, daß der Bucherfolg, der ja hin und wieder auch den Rechten trifft und über Wasser hält, diese Funktion stets so gut und stets zur rechten Zeit erfüllte? Die Auflagenziffern Wilhelm Raabes, die Ludwig Thoma hier dem deutschen Volke mit Recht ins Album schrieb, sprechen nicht dafür. Die Kritik, die die Spreu vom Weizen zu sondern hätte, paralysiert ihre eigenen Wirkungen, indem sie alles lobt und dermaßen anpreist, daß sich die Balken biegen.

Also, ich frage: wer stiftet einen solchen Literaturpreis für die Erzähler? Jene deutschen Verleger vielleicht, die mit schlechten Erzählern glänzende Geschäfte machen? Sie hätten als die ersten alle Ursache dazu!

Eugen Kalkschmidt

Ein Kriegsgerichtsurteil

Eine berliner Tageszeitung brachte am 3. Dezember folgende Mitteilung:

Das Kriegsgericht der 17. Division verhandelte gestern, wie uns aus Bremen gemeldet wird, gegen den aus Ostpreußen stammenden Musketier Hoppe vom bremer Infanterieregiment. Hoppe, der in diesem Jahre eingestellt wurde, hatte seinerzeit Selbstverstümmelung verübt, indem er bald nach der Einziehung auf dem Kasernenhofe sich mit einem Taschenmesser den Oberteil der Ohrmuschel abschnitt, um vom Militärdienst wieder entlassen zu werden. Wie sich herausgestellt hat, hat Hoppe seine an beiden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beinen gelähmte Mutter und seine 75 jährige Großmutter vor seiner Einziehung von seinem Tagelohn von 1,50 Mark völlig erhalten. Die beiden Frauen blieben nach seiner Einziehung zum Militärdienst in bitterster Not zurück. Dieses niederdrückende Bewußtsein trieb ihn zu dem unüberlegten Schritt. Das Kriegsgericht verurteilte den unglücklichen Menschen zu der gesetzlichen Mindeststrafe von einem Jahre Gefängnis, weil es annahm, daß *nur* die Kindesliebe ihn zu der Tat veranlaßt hat. Nichtsdestoweniger glaubte das Kriegsgericht noch auf die Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes erkennen zu müssen, weil Hoppe eine „*ehrlose Gesinnung*" bekundet habe dadurch, daß er sich durch Selbstverstümmelung dem Militärdienst habe entziehen wollen.

So weit der Bericht.

Es wird wohl niemand behaupten wollen, daß die Kriegsgerichte gemeinhin in ihren Urteilen ein feineres Empfinden für das Rechtsbewußtsein des Volkes an den Tag legen. Aber was in dem oben angeführten Urteil sich an Volksfremdheit kund tut, dürfte wohl eine Art Rekord — sit venia verbo — aufstellen.

Ein Mann hat sich selbst, um sich seiner Militärdienstpflicht zu entziehen, verstümmelt. Das Kriegsgericht anerkennt, daß nur das edle Gefühl der Kindesliebe den Angeklagten zu seiner unseligen Tat trieb. Aber, so judiziert das Gericht weiter, diese Tat entspringt einer ehrlosen Gesinnung und deshalb ist der Mann einem gemeinen Verbrecher gleichzuachten und in die zweite Klasse des Soldatenstandes zu verstoßen — abgesehen von der Gefängnisstrafe, die ihn nach dem Buchstaben des Gesetzes treffen muß.

Wo ist die Leuchte, die dunklen Schleichwege der Logik dieses Kriegsgerichtsurteils zu erhellen? —

Wie soll man die Missetat des Musketiers Hoppe formulieren?

War er so sehr von „ehrloser Gesinnung" erfüllt, daß er aus reiner Kindesliebe sich die Ohrmuschel abschnitt? Oder verleitete ihn das Gefühl aufopfernder Sohnesliebe dazu, sich aus „ehrloser Gesinnung" zum Krüppel zu machen?

Vor wenigen Monaten zitierte und bekämpfte an dieser Stelle Witkop den Ausspruch Hermann Friedemanns: „Gute Justiz ist unvolkstümlich". Wenn diese Lehre zurecht bestände, dann wäre das bremer Kriegsgericht das beste, das wir haben könnten.

In dem gleichen Artikel Witkops sind aber auch Worte Enrico Ferris, des italienischen Reformators der Strafjustiz angeführt, die auf den Fall Hoppe trefflich zu passen scheinen: Auch hier ist der Angeklagte „eine Art Gliederpuppe, welcher der Richter eine Nummer des Strafkodex auf den Rücken klebt". Auch hier scheint es, als hätten die Richter sich nicht lange aufgehalten bei der in diesem Falle doch so nah und offen liegenden Frage nach den „Bedingungen der Tat". Oder ist das Bremer Kriegsgericht sich etwa der bedauerlichen Tatsache bewußt gewesen, daß Patriotismus, vaterländische Begeisterung und manche anderen schönen Dinge, die das Bild des geistig freien, sozial gesicherten Mannes zieren, eine recht sekundäre Bedeutung gewinnen im Leben des armen Teufels, der mit einer Mark fünfzig Pfennigen täglichen Verdienstes die gelähmte Mutter und die hochbetagte Großmutter vor dem Verhungern schützen muß?

Nach dem Militärstrafgesetzbuch ist der Gestellungspflichtige, der sich selbst verstümmelt, um dem Vaterlande seine Dienste zu entziehen, ein ehrloser Lump. Er wird's wohl in den meisten Fällen auch sein. Daß aber in einzelnen konkreten Fällen die Selbstverstümmelung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Tat eines in seinen besten Gefühlen Bedrohten und darum Verzweifelten sein kann, das hat der Gesetzgeber in seinen Paragraphen nicht berücksichtigt; und der Richter, der nach jenen Paragraphen Recht sprach, hat sich darum an diese Erkenntnis auch nicht gebunden geglaubt.

Und so zeigt sich hier wieder einmal nach den Worten des österreichischen Juristen Friedrich von Engel jene „tiefe Kluft, die sich aufgetan hat zwischen dem Tun der Richter und den Gefühlen und Gesinnungen des Volkes, die ausgefüllt werden muß, soll nicht eines der Fundamente der Gesellschaft — die Rechtspflege — in dieser Kluft versinken".

Dr. Otto Duante

Der Austausch geistiger Güter

Ein Glück, daß es keinen Schutzzoll auf geistige Güter gibt! — Oder dürften hierüber doch Kontroversen möglich sein? Seit der Erfindung des Austauschprofessors sind allerdings mancherlei Bedenken aufgetaucht. Und als besonders berechtigt erscheinen diese bei dem Austausch von Geistesprodukten zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. Es ist nämlich zu befürchten, daß hier ein Schmuggel mit Falsifikaten getrieben werden kann. Manches wird als amerikanisch importiert, was für den Kundigen den Stempel: Made in Germany trägt. Solch ein Falsifikat ist zum Beispiel jener Psychologe Münsterberg, den uns die Harvard University beschert hat. Er geriert sich als ein vollständig assimilierter Amerikaner, singt das Lied der amerikanischen Kultur in allen Tonarten. Er hat diesen rückständigen Kulturwinkel Deutschland ganz aufgegeben. Amerikanischer Sang, amerikanisches Weib, amerikanisch .... — Wasser, es geht ihm nichts darüber. Leider ist es mit der Assimilation des Psychologen Münsterberg übel bestellt. Er ist und bleibt doch nur einer von den Hunderttausenden in Amerika, die, nicht Fisch, nicht Fleisch, vom echten Amerikaner mit leisem Beiklang von Ironie „dutch-man" genannt werden. Daß er kein „gentile" ist, zeigen schon seine Versuche, die englische Literatur zu bereichern. Seine Bücher zeichnen sich außer durch Gedankenarmut durch herzlich schlechtes English aus. Mit letzterer Eigenschaft ist Münsterberg, wie man drüben sagt: „handicapped". Die Seichtigkeit der Gedanken aber wird ihm im Heimatlande der Schwätzkunst den Weg ebnen. Und hierin zeigt sich Münsterberg wirklich ausgezeichnet assimiliert. Als Zeugnis nenne ich sein Buch: American problems, from the point of view of a psychologist. Wer soviel Oberflächlichkeit in einem Buch kondensiert auf den Markt wirft, der kann selbst in Boston einen „success" haben, wie Mrs. Eddy, die Gesundbeterin.

Dieses Buch enthält unter anderem einen Aufsatz: „The market and psychology", in dem der Psychologe Münsterberg „angewandte Psychologie" treibt. „Uaas sein daas?" Nun, ein Beispiel! Angewandte Chemie ist, wenn man die Ergebnisse der Stickstoffchemie verwertet, um gute Düngemittel zu schaffen. Well! Wir sollen auch die Ergebnisse der Seelenforschung verwerten, um gute ... Aber der Vergleich könnte hier anrüchig werden. Mit anderen Worten, Münsterberg will, daß die Psychologie nun endlich mit ihren „exakten Ergebnissen" herausrückt. „Handel und Industrie sollen auch etwas davon profitieren." Es ist nicht genug damit, daß man in der Medizin und Pädagogik „angewandte Psychologie" treibe, man müßte auch die praktischen Ergebnisse der Experimen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

talpsychologie in den Dienst des Verkehrs und der Gewerbe stellen. Der Psychologe Münsterberg behauptet nämlich, daß das „psychologische Laboratorium" sich als äußerst nützlich erweise, um gute Streckenwärter auf Eisenbahnen, zuverlässige Sicherheitsbeamte, schlaueste Detektivs heranzubilden. Man sieht, das ist schon mehr, als Psychologie, das ist schon — Sherlock Holmes in ein System gebracht. Es wird uns nun nicht Wunder nehmen, wenn wir aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten hören, daß die Fachpsychologen dort Akademieen für „angewandte Psychologie" gegründet hätten. Aus solchen Instituten würden Leute aus allen Berufsklassen auf das Feinste ausgebildet hervorgehen, vom gewiegten Diplomaten bis zum Eskamoteur. Die Psychologie des Herrn Münsterberg vermag den Volksredner zu belehren, wie er mit den seichtesten Phrasen eine Masse begeistern kann; der Fremdenführer wird lernen, wie er den „greener" genau abtaxieren muß. Selbst der Preisboxer sollte beim „experimental psychologist" in die Schule gehen. Da kann er erst Kniffe lernen! Welche Perspektiven eröffnen sich also jetzt unserem trägen deutschen Gehirn! Aber der Psychologe Münsterberg geht noch mehr auf den Markt; er bietet in selbstlosester Weise die Erträgnisse psychologischer Forschung dem Markte dar. Denn, nach Münsterberg, schreit der Markt förmlich nach „angewandter" Psychologie. Ich möchte den Herrn doch einmal selbst reden lassen. Es heißt in wörtlicher Übersetzung:

„Ein anderes Gebiet, auf welchem sich eine gewisse Tendenz zeigt, den modernen Psychologen zu Rate zu ziehen, ist das der Reklame. Viele Hunderte von Millionen werden wahrscheinlich jährlich auf Reklamen verschwendet, die keinen Erfolg haben, weil sie den Geist des Lesers nicht ansprechen. Sie ziehen vielleicht nicht genügend die Aufmerksamkeit an, oder prägen sich nicht gehörig dem Gedächtnis ein, oder, vor allem, sie wirken nicht in der rechten Weise suggestiv.

Das offenbare Bedürfnis einer psychologischen Anleitung führt nun so zu einer gewissen Berührung zwischen empirischer Psychologie und Geschäft. Der berufsmäßige Reklamemacher von heute kümmert sich um die Psychologie der Suggestion, der Ideenassoziation und der Apperzeption und profitiert von den interessanten Büchern über die Theorie der Reklamekunst. Und doch liefert jede Folge von Plakaten ein reichliches Material zum Studium der Verstöße gegen den Geist der Psychologie....." Genug, übergenug! Was sagen nur die deutschen Kollegen vom Fach! Damit man aber nicht glaube, es handle sich hier um eine scherzhafte Mystifizierung, oder die Stelle erscheine entstellt, weil aus dem Zusammenhang gerissen, müssen wir eine Versicherung abgeben. Es folgen im Original Beispiele aus dem trivialen Leben, welche lehren sollen, wie die angewandte Psychologie Führerin sein könne und müsse. Es ist dem Psychologen Münsterberg heiliger Ernst. Er kann übrigens keine Witze machen, höchstens unfreiwillige. Es wird also lang und breit exemplifiziert, wie die Reklame durch Ausnutzung der psychologischen Fundgrube, zu einem Bombenerfolge gelangen könne. Herr Münsterberg scheint die Frage mit Gründlichkeit studiert zu haben. "I have collected a large number of wrappings and packings in which the various industrial establishments sell their goods ....." Er hat also Reklamedüten und Einwickelpapiere mit Reklamebildern gesammelt und daraufhin geprüft, ob sie den Lehren seiner Psychologie gerecht werden. Und er stellt fest, daß der moderne Reklame-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

macher doch noch bei ihm was lernen könnte. Zwar gibt Münsterberg zu, daß gar mancher manager im Leben die Konjunktur auch ohne seine Psychologie gut ausnutzen könne, daß ein Konfektionär auch ohne die Psychologie der optischen Täuschungen wisse, ob eine dicke Dame längsgestreifte Stoffe tragen soll oder nicht (das steht tatsächlich in Münsterbergs Buch), aber er meint, daß doch der schlaueste Jobber noch von der „angewandten Psychologie" hie und da einen Trick lernen könne. — Wir sind dem deutschen Leser wohl mit dem angeführten Material gerecht geworden. Man wird sich jetzt ein Bild machen können von der angewandten Psychologie innerhalb eines amerikanischen Horizonts. Hierin, das müssen wir noch einmal betonen, ist Münsterberg echt amerikanisch. Was er nach Amerika trug waren einige Lehren der Hirn- und Nervenphysiologie. Sein Leitfaden der Psychologie hat nur lose Beziehungen zur Seelenkunde. In den Vereinigten Staaten wird das aber sehr leicht in Psychologie umgemünzt. Dann ist dort drüben nur ein Schritt zur „angewandten Psychologie". Diese aber ist nur die Kehrseite der „angewandten Psychologie" der extremen Gegner im Fache, der „Christian Science" von Mrs. Eddy. Das Gesundbeten dieser Dame ist nur zu verstehen als ein echt amerikanisch gemanageder Spiritualismus. Herr Münsterberg ist ein manager nach der anderen Richtung.

Wir können nun sein Werk krönen, indem wir ihm vorschlagen, seine Wissenschaft umzutaufen. Erstens kommt das Wort Psychologie von Psyche und Logos. Der Logos mag noch hingehen, aber die Psyche bringt ihn zu sehr in die Nähe der Mrs. Eddy. Das Wort ist überhaupt anrüchig. Wir schlagen darum den Begriff „Lalalogie" vor. Dieses Wort fand sich eingegraben auf einer Tontafel, die man, einem rätselhaften vorsintflutlichen Tiere um den Hals gehängt, in der Höhle von Decerebratos vorfand. Das Tier wurde später als der Pithecanthropus erectus alalus identifiziert. Der Stamm lalus bedeutet etwa was wir unter dem Lallen eines Kindes oder eines Primitiven oder eines Experimentalforschers verstehen. Auf alle Fälle hätte der Begriff „Lalalogie" den Vorzug, ein neues, durchaus unverständliches Wort zu sein, und man kann sicher sein, daß eine derartig benannte Wissenschaft in Amerika so einschlagen würde, daß keine Stadt versäumen dürfte, den Professor Münsterberg zu einer lecture einzuladen. Vielleicht würde er dann bald jenen amerikanischen Gelehrten übertreffen, der über einen und denselben Gegenstand mehr als zweitausendmal mit genau denselben Worten publicly lectured hat. Rekord, Leute, Rekord!

Also vielleicht gibt es jetzt keine Kontroversen mehr über Schutzzoll für geistige Güter. Vielleicht sind diese Zeilen kräftig genug, auch den begeistertsten free-trader zum Hochschutzzöllner für Kulturgüter zu bekehren. Wer seinen Bedarf an Banalitäten decken will, der soll lieber die heimische Industrie in Nahrung setzen. Wir leiden wahrlich nicht an Mangel. Für Ausfuhrzölle möchten wir aber an dieser Stelle auf keinen Fall plaidieren.

Robert Lewin

Ist China reif für eine Republik?

Die Aussichten für den Fortbestand der Mandschudynastie schwinden augenscheinlich rasch dahin. Man hat das Kind, das den Drachenthron inne hat, einen Eid auf eine Verfassung leisten lassen, die noch nicht vorhanden ist, und die Nationalversammlung, die sie entwerfen und in Worten festlegen soll,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann sich nicht entschließen, zusammenzutreten. Auch aus dem Vorschlage, einen Konvent, worin die Pekinger Regierung und die abgefallenen Provinzen gleichmäßig vertreten sind, darüber entscheiden zu lassen, ob China eine Monarchie bleiben oder eine Republik werden solle, scheint nichts werden zu wollen. Inzwischen sind aber Vertreter der abgefallenen Provinzen bereits in Shanghai zusammengekommen, um die künftige Verfassung des chinesischen Reiches bis in die geringsten Einzelheiten auszuarbeiten, und diese setzen dabei als selbstverständlich voraus, daß sie republikanisch sein wird. Als Vorbilder dienen ihnen die nordamerikanische Union und die freie Schweiz. Daß nun Jungchina sich allen Ernstes nicht nur vollständige parlamentarische Einrichtungen, sondern auch „die fortgeschrittenste Form demokratischer Regierung" verschreibt, ist mehr als europäische Ordnungsmänner vertragen können. Sie fragen: „Sind denn die Chinesen reif für eine republikanische Verfassung?" und meinen, diese Frage aufwerfen, hieße sie verneinen. Die nüchterne Wirklichkeit werde auch die Revolutionäre, wenn sie die ausschlaggebende politische Macht erlangten, bald davon überzeugen, daß amerikanische politische Ideen im Reiche der Mitte nicht gedeihen können. Aber schufen denn die Altvordern der heutigen, schon entarteten Amerikaner etwas neues, als sie auf Grund ihrer Unabhängigkeitserklärung die nordamerikanische Union gründeten? Im Gegenteil; sie kehrten mit Bewußtsein zu den ursprünglichen Grundsätzen politischen Lebens zurück. Wer bestreitet, daß zum Beispiel die modernen Germanen nicht reif für demokratische Regierungsformen sind, kann doch nicht bestreiten, daß es die alten Germanen waren. Sie mögen es bei Tacitus nachlesen, der berichtet: „Über minder wichtige Angelegenheiten halten die Häuptlinge, über wichtigere alle zusammen Rat, jedoch so, daß auch die Gegenstände, über welche das Volk die Entscheidung hat, bei den Häuptlingen durchgesprochen werden." Die Häuptlinge oder Fürsten waren gewählte Vorsteher des Volkes, also Beamte, die Adeligen Männer aus Familien, die durch Verdienst um das Gemeinwesen, nämlich durch klugen Rat in der Volksversammlung und Tapferkeit im Kriege Ansehen erlangt hatten. Ausdrücklich bemerkt ferner Tacitus: „Die (gewählten) Könige haben keine unumschränkte oder willkürliche Gewalt und auch die Heerführer sind mehr Vorbilder als Befehlshaber: Immer auf dem Platze, immer voranleuchtend, immer an der Spitze, herrschen sie durch die Achtung, die sie einflößen." Fast genau so war es bei den ältesten Griechen und Römern; die Demokratie war einmal eine gemeinsame Einrichtung der ganzen Menschheit. Aus den Anfängen gesellschaftlichen Lebens entwickelten sich überall demokratische Verfassungen, die immer erst dann in monarchische umgewandelt wurden, wenn Kriegsfahrten und Eroberungen zur Bildung großer Reiche führten, sodaß es den Führern ermöglicht wurde, die Gewalt an sich zu reißen.

Der englische Sinologe Arthur Diosy erzählt, vor einigen Jahren habe ein hochgestellter chinesischer Beamter zu ihm geäußert: „Wie kann man irgendwelchen Fortschritt in meinem Lande erwarten, wenn es unsereinem nicht möglich ist, eine Audienz beim Hofe zu erlangen, ohne daß ich eine Anzahl Silberbarren an den kaiserlichen Prinzen schicke, zu dessen Sporteln es gehört, Zoll von allen zu erheben, die sich der heiligen Stätte nähern wollen." Aus solchen und ähnlichen Gründen wollen die Revolutionäre die ganze Herrschaft der Mandschus beseitigen und zugleich die Monarchie überhaupt. Jede Reform, behaupten sie, müsse heute der Hofpartei mühsam abgerungen werden Der Hof habe bisher immer Mittel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gefunden, nützliche fortschrittliche Gesetze, die auf Drängen der Reformer erlassen worden waren, unwirksam zu machen, sobald sie ihm nicht mehr zusagten, und die Verderbnis im politischen Leben werde nicht aufhören, solange es einen kaiserlichen Clan gebe, der sich durch Bestechungsgelder bereichere und dem höheren Beamtentum ein schlechtes Beispiel gebe.

Von der Rolle, die der „Sohn des Himmels", der Bruder von Sonne und Mond im Leben des chinesischen Volkes spielt, macht man sich gewöhnlich bei uns ganz falsche, phantastische Vorstellungen. In Wirklichkeit kümmern sich die breiten Massen in China überhaupt nicht um ihn. Von einer aus Bewunderung entspringenden persönlichen Treue oder Zuneigung für den Kaiser kann nicht im entferntesten die Rede sein. Dem Volke wird eine gewisse Verehrung für den „Vater des Landes" anerzogen, aber dieses Gefühl würde sich bei ihm ohne weiteres auf den jeweiligen Präsidenten einer chinesischen Republik übertragen lassen. In Japan, dessen Herrscher als 121. Monarch desselben Geschlechts seinen Stammbaum bis auf Jimmu Tenno, den ersten, der Sage nach von der Sonnengöttin abstammenden Kaiser zurückführt, verhält es sich anders; dort ist der Patriotismus gleichbedeutend mit Ergebenheit für den Landesherrn. Die Chinesen haben die regierenden Mandschus immer als Usurpatoren betrachtet, weil sie sich mit Gewalt an die Stelle der einheimischen Ming-Dynastie setzten. Die Herrschaft keiner Dynastie hat im übrigen in China je für dauerhaft gegolten. Das geht zum Beispiel aus den uralten Bestimmungen hervor, die noch heute für die vom Hofe angestellten Geschichtsschreiber gelten. Sie müssen ihre sorgfältig verfaßten, peinlich genauen Berichte in eiserne Kästen verschließen, aus denen sie erst hervorgeholt werden dürfen, um veröffentlicht zu werden, „nachdem die Dynastie zu bestehen aufgehört hat".

Die verschiedenen Provinzen Chinas haben sich schon immer im großen und ganzen selbst verwaltet Bei den großen Unterschieden in den natürlichen Verhältnissen, in den örtlichen Bestrebungen, den wirtschaftlichen Bedürfnissen, in Sprache, Religion und Rasse der Bewohner war das auch kaum anders möglich. Die Vorbedingungen für die Einführung einer der nordamerikanischen Union nachgebildeten Verfassung für einen locker zusammenhängenden Verband von souveränen einzelnen Staaten sind also auch in dieser Hinsicht gegeben. Im übrigen gibt es kein Volk, das mehr natürliche Anlage hätte, in Vereinen und Verbänden aus eigenem Antriebe heraus öffentliche Angelegenheiten gemeinsam zu erledigen. Was die breiten, unwissenden, wichtigen politischen Problemen verständnislos gegenüberstehenden Volksmassen in China anbelangt, so ist nicht einzusehen, weshalb eine republikanische Staatsform weniger für sie geeignet sein sollte als eine monarchische. Große Volksmassen, die blindlings bestimmten Führern folgen, gibt es in den modernsten Staaten, aber in einer Republik ist doch gewöhnlich die Neigung bei den führenden Männern, das allgemeine Bildungsniveau zu heben, stärker als in einer Monarchie. Maßgebend für die Regierung eines Landes sind immer nur die politisch interessierten, gebildeten, zugleich wirtschaftlich gefestigten Kreise. Sind die reif für eine bestimmte Regierungsform, so ist es auch die ganze Nation.

Otto Corbach

Die Einheit und die Zweiheit

Ein Bündnisfanatiker fordert die Allianz mit sämtlichen Staaten der Erde. Man lacht ihn aus: Es bliebe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ja alles beim alten! — Das ist der Fall des Monismus.

Einheit ist der welthistorische Götze des Menschen; denn sie bedeutet nichts anderes als verleugnete Vielheit. Das läßt sich erweisen. Was soll durch alle Einheits- und Zweiheitslehren erklärt werden? Die Mannigfaltigkeit. Wodurch entsteht Mannigfaltigkeit? Durch Mischung oder Kombination mindestens zweier Elemente. Es ist kein anderer Weg. Einfaches kann nicht mannigfaltig werden, es sei denn durch Hinzutreten eines Fremden. Wo aber dies Fremde hernehmen, wenn nur Eines ist? Es nützt nichts: der Erzfeind „Dualismus" muß helfen. Ich kann aus zwei Flüssigkeiten tausend verschiedene Mischungen herstellen; zwei aber müssen es sein: mit einer wird das Experiment nicht gelingen. Der Zahlbegriff „Eins" ist keiner Permutationen fähig. Tatsächlich scheint es ja, als sei die Vielheit dem menschlichen Geiste zuwider (was am menschlichen Geist liegt); die letzte mögliche Zusammenfassung ist aber nicht die Einheit, sondern die Zweiheit. Sie liegt uns auch näher. Vom Geschlecht an durch alle Lebenssymbole hindurch treffen wir auf die Zweiheit und nichts außer ihr. Sie gibt den Takt unseres Daseins an. Zu Ormuzd gehört in Ewigkeit Ahriman, und wo Gott ist, da stellt auch der Teufel sich ein ... Die Formel: „Alles ist Eins" aber bedeutet: Ich verzichte endgültig darauf, das Mannigfaltige zu gruppieren; so bleibe es, wie es ist.

Wer die Allheit zu seinem Gott macht, treibt Vielgötterei.

Hermann Friedemann

Die preußischen Junker in München

Die Konservativen haben für den Reichstagswahlkreis München I (Altstadt) den Gutsbesitzer Oberstleutnant z. D. von Spies (Riedhof) aufgestellt und eine große Versammlung abgehalten, in der Doktor Diederich Hahn und Freiherr von Richthofen für die Sache der preußischen Reaktion in München eintraten. Leider gab es keine freie Aussprache. Sonst hätten die münchener Wähler sagen können, wie sehr sie den Januschauer Elard von Oldenburg in dieser Versammlung vermißten. Es waren aber doch viele da; Doktor Diederich Hahn und der Bund der Landwirte in München: das geht doch über Hellabrunn!

Die münchener „Konservativen" hatten sich schon bei den Gemeindewahlen betätigt und zusammen mit der „Deutschsozialen Partei" für die christlichsoziale Liste gestimmt, die auch durch ihre Verbindung mit der Zentrumsliste gefördert war und — keinen einzigen Bewerber durchbrachte. Möglicherweise zieht das Zentrum in München I seine Bewerbung zugunsten der Konservativen zurück; in vorwiegend protestantischen Wahlkreisen, besonders in Schlesien, der Gegend des Freiherrn von Richthofen, kommt dergleichen häufig vor. Aber auch ohne das Zentrum sind die Konservativen im münchener Reichstagswahlkampf als politische Erscheinung willkommen: Ein Oberstleutnant und 10 Mann!

Gaiserich

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Wolters, für den Inseratenteil Fritz Roeßler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I. — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englands Weltpolitik unter Sir Grey

Von Dr. Freiherr von Mackay

Die Politik ist keine Tugendübung und kein Gymnasion der Moral. Sondern, so sagt man, sie sei die Vertretung der Staatsinteressen mit allen Mitteln handgreiflicher Gewalt, diplomatischer Schlauheit, gerissenen Ausspielens irgendwelcher durch scheinbares oder wirkliches Recht angemaßter Trümpfe. Träfe das zu, so wäre die politische Raison im Grund nichts als eine auf die Stufe nationalen Daseins erhobene Verallgemeinerung und Verherrlichung der Knüppelregeln, nach denen sich oberbayerische Bauern auf Kirchweihfesten über ihre Räusche auseinanderzusetzen pflegen. In Wirklichkeit hat das Wesen der Dame Politik glücklicherweise edlere Substrate. Hegel preist in seiner mystisch-profunden Ausdrucksweise den Staat als „die Wirklichkeit der sittlichen Idee", ja als „den sittlichen Geist selbst, der sich denkt und weiß und das, was er weiß, vollführt." Da die völkische Gemeinschaft so gut wie jedes vernünftige Wesen nicht Mittel zum Zweck, sondern Zwecksubjekt ist, so müßte also auch in den Willensäußerungen des Staats, das heißt in seiner Politik die sittliche Idee ständig zum Ausdruck kommen. Freilich kann und soll er dies moralische Prinzip nicht aus der Jenseitssphäre metaphysischer Ethik schöpfen, sondern muß es aus der eigenen Natur und den Lebenszwecken seines Selbst ableiten. Mit anderen Worten, er muß seine sittlichen Imperative in den Daseinsbedürfnissen und der Wohlfahrt aller, nicht einzelner Personen oder Stände, suchen; so wird in ihm tatsächlich fest umschriebenes Gesetz, was überhaupt das geistige Wesen des Menschen an sittlichen Normen über sich und das gesellige Zusammenleben gesetzt hat.

Prüft man den Charakter der Greyschen Politik am Probierstein dieser kategorischen Forderungen, so ist sie in sich gerichtet. Tatsächlich wird denn auch nicht vom Ausland, sondern von Briten selbst, die sich nicht durch die Weihrauchdünste des Ententen-Opferaltars das nüchterne Urteil rauben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lassen, in schärfster Weise der Stab über sie gebrochen. Der verdienstvolle E. D. Morel hat mit seinem bekannten und vielberedeten Anklageartikel im Nineteenth Century die Fehde wider das gegenwärtig im Foreign Office geübte System eindrucksvoll eröffnet durch den Nachweis, wie England überall, wo es auf kolonialem Gebiet mit seinen Verbündeten, insbesondere mit Frankreich, zusammentrifft, sich zum Knecht und Helfershelfer einer reaktionären, den fremden Warenaustausch differenzierenden Politik macht, die seinen geschichtlichen Überlieferungen wie den Interessen seines Kaufmannstandes, des Erbauers des größerbritannischen Reichs, schnurstracks zuwiderläuft, wie es Deutschland den Kampf für die offene Tür und die Handelsfreiheit überläßt und es zum Dank dafür wie einen Erbfeind behandelt. Der Economist, das angesehenste Organ der britischen Handelskreise, hat diesen Gedanken, daß das Greysche Regime das Grundaxiom jeder vernünftigen Politik, die Vertretung der Interessen der steuerzahlenden Bevölkerung in ihrer Gesamtheit, verleugne, in einer ganzen Reihe von Artikeln weiter entwickelt; in einer der letzten Nummern (78/3561) gelangt er zu einem Verdikt, wie es schärfer kaum jemals einem Minister in England außer von radikaler Seite entgegengetönt ist. „We allow ourselves to be humbugged by false forecasts and puerile panics", schließt die Jeremiade. Und noch schärfer endlich wird Greys Taktik von A. G. Gardiner in den Daily News kritisiert, die sich trotz ihrer Beziehungen zum Ministerium wieder einmal durch sehr freimütige Meinungsäußerung auszeichnen: „Unsere Politik wird augenscheinlich nicht durch Erwägungen der Gerechtigkeit oder auch nur des unmittelbaren Selbstinteresses bestimmt. Sie muß also durch einen tieferen Beweggrund, einen weitergespannten Grundsatz beherrscht werden, der uns tätig oder untätig macht, nicht nach dem inneren Wert des Falles, sondern im Einklang mit einem Generalplan auswärtiger Politik. Was aber ist dieser Plan? Was sind unsere Verbindlichkeiten?

Die Aufwerfung dieser Frage ist allerdings sehr zeitgemäß. Grey ist der Sachwalter und Testamentsvollstrecker des konservativen Erbes, wie es Lord Lansdowne schuf und König Eduard hinterließ, dessen System ausgesprochen eine Politik des Prestige und der Intrige war. Daß „Sir Eduard", der Liberale, sich diesen Normen so vorbehaltlos, ja mit dem leidenschaftlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eifer eines Renegaten anpaßte, hat William Stead jüngst psychologisch zu motivieren versucht, indem er im Daily Graphic eine sehr wohlgetroffene Charakterskizze des derzeitigen Herrschers in Downing Street entwarf. Grey ist eine Verkörperung des insularen Geist des Briten mit seinen mancherlei Vorzügen, aber auch vielen Einseitigkeiten und Mängeln. Er spricht keine fremden Sprachen, ist kaum einmal vorübergehend im Ausland gewesen. Er besitzt die Ruhe, Gleichgültigkeit, Unnahbarkeit, Selbstgenügsamkeit des vollendeten Stoikers. Er wird niemals warm, läßt niemand an sich herankommen, ist loyal, aufrichtig, aber auch ohne jede leidenschaftliche Genialität. Er erscheint so — und auf diesen Punkt vergißt Stead hinzuweisen — zugleich als Typ des Durchschnittsbriten, der unter der Marke John Bull Weltruf erlangt hat, dem ebensowohl die feinere Intelligenz, schöpferische Regsamkeit und Größe der Weltanschauung des Schotten wie die Fröhlichkeit, Genußfähigkeit, Beweglichkeit des Iren wie die Naivetät, Anhänglichkeit, Liebenswürdigkeit des Walliſers fehlt, der in all seinem gepriesenen Freiheitsgefühl doch engherzig und beschränkten Blicks ist, der nur sich und keinen andern kennen will, der als Vollendung guten Tons ein „nicht sich aufopferndes" Benehmen preist, dessen Lebensgesetz es ist, durch trotzige Hervorkehrung des muskulösen Ich anderen zu imponieren, um aus ihrer Dienstwilligkeit Gewinn herauszuschlagen. Ein Mann dieses Charakters und Temperaments fühlte sich natürlich äußerst behaglich im Rock der Eduardschen Politik, die ganz auf Neubelebung und Modernisierung der alten englischen Praxis systematisierter Selbstsucht zugeschnitten war, Verwicklungen unter den festländischen Mächten zu erregen, um, wenn diese sich gegenseitig geschwächt und zerrieben hatten, im Trüben zu fischen und als lachender Dritter den Vorteil der neuen Konjunktur einzuheimsen. Ihm konnte es nicht schwer fallen, um eines solchen Gewinnspieles willen alle Ideale und Gesetze des Liberalismus, den er angeblich vertrat, preiszugeben. Er vermochte aber auch auf Grund seines unbeugsamen Ich-Herrentums leicht seinen Willen trotz Campbell-Bannerman und allen im Herzen ihrer Parteischule treu gebliebenen Ministern durchzusetzen und die schon von seinen konservativen Vorgängern angebahnte Bureaukratisierung des diplomatischen Dienstes zu vollenden, die das Foreign Office, wie das heute sich verwundert die Augen reibende demokratische England zu seinem großen Erstaunen bemerkt, zu einem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gänzlich selbständigen, außerhalb jeder Kontrolle des Parlaments, ja fast außerhalb des Einflusses der übrigen ministeriellen Ressorts gestellten Mechanismus gemacht hat. Die hochmütige autokratische Art, wie Grey gewohnheitsmäßig alle neugierigen, lästigen Fragen über seine Geschäftsführung, mögen sie von der Seite der Opposition oder von den Parteigenossen kommen, mit nichtssagenden, gasförmigen Redensarten abtut oder sie überhaupt nicht beantwortet, steht einzig da in allen Volksvertretungen Europas.

Grey — das ist neidlos anzuerkennen — ist es gelungen, in gewisser Weise England die in der Neige des vorigen Jahrhunderts halbverlorene Schiedsrichterrolle im Rat der Völker wiederzugewinnen. Diese Note des europäischen Polizeikommissars hat er denn auch während der ganzen Dauer der deutsch-französischen Verhandlungen unterstrichen und schließlich in der letzten großen Apologie seiner Politik mit einem Brustton des Allmachtbewußtseins hervorgekehrt, der an die schönsten Zeiten französisch-sonnenköniglicher Meisterung Europas gemahnt. Gnädig weist er Deutschlands Ausdehnungsdrang auf ‚friedliche Erwerbungen in Afrika' hin. Harmlosen Gemüts weiß er natürlich nichts davon, daß der schwarze Erdteil längst aufgeteilt ist, und daß England das deutsche Vorkaufsrecht auf die Schutzgebiete Portugals, die einzig noch Aussicht auf solche Ausdehnung böten, durch die Aufrichtung des Protektorats über diesen Staat und die Garantierung von dessen Kolonialbesitz zunichte gemacht hat. Dabei verklausulierte er seine Geberlaune noch dahin, daß Gebiete ausgeschlossen seien, die an britisches Land rührten. Wo ist das nicht der Fall? Ein Jesuitengeneral könnte nicht gleißnerischer um die Wahrheit herumreden. Freilich hat der politische Primat Greyscher Observanz keinerlei Ähnlichkeit mit der Präsidentschaft, die einst Bismarck im Hohen Völkerrat ausübte und die auf dem Vertrauensfundament wirklich ehrlicher Friedensmaklerschaft beruhte. Die Autorität des Foreign Office ist vielmehr lediglich die des überlegenen und in der Vorhand befindlichen Spielers, der möglichst viel Felder besetzt, um einem einzigen, wirklichen oder vermeintlichen Gegner jeden Gegenzug abzuschneiden. Kommt er bei diesem Mattspiel in unlöslichen Widerspruch mit den wirtschaftlichen Interessen des eigenen Landes, so bleibt die Frage zu beantworten, ob und inwieweit dies Passivum durch Aktiva oben auf der politischen Seite, durch reale, nicht nur schaustellerische Erfolge zugunsten der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weltmachtpläne Englands aufgewogen wird. Eine exakte Analyse des Problems würde die Erörterung sämtlicher internationalen Reibungen, Zusammenstöße und Prellungen der letzten Zeit erfordern; die Kritik darf sich hier mit der Exemplifizierung auf zwei besonders wichtige und aktuelle Konflikte begnügen: erstens den persischen, zweitens den tripolitanischen mit dessen vielen Nebenfunktionen.

Der leitende Gedanke bei dem mittelasiatischen Vertrag war in London die Bildung eines persischen Pufferstaats in der Weise, das politisch der Druck Rußlands gegen den Persischen Golf und vor allem gegen die indischen Grenzen hin neutralisiert, wirtschaftlich aber das Land zur Beute der beiden Komparenten unter Ausschluß anderer Nationen gemacht würde. Diese Rechnung hat sich von Anfang bis Ende als falsch erwiesen. Die englische Diplomatie unterschätzte vollkommen das gewaltige natürliche übergewicht des russischen Kolosses als asiatischer Landmacht in zehnfach den Briten überlegener Stellung. Greys von des Gedankens Blässe angekränkelte Taktik hat sich denn auch von Anfang an wohl oder übel mit schwachen Versuchen begnügen müssen, die Schachzüge Rußlands, das in keiner Weise die Verfolgung seiner alten Pläne unterbrach, zu durchkreuzen, um dadurch Springerfelder für eben die Fremdmächte freizumachen, die ferngehalten werden sollten: für Schweden, das die Offiziere zur Polizeireorganisation bestellte, für Frankreich, das sich in der Trésorerie Générale festsetzte, für die nordamerikanische Union, die in der Person des Herrn Shuster einen sehr energischen Finanzreformer nach Teheran entsandte. Die eigentlichen Absichten der Petersburger Regierung hat vor Jahren kein anderer als General Kuropatkin in einem vom Golos Moskwy veröffentlichten Memoire klargelegt, wo es heißt:

„Es handelt sich für Rußland gar nicht um Indien, auch erst in zweiter Linie um den halboffenen Persischen Golf, sondern vor allem um den freien direkten Zugang zum offenen Meer auf möglichst kurzem Weg und zugleich in einem vermöge der geographischen Lage am leichtesten zu sichernden Landstrich, nämlich durch das westliche Afghanistan nach Belutschistan".

Wie systematisch man an der Newa nach diesem Ziel hin seit 1907 gearbeitet, liegt heute klar zu Tag. Von Aserbeidschan aus ist Rußland dem Schatt el Arab näher gerückt denn je, und durch das Potsdamer Abkom-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

men wurde ihm, bei gleichzeitiger Lähmung des englischen Widerstands gegen den Ausbau der Bagdadbahn bis Kuweit unter deutscher Führung, eine Durchzugstraße dorthin gesichert. Den Marsch nach der Omanküste aber bereitet es auf doppelter Linie vor. Die eine wurde angedeutet durch den Vorschlag zum Bau der persischen Querbahn; der anderen Stützpunkt ist Mesched und das transkaspische Murgabgebiet, von wo aus Rußland durch Straßenbauten und Anlage von Handelsstationen immer weiter südlich nach Seistan und Nibandan hin seine Fühler vorstreckt, während Englands einziger Gegenzug, der Bau der Karawanenstraße Nuschki-Lasch, sich als ein sehr kostspieliges, aber völlig verunglücktes Unternehmen erwiesen hat. Tatsächlich steht der Brite auf dem persischen Kampfgebiet dem Russen fast ohnmächtig gegenüber. Er muß ruhig zusehen, wie selbst die Hoffnung auf die Beseitigung der Gefahr sich als nichtig erweist, in Indien von Afghanistan aus durch den nordischen Gegner flankiert zu werden, und seine Gegenaktionen gegen dessen Vormarsch vom Norden her bleiben regelmäßig Drohungen oder kurzlebige Zwischenspiele ohne jede Bedeutung aus leicht begreiflichen Gründen. England bedürfte zur Besetzung Südpersiens mit seinen halbwilden und kriegerischen Stämmen mindestens 100000 Mann, wozu noch ein gewaltiger Troß käme — General Roberts führte beim afghanischen Feldzug von 1881 bei einem Gefechtsstand von 10000 Mann 8000 Mann Lagertrain und 4000 Tragtiere mit! Und alles das müßte dem Arsenal Indiens entnommen werden, wo das Britentum keinen Augenblick seiner Herrschaft sich sicher fühlt. Kurz, dessen Lage ist so prekär wie möglich; das Fiasko der Greyschen Politik erkennt man in vollem Umfang, wenn man an jene Glanzzeit zurückdenkt, da ein Curzon bereits eifrig und mit scheinbarem Erfolg an der Verwirklichung des weitschweifenden imperialistischen Plans arbeitete, Indien mit Ägypten durch eine unter britischem Protektorat stehende persisch-arabische Länderbrücke zu verbinden.

Lucien Wolf hat sich bekanntlich die Mühe gegeben, im Daily Graphic den Nachweis zu führen, daß das Foreign Office über den tripolitanischen Plan der Consulta unterrichtet gewesen und diesen mittelbar unterstützt habe. Im Grund ist dies Preßgefecht ziemlich wertlos. Es ist ganz selbstverständlich, daß man in Downing Street, wo die Fäden der Weltpolitik enger und vielfältiger zusammenlaufen wie in irgendeinem anderen Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wärtigen Amt, von dem, was sich in Rom vorbereitete, unterrichtet war, ebenso wie man keineswegs, wie gewisse politische Allerweltsweise behaupten, in Berlin oder Wien durch den Zug Italiens nach den Syrten überrascht wurde. Der springende Punkt zur Beurteilung der britischen Taktik liegt vielmehr in der Behandlung der ägyptischen Neutralitätsfrage. Trotz der Carta vom 15. Juli 1840 und trotz den während des türkisch-griechischen Kriegs ausdrücklich anerkannten Rechten der Hohen Pforte hat Grey, über alle Vertragspflichten sich robusten Gewissens hinwegsetzend, der osmanischen Regierung nicht nur verboten, die Truppen des Khediviats gegen den römischen Feind zu nutzen, sondern sogar ihr untersagt, mit eigenen Truppen ägyptischen Boden zum Durchzug nach Tripolitanien zu betreten. Seine Politik ist also auch hier unverkennbar auf die altüberlieferte Norm der Schwächung der Türkei eingestellt. Man rechnet offenbar in London bestimmt mit dem Sieg Italiens: ein Triumph des Halbmonds müßte allerdings die Welt des Orients noch heftiger in Gärung bringen, als es seinerzeit die Niederwerfung Rußlands durch Japan tat und Englands Stellung in Ägypten noch mehr gefährden, als damals dessen indisches Bollwerk erschüttert wurde. Welches war also die Gewinnrechnung Greys bei der Aufrollung des Problems des Nahen Ostens durch Rom unter diesen Voraussetzungen?

Wenn es nach den Kalkulationen und Wünschen britischer, auf dem Kriegspfad Greyscher Deutschfeindlichkeit schleichender Politiker ginge, so wäre durch die deutsch-französische Marokkokrisis und das angeblich dadurch provozierte italienisch-afrikanische Unternehmen ebensowohl dem Dreibund wie der ‚Deutschen Mittelmeerliga', die offenbar an der Themse gegründet worden ist, da man an der Spree nichts davon weiß, das Lebenslicht ausgeblasen.*) Der Vater der frommen Wünsche ist die These, daß Italien viel zu schwach sei, um sich in der neuen durch die Fahrt nach Tripolis geschaffenen Stellung behaupten zu können, daher es notwendig Rückendeckung bei den im Mittelmeer gebietenden Mächten, nämlich England und Frankreich, suchen müsse. Diese Schlußfolgerung hat leider den Mangel

*) Vergleiche namentlich das Novemberheft der „Fortnightly Review", die sich überhaupt neuerdings in ihres Ranges unwürdigen und dabei von massiver Unkenntnis zeugenden Anfeindungen der deutschen Politik ergeht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vollständiger Verkennung elementarer politischer Reaktionsgesetze. Sie könnte richtig sein, wenn Italien eine Macht zweiten oder dritten Ranges wie Spanien oder Portugal wäre, die überhaupt nur im Schatten und im Fahrwasser des Entententrusts aktionsfähig sind. Sie ist grundverkehrt, weil Italien im Gegenteil durch den Zug zum Sitz einstigen karthagischen Reichtums sich zur vollwertigen europäischen Großmacht erheben will und in diesem Streben seine natürlichen Gegner nicht in Deutschland oder Österreich, sondern in den Briten und Franzosen findet, die seit 1889 das Mittelmeer zu einem mare clausum ihrer Herrschgewalt zu machen sich bemüht haben. Mit dem Sprung nach Tripolis hat Italien die Flankenstellung Frankreichs in Biserta und Goletta umgangen; in Tobruk bedroht es die britische Heeresstraße La Valetta—Sues; sobald es den Marsch nach Fessan antritt, stößt es wiederum mit denselben Mächten zusammen, die durch den Sudanvertrag dem tripolitanischen Hinterland die natürlichen Organe der Atmung und Ausdehnung nach dem inneren Afrika hin unterbanden. Den Rückhalt zur Behauptung seines Machtwillens kann Rom also nur im Dreibund suchen, und tatsächlich plädieren für dessen Erneuerung im übernächsten Jahr heute in seltsamem Wiederhall zu den von Paris und London tönenden Sirenensängen sämtliche angesehenen Blätter Italiens vom „Popolo Romano" und der „Tribuna" bis hinab zur radikalen „Vita".

Die erste Krisenwirkung, die der türkisch-italienische Krieg in der Sphäre der internationalen Politik hervorgebracht hat, ist die Reaktivierung der Dardanellenfrage gewesen. Diese war früher ein Duell zwischen England und Rußland, ist es aber heute nicht mehr, und zwar aus doppeltem Grund. Der Brite lebt seit dem japanischen Krieg und seit der Befreundung mit dem Zaren nicht mehr in der Furcht geschichtlicher Überlieferung, mit der Sprengung des Meerengenschlosses werde es Rußland ein leichtes sein, ihm den Seeweg nach Indien zu verlegen, in Ägypten ihn zu bedrohen, die asiatisch-afrikanische Landbrücke mit seinen Heeresmassen zu stürmen. In Petersburg hat man ebenso die Idee, das griechische Kreuz in Konstantinopel aufzurichten und in der Hagia Sophia das oströmische Reich wiederherzustellen, als ein fantastisches Traumbild erkannt, dem jedes Residuum geschichtlicher und nationaler Daseinsgesetze fehlt und dessen Verwirklichung lediglich die Verlegung des Schwerpunkts des Reichs nach einer reizempfindlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stelle bedeuten würde, die der Natur seines Gefüges widerspricht und dessen innere Geschlossenheit vernichtete. Für Petersburg ist daher das Dardanellenproblem zwar noch ein wichtiges, aber keine Frage vitalen Gewichts. Seine Spitze hat sich südlich abgebogen mit der Intensivierung des russischen Drangs nach dem Indischen Meer durch Persien, wo ihm, wie gezeigt wurde, kein ernsthaft zu fürchtender Gegner im Weg steht. Ist dadurch nun die Stellung Englands in der Levante günstiger geworden? Durchaus nicht. Im Gegenteil. Wenn irgendwo, so zeigt sich hier die innere Brüchigkeit und das paradoxe Wesen der Greyschen Politik.

Die Meerengenfrage ist aus ihrer dualen Form in eine Gleichung mannigfachster Komponenten verwandelt worden. Rumänien und Bulgarien wurden Uferstaaten des Schwarzen Meeres, für Deutschland bedeutet der Bosporus das Tor, das ihm den asiatischen Überlandweg nach Bagdad aufschließt, aber auch versperren kann. Das Durchfahrtsproblem kann also offenbar nur auf internationaler Grundlage ähnlich wie das bei Sues gelöst werden. — Das Anklopfen der Herren von der Sängerbrücke an der Dardanellentür hat offenbar keine andere Bedeutung als das Aufsteigen eines Versuchsballons, von dessen Korb aus man sich über gewisse Stimmungen und Dienstwilligkeiten in London und Paris orientieren will. Grey hat denn auch aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Er erklärt, zugleich als Mandatar des Pariser Kabinetts, einer staunenden Welt, daß, wenn die Türkei sich dem russischen Verlangen füge (!), England und Frankreich diesem ebenfalls nicht entgegentreten würden. Mit anderen Worten, er ist auch hier bereit, sich über alle Pflichten aus den Verträgen von 1871 und 1878 hinwegzusetzen, deren wesentliche Tendenz es war, die Türkei nicht einem willkürlichen Druck Rußlands preiszugeben; er will, im Widerspruch mit allen geschichtlichen Überlieferungen und Daseinsinteressen Englands, das internationale Prinzip um Rußlands willen mit einem scheuen Blick auf die persische Tragikomödie und die Mannbarwerdung der Türkei opfern, die ein gefährlicherer Gegner als der zarische Zar werden könnte und die daher ihrem Schicksal überlassen werden soll.

Aber die Idee, Petersburg und die Hohe Pforte gegeneinander auszuspielen, erscheint im Grunde ganz illusorisch; noch unlängst bei der bosnischen Schicksalswendung hat man an der Newa erfahren müssen, welche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorteile zu gewinnen sind, wenn man sich von den britischen Freunden am Balkan festnageln läßt, und die Berufung des vorurteilslosen und nichts weniger als deutschfeindlichen Ssasonow bedeutete eine grundsätzliche Abkehr von der Iswolskyschen Politik, die sich zu solchen Handlangerdiensten bereit fand. Schließlich aber und vor allem: die sämtlichen Machtfragen, um die es sich hier handelt, werden letzten Endes nicht zur See, sondern zu Land entschieden. Darin liegt an dieser Stelle wie in Persien Englands ungemeine Schwäche, die genugsam in der britischen militärischen Fachpresse ventiliert und beklagt wird und — es begreiflich macht, daß man nach Marokko möglichst bald eine Verständigung mit Deutschland herbeiwünscht, um dieses nach den Vorbildern der Manipulationen während des Krimkrieges und des russisch-türkischen Krieges als Prellbock gegen Rußland vorzuschieben.

Man braucht kein Bewunderer der Männer zu sein, die heute unsere Politik leiten, und kann doch das Vertrauen haben, daß Deutschland aus den heutigen orientalischen Wirren nicht mit einer Untergrabung, sondern einer Erhöhung seiner Einflüsse in der Kampfarena des nahen Ostens hervorgehen wird. Hinter jenen Luftgebilden einer deutschen Mittelmeerliga steckt doch ein in der Zukunft vielleicht realisierbarer Gedanke. Wie es recht wohl denkbar ist, daß Italien und die Türkei, wenn das blutige Kriegsspiel beendet ist, nach dem von Rußland und Japan gegebenen Beispiel sich um gleicher Interessen im östlichen Mittelmeerbecken willen versöhnt die Hände reichen, so könnte — wozu der Anfang schon durch die Verabredungen von Racconigi zwischen Italien und Rußland und die potsdamer Gewährleistung des Status quo im Balkan zwischen Berlin und Petersburg gemacht ist — es die zarische Regierung zweckdienlich finden, sich endgültig mit Österreich-Ungarn-Rom und der Hohen Pforte auseinanderzusetzen, um das ganze Gewicht ihrer Stoßkraft auf die Öffnung des Wegs zum Indischen Meer zu legen und zugleich bei passender Konjunktur in der Meerengenfrage eine seinen Interessen entsprechende Lösung herbeizuführen.

So würde die Zeit tatsächlich reif für einen Mittelmeerbund, der das vollkommene Gleichgewicht gegen die westliche Ententekoalition herstellte. Indessen ist dies Zukunftsmusik, die heute nur den Wert der Andeutung in der Natur der Lage begründeter Entwicklungsmöglichkeiten hat, nebenbei aber an uns die Mahnung klingen läßt, Englands Anfeindungen gegenüber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in kaltblütigster Ruhe das Gewehr bei Fuß zu halten. Die Greysche Politik ist das Schulbeispiel der Meisterung einer, geniale Veranlagung erheischenden, Materie mit ebensowohl der moralischen Substanz wie dem geistigen Horizont nach unzulänglichen Mitteln. Sie erfaßt die Weltprobleme nicht nach den Gesetzen weitschauender, großen Idealen dienender und daher schöpferischer Staatskunst. Sie muß, ein zwar blühender, aber hohlstämmiger Baum, wenn nicht England aus eigenem Antrieb die fällende Axt anlegt, über kurz oder lang in sich zusammenbrechen.

Das türkische Heer / Von Karl Bleibtreu

Die türkische Heerreform erhöhte die Anzahl der früheren 7 Armeekorps genau auf das Doppelte. Außer zwei älteren und zwei der sieben neuen Korps, die nur je 2 Divisionen zählen, umfaßt jedes Korps 3 Divisionen, die je eine taktische Einheit bilden ohne innere Brigadeverbände, weil es angeblich an Generalen dafür fehlt. Man vereinte 3 Regimenter, 1 Jägerbataillon, 4 Batterien, 1 Kompanie berittene Infanterie, 3 Maschinengewehrkompanien deshalb zu einer Division, auf Kriegsfuß mit 3 Landwehrbataillonen kompletiert. Das Korpskommando fügt hinzu 1 Jägerregiment, 1 Kavalleriebrigade, 1 Pionierbataillon, 2 Sektionen Bergartillerie nebst Brückentrain, Feldtelegraphen, Sanitätskolonnen. Ein kriegsmäßig fertiges Korps zählt demnach außer den Hilfswaffen 43 Bataillone, 8 Schwadronen, 12 Batterien. Da noch 5 selbständige Divisionen (3 in Albanien, 1 Mekka, 1 Tripolis) hinzutreten, verfügt man im ganzen über 43 Divisionen in erster Linie. Fürwahr eine ungewöhnlich starke Streitmacht im Vergleich zur geringen Bevölkerungsziffer, doppelt furchtbar wegen der vorzüglichen kriegerischen Beschaffenheit der Heereselemente.

Die Rumelioten und Anatolier gehören zu den besten Soldaten der Welt, die makedonisch-albanischen und arabischen Bestandteile sind auch nicht zu verachten, wenigstens sind rückhaltlose Tapferkeit, Ausdauer und Bedürfnislosigkeit allen gemeinsam, doch überragt der eigentliche Osmane alle übrigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stämme in unbedingtem Gehorsam, fatalistischer Hingebung und religiösem selbstlosem Opfermut für den Padischah-Kalifen. Die Neueinteilung der 14 Korps verfolgt den Zweck, ein Frontmachen nach allen Seiten zu erleichtern. Die früheren Korpsnummern änderte man derart, daß die vier für die europäische Türkei neugeschaffenen Korps als Nummer 4 bis 7 eingeschoben wurden, so daß das frühere 4. (Ersándschian, Armenien), 5. (Damaskus), 6. (Bagdad), 7. (Sanna, Südarabien) Korps heut nicht mehr diese Ziffern führen. Das 1. (Stambul), 2. (Adrianopel) werden heute ergänzt durch das neue Generalkommando in Kirkiliſſe, um die Nordgrenze gegen die Balkanstaaten zu schirmen, und das andere neue in Rodosto am Europaufer des Marmarameers. Letzteres soll auch als Reservedepot für allgemeine Mobilisierung sich nützlich machen. Dem 3. Korps (Saloniki) dienen die zwei makedonischen Korpsbezirke Monastir und Üsküb als Rückhalt, deren Neuerrichtung den Militärdistrikt Stambul teils entlastete, teils ihn durch jene neuen Kriegslager am Marmara- und Schwarzen Meer stärkte. Diese 24 Divisionen (inklusive der 3 in Janina, Koschana und Albanisch-Skutari) lähmen, wenn an ihren Standorten zusammengezogen, sicher alle Angriffsgelüste von größeren oder kleineren Staaten, deren Großmachtkitzel Ansprüche auf türkisches Gebiet erhebt. Die neue Bahn Panderma-Soma verbindet jetzt die Hauptstadt so nahe mit Smyrna, daß im Notfall jederzeit überführung von Redifs und Nizams aus Kleinasien nach Europa sehr beschleunigt werden könnte.

Nun bedarf aber Kleinasien, das große Füllbecken altosmanischer Wehrkraft, überhaupt keiner ständigen Garnisonen, zum Schutz der Westküste gegen feindliche Landungen würden Landwehraufgebote genügen. Während man also hier ohne jedes Generalkommando auskommt, verpflanzte man gleich drei neue Korps an die Nordostgrenze, nämlich nach Erzerum (Armenien), Wan (Kurdistan), Mosul (Mesopotamien). Diese fünf Korps (inklusive der zwei älteren) mit 13 Divisionen sollen den asiatischen Besitzstand gegen Rußland schützen, und es fällt auf, daß solche Truppenanhäufung so viel geringer als in Europa. Allein, man muß veranschlagen, daß man sich im Konfliktsfall vermutlich in bestem Einvernehmen mit Persien befinden würde, daß man geheime Verbindung mit allen Moslems im Kaukasus und bis zu den heute äußerst widerspenstigen Tartarengemeinden von Kasan und Kiew

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unterhält, daß außerdem die nicht als Reguläre eingereihten wilden Kurdenstämme eine frische Vermehrung um 40000 Krieger bringen würden. In Europa wird ja außerdem noch die Südgrenze vom stets feindlichen Griechenland bedroht und Albanien bleibt ein kitzliger Punkt wegen der italienischen Aspirationen und der dauernd rebellischen Unruhe der Bevölkerung. So begreift sich, daß 12 Divisionen zwischen Makedonien und Thessalien aufgestapelt sind. Das Reservekorps in Rodosto stützt gegebenenfalls auch die Flotte, wenn sie das Einfalltor der Dardanellen gegen fremde Marinen schließen muß, für Truppentransporte ins Ägäische Meer. Die anatolische Bahn hat man auch schon so weit ausgebaut, zum Anschluß sowohl nach Bagdad als nach Alexandrette, daß europäische Truppen im Notfall rasch sowohl nach Erzerum als nach Aleppo befördert werden könnten. So nahmen jüngst am Arabischen Insurgentenkrieg nicht weniger als 14 Bataillone des 1. Korps teil.

Verhältnismäßig am schwächsten scheint die Kraftentwicklung in Asien nach Süden, wo inklusive der Besatzung von Tripolis nur 6 Divisionen lagern. Allein, würde der Heilige Krieg ausgerufen, so würde ganz Arabien, selbst das nicht nominell unter türkischer Botmäßigkeit stehende, große Massen freiwilliger Beduinenkavallerie liefern, die rasch die Sinaihalbinsel bis Suez überschwemmen könnten. Denn angesichts dortiger Geländeschwierigkeiten darf man eben nicht vergessen, daß die arabischen und syrischen Truppen klimatische, lokale und Verpflegungshemmnisse jedenfalls leichter bewältigen und überdauern würden als britische. Deshalb möchte Kitchener die Sinaiwüste, um unmittelbare Gefährdung des Suezkanals hinauszuschieben, annektieren und dort Befestigungen anlegen, was als künftiger casus belli bevorsteht. Schon Abdul Hamid schob ja 1906 Truppen am Golf von Akabah vor, um einer neuen „Grenzregulierung" Ägyptens vorzubeugen. Wenn er damals der britischen Flottendemonstration an den Dardanellen nicht trotzen konnte, so dürfte heute die Jung-Türkei viel stärkeren Widerstand leisten. Die Flotte liegt freilich immer noch im argen, so daß sie selbst gegen die Italienische Flotte den Kampf nicht aufnehmen kann. Dafür wurde aber das südliche Bahnnetz so ausgebaut, daß man nach Vollendung der Bahnanschlüsse Hodeida-Sanna und Mekka-Medina das syrische und arabische Korps sofort vorwerfen und sie aus Mosul-Bagdad (3. Heer-Inspektion)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit frischen Divisionen verstärken könnte. Bei der Unzuverlässigkeit der 18000 Fellachensoldaten, die obendrein ganz nach dem Sudan verbannt und dort nur ein Herd der Rebellion sind, bei der unversöhnlichen Feindseligkeit ihrer entlassenen Reservistenjahrgänge und der gesamten ägyptischen Bevölkerung (wie selbst Sir Eldon Gorsts letzter Bericht zugab, während Cromer die Lage noch nicht schwarz genug malte), könnte England heut unmöglich Ägypten behaupten, falls türkische Übermacht auf Port Said oder Suez losginge. Gewiß wäre überschreiten des Kanals eine harte Arbeit, doch hat mich Studium überzeugt, daß man durch Benutzung der Bitterseen bald das Nordufer beherrschen und wenigstens bei Ismailia, wo Mitwirkung britischer Kreuzer ausgeschlossen, Durchbruch erzielen würde.

Natürlich müßte ungestörte Entwicklung ihres durch ihr militärisches Neuerstarken gefestigteren Kapitalmarkts ermöglichen, daß der Türkei die nötigen Gelder zufließen. Doch zahlreiche Beispiele lehren, daß selbst bankerotte Staaten Krieg führen können. In der Tripolisfrage dürfte übrigens das Recht der Türkei, Truppentransporte durch Ägypten dorthin zu befördern, staatsrechtlich unanfechtbar sein. England wird es bestreiten, sich aber hierdurch erneut ins Unrecht setzen. Jedenfalls gewährt der Tripoliskonflikt den Osmanen die gewünschte Möglichkeit, die frühere schwache Tripolisdivision durch arabische Massen ungemein zu verstärken. Ihre reiche Unterstützung mit Freiwilligen, Munition, Proviant durch die Moslem aus Ägypten und Tunis zeigt die Zusammengehörigkeit der Nordafrikaner, hiermit die Möglichkeit baldigen Aufrollens der ägyptischen Frage. Man vergesse nicht, daß die Nähe einer bedeutenden Truppenmacht an der Nordwestgrenze Ägyptens für England bedenklich sein muß. Denn so große Raum- und Ernährungsschwierigkeiten sich einem türkischen Angriff aus der Cyrenaika entgegenstellen, so würde selbst nur eine starke Diversion von dorther mit irregulären Banden der fanatisch erregten Moslembevölkerung die britische Verteidigung beeinträchtigen, wenn gleichzeitig der Hauptangriff von Osten aus Syrien einsetzt.

Vom deutschen Standpunkt aus wäre übrigens ein Fußfassen Italiens in Westtripolis nicht unerwünscht: es treibt den Tripoliskeil zwischen Tunis und Ägypten eigentlich noch tiefer hinein und würde, falls auf Italiens Bundestreue zu rechnen, den Verbündeten England und Frankreich recht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unangenehm werden. Englands Erbosung über Italiens Vorgehen spricht hier deutlich.

Kampf zwischen türkischen und italienischen Truppen? Wir möchten den letzteren nicht zunahetreten, die Geringachtung des italienischen Soldaten beruht auf legendärer Unterschätzung, er schlug sich unter Napoleon I hervorragend, keineswegs nur die Piemontesen, die unter anderem das berühmte III. Ligne, die famosen 26. Dragoner und eine treffliche Kürassierdivision stellten, sondern das italienische Heer des Vizekönigs zeichnete sich 1809 und 1812 geradezu aus. Bei San Martino (Solferino) fochten die Italiener geradeso brav wie bei Custozza und erlagen in beiden Fällen nur superiorer Führung des Gegners.

Garibaldis Freischärler, heldenhaft bei Mentana, standen sogar 1870 tapfer genug ihren Mann, und die Adua-Niederlage setzte man fälschlich aufs Konto einer Truppeninferiorität, während die verzweifelt ringenden Italiener nur einer durchaus genialen Feldherrnbegabung des anfangs völlig überrumpelten Menelik ihre angeblich schmachvolle Vernichtung verdankten. Doch der Wissende mag noch so sehr den Legendenkram verachten (zum Beispiel schlugen sich die Franzosen bei Roßbach und die Preußen bei Jena-Auerstädt brav genug, nur das Feldherrngenie des Gegners führte die angebliche Schmach herbei), eine voraussichtliche Überlegenheit der Osmanen bleibt doch bestehen. Der entscheidende moralische Faktor ist heut noch wuchtiger als bei den Plewnakämpfern. Geschichtliche Erfahrung lehrt, daß kein Heer so unüberwindlich als eines, wo Patriotismus und religiöser Fanatismus in eins zusammenfallen, was in höherem geläutertem Sinne auch für das Japanische zutrifft.

Dazu kommt noch, daß kaum ein europäisches Heer gründlicher mit veraltetem Schlendrian der Ausrüstung brach. Die Khakistoffe der Uniform ersetzten ebenso den roten Fez, Lederknöpfe das unpassende Metall, mit dem leider heut noch deutsche Truppen versehen. Die Fußbekleidung ersetzt den unnützen Stiefel durch Sandalen und Wickelgamaschen. Statt des Tornisters braucht man nur Feldflasche, Brotbeutel, Rollmantel, dafür hat man drei Patrontaschen! Die Offiziere lassen den unnützen Säbel zu Haus, führen nur ein Seitengewehr, eine Browningpistole, ein Fernglas und — eine gute Karte. Die Mausergewehre mit Stahlmantelgeschoß befinden sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in bestem Zustand, ebenso die Rohrrücklaufgeschütze mit Glyzerinbremse, beim Auffahren modernste Stahlschutzschilde aufklappend. Zerlegbare, auf Maulesel verladene Gebirgsbatterien vervollständigen diese tüchtige Artillerie. Die in der abgehärteten Ernährung äußerst anspruchlosen, streng disziplinierten Askers (Gemeinen), diensteifrigen Alaili (von der Pike auf gedienten Subalternen), die von patriotischem Elan beseelten Mettebli (aus Kriegsschule hervorgegangenen Stabsoffiziere) sind alle darin einig, ob ziviliſiert geschniegelt oder altväterisch gläubig, daß für den Islam die Stunde der Entscheidung schlug.

Franziskaner / Von Professor Dr. Hugo Koch

Im Jahre 1209 blickten die beiden größten Männer ihrer Zeit Innocenz III und Franz von Assisi, einander zum erstenmal ins Auge. Ein denkwürdiger Augenblick! Der Augustus des Papsttums, der Weltbeherrscher, der Könige und Fürsten zu seinen Füßen sah, und der Poverello, der alles weggeworfen hatte! Der größere von beiden war der im Bettlergewande. Nicht weil schon der zweite Nachfolger Innocenzens, Gregor IX, ihn mit dem Höchsten, was die Kirche zu vergeben hat, mit der Gloriole der Heiligkeit, schmückte, die sie dem größten unter den mittelalterlichen Päpsten versagt hat, sondern wegen des wunderbaren Reichtums seines inneren Lebens und wegen seiner religiösen Genialität.

Legenden rankten sich um diese erste Begegnung. Der Papst habe zu Franz unwirsch gesagt, er solle hinausgehen und sich mit den Schweinen wälzen. Das habe Franz wörtlich befolgt und durch diesen demütigen Gehorsam das Herz des Papstes gerührt. Nach anderer Legende hätte der Papst im Traum einen Mann die dem Einsturz nahe Laterankirche stützen sehen und in Franz diesen Mann wiedererkannt. Die Beziehungen des Franziskanerordens zum Papsttum spiegeln sich in diesen Legenden wieder: viel Gunst hat er von dorther erfahren, aber auch oftmals die Rute gekostet; viel Dienste hat er der Papstkirche geleistet, ihr aber auch viel zu schaffen gemacht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franz selber wollte von der Hierarchie nichts wissen und verkehrte mit ihr nur soweit es im Interesse seiner jungen Brüderschaft unumgänglich war. Nicht als ob er ein Feind der Hierarchie gewesen wäre und in ihr nicht auch, wie seine kirchliche Umwelt, eine Stiftung Jesu Christi verehrt hätte. Franz teilte nicht die Anschauung der Waldenser und Albigenser, die in der Hierarchie als solcher einen Abfall vom ursprünglichen Christentum bekämpften. Franz war nicht antihierarchisch, aber er war, bei aller Ehrfurcht und bei allem Gehorsam der kirchlichen Obrigkeit gegenüber, persönlich ganz und gar unhierarchisch gestimmt. Er wollte mit seinen Genossen einfach „nach dem Evangelium leben", das „evangelische Leben" erneuern, nach Matth. 10, 7 ff. in freiwilliger Armut, in Demut und Nächstenliebe durch die Lande ziehen und das Reich Gottes predigen, durch schlichte Herzensworte und die Macht des Beispiels auf die Nebenmenschen einwirken, sie in all ihrem Sinnen und Sorgen auf das eine Notwendige hinlenken, und dabei von der Hände Arbeit oder im Notfalle von Almosen, aber unter Verschmähung jeglichen Geldes, leben. Lag aber darin nicht eine stumme Kritik des damaligen Kirchentums, in dem das „evangelische Leben" zu kurz kam? Ein stiller Vorwurf gegen die in Glanz und Reichtum schwelgende Kirche, gegen die „Nachfolger der Apostel", die ganz anders lebten, als der Herr in seiner Aussendungsrede es ihnen vorgezeichnet hatte, und dabei der Seelsorge und des guten Beispieles vergaßen? Nun kam ein Häuflein Laien und wollte den Mangel ersetzen. Diesen Gegensatz hat schon ein früher Bewunderer des Ordens, Bischof Jakob von Vitry, empfunden und ausgesprochen. So hatten aber auch die Waldenser begonnen und dann, nicht ohne Schuld der Hierarchie, in trotziger Feindschaft gegen die Kirche geendet. Sollte die Entwicklung nicht wieder so verlaufen, mußte man diesmal klüger zu Werke gehen und den aus der jungen Brüderschaft hervorbrechenden Strom religiöser Kraft und Begeisterung vorsichtig in ein kirchlich korrektes Bett lenken. Dem dies gelang, war Kardinal Ugolino, der nachmalige Gregor IX. Zwar wurde dabei in den schäumenden Wein des Poverello zu seinem großen Herzweh viel kuriales Wasser geschüttet und sein hohes Ideal stark herabgedrückt, allein die Kurie brachte mit ihren „Erklärungen" der Franziskanerregel schließlich nur in rechtliche Formen, was die rauhe Wirklichkeit von selber verlangte und besorgte. Von wenigen hochgespannten Leitsätzen kann eine kleine Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nossenschaft von wandernden Bußpredigern leben, aber nicht eine seßhaft gewordene Kommunität von Mönchen und noch weniger ein weitverzweigter, alle Länder umspannender Orden.

Die Entwicklung der franziskanischen Stiftung ist so in mancher Hinsicht eine Rekapitulation der Geschichte des Christentums. Wie die „Brüderschaft" Jesu zur „Kirche", so wurde die „Brüderschaft" Franzens zum „Orden". Dieser Gedanke ist meines Wissens noch nirgends ausgesprochen und doch ließe sich auch hierüber ein liber conformitatum schreiben, ohne die Geschmacklosigkeiten, mit denen Bartholomäus von Pisa seine Vergleichung des Lebens des heiligen Franz mit dem Leben Jesu verunziert hat. Sollten ursprünglich die schweren Sünder ausgestoßen werden, so konnten sie später durch Beichte und Buße in der Gemeinschaft verbleiben. Waren die ministri ursprünglich als wirkliche Diener der Genossenschaft gedacht, ohne „Jurisdiktion" und Obergewalt, so wurden sie nachher zu hierarchischen Vorgesetzten. Franz wollte die Armut als Besitzlosigkeit im strikten Sinne, für die Gesamtheit wie für den einzelnen, durchgeführt wissen. Später wurde doch Besitz zugelassen und dabei nur, durch die Unterscheidung von Besitz und Nutznießung und durch die Übertragung des formellen Eigentumsrechtes an den römischen Stuhl, die Fiktion der Besitzlosigkeit gewahrt. So hielt auch die Kirche an ihrer — aus dem Subjektiven, Persönlichen ins Objektive, Dingliche verwandelten — Heiligkeit fest, als sie längst mit der Welt paktiert, einen Kompromiß nach dem andern geschlossen und dem Unheiligen Tür und Tor geöffnet hatte. Aber wie in der Kirche, so gab es auch im Franziskanerorden unverbesserliche Idealisten und Starrköpfe, die, einer geschichtlich notwendigen Entwicklung verständnislos gegenüberstehend und deren gutes Recht verkennend, von Kompromissen nichts wissen wollten, sondern unentwegt an der alten Strenge festhielten oder sie wieder hervorsuchten. Dort waren es die Chiliasten, Montanisten, Novatianer, Donatisten, die sich als „Geistesmänner" einer Verweltlichung entgegenstemmten, hier die „Spiritualen". Selbst die eschatologische Färbung des Urchristentums kehrt in der franziskanischen Bewegung wieder und beginnt auch hier nach und nach zu verblassen. Gesiegt hat jedesmal die rauhe Wirklichkeit und der Durchschnitt. Und wie das Christentum, so ging auch der Franziskanerorden in verschiedene Äste und Zweige auseinander, die alle den Armen von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Assisi ihren Vater nennen und sich als seine echten Söhne betrachten und sich auf seine Worte und Absichten berufen. Je höher eben die Ideale vom „Stifter" gesteckt sind, je strenger seine Anforderungen lauten, desto unvermeidlicher sind mildernde Deutungen und Abstriche, Kompromiß und Abfall.

Wiederholt griffen die Päpste in die Streitigkeiten wegen der Armutsregel ein, aber weder mit sich gleichbleibender Beurteilung des Streitpunktes, noch mit dauerndem Erfolge. Hand in Hand damit gingen die Bestrebungen, die Einheit des Ordens zu wahren oder wiederherzustellen oder aber die Gleichgesinnten zusammenzuschließen und anderen Richtungen gegenüber abzugrenzen. Unter Johann XXII geriet die strengere Partei des Ordens in offenen Konflikt mit dem Papste, und nicht bloß mit dem Papste, den sie einen Ketzer nannte, sondern mit dem Papsttum, und die Welt erlebte das seltsame Schauspiel, daß sich die Spiritualen auf die Seite des mit dem Papsttum ringenden Kaisers Ludwig des Bayern stellten. „Verteidige mich mit dem Schwerte, und ich will dich mit der Feder verteidigen!" soll Wilhelm Occam zum Kaiser gesagt haben. Minoriten reden aus dem berühmten kaiserlichen Manifest von Sachsenhausen. In seinem Dialogus führt Occam, ähnlich wie die pariser Doktoren Marsilius von Padua und Johann von Jandun, eine strenge Scheidung von Geistlichem und Weltlichem durch: der Kirche eignet nur Geistliches, Himmlisches, Ewiges; alles Weltliche und Zeitliche, wie Eigentumsrecht und Strafgewalt, ist Sache des Staates. Der Papst ist ein Kultusbeamter, über dessen göttliche Einsetzung und Notwendigkeit man streiten kann. Jedenfalls gehört er nicht als religiöse Größe zum Wesen des Christentums, und über dem irrtumsfähigen Papst steht das irrtumslose Schriftwort. Man spürt hier den frischen Lufthauch einer neuen Zeit, und im Morgenrot des jungen Tages steht ein streitbarer und federgewandter Franziskaner wie als Vorbote jenes gewaltigen Augustinermönches, der Millionen dankbarer Seelen von der Last des Papsttums befreit hat. Noch weiter als Occam gingen die Fratizellen, die lieber den Scheiterhaufen bestiegen, als daß sie ihre Auffassung von der Armut preisgegeben und die kirchliche Obrigkeit anerkannt hätten. Seit jenen Tagen träumten die Spiritualen von einem Engelspapst, der da kommen und die Kirche Gottes reinigen, sie aus einer Fleischeskirche in eine Geisteskirche umschaffen, und so das Zeitalter des heiligen Geistes und des Evangelium aeternum herbeiführen sollte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachdem Leo X im Jahre 1517 die Verhältnisse des Franziskanerordens geregelt und ihn in die beiden großen Zweige der Observanten und Konventualen geteilt hatte, traten im Laufe der Zeit wieder Verschiedenheiten hervor, die zu neuen Abzweigungen und selbständigen Orden führten. Auf diese Weise entstand der Kapuzinerorden, der sich nach äußerst mißlichen Anfängen eine so große Popularität verschafft hat. Im Jahre 1897 hat aber Leo XIII den Ordo fratrum minorum wieder unter einen Hut gebracht und nur den Konventualen und den Kapuzinern ihre Sonderexistenz belassen. Seitdem hat sich die Kurie nicht mehr in auffälliger Weise mit den Franziskanern beschäftigt. Da erschien im Oktober dieses Jahres, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ein Motu proprio Pius X., das die Autonomie des Ordens durchbricht und absolutistisch tief einschneidende Maßnahmen trifft und weitere ankündigt. Bisher standen dem Ordensgeneral zwölf sogenannte Generaldefinitoren als seine Ratgeber und als Vertreter der Ordensprovinzen zur Seite — jetzt werden sie auf sechs reduziert. Bisher hatten die Deutschen einen eigenen Generaldefinitor in Rom — jetzt müssen sie sich mit Holland, Belgien, Österreich-Ungarn in einen Vertreter teilen. Die Generaldefinitoren sollten vom Generalkapitel gewählt werden — die neuen sechs wurden einfach von der Kurie ernannt. Auch der Ordensgeneral wird reguläreweise vom Generalkapitel gewählt — der bisherige General, der Hohenzollerische Schwabe P. Dionysius Schuler wurde einfach entfernt und an seine Stelle ein engerer Landsmann des Papstes, P. Pacificus Monza aus Vicenza gesetzt.

Warum das alles? Was hatte den Zorn der Kurie so erregt, daß er sich in dem Motu proprio also entladen mußte? Die Söhne des heiligen Franz sind modernismusverdächtig geworden, weil sie studiert, wirklich studiert, geforscht und Wissenschaft getrieben haben. Als im christlichen Altertum der Priszillianismus in Spanien grassirte, kam jeder, der nicht wie ein feistes und wohlgenährtes Pfäfflein glänzte, in den Verdacht priszillianischer Frömmigkeit und Askese. Jetzt steht in Gefahr als Modernist angesehen zu werden, wer noch zwischen einem Pontifikalamt und dem altchristlichen Abendmahl einen kleinen Unterschied findet oder sich nicht zum Glauben aufschwingen kann, daß die Mutter Gottes dem heiligen Dominikus den Rosenkranz persönlich überreicht und ihn zugleich mit ihren Brüsten gelabt habe, wie Alan de la Roche so diskret zu schildern weiß. Franz von Assisi

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selber wollte wie Jesus von Nazareth, der bekanntlich weder Priester noch Doktor der Theologie war, von Wissenschaft nichts wissen und duldete schließlich nur, was andere nicht lassen konnten. Es wird erzählt, daß er sich nur einmal auf eine Predigt vorbereitete, als er vor Papst und Kardinälen sprechen sollte. Richtig blieb er stecken. Dann aber hub er von neuem an und es quollen Herzenstöne von seinen Lippen, von denen die Zuhörer tief ergriffen wurden. Bald aber glänzen die Söhne des heiligen Franz als Lehrer und zieren die Katheder von Universitäten. Ja sie stellen der Dominikanerschule, die in Thomas von Aquin ihren Meister verehrt, eine Rivalin an die Seite, die sich nach Duns Scotus benennt. Diese Franziskanerschule hatte von Anfang an etwas „Modernistisches" an sich, da sie die Transcendenz der Immanenz, das Physische dem Moralischen, das Geheimnisvolle und „Absurde" dem Vernünftigen und Begreiflichen näherrückte und neben dem Intellekt den Willen, neben der Metaphysik die Empirie zur Geltung brachte. Aber sie hat sich anderseits durch den berühmt gewordenen Beweisgang für die unbefleckte Empfängnis Mariens in den Augen der Kirche ein hohes Verdienst erworben. Von dieser durch Pius IX zum Dogma erhobenen Lehre abgesehen, ist jedoch die nachtridentinische Scholastik mehr und mehr zu Thomas zurückgekehrt und seine Theologie hat Leo XIII als Norm und Muster hingestellt.

Seit 1897 war der Franzikanerorden unter germanischer Leitung, da der Deutsche Aloys Lauer, dann der Engländer David Fleming und hierauf der schon genannte Dionysius Schuler den Stab führten. Die Studien blühten, zumal in der bayerischen Ordensprovinz unter ihrem Provinzial P. Anton Hammerschmid. Häufig holten sich junge Franziskaner in der theologischen oder in der philosophischen Fakultät der münchener Universität den Doktorhut. Für Dogmatik und Dogmengeschichte, für Philosophie, für Kirchengeschichte, Literaturgeschichte, orientalische Sprachen konnten sie geachtete Namen aufweisen. Im Jahre 1909 veröffentlichte P. Dr. Heribert Holzapfel ein auf umfassenden Studien beruhendes, mit anerkennenswerter Unbefangenheit und ruhigem Urteil geschriebenes Handbuch der Geschichte des Franziskanerordens, das zur allgemeinen Benutzung für den internationalen Orden auch in lateinischer Übersetzung ausgegeben wurde. Das Buch wurde zwar auf Veranlassung des Ordensgenerals Schuler geschrieben, ist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber, wie das Vorwort ausdrücklich hervorhebt, Privatarbeit, für deren Anschauungen und Urteile der Verfasser, nicht die Ordensleitung die Verantwortung trägt. Natürlich mußten auch die so wenig rühmlichen Anfänge des Kapuzinerordens behandelt werden. Holzapfel sagt darüber im Vorwort: „Wenn ich hierin nicht lauter Gutes berichten konnte, so darf ich zur Rechtfertigung an jene Historiker aus dem Konventualen- und Kapuzinerorden appellieren, welche die Geschichte ihres Ordenszweiges kennen. Sie werden mir das Zeugnis nicht verweigern, daß ich bei Auswahl und Verarbeitung des Stoffes schonende Zurückhaltung geübt habe." Allein Holzapfel hat die Rechnung ohne — Vives y Tuto gemacht. Vives y Tuto ist nicht Historiker, sondern nur Kardinal, nur Kapuziner, nur Spanier, und er beherrscht Pius X und nützt die Chancen dieses Pontifikates noch aus. Seine Absicht, das Buch Holzapfels auf den Index zu bringen, hat er zwar nicht erreicht, aber immerhin soviel durchgesetzt, daß sein Gebrauch in den Klöstern, für die es in erster Linie bestimmt war, verboten wurde. Der Historiker Holzapfel aber wurde aus der Geschichte in die Dogmatik verwiesen und dem Literaturkritiker P. Expeditus Schmidt die weitere Herausgabe der Zeitschrift „Über den Wassern" und das Halten von Vorträgen verboten. Der bayerische Provinzial Hammerschmidt war schon früher sowohl als Provinzial wie als Lektor der Philosophie abgesetzt worden.

Und nun traf dasselbe Schicksal den Ordensgeneral Schuler. Dieser darf noch seinem Schöpfer danken, daß er im zwanzigsten Jahrhundert lebt und nicht im vierzehnten, unter Pius X und nicht unter Johann XXII. Aber auch so wird ihn die tomba d'oro, wie der Italiener sagt, oder das Begräbnis erster Klasse, wie Bismarck einmal sagte, das ihm durch seine „Erhebung" zum Titularerzbischof von Nazianz „im Lande der Ungläubigen" zuteil wurde, kaum darüber trösten, daß es eben doch ein Begräbnis ist. Vielleicht liest der neue Erzbischof in der Stille des Gorheimer Klosters nach, was sein großer Vorgänger zu Nazianz, als es noch gläubig war, der heilige Gregor, und was die andern großen Kappadozier Basilius und Gregor von Nyssa über die Haltung römischer Bischöfe gesagt haben zu einer Zeit, da die frohe Botschaft von der göttlichen Einsetzung eines römischen Primates in der weiten Welt noch unbekannt war. Der Franziskanerorden aber wird durch die Absetzung des deutschen Generals, die Neuordnung der Ordensvertretung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Rom und die angekündigte Studienreform vor weiterem Eindringen des germaniſchen und moderniſtiſchen Geiſtes bewahrt und ſo den Zwecken der Hierarchie dienſtbar bleiben. Denn nur einen durch und durch romaniſierten Orden kann eine Kirche brauchen, die früher einmal katholiſch war, jetzt aber dank dem ſegensreichen Walten des Papſttums nur noch italieniſch, nur noch römiſch iſt.

Hektor Berlioz / Von Hermann Nötzel

Wie ein gewaltiger erratiſcher Block liegt er da. — Vom Genius aller Zeiten mit Wucht hineingeſchleudert in die hochkultivierte, logiſch aufgebaute Landſchaft der Muſikgeſchichte. — Keine eigentliche Notwendigkeit; ein ſeltſamer ſtarrer Fremdling ohne ein anderes Heimatsrecht als das ſeiner unbezwingbaren Wucht. Aber in ſeinen Niſchen und Winkeln blühen ſeltſam ſchöne Blumen und niſten die lieblichſten Vöglein, und mag ihn auch manches Hochgebirge überragen, keines übertrifft ihn an Wucht, mag mancher Garten üppiger blühen, keiner hat köſtlichere Blüten.

Freundlich blickt die Unſterblichkeit auf dies ſeltſame Kind ihrer Laune.

* * *

Man kann ſich gut vorſtellen, mit welchem Grauſen ein Felix Mendelsſohn aus ſeinem wohlkultivierten Gärtlein auf dieſen ungeſchlachten Eindringling geſchaut hat, wie die Legion der Muſikbourgeoiſie, die ſeitwärts unter dem Geſchrei des Federviehs ihre Miſtbeete bebaut, Zeter und Mordio ſchrie und jetzt noch ſchreit. Dieſer Kerl läßt ſich ſo gar nicht rubrizieren, dem iſt ſo gar nicht beizukommen; mag man ihm zehnfach beweiſen, daß er harmoniſch oder kontrapunktiſch ein unkultivierter Lümmel ſei, er iſt nicht zu packen, er ſchmeißt mit Genieblitzen um ſich, und geblendet und kopfſchüttelnd wendet ſich der Muſikphiliſter ab. Völlig blind geworden für das Genie ſucht er nun ſeine Genugtuung in gehäſſigſter Anfeindung, denn was er nicht verſteht, das kann nicht exiſtieren, und mit dem Brett, das er vor dem Kopf hat, haut er nun wütend um ſich. Wer hat noch nicht, wenn er fiebernd vor

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Begeisterung war, solch einen Gesellen getroffen, der ihm mit dem bewußten Brett augenblicks den geliebten Meister totschlagen wollte!? Man gerät dann in ein wütendes Staunen über diese „Selbstsicherheit der Beschränktheit" und gewinnt ein trauriges Verständnis für die Leiden der großen Meister. Ist doch das Genie das Wesen des Schrankenlosen, der unbegrenzten Möglichkeit, es ist nie durch den Verstand zu erfassen, sondern lediglich durch die Empfindung, die Empfindung für das Große. Diese Empfindung für das Große besaß nun Berlioz im höchsten Maße, sie ist ein ureigenster Teil seiner Kunst und seiner prachtvollen Persönlichkeit.

Sein ganzes Leben ist ein Kultus des Genies, ein Kultus Shakespeares, Vergils, Glucks und Beethovens, und im Feuer *seines* Genies werden die gewaltigen Eindrücke, die er von diesen Genien empfängt, zu einer völlig eigenen Materie, zu echtem Berlioz. Das ist das Merkwürdige bei ihm, wie die Beeinflussung dieser, mit glühender Begeisterung geliebten Genies lediglich dazu diente, sein eigenstes Wesen auszulösen, dessen stupende Originalität in der ganzen Kunstgeschichte ihresgleichen sucht. Läßt sich doch auch in rein musikalischer Beziehung Berlioz in keiner Weise als Fortsetzung oder Ausläufer irgendeiner bestehenden Richtung bezeichnen. Keck springt er, erst siebenundzwanzig Jahre alt mit der prächtigen „Sinfonie fantastique" in die Musikgeschichte.

Die ganze Eigenart seiner Persönlichkeit, welche ihn wohl immer einer großen Anzahl Menschen unverständlich machen wird, tritt schon in diesem Werke klar zutage. Er ist ein Mensch, dessen Psyche sich infolge ihrer ungeheuren Sensibilität stets in labilem Zustande befindet; ein extrem intensives Empfinden verbindet sich bei ihm mit einer glühenden Phantasie und Vorstellungskraft, welche sich geradezu bis zum persönlichen Erleben zu steigern vermag. Ein eigenes Erlebnis, ein dichterischer Eindruck, sogar bloß ein Anblick vermögen in der Siedehitze seines Temperaments einen solch elementaren inneren Druck zu erzeugen, daß er — wie bei seinem Requiem — geradezu körperlich leidend ist, bis er sich durch sein Schaffen von diesem Druck erlöst hat. Diese glühende Intensivität des Empfindens, des Erlebens und Miterlebens, und diese keine Grenzen kennende Phantasie geben ihm die Zauberkraft, das Allerzarteste, in seiner Lieblichkeit und Keuschheit Unübertreffbarste zu schaffen und andererseits Monumentalbauten zu hämmern, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in ihrer titanischen Wucht, ihren zyklopischen Dimensionen keinesgleichen haben.

Konzessionen kennt er weder im Leben noch im Schaffen. Wer seinem elastischen, ewig vibrierenden Temperament nicht nachzuempfinden vermag, der bleibt augenblicks hinter ihm zurück und wird zeitlebens zu seiner geringen Freude nur die Kehrseite des großen Meisters zu betrachten haben. Die äußere Erscheinung wird in diesem Falle begreiflicherweise keinen Ersatz bieten können.

In der Tat besitzt diese Musik rein äußerlich genommen gewisse Absonderlichkeiten, Nachlässigkeiten, oder wenn man will Unbeholfenheiten, sowohl in harmonischer wie in kontrapunktischer Beziehung. Meiner Empfindung nach handelt es sich eigentlich nur um Absonderlichkeiten und Nachlässigkeiten, und ich möchte nicht so ohne weiteres an Ungeschicklichkeiten glauben. Der Begriff der Absonderlichkeit ist relativ, und viele Leute werden bei sogenannten Absonderlichkeiten einen ganz besonderen Reiz, eine besonders köstliche Originalität finden. Ich habe bei vielen perhorreszierten Stellen das Gefühl der vollkommenen Absicht, und oft besitzen solche Stellen für mich einen unerhörten Ausdruck. Alle Zivilisation und Kultur ausschaltend, scheint mir Berlioz manchmal aus einer Art Urzustand der Musik heraus zu schaffen, wodurch seine Kunst oft etwas direkt Naturlautartiges, oder — wie im Requiem — etwas Urstoffartiges bekommt. Andererseits hat er zweifellos eine besondere Vorliebe für gewisse, als steif und unbeholfen verschrieene Schritte, die bei ihm direkt charakteristisch wirken.

Neben diesen meiner Meinung nach typischen Merkwürdigkeiten seiner Zeichnung befinden sich, das soll garnicht geleugnet werden, dann und wann Nachlässigkeiten und kleine Kleckse und zwar bezeichnenderweise stets an den unwesentlichsten Stellen seiner Partituren. Ich glaube aber bei diesen ganz selbstverständlich zu harmonisierenden Stellen weder, daß Berlioz mit Absicht, aus Furcht vor Gemeinplätzen gehandelt hat, noch glaube ich, daß er nicht imstande gewesen wäre, so gut wie irgendein Konservatoriumsschüler diese Stellen normal zu harmonisieren. Er eilt darüber hinweg, schreibt das „für ihn" nächst Beste hin, und da das gut Bürgerliche und Normale nun mal absolut nicht seine Natur ist, so entstehen diese kleinen „gesellschaftlichen Verstöße". Man weiß, wie tragisch das oft im Leben von der „Gesellschaft"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genommen wird; es gibt aber auch in der Kunst eine „Gesellschaft" und mit der Gesellschaft hat es Berlioz gründlich verdorben. Diese Herren übersehen dann auch, welch wundervollen Reichtum seine Harmonik birgt, ganz abgesehen von allen Merkwürdigkeiten, ganz rein musikalisch betrachtet. Wie gerade diese Musik eine Fülle harmonischer Wunder besitzt, die sich ganz selbstverständlich ergeben.

Und welch prachtvolle Gestaltungskraft besitzt Berlioz! Markig und sicher stellt er seine mächtigen Gebäude hin, weit spannt er seine sinfonischen Bogen und mit der unvergleichlichen Mannigfaltigkeit seiner Rhythmik und Metrik, mit dem unerschöpflichen Reichtum seiner orchestralen Palette verleiht er diesen lapidaren Linien ein intensives Leben.

— Es gibt Dinge auf der Welt, die stets geschehen und dabei unmöglich sind. — Man spricht von der rein äußeren Erscheinung eines Menschen, der rein technischen Seite eines Künstlers und ist sich dabei voll bewußt, daß Beides durch die innere Persönlichkeit bedingt ist. Die Technik des Genies ist das intuitiv gefundene Mittel, seine Empfindung zum Ausdruck zu bringen; dies gilt im höchsten Maße von Berlioz. Ein ruhiges, rein musikalisches Schaffen entspricht nicht seinem inneren Wesen, er ermangelt dann jeglicher Intuition und infolgedessen „bezeichnenderweise" geradezu jeglicher Technik. Wenn er sich gezwungenermaßen derart versucht, so kann er wahrhaft unmusikalisch sein.

Dies rassigste aller Genies muß vibrieren vor Leidenschaft, muß in allen Muskeln und Sehnen angespannt sein wie ein Vollbluthengst, der zum Sprung ansetzt. Oder er muß bis zur Narrheit ergriffen sein, daß er auf die Straße läuft und dem erstbesten Bekannten schluchzend um den Hals fällt, weil Romeo und Julia gestorben sind. Dann kann er schaffen, dann hat er alles, dann ist er in dem wundersamen Reiche seines Genius.

Man muß es ganz durchwandern dies köstliche Reich. Man muß mit Berlioz von der Räuberwelt der Abruzzen durch die Urwelt des Requiems und durch die nächtlichen Gärten Veronas wandern. Man muß Julia zu Grabe tragen und in diesem ergreifendsten Grabgesang mitklagen um die blasse, welke Blume. Dann muß man den Champagner des römischen Karneval trinken und sich kopfüber in die Wunderwelt von „Fausts Verdammnis" stürzen. In die Hölle hinein und wieder empor zum Licht in den riesen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haften Dom des Tedeums! Dann aber muß man behutsam zur Seite gehen, damit man das holdselige Jesuskindlein nicht weckt in der lieblichsten Krippe, die je ein Künstler geschaffen. Man muß mit der heiligen Familie durch die unbarmherzige Wüste flüchten und das Elend der armen Leute durchmachen. Man muß mit der erschöpften Mutter und dem dürstenden Kindlein nach Sais kommen und mit dem verzweifelten Vater vergeblich an alle Türen klopfen. Man muß das Lob des braven Mannes singen, der die Armen so freundlich aufnimmt und muß mit ihnen zur Ruhe gehen in der ganzen Einfalt des köstlichen Gefühls, unter guten Menschen zu sein. „Schlaft wohl, guter Vater!" Ich kann an diese Stelle der „Kindheit Christi" nie ohne Rührung denken; hier beginnt der letzte Berlioz, dem sich Niemand, der den Weg bis dahin gemacht hat, ohne tiefe Ergriffenheit nähern wird. Dieser unerhört wilde Most, dies vulkanische Naturell hat sich völlig geläutert, restlos geklärt, und etwas ganz eigenartig Köstliches ist entstanden.

Am Strande Karthagos verlieren sich die Grenzen dieser Kunst über das schimmernde nächtliche Meer hin in die Ewigkeit. Man weiß nicht, was einen so unerhört ergreift bei diesem berühmten Ensemble am Meer. Das ist groß, unbeschreiblich groß, ist milde, wehmütig und doch so ganz versöhnend, alles ausgleichend. Mit dem ewigen Meer spricht eine verklärte Unendlichkeit zu uns und erschüttert uns mit seligen Schauern.

Noch einmal führt uns der Meister dann zu Shakespeare, erfüllt ein heiteres Spiel mit dem ganzen Zauber seiner geläuterten Persönlichkeit. In „Beatrice und Benedikt" nimmt er lächelnd und beglückend Abschied, gibt ein letztes köstliches Geschenk mit dieser wahrhaften „Musica immaculata". —

In seinen meisterhaft geschriebenen Memoiren hat Berlioz ein prachtvolles Bild seiner Persönlichkeit hinterlassen. Wie ein Roman zieht dies strotzende Leben an dem Leser vorüber, herzerquickend in seiner Frische und Männlichkeit, vorbildlich in seiner Konsequenz. Wer Sinn für ein rassiges, urgesundes Künstlernaturell hat, der wird, ob Musiker oder Laie, das Buch nicht beiseite legen ohne zu sagen: ein wundervoller Kerl, ein Ritter ohne Furcht und Tadel!

Immer aber, wenn ich den prachtvollen Jupiterkopf des alten Berlioz vor mir habe, muß ich an den ungeheuren Sekundakkord gegen Schluß seines „Judex crederis" denken, wo Chor, Orchester und Orgel mit der Wucht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer diluvialen Umwälzung das furchtbare Thema hervorſchleudern: Judex crederis esse venturus. Die Buchhalter und Kommis der Muſikgeſchichte haben den Namen Berlioz nicht ordnungsgemäß buchen wollen. Judex crederis esse venturus. Er hat ſeinen Namen in den Boden der Muſikgeſchichte geſtampft, im Dröhnen und Schüttern dieſes zermalmenden Rhythmus.

* * *

Wie ein gewaltiger erratiſcher Block liegt er da; aber in ſeinen Niſchen und Winkeln blühen wunderſame Blumen und niſten die lieblichſten Vöglein. Freundlich blickt die Unſterblichkeit auf dies ſeltſame Kind ihrer Laune.

Der verlorene Ton / Von Adolf Köſter

(Schluß)

Heute brachte Peter Heinſohn ſein Elend zum tauſendſten Male vor. Und heute verſprach ihm die göttliche Seele Löſung: es dauerte nicht lange, da fuhr er im Arme wie eines Halbgöttlichen durch die Nacht. — Er ſah ſein Antlitz nicht. Denn es war abgewandt zur Seite hin. Ein blauer Mantel umhüllte ſie beide. Er flatterte hinter ihnen und ſeitwärts. Dumpf knatternd wie eben geöltes Segeltuch bei plötzlicher Böung ſchlugen ſeine Falten ſich aus. Ob es in Wahrheit ein Arm war, was ihn hielt, wußte Peter Heinſohn nicht. Denn er ſah faſt nichts als den blauen Mantel und zu ihren Füßen Wolken und die ſchlafende Erde ringsum. So ſauſten ſie durch die Nacht — immer ſchneller, und Peter Heinſohn horchte, mehr als ſonſt, ob er im Schrei der Möwen und im Sauſen des Windes und im Knattern des Mantels nicht vernähme, was er ſuchte. Denn die göttliche Seele hatte es ihm als Löſung verſprochen, er ſollte den Ton finden, den er ſuchte, noch in dieſer Nacht.

Als Fietje Vogelſang, der in ſeine Tochter verliebte redinger Schulmeiſter, von den Watten heimkehrend in Harle auf dem Staak ſtand, hörte er ein Knattern und Rauſchen über ſich. Er blickte auf und ſah zuerſt einen langen blauen Mantel flattern wie einen Wimpel am Fockmaſt. Und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorn aus dem Mantel drängten sich zwei Leiber. Da sie dicht über seinem Haupte glitten und die Nacht hell war, so sah Fietje Vogelsang, was Peter Heinsohn nicht sah. Der Heinsohn im Arm hielt und das Gesicht abgewandt hatte, das war der Judäer aus Nazareth. Aber sein Gesicht war voll Falten und kaum zu erkennen. Auch ritten sie sehr schnell.

Das erste, wohin Peter Heinsohn geführt ward, war am Ufer der Elbe. Hier schwamm ein toter Menschenleib. Es war der Leib eines gelben Mannes aus der Mandschurei — ohne Namen. Er schwamm schon zwei Tage in der Elbe. Die Flut warf ihn aufwärts bis Altona. Aber die Ebbe riß ihn wieder hinunter nach Glückstadt. Hin und Her. Endlich fanden ihn die Baggersleute. Sie warfen einen Strick um den wassergefüllten Leib und ruderten ihn hinter einem Boote her an den Strand. Das Gesicht war nach unten gekehrt und der Rücken gegen den Himmel. In dem Augenblick, wo die Beiden heranschwebten, hatten die Baggerer den Strick ans Land geworfen und die Leute, die ihn aufgefangen, zogen an. Sie taten es ohne Erregung — als eine gewohnte Arbeit. Und nun kam der erste Ton, mit dem Peter Heinsohn geprüft werden sollte. Als nämlich die Leiche gelandet wurde, stieß sie mit dem Kopf zuerst dumpf auf den Sand. Aber da es Nacht war und die Müdigkeit in den Leuten, so hörten sie es kaum und zogen ruhig weiter. Der Sand und die Steine knirschten wie unwillig unter der grausigen Last. Alle Fische huschten angstvoll vor dem Ton in das tiefe Bett und auch Peter Heinsohn lief es eisig durch und durch. So schauerlich klang es. Aber der Ton, der ihn quälte, war es nicht.

Von hier bogen sie ab, dem Fahrwasser zu. Die Luft ist diesig, und ein kleiner Wind zieht auf. Ein Schnelldampfer kommt von der See herein. Ein kleiner Fairplay-Schlepper hat den Kurs gerade gegen ihn an. Aber der Schlepper sieht von dem Riesenkasten nichts. Er sieht graue, nasse, dicke Luft. Plötzlich steht eine schwarzrote Wand vor ihm, ein vielfacher Schrei — und im nächsten Augenblick krampft er sich krachend und schluchzend in die Tiefe.

Aber die Hauptsache und was Peter Heinsohn ins Innere griff, war weder der Krach des kleinen Schiffes noch das Todesgeschrei der Fairplay-Leute, sondern das war der Pfiff, mit dem der Schlepper sich gewissermaßen im letzten Augenblicke wehren wollte. Was sollte auch Kaptain

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Suhr machen, als er von der Brücke aus das Ungetüm dicht vor sich sah? Er schrie nicht und sprang nicht näher. Sondern er griff mechanisch und genau auf Grund der Vorschrift nach dem kleinen Messingring, der vor ihm niederhing. Und sofort entschoß der Pfeife weißdampfend ein schriller Ton. Und noch einer. Und noch einer. Kurz, ängstlich, ach, schon verzweifelt. Und doch voll von Selbstbewußtsein und energischem Vorwurf. Noch im Augenblick, als der kleine Eisenleib schon fast in die Tiefe gedrängt war, hatte Jochen Suhr seine Hand in dem Ring und pfiff und pfiff, bis das Wasser ihn erschlug. Auch dies ein Ton, der aus des Lebens Mitte quoll. Und auf den Peter Heinsohns wartende Seele sich stürzte. Aber er war es nicht.

Der starke Arm des Unbekannten schleppte ihn weiter. Sie fuhren über ein Viereck von roten Häusern. Aus ihm stieg der Geruch von frischem Tierblut auf. In der Ecke des Hofes stand ein großer schwarzer Ochs mit glattem Fell — ein Lobstück aller Kremper Bauerngespräche. ‚Blanke Dürwel' hieß das Schild, das über seiner Krippe gestanden. Und nun war er namenlos gemacht und wartete in der Ecke des Schlachthofes auf sein Schicksal. Ein Windstoß trug ihm den Geruch des Todes zu. Da hob er seinen Kopf, so gut die Kette es gestatten wollte, und mit verbundenen Augen sah er schräg auf in die Luft und stieß einen langen lauten Klagschrei aus, daß die roten Nüstern sich über dem weißen Schaum, der vor seinem Munde stand, weit dehnten. Die Wellen auch dieser Klage hüpften durch die Nachtluft, bis sie auf Peter Heinsohn trafen. Sie wirkten hier Schrecken und Grauen, aber ohne Ruhe zu schaffen fielen sie an ihm ab.

Über Wälder und Moore flogen sie hin, kreuzten Flüsse und belebte Eisenschienen, bis sie nach Munkmarsch kamen, wo Abellona Martensen auf ihren Liebsten wartete. Drei Jahre lang hatte der Trotz sie getrennt, hinter dem sich das Schönste ihrer Liebe barg. Und nun war die graue Morgenstunde da, und Abellona wartete wie verabredet auf dem Krähenberg. Und gerade als der blaue Mantel über Munkmarsch flatterte, bog der junge Bärtige in den Tannenwald, und Peter Heinsohn hörte, was der Unbekannte ihm bestimmt. Nämlich die beiden gingen aufeinander zu. Keins konnte etwas sagen. Stöhnend fielen sie einander in die Arme. Immer noch sagten sie nichts. Da hob das Mädchen langsam ihren Kopf, und nun sah es aus,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als wollte sie etwas Langes sagen. Aber beim Anblick des Mannes wurde sie wieder wirr, und indem sie langsam mit dem Kopf nickte, sagte sie nichts als ein leises ‚Ja'. Peter Heinsohn hörte den Ton dieses Ja heranzittern, und der Ton hatte eine solche Gewalt, daß alle kreisenden Sterne und auch die Föhren auf dem Krähenberge leise zu singen begannen.

Ohne Zahl waren die Schrecknisse und Schönheiten, durch die sie fuhren. Sie kamen in eine dunkle Zelle, da wälzte sich ein schwarzbärtiger Hüne vor dem nahen Tod, und sein Gebrüll machte für eine Nacht alle Zuchthausbewohner zu angstvollen Kindern. In Stuben kamen sie, wo das Ächzen von jungen Müttern alle genossenen Seligkeiten mit Schmerzen verwünschte. Eine aber hatte in Fröhlichkeit geboren, und man legte ihr das Glück auf den Arm und da tat sie auch einen Ton: nicht laut und nicht lang, aber er kroch Peter Heinsohn ganz nahe an seine Erwartung.

Der lange Müllerknecht ist seit drei Tagen verlobt, und die Braut wohnt hundert Schritt von der Mühle weg. Er läßt heute die großen klappernden Flügel im ersten Morgenwind sausen und tappt schlaftrunken und vor Glück umher. Da will er einen grüßenden Blick hinüberwerfen und tritt achtlos aus der kleinen Tür auf die Außengalerie, die um die Mühle läuft. In diesem Augenblick kommt Peter Heinsohn und der andere gefahren. Sie sehen und hören, wie ein schwerer Flügel dem Müller krachend den schönen Leib zerschlägt, pfeifend hoch aufschleudert und zwei Meter vor dem Fenster seiner Braut dumpftönend in die Blumen wirft.

Auf Schlachtfelder und in die Hochzeitsgemächer, in die Werkstatt, wo Schuster Jensen gegen den drohenden Konkurs anhämmerte und in das Klubhaus, wo ein Betrunkener die teuersten Zigarren zerstampft — der Blaue zog Peter Heinsohn durch Lust und Leid. Aber was er suchte, das fand er doch erst draußen in Neele Volkerts' Stube, wo sie hinter dem seidenen Vorhang schlief.

Denn mit Staunen bemerkte er es. Sie bewegten sich ganz schnell auf den Garten und auf den Teich zu. Peter Heinsohn wollte nicht. Als ob ihm etwas Ungeheuerliches getan werden sollte. Er sträubte sich. Aber da mußte er merken, wie fest die Kraft des Blauen ihn hielt. Jetzt standen sie schon über den letzten Tannen, über dem Rasen mit den großen Rhododendren, der Vorhang des Fensters mit der gestickten Rittersfrau tut sich von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selber zur Seite, und nun sitzt Peter Heinsohn in Neeles Zimmer, und nebenan hinter dem Schleier schläft sie, und ihr Atem klingt kurz und unruhig durch den Raum.

Tod und Halbtod hatte er in dieser Nacht vor Augen gesehen, aber was ihn nunmehr anschlich, war etwas ganz anders.

Er saß in dem kleinen Sessel, der an den Vorhang rührt, mit atemloser Erwartung. Und er, der die Föhren hatte singen hören, der vernahm den geringsten Gedanken, der durch Neele Volkerts Hirngang lief. Hinter dem Vorhang lag sie, auf die sein Zweifel und Mißtrauen ging. So nahe waren sie sich wie nie. Und doch so weit. Denn Neele Volkerts ward unruhig vor der Macht seines drängenden Zweifels. Und so kam es. Zuerst ein leises Wühlen in den Kissen, dann schlug es wie eine fallende Hand hernieder, und nun fuhr ein Ton aus Neele Volkerts Munde, ein Name — der Name eines fremden Mannes, den Peter Heinsohn nicht kannte ..... Damit er aber ganz sicher sei, wiederholte Neele Volkerts ihn langsam und deutlich. Und damit er nicht etwa denke, daß der Name sie schrecke wie eine böse Erinnerung, so tat sie einen langen Seufzer dazu, der alles dieses ausschloß. Dann ward es still, und die Atemzüge wurden ruhiger und regelmäßig wie das Ticken der kleinen Schwarzwalduhr.

Ganz anders war dies gewesen wie alles vorher. Die tönenden Wellen, die des fremden Mannes Namen trugen, fanden nun keine Wände mehr, an denen sie zerschellten. Sondern sie wogten durch Peter Heinsohns Seele hindurch, als sei diese ihr Land, und zuerst leise und dann immer mehr begann es in ihm mitzuklingen, und am Ende stand Peter Heinsohn ganz in Tönen sozusagen. Und diese Töne, die Neele Volkerts mit einem fremden Manne verbanden, den er nicht kannte, die sein Mißtrauen ins Recht setzten und sein Glück zerschlugen, die hatte seine Seele gesucht in den Watten und an den Elbufern und in all den Merkwürdigkeiten dieser ganzen Nacht. Da sie nun gefunden, wonach sie sich sehnte, fiel sie müde in sich zusammen.

Indes war der Blaue wieder vor dem Fenster erschienen und zog Peter Heinsohn zauberisch an sich. Er merkte an Peters Antlitz, daß die Fahrt ihr Ziel erreicht, und so segelten sie ruhig über die vielen Lichter der großen Stadt hinweg nach Peter Heinsohns Hause zu. Als die Elbenebel ihren Mantel streiften, flimmerten die ersten roten Strahlen im Osten. Da löste

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſich Peter Heinſohns müde Seele von dem andern und der blaue Mantel flatterte allein gegen die Röte davon. Peter Heinſohn aber fuhr wieder in ſein Haus.

Am folgenden Morgen erwachte er mit einem kleinen Blutandrang in der Stirn. Aber als er gebadet hatte und die Morgenzeitung in der Hand, war das ſchon lange vergeſſen. Und dann ſtürzte er ſich ganz ſorglos und ſicher in ſeine Arbeit. Nicht dieſes oder jenes, nicht das Geringſte der Nacht trat über die Schwelle ſeiner Gedanken. Als es ſechs Uhr abends war, fuhr er wie ſonſt in ſein Glück mit tauſend neuen Erwartungen und Entdeckungen. Froher konnte keiner ſein als Peter Heinſohn. Und Neele Volkerts war heute die ſchönſte Braut. Sie holte ihn wie täglich vom Bahnhof ab, mit dem kleinen Wagen. Kein Gedanke des ganzen Tages war ohne ihn, geſchweige denn dagegen. Nun fahren ſie durch die große Allee auf Volkerts Haus zu. Neele ſitzt vorn. Peter neben ihr. Sie werfen ſich ihre Worte gleich goldenen Bällen zu. Neele weiß von keinem fremden Mann, und Peter glaubt an Neele Volkerts ſo feſt wie an das Kauſalgeſetz. Nach dem Abendeſſen pflegen ſie noch einmal durch den Garten zu gehen, bis hinten auf den Kickeberg. Wenn ſie dann bei der Akazie vorbeikommen, ſetzen ſie ſich regelmäßig auf die Bank, wo ſie zuerſt ſich trafen vor langer Zeit, auf Grund jenes kleinen Bibliothekzettels, den Peter ihr bekritzelt ins Buch gelegt hatte. So auch heute. Und keins von ihnen ſagt ein Wort. Sie ſitzen und ſchweigen ſich gänzlich in ihre Liebe hinein ....

Wenn aber die Sonne ins Meer gefallen und die Schatten alle Bäume verſchlungen haben, wenn die Menſchen zu ihren Müttern wandern, dann regt es ſich auch in der kleinen Kammer wieder und ſchlüpft durch das Fenſter hinaus in die Nacht, wo das Grauen vor unſer aller Heimat lockt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Provisionen für den lieben Gott

In Berlin — und nicht nur dort — lebt ein reicher Mann, dem das Alte Testament Namen und Geschäftsklugheit gegeben hat. Von der Backentoleranz des Neuen Testamentes weiß er nichts. Passivität, Duldungsstärke sind nicht Merkmale seines Wesens. Er begreift die Anbetung einer überirdischen Macht mit der Naivetät homerischer Menschen. Obwohl er einheitsgläubig und nicht polytheistisch ist, hat sich für ihn die Distanz der Gottheit vom Erdenbürger doch nicht vergrößert. Gott läßt mit sich handeln. Verlangt keine Zicklein und Hammel mehr, aber überall öffnen sich die Opferbüchsen, die den Zehnten schlucken. „Sobald das Geld im Kasten klingt . . .". Also kann die Rechte ruhig den unwürdigsten Gewinn shylocken, wenn die Linke nur die Provision gibt.

Für Krippen, Waisenhäuser, Konfessionsküchen. Nicht jeder kann sich mit Milliarden waschen, wie Carnegie, aber auch Zehntausend erkaufen die Absolution. Hinter Leichen schreitet der Tränenfeuchte, läßt Priester ums Seelenheil bitten und schlägt vergnügt auf den Millionensack, aller Sünden bar. Wenn in der Weihnachtszeit eine reinere Luft Gemüt und Glauben anweht, wenn auch der geschickteste Krawattier Humanitätsanwandlungen hat, wenn, für einen Augenblick wenigstens, die Liebesnotwendigkeit bewußt wird, mag die widerwärtige Verlogenheit die Brutalen drücken. Aber der Typ ist zäh. Im Bannkreise beider Testamente zu finden, ohne sich göttlicher Warnung zu unterwerfen, kalt wie Stein, keine Liebe, kein Haß, nur Rechnung. Hie und da so etwas wie Gewissen und dann betäubt der Goldklang der Gottesprovision. In den Gemeinden gepriesen, unter jeder publizierten Kollekte, Liebling der Kirche.

Überall klappert der Zehnten. Die nach der Gesetzestortur für arme Schächer schreien, selbst goldbergereich, benebeln Publikum, Parlament und Regierung mit Opferdünsten. Stolz ruft der Bankierbund in die Welt. Seht euch das Schlachtfeld an, bestaunt die Leichen! Blickt auf die Soliditätsfahne, die wir aufgestellt! In diesem Zeichen werden wir siegen! Von Berlin aus ward das Netz geworfen, und etwas Luderpack verfing sich drin. Polypchen, die vor den Kadi gehören. Man hat sie geschächtet und schwingt nun triumphierend das Messer. Der Gerechtigkeit ist der Zehnte dargebracht, Gott, der die Sünder straft, ist befriedigt. Wer aber Psychologie des Finanzmetzgertums betreibt, der muß lachen. Der kleine Schwindler bleibt am Strafhaken hängen, die Großen der Gilde weisen mit Fingern auf ihn, die sie eben aus Beutetaschen zogen. Nicht nur Auskehr, etwas mehr Einkehr! Die fehlt den Herren ganz und gar.

Man muß den Besen auch mal durch die eigene Seelenstube fegen lassen. Viel Dreck flöge auf, so dick, daß man die goldenen Wände garnicht mehr sähe. Es ist zuhause noch so manches zu tun. Hinter der Fassade sieht es oft recht elend aus. Man hat nämlich auch einige fünfzigtausend Be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

amte oder mehr, die zur Weihnacht den Gotteszehnten, „Gratifikation“ genannt, erhalten. Krampfhaft mühen sie sich, das Einzige zu tun, was ihnen helfen kann, sich gewerkschaftlich zu organisieren. Man lacht über sie, spielt die Patriarchen und schmeißt, was laut wird, hinaus. Teuerungszulagen und Weihnachtsbenefizien genügen denen, deren Spekulantenverdienste und Jobberhonorare in die Millionen gehen. Mit der Gottesprovision will man ein unfreies Geschlecht erkaufen, Kassenboten, Formelschmierer schaffen, und Sozialidioten nehmen ein paar verkalkte Lehrsätze, um die Notwendigkeit dieser Einrichtung zu beweisen. Nur gut, daß wir immer noch ungefähr eine Million Menschenüberschuß jährlich haben, Tod und neues Leben gegeneinander gestellt. Das Quantum wird solange drängen, bis die Qualität wieder frei wird, bis wieder die Persönlichkeit erwacht.

Wir haben nicht mehr weit bis zu der Epoche, die uns von der Groschengnade befreit, vom Zehnten an den lieben Gott. Wie der Bankierbund, so auch die anderen, die Herren im Hause, die Leute mit der „Schwarzen Listigkeit“, die kartellierten Würger. Ein dicker Bauch hat keine Stoßkraft mehr, wenn hundert dünne geschlossen sich ihm entgegenstellen. Millionen werden Schulter an Schulter stehen, werden mit Macht und Wirkung verlangen, was jetzt als Gottesopfer gestreut wird. In der Weihnacht geschah das Wunder der Liebe. Die Gier hat es nie schlimmer verhöhnt als in unserer Zeit. Man wird sie nicht ersticken, aber ihren Machtkreis wird man einengen, und der Bankierbund und alle seines Schlages, sie werden erfahren müssen, daß man mit Gottesprovisionen nicht die Lüge zur Wahrheit macht.

Dr. Alfons Goldschmidt

Amerikanische Politik

Kürzlich sprach Präsident Taft wieder einmal seine oft gehörte freudige Zuversicht aus, daß auch Deutschland bald, nach Englands oder Frankreichs Beispiel, mit den Vereinigten Staaten einen allgemeinen Schiedsvertrag eingehen werde. Er fügte hinzu, die noch ausstehende Bestätigung der mit England und Frankreich abgeschlossenen Verträge durch den amerikanischen Senat werde sicher erfolgen.

Wie ein Schlag ins Gesicht müßte bei uns nach dieser deutschfreundlichen Geste die vom Staatssekretär Knox jetzt in einem Schreiben an den Führer des Komitees für Mittel und Wege im Repräsentantenhause, Underwood, erhobene Forderung nach einer Bevollmächtigung des Präsidenten Taft zu Zollrepressalien gegen Deutschland und einige andere europäische Länder empfunden werden. Der Brief weist auf Deutschlands Verbot der Einfuhr amerikanischen Fleisches hin, auf den Kalistreit, die Ausfuhrzertifikate und die hohen Eisenbahnfrachtsätze für nach dem Osten bestimmte Güter, wodurch Österreich und Rußland wesentliche Vorteile für ihre Frachten gegenüber den amerikanischen Gütern hätten. Durch Zuschlagszölle bis zu 25 Prozent oder gar Einfuhrverbote müsse jeder unterschiedlichen Behandlung ein Ende gemacht werden, die gewisse fremde Länder der amerikanischen Einfuhr noch angedeihen ließen.

Es handelt sich hier wieder um ein Schulbeispiel dafür, daß die Amerikaner bei ihrer Friedenspolitik voraussetzen, ihnen sei gegenüber den anderen alles erlaubt, diesen aber gegenüber ihnen nur das, was sie gut hießen. Internationale Schiedsverträge sollten nur auf der Grundlage internationaler Gerechtigkeit abgeschlossen werden. Amerika

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schließt aber nur Schiedsverträge ab, die die allgemeinen Grundsätze der amerikanischen Politik, wozu die Monroedoktrin im weitesten Sinne und die Zollpolitik gehören, nicht berühren. Daß es diesen freien Spielraum benützen will, um auf die internationale Gerechtigkeit pfeifen zu können, sobald es ihm gutdünkt, lehrt von neuem der Brief des Staatssekretärs Knox.

Zwischen Europa und Amerika bestanden schon immer Meinungsverschiedenheiten über die Bedeutung der sogenannten Meistbegünstigungsklausel in Handelsverträgen. Wenn zwei Nationen, A und B einen Handelsvertrag miteinander abschließen, durch den sie sich gegenseitig Erleichterungen verschaffen, so sieht sich unter Umständen eine dritte Nation, C, im Handel mit B gegenüber A benachteiligt. Wenn nun zwischen A und C ein Abkommen zustande kommt, das C mehr Vorteile sichert als B erlangt hatte, dann ist es möglich, daß B im Wettbewerb nicht nur von C überholt, sondern selbst schlimmer daran wäre, als wenn sie überhaupt keinen Vertrag mit A abgeschlossen hätte.

Um solchen Möglichkeiten vorzubeugen, wurde die Meistbegünstigungsklausel geschaffen. Denkt man eine solche in den Vertrag zwischen A und B einbegriffen, so müssen alle Vergünstigungen, die A nachträglich C zugesteht, ohne weiteres auch B gewährt werden. Die Amerikaner nun erklären dieses Prinzip der unbedingten Meistbegünstigung für sinnwidrig und ungerecht. In bezug auf das angeführte Beispiel würden sie sagen: Wenn B vermöge der Meistbegünstigungsklausel ohne weiteres Vorteile erlangt, die C sich durch Gegenzugeständnisse erkauft hat, so wird ihr ein unverdientes Geschenk gemacht. Demgemäß weigern sie sich, irgendwelche Ansprüche anzuerkennen, die auf Grund eines nach dem Prinzip der unbedingten Meistbegünstigung abgeschlossenen Vertrages von andern Nationen an sie gestellt werden. Die Regierung der nordamerikanischen Union sucht auch andere amerikanische Staaten zu veranlassen, sich auf einen gleichen Standpunkt zu stellen. Im Jahre 1898 berichtete der amerikanische Gesandte in Buenos Aires, Buchanan, dem Staatssekretär Sherman, die argentinische Regierung lasse sich durch die Annahme davon abschrecken, einen Gegenseitigkeitsvertrag mit den Vereinigten Staaten einzugehen, daß sie genötigt sein würde, irgendwelche Zugeständnisse, die sie diesen machen möchte, auf europäische Länder auszudehnen, mit denen die argentinische Republik Handelsverträge nach dem Prinzipe der Meistbegünstigung abgeschlossen habe. Staatssekretär Sherman schickte dem Gesandten darauf eine längere Instruktion über die amerikanische Auslegung der Meistbegünstigungsklausel. Darin hieß es, das Recht einer andern Nation auf dieselben besonderen Konzessionen hänge von ihrer Fähigkeit und Bereitwilligkeit ab, die gleichen Konzessionen zu bieten. Dieser Vorgang wiederholte sich bei den Verhandlungen wegen eines kanadisch-amerikanischen Gegenseitigkeitsvertrages. Staatssekretär Knox erklärte, daß die Kanada zu gewährenden und die von Kanada erwarteten Sondervorteile nicht ohne weiteres auf die Länder ausgedehnt werden dürften, mit denen Verträge mit der Meistbegünstigungsklausel geschlossen seien.

Die europäische Auffassung von der Meistbegünstigungsklausel ist freihändlerisch. Vom Standpunkte des Freihandels aus gesehen, ist jeder Schutzzoll ein Unrecht, und man kann daher nicht gut einen Entschädigungsanspruch für den Verzicht auf die Ausübung eines solchen Unrechts konstruieren. Handels-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorteile, die gegen Zollermäßigungen gewährt werden, werden mit gestohlenem Gut bezahlt. Solange allerdings der Freihandel nicht allgemein durchgeführt ist, kann unter Umständen das Prinzip der bedingten Meistbegünstigung gerecht wirken, insofern als ein Unrecht ein anderes aufzuheben vermag. Das wäre aber nur dann der Fall, wenn die Nation, der eine Meistbegünstigungsklausel indirekt zugute kommen soll, höhere Zölle erhebt, als die, der sie direkt gewährt wurde. Die Amerikaner, die schon als Hochschutzzöllner kaum Übertreffliches leisten, wollen aber von den Europäern immer nach dem Prinzip der unbedingten Meistbegünstigung behandelt sein, selbst aber den Europäern immer nur ein Recht auf bedingte Meistbegünstigung zugestehen. Es ist in dem Brief des Staatssekretärs Knox nicht davon die Rede, daß die Union etwa bereit wäre, für die Gewährung der Vorzüge, die angeblich Rußland oder Österreich am Güteraustausch mit Deutschland genießen, dieselben Gegenzugeständnisse zu machen, die etwa Rußland oder Österreich machten. Man verlangt in Washington einfach, daß amerikanische Waren auf den deutschen Märkten nicht schlechter behandelt werden als irgendwelche anderen und bedroht obendrein jede Vorenthaltung irgendeiner einem Konkurrenten zugute kommenden Vergünstigung, mag sie auch noch so hoch bezahlt worden sein, mit Strafzöllen, die die schon hohen Sätze des Minimaltarifes um bis zu 25 Hundertstel überschritten. Eine allgemeine Geltung der amerikanischen Auffassung von Meistbegünstigungsrechten müßte schließlich dazu führen, daß dasjenige Land, das es durchzusetzen vermag, die höchsten Zölle zu erheben, allein mehr berechtigt wäre, überhaupt Zölle zu erheben, nachdem die andern Länder ihre Zollrechte gegen Vergünstigungen aus der Meistbegünstigungsklausel in Zahlung gegeben hätten. Die Vereinigten Staaten scheinen tatsächlich dahin zu streben, dieses einzige Land, dem alle Welt tributpflichtig wäre, zu werden.

Ihrer Zollpolitik entspricht völlig das Verhalten der Amerikaner in der Frage der Einwanderung. Der amerikanische Senat hat die Bestätigung der Schiedsverträge davon abhängig gemacht, daß durch Zusätze jeder Zweifel darüber ausgeschlossen würde, daß die Union berechtigt sei, beliebige Maßnahmen zur Beschränkung der europäischen Einwanderung zu ergreifen. Die United States Immigration Commission erklärte kürzlich, daß es nach Einführung gewisser Verschärfungen der bestehenden Einwanderungsgesetze möglich sein müsse, die Einwanderung aus Europa auf zwei Drittel der bisherigen Stärke herabzumindern. Nun ist es ganz unvermeidlich, daß sich der Andrang ost- wie südeuropäischer Arbeitskräfte auf mittel- und westeuropäischen Arbeitsmärkten in dem Maße vermehren muß, als die Auswanderung aus Ost- und Südeuropa infolge der amerikanischen Einwanderungsgesetzgebung nachläßt. Die Gefahren, die ein massenhaftes Einströmen dieser Leute aus dem europäischen Osten in die westeuropäische Kulturzone im Gefolge haben müßte, kann man sich leicht ausmalen. Die Löhne der einheimischen Arbeiter würden sinken, die Gefahr der Arbeitslosigkeit würde lawinenartig anschwellen, weil bei den hohen Kosten der Nutznießung heimischer öffentlicher Erziehungs- und Wohlfahrtsanstalten in den niedrigsten Erwerbsarten die Zahl der landesangehörigen Arbeiter, die die Konkurrenz kulturloser Osteuropäer aushalten können, immer geringer werden müßte.

Im übrigen ist zu befürchten, daß auch die deutsche Auswanderung in den nächsten Jahren wieder erheblich zunehmen wird,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie es mit der englischen bereits geschehen ist. In England werden voraussichtlich am Jahresschluß seit dem 1. Januar mehr als 300000 Menschen den heimischen Staub von den Füßen geschüttelt haben. Wenn Deutschland in einigen Jahren wieder ähnliche Menschenmassen an überseeische Länder abgeben muß, so kann es ihm nicht gleichgültig sein, in welchem Maße dann die Einwanderung von Deutschen in die Vereinigten Staaten behindert wäre. In der Union wohnen noch nicht zwölf Menschen auf einem Quadratkilometer, in Deutschland 120. Hat die Bevölkerung der Vereinigten Staaten einen Monopolanspruch auf einen vielmals größeren Teil der Erde, als sie selbst in absehbarer Zeit bei noch so starker natürlicher Vermehrung zu verwerten vermag?

Bevor es Sicherheiten für den internationalen Frieden geben kann, müssen Sicherheiten für die internationale Gerechtigkeit bestehen. Deren Eckpfeiler heißen: Freiland, Freizügigkeit und Freihandel. Will die amerikanische Nation an der Spitze der Weltfriedensbewegung marschieren, so mag sie damit anfangen, die Voraussetzungen für den Weltfrieden zu schaffen, indem sie alles in ihrem Machtbereiche liegende Land der Besiedlung freigibt, das noch ungenutzt ist, auf jegliche Beschränkung der Einwanderung in ihre Gebiete verzichtet und sich vom Hochschutzzoll zu den Grundsätzen des Freihandels bekehrt.

Otto Corbach

Die russische Revolution

Von Ludwig Kulczyckis monumentaler fünfbändiger „Geschichte der russischen Revolution“ sind nunmehr die beiden ersten Bände (bis 1886) in lesbarer deutscher Übersetzung erschienen (Gotha, Friedrich Andreas Perthes). Sie werden mancherlei Vorurteile zerstören. Es geht zunächst durchaus nicht an, die russische Revolution einfach als ein spätgeborenes Kind der westeuropäischen revolutionären Bewegung anzusprechen. Wir dürfen nicht vergessen, daß trotz aller wirtschaftlichen und kulturellen Rückständigkeit des heutigen Rußland die russische Revolution doch in einer Zeit universellen Gedankenverkehrs vor sich geht, und daß mithin auch die allermodernsten gesellschaftlichen und philosophischen Ideen hier eine Rolle spielen müssen. Und das allein würde ein erhöhtes Interesse der westeuropäischen Kulturwelt an der russischen Revolution erheischen. Hinzu kommt ein zweites: Niemals noch in der Weltgeschichte haben sich Menschen so große, so entfernte und so mannigfache Ziele unter derart schwierigen Verhältnissen gesetzt. Niemals noch war der Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und den Wünschen der besten sozialen Elemente ein so großer, wie in Rußland zur Zeit der früheren und der gegenwärtigen revolutionären Bewegung. Das aber verleiht dem Gesellschaftsleben in Rußland eine gewisse soziale Intensität und Wärme, denen gegenüber das politische und gesellschaftliche Leben Westeuropas bei aller seiner unverkennbaren kulturellen Überlegenheit — ich weiß nicht wie — grau und banal erscheint. Eine Geschichte der russischen Revolution muß darum wie ein Verjüngungsbad wirken auf die vielen feineren Geister bei uns, die kulturmüde und angeekelt von jedwedem politischen Treiben sehr zum Nachteil des nationalen Ganzen die Regelung des gesellschaftlichen Lebens mehr und mehr plumpen Schreiern und unzuverlässigen Ehrgeizigen überlassen. Auch haben wir Westeuropäer allzuoft in sehr bequemem Vertrauen auf die natürliche Entwicklung der Dinge die größten sozialen Rückständigkeiten zu

Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Jahren kommen lassen. Hier in Rußland ist aber eigentlich zum ersten Male in vollem Maße und vollbewußt die Frage erhoben worden nach der Berechtigung der sozialen Institutionen, das heißt der in der Gegenwart fortwirkenden Willensentschlüsse der Vorfahren. Und diese Frage bildet doch letzten Endes das Grundproblem der sozialen Probleme. Alle Sozialpolitik beruht ja in feiner Abwägung dessen, wieweit wir bedingt bleiben müssen und wieweit wir bestimmend wirken können. Hier in Rußland ist nun wohl am einseitigsten, aber vielleicht auch am mächtigsten gerüttelt worden an dem, was geworden ist im gesellschaftlichen Zusammenleben. Hier in Rußland hat das Individuum am unzweideutigsten den Anspruch erhoben einer unmittelbaren Mitarbeiterschaft am Weltengeschehen. Und wenn sich auch gerade im modernsten Rußland ein Mangel an jeglicher historischen Ehrfurcht recht oft höchst peinlich geltend macht, so gibt das aber doch auch bisweilen wiederum dem sozialen Urteil eine ganz besondere Frische, und vielfach wird dabei mit verblüffender Sicherheit der Nagel auf den Kopf getroffen. Sobald wir uns nur etwas eingehender mit ihnen beschäftigen, zwingen uns diese unhistorisch und doktrinär denkenden Russen unsere sozialen Ansprüche zu erhöhen und unser soziales Denken tieferen Fragen zuzuwenden. Auch elementare Gesellschaftsfragen, die wir längst für gelöst hielten, weil man sie uns durch banales Vielgeschwätz verleidet hatte, erscheinen uns dann plötzlich wie ganz moderne Probleme. Und wir merken mit Beschämung, daß wir in Westeuropa eigentlich noch garnicht die Rechte und Freiheiten besitzen, deren wir uns vor dem „asiatischen" Rußland zu rühmen pflegen, und daß diese Asiaten uns durchaus nicht beneiden, daß sie vielmehr weit über uns hinaus wollen. Und wenn wir so auch nur ein weniges an unserem oberflächlichen Kulturstolz einbüßen, so wäre das allein schon eine Beschäftigung mit der russischen Revolution wert. Tatsächlich ist aber auch bereits eine politische Rückwirkung der russischen Revolution auf Westeuropa unverkennbar, zum Beispiel auf die Wahlrechtsreform in Österreich und auf die Forderungen einer solchen in Preußen. Man hat ganz im stillen angefangen in Westeuropa sich etwas zu schämen vor dem jüngeren Bruder da im Osten. Und man tut gut daran. Denn wenn die Konstitution einmal in Rußland wird festen Boden gefaßt haben, so wird dort ganz zweifellos die soziale Reform — vor allem die Agrarreform — mit Riesenschritten voranschreiten.

Aus allen diesen Gründen halten wir es für in hohem Grade wünschenswert, daß sich bei uns in Westeuropa — Rußland gegenüber ist ganz Westeuropa solidarisch — Soziologen und Politiker sowie überhaupt alle diejenigen, die am Schicksal der Kulturmenschheit interessiert sind, mit der russischen Revolution befassen. Durch die vorliegende Übersetzung von Kulczyckis Monumentalwerk ist hierzu vollauf die Möglichkeit geboten.

Wie sehr wir aber auch das Kulczyckische Buch in den Händen unserer Jugend wissen möchten, so müssen wir doch auch auf einige Gefahren — nicht des Buches, wohl aber des Gegenstandes — aufmerksam machen. Es liegt ja etwas unendlich Verführendes in der russischen Revolution, gerade für uns Deutsche. Die große Zahl deutscher Namen unter den russischen Revolutionshelden gibt dafür ein beredtes Zeugnis. Rußland hat tatsächlich unter seinen Revolutionären eine Reihe Nationalhelden wie sie heutzutage keine andere Kulturnation in so nahe zurückliegender Vergangenheit sein nennt. Und diese Helden sollten als formale Beispiele

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

restloser Aufopferung für die Idee auch in Westeuropa viel mehr gewürdigt werden. Denn an der Aufrichtigkeit ihrer Überzeugungen ist garnicht zu zweifeln. Wir dürfen nur ihnen gegenüber keineswegs unsere Kritik zum Schweigen bringen. Und da möchte ich zunächst und vor allem darauf hinweisen, daß auch in Rußland nur der den Opfertod erleidet, der selber gemordet hat. Und jeder Mord ist und bleibt nun einmal ein brutaler Eingriff in die letzten Interessen der Kulturmenschheit. Auch hat man noch nie damit Ideen aus der Welt geschafft, daß man ihre Träger totschlug. Sonst wäre die Welt längst stecken geblieben in orientalischem Despotismus. Überhaupt sind meiner Ansicht nach der russischen Revolution bei den ungeheuren Opfern, welche gerade die gebildete Gesellschaft ihr brachte, nur deshalb so bescheidene Erfolge beschieden gewesen, weil sich der Russe noch nicht jene allseitige Auffassung des Menschentums zu eigen gemacht hat, die wir Westeuropäer der Antike verdanken. Die russische Gesellschaft steht der Antike verständnislos und mit unverhohlenem Haß gegenüber, weil der Russe noch nicht zu unterscheiden vermag zwischen dem Wesen der Antike und dem, was an äußerem Klassizismus das unter Polizeiaufsicht stehende russische Gymnasium der heranwachsenden Jugend verabreicht. Weil man aber hier in Rußland immer noch nicht versteht, daß sich wahres Menschentum nur in harmonischer Entfaltung aller menschlichen Anlagen zu offenbaren vermag, deshalb konnte das revolutionäre Rußland bis auf den heutigen Tag die Forderung aufrecht erhalten, jedes Gesellschaftsmitglied habe sich restlos der revolutionären Sache zu opfern. Die Kommenden gehen dabei völlig leer aus. Es ist das ein offensichtliches kulturelles Manko in der russischen Revolution. Wir Westeuropäer müssen uns immer wieder auf unser vornehmstes Besitztum, auf die antike Humanität, besinnen, wollen wir nicht gegenüber der hier, in der russischen Revolution, aufgespeicherten Fülle moralischer Schönheit an unseren traditionellen Grundüberzeugungen irre werden. Und dann wären wir steuerlos. Denn darüben sollten wir uns doch keinerlei Illusion hingeben: Kein Nichtrusse wird je den Geist der russischen Revolution restlos in sich aufnehmen. Er wird da immer ein Fremder bleiben. Und er wird sich immer wieder stoßen an gewissen Kulturlosigkeiten, die der Russe völlig übersieht, und die ihm darum keineswegs das zu jedem Kulturkampf unentbehrliche Bewußtsein nehmen, absolut im Rechte zu sein. Kein Westeuropäer aber, der auf dem Boden seiner Kultur steht, kann der russischen Revolution durchaus recht geben. Es handelt sich da für ihn immer um ein Entweder — Oder.

Das Kulczyckische Buch über die russische Revolution bedeutet einen großen Fortschritt gegenüber allen bisher in deutscher Übersetzung erschienenen Werken desselben Gegenstandes (von Thun, Ciliakus und Stepniak.) Und das sowohl was Reichhaltigkeit und Gliederung des Stoffes als vor allem was die Kritik anbetrifft. Jeder Kenner der russischen Revolution wird ohne weiteres zugeben, daß Unparteilichkeit hier aufs äußerste erschwert ist. Kulczycki bleibt aber wenigstens aufrichtig bestrebt unparteiisch zu sein. Er gibt nicht bloß die historischen Zusammenhänge in weitem Umfange — seine Darstellung der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung Rußlands bis zum neunzehnten Jahrhundert (im ersten Kapitel seines Buches) ist geradezu musterhaft — er weist auch ununterbrochen hin auf die in Abstammung, Erziehung und Milieu notwendig begründeten Befangenheiten der leitenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Revolutionsgegner. In hohem Maße anzuerkennen bleibt es des weiteren, wie der Verfasser den beispiellosen Verführungen des romanhaften Stoffes entgeht: Sein Blick bleibt stets auf die Hauptlinien gerichtet. Er will nicht bewundert werden, er will unterrichten. Und das allein macht den Historiker.

Alles in allem ein vorzügliches Buch! Wohl geeignet, Vorurteile zu zerstören, Gedanken anzuregen, Hoffnungen zu nähren und jenes tiefe Lebensgefühl in uns zu erwecken, das dem Bewußtsein entspringt, daß wir alle, ohne jede Ausnahme, und ob wir es wollen oder nicht, notwendige Mitwirkende sind in dem gewaltigen Heldendrama des europäischen Kulturkampfes.

Dr. Karl Nötzel

Glossen

Premiere

„Nach einer Depesche aus New York wurde gestern in Jackson, der Hauptstadt von Georgia, der Negerpastor William Turner vor geladenem Publikum auf der Bühne des Operettentheaters hingerichtet. Er hatte einen reichen Pflanzer ermordet und man wollte den Hinterbliebenen desselben die Genugtuung verschaffen, der Hinrichtung des Mörders bequem beiwohnen zu können.

Während man auf der Bühne den Galgen errichtete, füllten sich die Logen und der Zuschauerraum mit Leuten. Turner wurde lebhaft begrüßt, als er auf die Bühne gebracht wurde, und man verlangte, daß er eine Rede halten solle. Er ergriff auch das Wort und sagte: „Einen letzten Rat gebe ich meinen Landsleuten: Trinkt keinen Whisky!“

Dann wurde ihm der Strick um den Hals gelegt und er verschwand in der Versenkung. Die Hinrichtung hätte ursprünglich im Freien stattfinden sollen, wurde aber wegen des schlechten Wetters im Saale vollzogen.“

Eine Nachricht, so unglaublich, daß sie wahr sein könnte. Ein amerikanischer Premierenbericht. Vor Beginn der Vorstellung werden Instrumente nicht gestimmt, sondern aufgerichtet. Der Star hält eine Ansprache, und zwar vor dem eigentlichen dramatischen Höhepunkt, weil er nach Schluß der Vorstellung kaum mehr Gelegenheit haben dürfte, vor dem jubelnden Publikum sich zu verneigen. Er ist dann anderweitig beschäftigt. Das Interesse auch europäischer Regisseure up to date dürfte insbesondere durch die ganz eigenartige Verwendung der Versenkung erregt werden. Das Drama selbst wirkte einfach und geradezu. Der amerikanische Mensch hat nicht Zeit für langwierige Verwicklungen. Er knüpft den dramatischen Knoten rasch und energisch. Ein resoluter Riß — basta! Während Europa immer noch allerlei zimperliche Faditäten kultiviert, ist Amerika bereits bei der „Strick-um-den-Hals“-Realistik angelangt. Auch die Moral fehlt nicht, sie heißt: „Trinkt keinen Whisky!“ und ist an praktischem und Allgemeinwert der Moral etwa des „Ödipus“ weit überlegen. — Es war denn auch ein ganz echter Erfolg, so einer von der großen amerikanischen Sorte, die „Lustige Witwe“ ist nichts dagegen. Es ist anzunehmen, daß dieser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geniale Sketsch bis ins Endlose wiederholt werden wird. Leider erfordert diese neue und reizvolle Gattung einen immensen Verbrauch an Hauptakteuren.

Berthold Viertel

Der König

„Der König," sagt Langbehn, „darf sich mit Recht rühmen, schon von Geburt nicht nur mehr zu scheinen, sondern auch mehr zu sein, als andere Menschen; denn auch nach rein naturwissenschaftlichen Gesetzen summiert sich die Kraft der Vorfahren . . . in den Nachkommen." Den Rembrandtdeutschen einfach vor die Nutzanwendung zu stellen; zu fragen, wie Nikolai, Georg der Fünfte, Wilhelm der Zweite als Beispiele neben der These wirken, wäre leicht. — Wichtiger, doch nicht zutreffender ist die biologische Begründung.

Die Wurzel ihrer Verkehrtheit ist aber die: Stammbaumkunde beruht auf Verleugnung des Muttertums.

Wenn der Mensch seiner Mutter so nah verwandt ist wie seinem Vater: dann ist er es auch ihren Eltern; und deren Eltern, und so hinauf in jeder der rückwärts verzweigenden weiblichen Linien. Das bedeutet: Zehn Generationen aufwärts ist er mit 1024, fünfhundert Jahre zurück mit 33 000 Menschen gleichmäßig blutsverwandt. So die mathematische Formel. In Wirklichkeit weist die Familienforschung freilich nach, daß unter diesen Vorfahren ein rasch wachsender „Ahnenverlust" eintritt: die gleichen Personen erscheinen doppelt und vielfach auf der Ahnentafel. Trotzdem: Auch bei der strengsten Inzucht hat der Standesherr (von illegitimen Störungen ganz abgesehen) zum mindesten einige Hundert gleichberechtigte „Vorfahren". Die Ahnen im unmittelbaren Mannesstamme unterscheiden sich von den übrigen durch nichts, als daß sie — buchmäßig sind. Barer Unsinn ist es, in einem Herrscher über Jahrhunderte hinweg Charakterzüge der Ahnherrn festzustellen — selbst wenn dieser Forschungszweig weniger tendenzverdächtig wäre. Nicht aufwärts breitet der Stamm sich aus, sondern abwärts in die Vergangenheit. Nicht fernen Nachkommen wird der König seine Eigenschaften vererben: umgekehrt: hundert Vererbungslinien laufen in ihm zusammen.

Und welches sind dann im Einzelfall seine Eigenschaften? Das zu sagen ist fast unmöglich. Sein Amt stellt ihn in ein Energiezentrum, das auch dann noch Kräfte ausstrahlen würde, wenn ein leerer Raum an Stelle des lebendigen Wesens bliebe. Die Legende vom toten Feldherrn. Eines Königs Wirkung ist gleich seinen Eigenschaften: multipliziert mit einer Million; seine Eigenschaften gleich seiner Wirkung: dividiert durch eine Million.

So versteht sich auch der Spruch vom Diener des Staates. Wenn der Bürger im Fürsten seinen Funktionär sieht, hat er recht — mit einer Übertreibung von 10 000 000 zu 1. Der Wahrheitsgehalt der Behauptung ist: Wir hängen, der Kaiser und ich, im gleichen sozialen Netzwerk; nur an verschiedenen Enden. Und wenn ich an einem Ende zupfe, so merkt er es nicht . . .

Hermann Friedemann

Im Zeichen des Verkehrs

Wir leben im Zeitalter des Verkehrs.

Ein beliebtes Schlagwort. Es hat aber nur Gültigkeit, wenn man das Heute mit Gestern vergleicht und keine höhere Warte ersteigt, um ein längeres Stück Vergangenheit in der Weltgeschichte zu übersehen.

Die Statistik zeigt uns, wie viel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schiffe die Ozeane durchqueren, wie viel Millionen Tons befördert werden und wie schnell die Dampfer aus fernen Welten zurückeilen. Alle Zeitungsleser werfen sich stolz in die Brust — wie herrlich weit wir es gebracht haben. Der Weltverkehr ist endlich erobert, eine neue Zeit bricht an.

Tatsache ist, daß erst heute die drahtlose Telegraphie und die Riesendampfer erfunden sind, aber wenn wir ganz ruhig und sachlich untersuchen, welchen Nutzen die Menschheit in Wirklichkeit durch diese technischen Errungenschaften hat, so muß der vorurteilsfreie Beobachter stutzen. Dem einzelnen Kaufmann kann die Schnelligkeit Vorteil bringen; einzelne Artikel werden verbilligt für das Volk; die militärische Leistungsfähigkeit wird gesteigert. Aber es ist eine quantitative, keine qualitative Steigerung im wesentlichen erreicht. Die überschätzende Auffassung basiert auf ganz falschen Kenntnissen über den Weltverkehr vor der Erfindung der Dampfmaschine und des Telegraphs.

Die Aufstände in Afrika haben gezeigt, daß Nachrichten über ungeheure Gebiete des afrikanischen Busch's durch Feuersignale und Trommelzeichen viel schneller von den Eingeborenen verbreitet werden konnten, als es mit unseren Telegraphen, durch die Kompliziertheit der Anlage, möglich war.

Der aktuelle Erfolg kann verschieden sein, aber die kulturelle und zivilisatorische Wirkung für die Gesamtheit des Volkes bleibt die gleiche, ob in einer Stunde oder in einem Monat die Nachricht verbreitet wird. Die Hauptsache ist, daß überhaupt ein Austausch der Güter und Gedanken stattfindet. Dazu ist ein internationaler Verkehr notwendig — und ist dieser wirklich erst jetzt erfunden?

Seit uralten Zeiten bestand ein Karawanen- und Schiffahrtsverkehr, über dessen Umfang und Regelmäßigkeit keine Statistiken existieren, aber dessen Bedeutung an seiner Wirkung zu erkennen ist. Römische Glasperlen sind in alten Urnengräbern im Norden an der russischen Grenze, im Innern Afrikas und in den Steingräbern Japans gefunden. Römisches Geld hatte in der ganzen Welt Kurswert; vom Rhein bis zum Yangtsekiang. Später wurde arabisches Geld die Weltmünze.

Aber schon vor dem Weltreiche Rom gab es Welthandel.

Ägyptische Reliefs zeigen importierte Artikel aller Art, und in einem vorrömischen Grabe in Dänemark fand sich ein Goldarmband, dessen eigenartige Form nur noch am schwarzen Meer bekannt geworden ist.

Und nicht nur leicht transportable Luxusartikel wanderten von Hand zu Hand über die ganze Welt, sondern auch Stapelartikel wie Kupfer und Edelmetalle. Chinesische Seide wurde in Rom gehandelt und orientalische Stoffe und Teppiche waren der Schmuck der Paläste und Kirchen Europas vor Jahrhunderten — wie heute.

Über die Leistungsfähigkeit der alten Fahrzeuge bestehen ebenfalls im allgemeinen ganz unrichtige Vorstellungen. Die Phönizier und Wikinger fuhren mit ihren Schiffen nach allen Ländern ihres Interesses und im australischen Archipel machen heute noch Völkerstämme in ihren kleinen Booten Reisen von vielen Wochen. Ist nicht Amerika mit Segelschiffen entdeckt? Mit den Produkten wanderten auch die Techniken, die Formensprache und ihre Anwendungsarten, soweit ein Bedürfnis für sie bestand.

Auf den Handelsstraßen zogen nicht nur ununterbrochen Völkermassen im friedlichen Verkehr, sondern auch kühne Eroberer, wie Alexander der Große und Hannibal, die Hunnenführer und die Mongolenfürsten mit gewaltigen Heerscharen und Troß. Der Einfluß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Völkerwanderungen war kulturell und zivilisatorisch viel bedeutender als es heute durch Schnelldampferreisen möglich ist. Moderne Flotten bringen die Menschen zwar schnell an die Kampfstelle, aber sie tragen sie auch ebenso schnell wieder fort. Dagegen blieben die Griechen und Römer ebenso wie die Mongolen und Hunnen im eroberten Lande und schufen in körperlicher und geistiger Mischung neue Völker und Kulturen.

Auch über die Dauer derartiger Unternehmungen sind falsche Ansichten verbreitet. Vor allem ist darauf zu achten, daß garnicht die technische Frage des Beförderungsmittels allein ausschlaggebend ist, sondern viel wichtiger sind die klimatischen und natürlichen Einflüsse. Die Erntezeit bleibt stets die gleiche. Ebenso macht in gleich bleibendem Wechsel das Eis die Gebirge und Häfen unpassierbar, und die Sandstürme und Schneetreiben hindern heute wie früher am Vordringen. Wesentlich ungünstiger für die modernen Verhältnisse ist die Kompliziertheit unserer Einrichtungen, denn die Eisenbahnen verlangen Schienen, die Dampfer Kohlen und der Telegraph Drähte, und wo sie nicht sind, ist der ebenfalls komplizierte Europäer hilfloser als die einfachen, angeblich unkultivierten Völker der früheren Zeiten.

Wir können uns heute unser Leben ohne Kaffee, Tee, Tabak, Schokolade und Kartoffel kaum vorstellen, und doch sind alle diese Lebensmittel in Europa erst im siebzehnten Jahrhundert bekannt geworden. Welche modernen Güter haben auch nur eine annähernd bedeutungsvolle Umgestaltung unserer Lebensgewohnheit herbeigeführt? Und im Altertum gab es ähnliche Neuerungen, so zum Beispiel kam das Pferd aus Zentralasien erst in historischer Zeit nach Griechenland. So weit wir die Geschichte der Völker rückwärts verfolgen können, immer sind Menschen und Tiere und Dinge gewandert, und niemals hat es auf die Dauer Oasen gegeben, in denen, abgeschnitten von aller Welt, Völker ihr einsames Leben geführt haben. Natürlich ist der Kulturzustand der einzelnen Völker ganz verschieden und jedes Volk nimmt nur das auf, was ihm nützlich ist. Dabei wird das Tempo durch das Festhalten an liebgewordenen Sitten und Vorurteilen oder durch ähnliche Begleitumstände reguliert. In Japan drängte die politische Entwicklung der letzten Jahrzehnte zu einer überstürzten Annahme der europäischen Kultur und in China zum Beharren in altorganisierter Abschließung. Der Bauer im innern Rußlands weiß heute von dem, was wir europäische Kultur nennen, sicher nicht mehr als der afrikanische Neger in den Kolonien, vielleicht noch weniger.

Viel wichtiger als der heute weit überschätzte zivilisatorische Einfluß der Kenntnisse und Dinge ist die gewaltige Kraft der Ideen. So paradox es klingen mag, die Gedanken als umformende Weltanschauung wandern heute langsamer und kraftloser als in früheren Zeiten.

Die Geschichte aller Religionen zeigt, daß zuerst meist einzelne glaubensstarke Männer — niemals Frauen — die Kunde des neuen Gedankens zu weit auseinander liegenden Völkern erfolgreich getragen haben oder daß die Besiegten freiwillig oder gezwungen sich zum Gott der erfolgreichen Sieger bekehrten.

Telegramme können Nachrichten übertragen aber keine Ideen. Nur das gesprochene Wort, vorgetragen von einer gläubigen Persönlichkeit, kann überzeugend wirken. Missionare zogen für viele Glaubensbekenntnisse in die Welt, und ihr Erfolg hat niemals davon abgehangen, ob die erste Reise zur Stätte der Arbeit sechs Wochen oder zwei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahre dauerte. Aber sicher hat der selten gesehene Fremde mehr Beachtung und Einfluß gewinnen können als heute im Strome der Massenwanderung. Je regelmäßiger und schneller der Verkehr stattfindet, desto oberflächlicher und einflußloser wird er. Der Reisende, den das Schiff schnell in die Weite hinausführt, kommt ebenso schnell wieder zurück, dabei halten ihn Telegraph und Zeitung mit tausend Banden mit seiner Heimat verbunden. Wissenschaft und Technik wird schneller erlernt und übertragen als Religionen und Weltanschauungen.

Ein Austausch der Güter und Ideen hat stets stattgefunden, solange die Welt von Menschen bewohnt wird. Die besser entwickelte Technik hat Bequemlichkeiten geschaffen für eine quantitative Steigerung. Schnelligkeit und Masse haben zugenommen, aber kulturelle Fortschritte sind nicht hervorgerufen. Im Gegenteil, je komplizierter und raffinierter, je umfassender und schneller der Verkehr stattfindet, desto oberflächlicher und kulturfeindlicher ist in gewissem Sinne die Wirkung.

M. Rakso

Von der Intoleranz

Durch das Dogma baut sich der Mensch Brücken, Dämme und Zäune hinein in das große Geheimnis. Will er sich stützen auf sie, so betrügt er sich selber. Weiß aber der Mensch, daß es luftige Geistesgebilde sind, seine Dogmen, und will er nur weiter klettern an ihnen in das große Geheimnis hinein, so gleichen die Dogmen den Stufen, die wir in den Eisberg schlagen, den wir erklimmen: Die Sonne wird sie abschmelzen, unsere Stufen — wir wissen das —, dann aber sind wir längst auf der Höhe und blicken von dort aus weiter und freier hinein in die Unendlichkeit als drunten, wo unsere Stufen begannen.

Das Dogma soll das, was wir erleben, was wir nicht halten, nicht fassen können, das Geistige in uns und über uns, begreiflich machen allen Menschen. Dazu bedarf es des Vergleiches mit dem Greifbaren, mit dem, was wir zu sehen imstande sind. Jeder Vergleich von Geistigem mit Faßbarem ist aber restlos verständlich bloß dem, der ihn schuf. Niemals deckt sich Körperliches mit Übersinnlichem. In den Rest aber, den jedes Dogma freier Auslegung gewährt, in den nistet sich alles Mehrrechthabenwollen des Menschen ein, all' sein Herrscherwillen, all' sein Mißgönnen. Denn im Grunde will der Mensch die Wahrheit für sich allein haben und ist ihr doch nicht gewachsen: Denn er fürchtet ohne Unterlaß, seine Wahrheit könne nicht die Wahrheit sein, wenn sich nicht alle Menschen bekennen müßten zu ihr. Und darum hütet er sie eifersüchtig, seine Wahrheit, auch vor ihren Mitbekennern. Und darum will er nicht zugeben, daß wer sie leugnet, seine Wahrheit, daß der überhaupt irgend etwas Gutes wollen könne. Denn der Mensch will den mißachten dürfen, der seine Wahrheit leugnet, und darum verleugnet er selber seinen Verstand und schließt von einer Entscheidung des Geistes auf eine Richtung des Willens bei seinem Nächsten.

Und stets endigt der Mensch bei Gedankenfehlern, wenn er etwas übernimmt, was über seine Kräfte ist, und eigensinnig verharrt bei solchem Unterfangen: Wer die Wahrheit für sich allein haben will und sie doch nicht allein zu tragen vermag, der haßt den, der eine andere Wahrheit verkündet! Und wir hassen überhaupt nur den, der uns die eigene Schwäche zum Bewußtsein bringt. Intoleranz nennen wir den Haß aus Eifersucht um die Wahrheit!

Intoleranz ist im Grunde Angst vor dem, was ohne Ende ist, was weiter ist als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unser Denken. Sie ist eine kosmische Angst! Sie gebiert Haß gegen den, der das Weltall mit anderem vergleicht wie wir, um es begreifen zu können: denn der zwingt zu quälendem Zweifel: Also könnten wir selber vielleicht Unrecht haben? Oder gibt es vielleicht mehrere Wahrheiten? Also muß ich meine Wahrheit umdenken? Und ich habe mich doch schon häuslich niedergelassen in ihrem Schatten. Und jetzt soll ich weiter ziehen und neue Wohnstätten suchen! Das ist quälend, voller Mühe und immer ein Wagnis! Denn wo finde ich gleich den Ort, wo meine Hoffnungen sorglos wandeln, und wo meine Begierden ungesehen ruhen in sicherem Verstecke? Und ich hasse den, der mich zwingt zu allen diesen Mühen!

Intoleranz nennen wir solchen Haß!

Manas

100 000

Dem oft beklagten Zusammenbruch des deutschen Idealismus und seinem viel verlästerten Symbol, dem Siegeszug der wiener Operettenkomponisten, deren Gehirne die besten Mikroskope nicht von Schlamm und Schleim unterscheiden können, mag heute eine wahrhaft erfreuliche Mitteilung entgegengehalten werden: Die Ernte, eine Sammlung deutscher Lyrik ist in hunderttausend Exemplaren abgesetzt worden. Damit hat die Nation eine Widerstandskraft gegen den Amerikanismus und ein Beharrungsvermögen in ihrem ursprünglichen und noch lange nicht verdorbenen Geiste bewiesen, der aller Achtung wert ist. Und alle die, welche sonst nur Verwüstung und Zerstörung sehen, die Gemeinheit beim Triumphe, die Dummheit bei der Vorherrschaft und den Kitsch an allen Staats- und Privatorten antreffen, sollten sich dieser Tatsache freuen.

Ich weiß nicht, ob es noch anderen so ergeht. Ich für meinen Teil, bleibe oft genug vor Buchhandlungen stehen, und freue mich dieser Zahl, die gerade in diesem Falle so viel bedeutet. Sehe ich freilich alle die Leichen und Tiere an mir vorübergehen, die in diesem asphaltierten Bassin herumwimmeln, so weiß ich nicht recht woher die hunderttausend Leser stammen, die ich mir wie eine Gemeinde denke, die täglich oder doch wöchentlich die angebetetsten Schöpfungen in sich aufnimmt. Aber es kann nicht bezweifelt werden, daß sich in der großen, breiigen, zähen Masse ein kleiner, edler Kern befindet, der lautlos wächst und lange unbekannt geblieben, wie ein Geschenk des Himmels, wie eine Hoffnung für unser Schaffen, wie ein Blankoakzept auf die Zukunft durch die Mitteilung eines Verlegers plötzlich sichtbar wird: Die Ernte, die beste deutsche Anthologie, hat hunderttausend Käufer, also — mindestens — zweihunderttausend Leser gefunden.

Dieser Zahl gegenüber müssen die Klagen unserer Schriftsteller verstummen. Was will es bedeuten, daß George und Rilke noch nicht über die dritte und vierte Auflage gekommen sind? Nichts, denn daß sie sie mit so hemmungsreichen, neuartigen Gedichten erreicht haben, ist fast ein Erfolg des an sich arbeitenden deutschen Geistes. Was will es bedeuten, daß „Glaube und Heimat" fünzigmal aufgelegt wurde? Nichts, denn die 200 000 Leser der Ernte zählen hundertfach. Und hat nicht ein Liliencron die Auswahl seiner Gedichte vierzigmal erscheinen sehen? So bestätigen Erfolge moderner Dichter nur die Existenz eines deutschen Bildungsdranges, den andere, vordringlichere Zeichen oft genug in Frage gestellt haben. Kein Zweifel, es werden nicht nur mehr Bücher als früher, sondern auch mehr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gute Bücher als früher gekauft und nie vorher ist so viel gute Lyrik so weit verbreitet gewesen wie jetzt.

Der Erfolg der Ernte und aller anderer „Bücher der Rose" ist aber auch ein hoffentlich epocheschaffender Erfolg des billigen Buches. Schön gebundene oder kartonierte Bücher, zwei- bis fünfhundert Seiten stark, oft noch von Künstlern illustriert, sind heute für ein, zwei, drei Mark zu kaufen. Goethe, Schiller, Lessing, die Bibel, Herder, Kleist, Kant, Fichte, Grimm sind längst nicht mehr in eine Universalbibliothek verbannt, deren Billigkeit relativ überboten ist und deren Ausstattung sich zwangsweise notwendiger Verschönerung zu erinnern beginnt. Leichte Reklamemittel wie Uniformität der Bände und Einheit des Preises mögen bei den großen Erfolgen der beiden Langewiesche und der Insel mitgewirkt haben, deren Mittel sich auch Meyer & Jessen mit Glück bedienen. Aber ein anderes Motiv bestärke unseren Optimismus: Die beiden Bände der Ernte stellen den größten Erfolg ihrer Bücherserie dar; niemand war verhindert, statt zu einem Bande Gedichte zu einem Roman von Huch zu greifen; aber hunderttausend forderten eine streng künstlerische Anthologie, und heute gibt es eine zersplitterte Großstadt, in der ein jeder den Extrakt deutscher Lyrik in Händen hält.

Felix Stössinger

Zum Kapitel: Pocken und Impfung

Wenn uns die Tageszeitungen recht berichtet haben, sind auf dem heurigen Impfgegnerkongreß zumteil sehr absonderliche Meinungen in wenig erquicklicher Form geäußert worden. Affekte sind in solchen Fragen schlechte Waffen und schaden dem, der sie anwendet, meist mehr als dem, gegen den sie sich richten. Hier braucht man kühle Köpfe und vorsichtige Empiriker wie den Doktor Böing. Aber die werden freilich immer rar sein und keine Massenwirkung erzielen können.

Wer sich für die Pocken- und Impffrage unvoreingenommen interessiert, dem ist jetzt, als Band 10 der „Klassiker der Medizin" (J. A. Barth, Leipzig), Edward Jenner's grundlegende „Untersuchung über die Ursachen und Wirkungen der Kuhpocken" (1798) leicht zugänglich gemacht. Mancher wird nicht ohne Verwunderung hören, daß der Grundgedanke der Jenner'schen Immunisierungsmethode alter Volkstradition entstammt und recht eigentlich δι' ἐμπειρίας gewonnen worden ist. Daß manche Voraussetzungen Jenner's sich als unrichtig erwiesen, daß vor allem sein Glaube an einen dauernden Schutz durch einmalige Vaccination irrig war, — das gibt dem wissenschaftlichen und namentlich dem laienhaften Gegner noch lange kein Recht, sich großartig über den sonst peinlich gewissenhaften und sympathischen Landarzt von Berkeley zu erheben oder hinwegzusetzen, zumal schon er sich ernstlich mit der wichtigen Frage nach den Kautelen der Impfung beschäftigt hat.

Dieselbe Sammlung bringt in ihrem zwölften Bändchen eine Übersetzung der Schrift des Abu Bekr Muhammed Ibn Zakarija ar-Razi, gemeinhin Razes genannt, „über die Pocken und Masern", ein „von hippokratischem Geist durchwehtes" Stück arabischer Medizin aus der Zeit um 900 n. Chr.

Dr. med. Blaich

Friedensvermittler

Es verlautet, daß der russische Zar in Konstantinopel und Kaiser Franz Josef in Rom gleichzeitig und einvernehmlich einen Vermittlungs-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schritt für den Friedensschluß zwischen der Türkei und Italien unternommen hätten. Wäre schon der persönliche Einsatz dieser beiden, sonst sehr reservierten Monarchen von besonderem Interesse, so wäre es nicht minder der politische Antrieb dieser Vermittlung. Rußland als die allzeit bedrohlichste Macht für das Osmanenreich, also mit dem Hintergrund eines gewissen Zwanges, Österreich, nach der Liebenswürdigkeit seines Kaisers für Italien, der Entlassung des angeblich kriegerisch gesinnten Generalstabschefs zugunsten der italienfreundlichen Politik Aehrenthals, zur Liquidierung eines Freundschaftswechsels.

Nach der Haltung der Jungtürken, die ihr System durch ein nochmaliges Zugeständnis an territorialem Besitz bedroht sehn und tatsächlich gewisse Erfolge durch die intelligente Ausnützung des sonst nicht türkenfreundlichen Arabertums aufzuweisen haben, und nach der kaum rosig zu nennenden Situation der Italiener in Tripolis, die trotz Übermacht und Annexion noch keine Gewalt über das Hinterland erringen konnten, scheint der Zeitpunkt zu erfolgreicher Vermittlung nicht allzu günstig.

Andrerseits müßte angenommen werden, daß einer persönlichen Intervention von zwei so zurückhaltenden Staatsspitzen eine tieferreichende Sondierung der beiderseitigen Geneigtheit auf diplomatischem Weg wohl vorangegangen sein dürfte.

Ein Friedensschluß ist derzeit nur denkbar, wenn die Türkei die Annexion anerkennt, Italien aber eine Entschädigung leistet. Und in diesem Rahmen soll sich auch die Vermittlung bewegen.

Das Sonderbare eines derzeitigen Friedensschlusses läge aber immerhin darin, daß mit Ausnahme des Wegfalls der Handvoll regulärer türkischer Truppen, die kriegerische Aktion kaum unterbrochen würde. Die Kluft, die zwischen Arabern und Italienern durch den geschickt von den Jungtürken aufgestachelten Haß enstanden ist, durch orientalische Grausamkeiten und italienische Repressalien noch vertieft, ist nicht rasch und leicht zu überbrücken. Auf dem Gewaltweg — mit Rücksicht auf die schwierige Durchdringung des Landes — wohl erst in unabsehbarer Zeit.

Es müßte zur Erreichung einer baldigen Pazifizierung seitens Italiens eine Art geschäftlichen Verhandlungssystems mit dem Arabertum eingeleitet werden. Und hierfür wäre der heutige Araber, der trotz seiner Wildheit, seinem Fanatismus, seiner Rachsucht und politischen Naivität ein geriebener, stets auf seine Vorteile bedachter Kaufmann ist, bei richtiger Behandlung und Einschätzung seiner Sondereigenschaften — das ganz geeignete Objekt. Nur auf diesem Weg könnte Italien nach glücklich vollbrachtem Friedensschluß in Tripolis einen baldigen Erfolg verzeichnen. Mit europäischem Autoritätsstolz, mit militärischer Härte, mit dem Rebellenbegriff wird dagegen lange nichts in diesem Land zu machen sein und der Friede keine Einstellung der Kämpfe bedeuten.

In dieser Hinsicht bekommt das tripolitanische Abenteuer eine symptomatische und alle Welt interessierende Bedeutung. Italien hätte jetzt zu zeigen, ob es Kolonialtalent besitzt — oder nicht . . . v. S.

Verantwortlich: für die Redaktion Otto Wolters, für den Inseratenteil Fritz Roeßler, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25
Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., in München
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

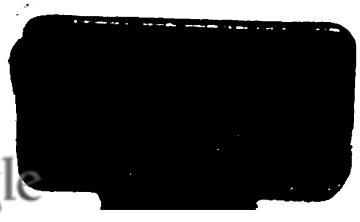
AP30
.M15
Jahrg. 5
1911
Bd. 4

JUL - 1 1969

Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE



Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
Original from
PENN STATE
Digitized by Google
Generated on 2019-10-27 15:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913730
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google